THE LIBRARY

REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA

Periodical Collection

CLASS

BOOK

# Bibliothek
der
# Neueſten Weltkunde.

Herausgegeben
von Malten.

Sumite materiam veſtris, qui ſcribitis aequam Viribus.
Q. Hor. Flacci Sent.

Virtute ambire oportet, non favitoribus.
M. Accii Plauti Sent.

Fünfter Theil.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

# Inhalt des fünften Bandes.


| | Seite |
|---|---|
| Stimmung der Gemüther im Jahr 1828 . . | 3 |
| Geſchichte Napoleons . . . . . . . . . . | 12 |
| Störung des öffentlichen Gottesdienſtes . . | 31 |
| Moraliſche Splitter . . . . . . . . . . . | 35 |
| Fortſchritte des Volksunterrichts in Irland . | 36 |
| Unterſtützung des Primarunterrichts zu Paris . | 43 |
| Zuſtand der Univerſitäten Deutſchlands i. J. 1827 | 44 |
| Gegenſeitiger Unterricht in Toskana . . . | 45 |
| Phyſikaliſcher Unterricht in Dänemark . . . | 46 |
| Ueber die Goldminen im Innern Afrika's . . | 47 |
| Briefe über den Orient . . . . . . . . | 57 |
| Skizze über Neapel . . . . . . . . . . | 65 |
| Möglichkeit einer Reiſe von dem Kupferſtrom bis zum Eismeere und der Hudſonsbucht | 69 |
| Gegenwärtiger Zuſtand der türkiſchen Regierung | 72 |
| Griechenlands Kampf und wahrſcheinliche Zukunft | 84 |
| Die verſchiedenen Religionen in Oſtindien . | 95 |
| Hinduswittwen . . . . . . . . . . . . | 99 |
| Englands gegenwärtiger Zuſtand . . . . . | 107 |
| Expedition gegen Algier . . . . . . . . | 117 |
| Gallerie merkwürdiger Perſonen Frankreichs . | 129 |
| Ein Wort über das Fabrikweſen des öffentlichen Unterrichts . . . . . . . . . . . | 139 |
| Die franzöſiſche Kolonie des Senegal . . . | 143 |
| Erſter Ausflug der Portugieſen nach Oſtindien | 150 |
| Einiges über Sizilien . . . . . . . . . | 154 |
| Erinnerungen aus Italien . . . . . . . | 156 |
| Lord Byron und einige ſeiner Zeitgenoſſen . | 164 |
| Niederlaſſung der Türken in Europa . . . | 169 |
| Fortſchritte der religiöſen Freiheit in England. | 191 |
| Blick auf die chineſiſche Philoſophie . . . . | 198 |
| Bevölkerung des Kantonsſpitals und des Irrenhauſes zu Lauſanne . . . . . . . . | 202 |
| Taubſtumme im Kanton Waadt . . . . . | 203 |
| Statiſtiſche Ueberſicht aller Staaten Amerika's | 204 |

# Bibliothek

der

# Neueſten Weltkunde.

Geſchichtliche Ueberſicht der denkwür-
digſten Erſcheinungen bei allen Völkern
der Erde, ihrem literariſchen, politiſchen
und ſittlichen Leben.

1828: 5-8

Herausgegeben

von Malten.

Fünfter Theil.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

## Stimmung der Gemüther im Jahr 1828.

Wenn die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes mächtig zur Vervollkommnung der politiſchen Anſtalten beigetragen haben, dürfte die Zeit nicht mehr fern ſein, wo ſie dem Verſtande zurückerſtatten können, was er ihnen geliehen hat, wo die Freiheit nicht mehr die Schuldnerin des Gedankens ſein wird.

Man hat die Beſchützer der Wiſſenſchaften, der Literatur vielfach gelobt. Faſt hat man die Dankbarkeit ſo weit ausgedehnt, Entdeckungen, Erfindungen, Meiſterwerke ſelbſt, auf Rechnung der Regierungen zu ſchreiben, oder die Früchte des Genies ihnen zur Ehre gereichen zu laſſen. Darüber läßt ſich Manches ſagen, was wir *hier* nicht ſagen mögen.

Wir haben in einem Nachbarſtaat ein befremdendes Schauſpiel geſehen. Die Beſchränktheit (um nicht mehr zu ſagen) hatte der Wiſſenſchaft den Krieg erklärt. Ein blinder Fanatismus bekämpfte die Vernunft aus allen Kräften. Das Reich der Geſetzmäßigkeit war ihm ein Gräuel. Es zu beſeitigen, war ſein unabläßiges Beſtreben. Die Verwilderung des Volks ſollte dazu das Mittel ſein. Es ſchlug fehl, weil das Volk ſchon zu aufgeklärt, zu unterrichtet war.

Eine ſonderbare Bemerkung drängte ſich bei alledem der Beobachtung auf. Sollte es wahr ſein, daß die möglichſt beſte Regierung, die der Freiheit und des Geſetzes, weniger zur Vernunft, zum Talent, zur

LIBERTZBERG BINDERY MAY 23 '30 JAN 23 '48

467912

Einbildungskraft der großen Maſſe ſpricht, als die der willkürlichen Gewalt, des Despotismus? —

Dieſe Frage wurde von einer Faktion ohne Zögerung mit „ja" beantwortet. Es gehörte zum guten Ton, die Verſchmelzung der Politik in der Literatur bitter zu beklagen. Aber man beſchränkte ſich auf Klage nicht allein. Man prophezeihte die gräßlichſten Revolutionen, die Totalvernichtung der Künſte und Wiſſenſchaften, weil aufgeweckte Köpfe ſich nicht mehr damit begnügen wollten, das ABC in ſeinen verſchiedenen Modulationen zu unſchuldigem Phraſenbau zu verwenden; weil ſie beharrlich darauf beſtanden, auch durchgreifende Gedanken in ihre Wortfügung zu legen. Schreiben kann Jedermann, inſofern er nur ein mittelmäßiges Ziviliſationsprodukt iſt. Denken und ſchreiben iſt etwas anderes.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß dieſe Beſorgniſſe nicht ganz unintereſſirt waren. Sie waren die Fühlhörner der Millipeden des Unſinns und der Volksverderbung, die Gebährungszeichen des Jeſuitismus, der Europa mit einer neuen anſteckenden Mißgeburt bedrohete. Glücklicherweiſe wurden ſie von den Begebenheiten, welche die Zeit veranlaßte, Lügen geſtraft und beſeitigt. Die Erfahrung hat die Freiheit für den ihr aufgebürdeten verleumderiſchen Verdacht gerächt.

Und wünſchen wir Europa zu dieſem letzten Satansverſuche Glück. Das Bedürfniß geſetzmäßiger Verbeſſerungen hat ſich ſehr vermindert, es hat ſich im Gegentheil verſtärkt. Das Studium im Allgemeinen hat eine ernſtere Richtung genommen. Die läppiſchen Tändeleien der Almanachsliteratur, die

fruchtloſen Zänkereien der wiſſenſchaftlichen Orthodoxie, ſind zur Makulaturverweſung verdammt. Das Publikum will ſich bis in Romane unterrichten. Es läßt die Erzeugniſſe der Menſchen unbeachtet, die kein anderes Talent haben, als das durch Druckerſchwärze weißes Papier zu verderben, das auf eine vernünftigere Weiſe hätte verwendet werden können.

Der menſchliche Gedanke iſt unermeßlich. Das große Rad der Einbildungskraft erhält ihn in beſtändiger Bewegung. Die Natur allein zeugt überlegene Menſchen. Die Geſellſchaft iſt nur für die Laufbahn verantwortlich, die ſie eröffnet. Die geiſtige Bewegung, die in den letzten Jahren neugeſtählt worden, vermehrt, breitet täglich mehr ſich aus. Es iſt unmöglich, ihr Ziel zu erforſchen. Eine freie, fruchtbare Kritik iſt erſtanden. Unter ihren Händen gewinnt Alles eine neue, überraſchende Geſtalt. Sie befreit die Philoſophie von dem Joche des engherzigen Empirismus. Sie ſtattet ihm das Recht der Beherrſchung über alle menſchliche Kenntniſſe zurück. Sie zwingt die Politik zur Aufſtellung neuer Probetheorien, zur Uebereinſtimmung mit der Moral. Sie erneuert die Wiſſenſchaft der Geſetzgebung. Sie verändert den Geſichtspunkt der Geſchichte.

Zweierlei auf Erden kann nie genug emporgehoben werden, „Freiheit und Friede.“ Europa wird ihm ſeine Zukunft verdanken, die unter glücklichern Auſpizien ſich darſtellt.

Iſt der innere Friede geſtört, herrſcht die Gewalt allein, ſind die heftigſten Leidenſchaften, die lauteſten Intereſſen im gegenſeitigen Kampfe: wird der Ruhm nur der Preis ſtarker Tugenden, entſcheidender Ta-

leute. Unter ſolchen Umſtänden kann die Vernunft in kurzer Zeit viel für die Menſchheit thun. Ein einziger Tag führt oft eine Umgeſtaltung herbei, die kaum ein Jahrhundert der Ruhe in Ausführung gebracht haben dürfte. Alles dient, oder wenigſtens Alles kann den Fortſchritten zum Guten dienen.

Aber es iſt eben ſo wahr, daß in dem Gewühl bürgerlicher Uneinigkeiten die Vernunft ſich nicht genug ſammeln kann, um in der Kenntniß der Wahrheit mehr vorzudringen, daß das Genie nicht mit Ruhe in ſeine Betrachtungen ſich verſenken kann, um die Wunder der nachahmenden Künſte zu erzeugen. Unter ſolchen Umſtänden iſt die Politik den Wiſſenſchaften, der Literatur ſchädlich. Leidenſchaft, Nothwendigkeit, augenblicklicher Zufall beſtimmen faſt alle Anſichten des Geiſtes. Sie können richtig ſein; aber ſie ſind beſchränkt. Der unintereſſirten Erforſchung der Grundſätze, der ruhigen Betrachtung des Schönen iſt, durch den Ehrgeiz des Handelns, durch den Wunſch des Sieges und des Heiles ſelbſt, die Seele entriſſen.

Da, wo die Freiheit fehlt, erſcheint das Uebel unter einer andern, aber unter keiner beſſern Geſtalt. Die Vernunft kann nicht allein ihre Kühnheit und Offenheit verlieren, das Gewicht der Autorität hemmt nicht allein ihren Schwung; die Gewohnheit des Zwanges raubt ihr ſelbſt das Gefühl. Die Geiſter beugen und demüthigen ſich, wie wenn es ſo ſein müßte. Und befreiet man ſie auch vom Druck, ſie werden immer furchtſam bleiben.

Selbſt diejenigen, die im Stande ſind, ſich der Anſteckung einer allgemeinen Deferenz zu entziehen, ſchreiten weniger beſtimmt, weniger feſt der Wahrheit

zu. Das Beſtreben, einigen Einfluß auf das Geſchick der Geſellſchaft auszuüben, iſt in der That ein nützlicher Sporn, und ſeine freie Entwickelung erleuchtet, vergrößert des Geiſtes Bereich. Bleibt er der wirklichen Welt fremd, iſt ſeine Anſicht weniger ſicher, weniger ausgedehnt.

Macht iſt der Prüfſtein der Meinungen. Nur in freikonſtituirten Ländern können ſie ſich beurtheilen, weil ſie allein da verſucht werden. Der Verſtand wird da nicht als unthätiger Monarch behandelt. Der Gedanke der Minderheit durchdringt die Maſſen, und wird, unter dem Namen „öffentliche Meinung“, ein Regierungselement.

Faſt immer, in Abweſenheit der politiſchen Freiheit, fehlt es der Philoſophie bald an Umſicht, bald an Kühnheit. Sie unterwirft ſich und baut Schlöſſer in die Luft. Sie gibt dem Vorurtheil nach, wirft ſich in Syſteme, und nachdem ſie lange bloßer Schicklichkeit unterworfen geweſen, trägt ſie endlich unabſehbare Zuckungen in die Weltorganiſation über.

In den Zeiten, wo Jeſuitismus und unſinnige Tirannei ſich allbeherrſchend wähnen, bemüht ſich die brutale Gewalt, die Fortſchritte des Geiſtes zu hemmen. Der Prophet des ziviliſirten Verſtandes, Literatur genannt, wird von ihren Liktoren verſtümmelt. Die Kneipzange der Zenſur zerreißt die noch Leben verkündenden Glieder, und Mit- und Nachwelt wenden ſich mit Abſcheu von dieſen Ueberreſten.

Ein ſolch Verfahren raubt dem Schriftſteller alle Philanthropie, und verwandelt ihn in einen traurigen Egoiſten. Er ſchreibt nur für ſich, vielleicht (wie es der Beklagenswerthen ſo viele gibt) nur um ſein

elendes Daſein zu friſten. Er verkauft ſich mit Leib und Seele der beherrſchenden Gewalt, weil er ſich nicht mehr dem Teufel verſchreiben kann, und ſtatt der Menſchheit zu nutzen, ſchadet er ihr aus allen Kräften. Er befragt die öffentliche Meinung nicht, entweder weil er keinen Begriff von ihrer Autorität hat, oder weil ſein Vertrag ihm nicht zuläßt, darum ſich zu bekümmern. Das Publikum iſt nur der Strom, der ihm bequem genug ſcheint, ſich der Exkremente ſeines verſchrobenen Geiſtes zu entledigen. Durch ſolche Subjekte wird die Literatur zur feilen Metze entwürdigt, die Jedermann zu Gebote ſteht und von Jedermann verachtet wird. Sie iſt ſelten volkseigenthümlich, nie populär. Sie iſt eine erbärmliche Kopie der Gewalt.

An Beiſpielen fehlt es nicht. Wenn England lange Zeit an der Spitze der denkenden Nationen geſtanden, wenn es lange das Privilegium der wahren Aufklärung gehabt, kein Zweifel, daß es dieſen Vorzug ſeinen g u t e n Inſtitutionen verdankt. Früher f r e i, iſt es auch früher a u f g e k l ä r t geworden. Seine Literatur hat faſt immer den Stempel der Nationalität an ſich getragen.

Deutſchland hat auf eine andere Weiſe ſich ausgezeichnet. Es gibt k e i n Land, in welchem der Gedanke eine größere Thätigkeit gewonnen. Welcher Platz in der geiſtigen Ordnung der Dinge iſt erhabener, als der Deutſchlands? Woran liegt es nun, daß dieſes Deutſchland die Menſchheit bisher bei weitem mehr geehrt als ihr genutzt hat, daß ſein Einfluß immer noch hinter dem hohen Verdienſte ſeines raſtloſen Beſtrebens zurückſteht? ... Woran liegt es,

daß es ſeinen Doktrinen an jener gewinnenden Kraft, an jener poſitiven Tugend, an jener hinreiſſenden Evidenz fehlt, die allein den Geiſt der Maſſen ergreifen und beherrſchen können? ... Iſt daran nicht vielleicht ſeine politiſche Gleichgültigkeit Schuld? Und dürfte ſoviel geiſtige Unabhängigkeit nicht auch den Wunſch „um ein wenig mehr Freiheit“ laut werden laſſen? —

Frankreich bietet uns ein noch treffenderes Beiſpiel dar. Sein literariſcher Ruhm iſt groß. Aber vor einigen Jahrzehenden fand man noch in ihm eine Zurückgezogenheit bei jeder an höhere Intereſſen geknüpften Prüfung, eine ehrfurchtsvolle Aengſtlichkeit bei jeder zarten Frage, eine freiwillige Gefallſucht für alles Große und Mächtige, oft ſelbſt eine vollkommene Unwiſſenheit der Bedingungen und der Rechte der Geſellſchaft, mit einem Worte, einen befremdenden Kontraſt der Geiſtesſtärke und der Geiſtesfurcht.

Aber der Geſichtskreis erweiterte, der Geiſt ermuthigte ſich, der Verſtand fürchtet nicht mehr den Kampf mit Schwierigkeit und Macht. Die Wohlthaten der Philoſophie des letzten Jahrhunderts ſind unermeßlich. Bei alledem blieb ſie, ſo zu ſagen, zu literariſch, weil es ihr unterſagt war, geſellſchaftliche Realitäten zu berühren, in poſitive Geſetze überzugehen und durch politiſche Erfahrung ſich zu läutern. Freiheit macht ernſt, weil ſie jedem Bürger eine Miſſion gibt, und Weisheit wird ihm mit der Verantwortlichkeit zu Theil.

So wurde die Revolution eine Nothwendigkeit. Aber nicht gleich anfänglich konnte ſie all die Uebel heilen, deren Erzeugniß ſie war. Die Kriſis mußte der Heilung vorangehen. — Bürgerkriege können große

Karaktere entwickeln, ſchöne Handlungen veranlaſſen. Sie können ſelbſt den Nationen einen heilſamen Stoß für ihre Zukunft beibringen. Aber ſie tragen nicht unmittelbar zur Vervollkommnung des menſchlichen Geiſtes bei. So lang ſie währen, bleibt die Leidenſchaft verſchlingend; und erreichen ſie ihr Ende, dann iſt die Ermüdung oft ſo groß, daß das Volk nur nach Ruhe ſich ſehnt. Die folgende Generation allein genießt die Frucht des Beſtrebens der vorhergegangenen, und ſetzt ihr Werk fort.

Dieſer Augenblick für Frankreich iſt erſchienen. Die erſten zwanzig Jahre ſeiner Revolution raubten ihm zuerſt den Frieden, nachher faſt immer die Freiheit. Jetzt hat es Friede und das Reich der Freiheit beginnt. Noch ſind nicht alle Spaltungen ausgeglichen, und es iſt Frankreich vielleicht ſelbſt nicht anzuwünſchen, daß dieſer Fall vielleicht je ſtatt finden möge, weil eben dadurch die Wachſamkeit eines Jeden auf ſich ſelbſt, das Bedürfniß zu handeln, der Wunſch des Guten, des Beſſern erhalten wird.

Zuerſt frei, immer ohne Muſter, lange ohne Gleichen, hat England ſich in der moraliſchen Welt, wie in der politiſchen Ordnung iſolirt. Unter welcher Beziehung man es auch betrachten mag, man kann ſagen, daß es immer eine Inſel iſt; penitus divisos. Daher rührt die Eigenthümlichkeit, die es auszeichnet und welche die Ziviliſation nicht verwiſcht.

Aber in gewiſſer Hinſicht iſt dieſe Originalität ſelbſt ſchädlich geweſen. Selten hat es England zu einer gewiſſen Uebereinſtimmung mit den übrigen Nationen gebracht. Vielleicht hat ſein Stolz das nicht zugelaſſen. Wie dem auch ſei: ſein Genie iſt nicht

mittheilend, obgleich es ſehr mittheilungsfähig ſein dürfte. Darum iſt ſein Einfluß auch nicht ſo groß geweſen, als man es billigerweiſe von ihm hätte erwarten können.

Deutſchland iſt, mitten in Europa, wie eine gelehrte Univerſität. Es hat jenen gewiſſenhaften Hang zum Studium und zum Nachdenken, der nur in Einſamkeit, im Schweigen ſich entwickelt. Aber dies beſtändige thatenloſe Ueberdenken gibt ſeiner Philoſophie einen beinahe träumeriſchen Anſtrich. Ihr Zweck ſcheint fern, ohne wahrſcheinliche Anwendbarmachung. Sie macht keinen Anſpruch auf Allgemeinherrſchaft, und begnügt ſich mit ihrem häuslichen Regiment.

Im Gegenſatze Englands iſt Deutſchland zu unintereſſirt. Darum vernachläßigt es die wirkliche Welt, und erzeugt einen wiſſenſchaftlichen Quietismus, der beinahe ſchädlich ſein kann. Das deutſche Genie iſt eine Art praktiſcher Idealismus, den man mehr als Neuerer, denn als Reformator betrachten kann. Die Welt iſt für ihn nur eine Gelegenheit zum Studium. Aber die Wiſſenſchaft, ſelbſt wenn man ſie nur als Wiſſenſchaft betrachten will, verliert, wenn ſie nichts als ſpekulativ iſt.

Vielleicht kann Frankreich Deutſchland nie ſeine tiefe Gelehrſamkeit ſtreitig machen. Vielleicht wird es nie im Stande ſein, den graden Sinn, die praktiſche Geſchicklichkeit Englands ſich anzueignen, eben ſo wenig, als jene Friſche der Einbildungskraft, die nur dem nordiſchen Himmel eigenthümlich zu ſein ſcheint. Aber es kann ſich durch andere Eigenſchaften entſchädigen, die ihm eine große Rolle in der Vervollkommnung des menſchlichen Geiſtes, in der Politik,

der Philoſophie, der Geſetzgebung, in den Wiſſenſchaften überhaupt anweiſen. Es hat das köſtliche Doppelgeſchenk „Friede und Freiheit“ gewonnen; Alles kann in ihm wohlgelingen. Wünſchen wir ihm und uns Glück dazu.

## Geſchichte Napoleons.

### Fortſetzung.

#### Streben nach vollkommenem Frieden.

Die Allianz gegen Frankreich beſtand nur noch aus England, Portugal und der Pforte. Alle übrigen Mächte waren neutral. Der Pabſt erhielt den vollen Genuß ſeiner politiſchen Unabhängigkeit, unter der Bedingung, den Briten alle ſeine Hafen zu verſchließen. Dagegen wollte der erſte Konſul die geiſtliche Obergewalt des Vatikans anerkennen. Mit dieſem erſten Schritte begann zwiſchen beiden eine geheimnißvolle Unterhandlung über die Wiederherſtellung des Katholizismus in Frankreich, und über die Abſchließung eines Konkordats.

England beherrſchte das Meer; aber faſt alle Hafen Europa's waren ihm verſchloſſen. Es hatte ſich bemüht, den nordiſchen Bund zu zerbrechen; aber ſeine zu Berlin eröffneten Unterhandlungen waren geſcheitert. Die Mündungen der Elbe, der Weſer, der Ems wurden ihm verſchloſſen. Preuſſen beſetzte Hannover, Dänemark, Hamburg. Ungeheure Vorbereitungen wurden auf allen holländiſchen, ruſſiſchen, ſchwediſchen und däniſchen Werften getroffen. Drei ruſſiſche Armeen zogen ſich in Litthauen zuſammen.

Rußlands Seemacht beſtand aus 87 Linienſchiffen und 40 Fregatten; Schweden hatte 18 Hochbordſchiffe und 14 Fregatten; Frankreich 55 Linienſchiffe und 43 Fregatten, nebſt beinahe eben ſo vielen ſpaniſchen, holländiſchen und neapolitaniſchen Schiffen; Dänemark 20 Linienſchiffe und 14 Fregatten. Die Allianz gegen England konnte alſo bei 220 Linienſchiffe und 130 Fregatten zuſammenbringen. Nie war Großbritannien furchtbarer bedroht geweſen. Die ganze nördliche Küſte des Feſtlandes wurde mit Batterien überdeckt.

Die engliſche Flotte, unter Nelſons Oberbefehl, ging am 12. März 1801 von Yarmouth unter Segel. Am 30. März paſſirte ſie in drei Stunden durch den Sund und warf am Abend deſſelben Tages die Anker vor der Rhede von Koppenhagen. Am 2. April wurde die däniſche Flotte in einem vierſtündigen Treffen zerſtört. Ein hunderttägiger Waffenſtillſtand war das Reſultat dieſes ungleichen Kampfes.

Die Unternehmungen Pauls I. und Bonaparte's gegen England ſollten ſich jedoch nicht allein auf die Oſtſee beſchränken. Die Eroberung Oſtindiens, durch eine franzöſiſch-ruſſiſche Armee von 70,000 Mann, die in vier Monaten am Ufer des Indus ſein ſollte, war ihre Hauptabſicht. Die Stadt Aſterabad, am kaspiſchen Meer, in Perſien, war der Hauptverſammlungspunkt. Die franzöſiſche Armee in Aegypten ſollte ſich dahin begeben.

Aber die Ermordung Pauls I. in der Nacht des 24. März, in ſeinem eigenen Palaſte, gab den Begebenheiten plötzlich eine andere Wendung. Daß England dabei im Spiel geweſen, iſt keinem Zweifel un-

terworfen. Es mußte ihm Alles daran gelegen ſein, einen ſo gefährlichen Gegner, wie Paul I., zu beſeitigen. Eine kaiſerliche Proklamation zu Petersburg verkündete, daß der Kaiſer am Schlagfluß geſtorben ſei!

Dieſes Ereigniß zerbrach den nordiſchen Bund. Alexander I. ſchloß am 17. Juni einen Handelsvertrag mit England ab. Dänemark, Schweden, Preuſſen, mußten ihn ebenfalls anerkennen. Hamburg wurde von den Dänen, Hannover von den Preuſſen geräumt. Das ganze nördliche Küſtenland ſtand den Engländern wieder geöffnet.

Auf der andern Seite bemühete ſich der erſte Konſul, Portugal dem britiſchen Einfluſſe zu entreiſſen. Er hatte den Friedensfürſten Godoy für ſich gewonnen, und erbot ſich, ihn an die Spitze einer ſpaniſch-franzöſiſchen Armee zu ſtellen. Der Traktat wurde zu Madrid unterzeichnet. Godoy bemächtigte ſich, ohne beſonderen Widerſtand, einiger portugieſiſchen Provinzen. Das Kabinet zu Liſſabon wurde dadurch erſchreckt und erbot ſich, Olivenza abzutreten. Der Friede von Badajoz wurde am 6. Juni abgeſchloſſen. Aber Bonaparte befahl dem General Leclerc, im Namen Frankreichs die Feindſeligkeiten fortzuſetzen. Erſt am 29. September wurde zu Madrid der Friede zwiſchen Frankreich und Portugel unterzeichnet.

Das europäiſche Feſtland war es müde, ferner Theil an dem Kampfe zwiſchen England und Bonaparte zu nehmen. Schon ging die Abſicht dieſes letztern nicht mehr dahin, die Revolution in Europa zu populariſiren. Durch die That Meiſter von Frankreich, nachdem er ſein „Befreier“ geweſen, ſchritt er,

an der Spitze der großen Volksmaſſe, der unbeſchränkten Herrſchaft entgegen. Die Zeit rückte immer näher, wo er ihm die Geheimniſſe ſeiner Politik entſchleiern ſollte.

Seine Klugheit kann nur mit ſeiner Kühnheit verglichen werden. Er hielt es für durchaus nothwendig, die öffentliche Gunſt ſich durch eine Wohlthat zu erwerben, von der alle Klaſſen betroffen wurden: durch den „allgemeinen Frieden.“

Mehrere Symptome deuteten an, daß der Krieg nur die Möglichkeit einer Uebereinkunft verberge. Der franzöſiſche Geſandte, Otto, war noch immer zu London. Ein engliſcher Botſchafter befand ſich zu Paris. Die Paketboote gingen regelmäßig zwiſchen Calais und Dover hin und her. Pitts Miniſterium war von der politiſchen Bühne verſchwunden. Demungeachtet dauerten die Feindſeligkeiten auf der See noch immer fort.

Dieſer große Zweikampf ſchien ohne Ende, der Natur des Kampfplatzes und der gegenſeitigen Hartnäckigkeit der Streiter wegen. England zählte damals 130,000 Seeleute und 780 Kriegsfahrzeuge, die den ganzen Ozean beherrſchten und die Hafen Frankreichs und ſeiner Alliirten blokirten. Bonaparte ſeinerſeits bot alle ihm zu Gebote ſtehenden Kräfte auf, dieſem Sturm zu widerſtehen. Eine ungeheure Armee, große Batterien vertheidigten die Küſten von der Garonne bis zur Scheldemündung.

Achtzehn Monate waren verfloſſen, ſeit Bonaparte Aegypten verlaſſen. Er hatte der dort zurückgelaſſenen Armee Hilfe verſprochen. Aber ſchnell auf einander folgende wichtige Begebenheiten vergönnten ihm

nicht, bis dahin ſein Verſprechen zu erfüllen. Indeſſen erfuhr er, daß eine engliſche Flotte ſich bei den baleariſchen Inſeln zuſammenziehe, und daß ſie, in Mitwirkung der Türkei, zur Befreiung Aegyptens beſtimmt ſei. Sogleich faßte er den Entſchluß, ihr zuvorzukommen, und ebenfalls eine Armee zur Vertheidigung des Nils abzuſenden.

Gantheaume, der Bonaparte nach Frankreich zurückgebracht, ging von Breſt mit 7 Linienſchiffen, 2 Fregatten und 5000 Mann Landungstruppen unter Segel. Der engliſche Admiral Harway ließ ihn verfolgen, aber in der Richtung nach den Antillen, während Gantheaume durch die Meerenge von Gibraltar ging und die britiſche Station, unter Sir Warrens Befehl, überraſchte. Eine andere, unter Rochefort abgegangene Flotte, war weniger glücklich. Sie wurde angegriffen und zerſtreut.

Gantheaume war zu Toulon blokirt. Er erhielt den Befehl, unverzögert in See zu ſtechen. Es gelang ihm, die Wachſamkeit der Engländer zu täuſchen und bis in die Nähe von Aegypten zu kommen. Aber dort wurde er von den vereinten Flotten Keiths und Warrens angegriffen, und mußte ſich glücklich ſchätzen, ihnen entgehen zu können. Demungeachtet gab Bonaparte den Befehl, eine zweite Flotte abzuſchicken, die nicht glücklicher als die erſte war.

Nelſon hatte den Befehl erhalten, die Flotte von Boulogne zu verbrennen. Er erſchien am 4. Auguſt mit 30 Linienſchiffen und ſehr vielen Brandern. Der Contre-Admiral Latouche-Tréville ſchlug ihn zurück. Am 15. und 16. ſtellte er ſich auf's neue mit 70 Segeln ein. Er benutzte die Nacht, um den Hafen

zu überfallen. Aber ſein Vorhaben ſchlug fehl, und er machte ſich im höchſten Grade lächerlich durch die Behauptung, daß die franzöſiſchen Schiffe mit Ketten aneinander befeſtigt geweſen.

Eine große Begebenheit erregte plötzlich ein beſonderes Aufſehen in Europa: das Konkordat mit Rom. Bonaparte's „Bekehrung zum Katholizismus“ wurde allgemein für einen Theaterſtreich gehalten. Demungeachtet war ſie aufrichtiger, als man vermuthete. Aufrichtiger nämlich in Verfolgung ſeiner Entwürfe zur Wiedereinführung des monarchiſchen und prieſterlichen Despotismus, als man von einem Kinde der Revolution und nach allen bekannten Geſinnungen des Diktators hätte vermuthen ſollen. Die Wiederherſtellung des Altars ſollte die des Throns vorbereiten. Das Konkordat wurde am 15. Juli zu Paris abgeſchloſſen, und am 8. April 1802 wurde es Staatsgeſetz.

### Neue Konſtitutionen der bataviſchen, ziſalpiniſchen, liguriſchen und helvetiſchen Republiken.

Die Revolution der bataviſchen Republik war, wie die Genua's, eine häusliche Angelegenheit. Sie war ſchnell, wie Bonaparte's Wille, und ruhig wie der holländiſche Karakter. Das bataviſche Direktorium übernahm ſeinen eigenen Oſtrazismus ſelbſt. Im November 1801 wurde die neue bataviſche Konſtitution angenommen.

Die ziſalpiniſche Revolution bot auch nur eine einzige Konſtitutionsveränderung dar, aber ſie war nicht ſo unbemerkt. Am 12. November 1801 wurde beſtimmt, daß ſich eine auſſerordentliche Konſulta zu

Lyon verſammeln ſolle, um die Baſis der organiſchen Geſetze der Republik zu beſtimmen. 452 ausgezeichnete Italiener begaben ſich dahin, und verſammelten ſich am 31. Dezember. Der erſte Konſul hielt am 11. Januar 1802 ſeinen Triumpheinzug zu Lyon. Die Konſulta hatte ihre Sitzungen bereits am 4. begonnen. Am 25. wurden ſie geſchloſſen, mit dem Begehren, „daß der General Bonaparte auch ferner die ziſalpiniſche Republik regieren wolle.“ Dieſe nahm ſodann den Namen „italieniſche Republik“ an.

In der Schweiz, wo, des Karakters, der Erinnerungen und des theilweiſen Widerſtandes des Volks wegen, die Revolution nicht ſo leicht eingeführt werden konnte, als in Holland, Genua und in der Lombardei, verfolgte ſie einen andern Gang. Die Abſicht des erſten Konſuls ging dahin, Wallis von dem helvetiſchen Bunde loszureiſſen, und ſich durch dieſes Land eine Militärſtraße nach Mailand zu ſichern. In der Schweiz ſelbſt griff das alte Regierungsweſen die Revolution an. Eine allgemeine Tagſatzung verſammelte ſich am 7. September 1801 zu Bern. Sie ſetzte einen neuen Senat ein, und eine vollſtreckende Kommiſſion, deren Präſident Aloys Reding, eines der Häupter der Föderalopposition, war.

Reding begab ſich ſelbſt nach Paris, um die Wiederherſtellung der vom Direktorium vernichteten Ordnung der Dinge zu erlangen. Er wurde nicht zum günſtigſten empfangen. Ein neuer Konſtitutionsentwurf beſchäftigte den Senat drei Monate lang. Am 17. April 1802 wurde er jedoch beſeitigt, und ein anderer aufgeſtellt, den die ariſtokratiſchen Kantone annahmen, während die demokratiſchen ihn ver-

warfen. Bonaparte benutzte die dadurch verurſachte Gährung, um Wallis von der Schweiz loszureiſſen. Am 20. Juli räumten ſeine Truppen das helvetiſche Gebiet.

Indeſſen erklärten die demokratiſchen Kantone Schwyz, Uri und Unterwalden am 23. deſſelben Monats, daß ſie von der Union ſich losſagten. Die neue Regierung erklärte ihre Verſammlungen und Entſchlüſſe für illegal. Plötzlich verbreitete ſich die Inſurrektion auch über Zug, Glarus, Appenzell, St. Gallen, Rheinthal. Die ganze Schweiz griff zu den Waffen. Die Inſurgenten ſchlugen zweimal die helvetiſchen Truppen. Sie marſchirten gegen Zürich, das ihnen ſeine Thore nicht öffnen wollte, weshalb ſie es am 7. und 13. September bombardirten, aber ohne Erfolg.

Endlich am 18. beſetzten die Inſurgenten Bern, und entfernten die Regierung durch Kapitulation. Die alte Regierung wurde durch eine Proklamation wieder eingeſetzt, die Reding an alle europäiſche Mächte richtete. Die Gegenrevolution war vollkommen. Ein Waffenſtillſtand war abgeſchloſſen worden. Er ging am 26. September zu Ende. Eine „Bundesarmee“, unter dem Befehle des Generals Bachmann, ſetzte ſich in Bewegung. Sie beſetzte Freiburg, Murten und Neuenburg.

Die helvetiſche Regierung war auf dem Punkte Lauſanne zu räumen, und ſich nach Savoien zu flüchten, als der General Rapp, Adjutant des erſten Konſuls, mit folgender Proklamation ankam:

„Schweizerblut iſt durch Schweizerhand gefloſſen. Ihr habt Euch drei Jahre lang geſtritten, ohne

Euch zu verſtehen. Euch ferner ſelbſt überlaſſen, werdet Ihr Euch drei Jahre hindurch todtſchlagen, ohne übereinzukommen. Eure Geſchichte beweiſet überdem, daß Eure innern Kriege nie anders, als durch Frankreichs Dazwiſchentritt haben beendigt werden können. Es iſt wahr, daß ich die Parthei ergriffen, mich nicht mehr in Eure Angelegenheiten zu miſchen. Eure verſchiedenen Regierungen hatten mich beſtändig um Rath befragt, und ihn nie befolgt. Sie haben oft meinen Namen in ihren Leidenſchaften und Intereſſen mißbraucht. Aber ich kann und darf nicht fühllos bleiben bei dem Unglück, in welches ihr gefallen ſeid. Ich widerrufe meinen Entſchluß. Ich will der Mittler Eurer Zwiſtigkeiten ſein. Aber meine Vermittelung wird kräftig ſein, wie ſie den großen Völkern geziemt, in deren Namen ich ſpreche."

Dieſe Proklamation deutete zur Genüge Bonaparte's Abſicht an. Fünf Tage nach dieſer Ankündigung ſollte der Senat nach Bern zurückkehren und die konföderirten Truppen ſollten die Waffen ſtrecken. Aber zu Bern erklärte man, daß man zuvor die Tagſatzung von Schwyz zu Rathe ziehen wolle. Rapp geſtand ihr fünf Tage zu.

Am 9. Oktober erklärte ſie, „daß ſie die helvetiſche Regierung, die aus den gerechteſten Gründen gehaßt werde, nur durch Gewalt der Nation aufgebürdet, betrachten könne."

Sogleich ſetzte ſich Ney mit ſeiner Armee in Bewegung. Er war zugleich zum Oberbefehlshaber derſelben und zum bevollmächtigten Miniſter, an Verniacs Stelle, ernannt. Die entthronte Regierung

hatte ſich nach Luzern zurückgezogen, und die von ihr beſiegte wurde von Rapp wieder feierlich zu Bern eingeſetzt. Während Ney gegen Aargau vordrang, beſetzte Murat einen Theil Graubündens. Auf ſolche Weiſe war die Schweiz blokirt und überſchwemmt. Endlich, durch einen Senatus-Konſults vom 23. Oktober, wurde die Verſammlung der Deputirten zu Paris auf den 15. November beſtimmt.

Aber nichts konnte den Entſchluß der Tagſatzung von Schwyz erſchüttern. Bachmann hatte, ſeit Auflöſung der Milizen, ſie an ſich gezogen, und bewachte militäriſch mit ihnen die Reuslinie. Ney forderte von Zürich die proviſoriſche Regierung zu Luzern auf, ſich zu trennen. Die Tagſatzung gehorchte endlich, indem ſie zugleich gegen die ihr angethane Gewalt proteſtirte. Aloys Reding wurde, mit einigen andern Perſonen, zu Schwyz verhaftet, und auf Befehl der helvetiſchen Regierung nach dem Schloſſe Chillon gebracht.

Am 10. Dezember verſammelten ſich 56 Deputirte der Schweiz zu Paris. Der erſte Konſul zeichnete ihnen den Plan einer neuen Konſtitution vor. Endlich, da die Generalſitzung am 24. Januar 1803 kein beſtimmtes Reſultat herbeigeführt, ließ Bonaparte zehn Mitglieder der Deputation zu ſich rufen, und nachdem die verſchiedenen Punkte in ſeiner Gegenwart verhandelt worden, wurde die Vermittelungsakte am 9. Februar abgeſchloſſen.

Am 10. März fand die Auflöſung der Zentral-Regierung zu Bern ſtatt, und der General Ludwig Affry wurde zum erſten Landamann der Schweiz

für 1803 ernannt. Die erſte Tagſatzung verſammelte ſich zu Freiburg am 4. Juli.

## Bonaparte Konſul auf Lebenszeit.

Am 25. Februar 1802 war der Friede zwiſchen Frankreich und Tunis, und am 25. März der zu Amiens zwiſchen Frankreich, Spanien, Batavien und England abgeſchloſſen worden. Durch dieſen letztern erhielten Frankreich und ſeine Bundesgenoſſen alle von den Engländern eroberten Beſitzungen, mit Ausnahme der Dreieinigkeitsinſel und Zeylon, zurück. Das Vorgebirg der guten Hoffnung wurde der bataviſchen Republik wieder erſtattet. Malta wurde unabhängig erklärt und kehrte wieder unter die Beherrſchung des Malteſerordens zurück.

Am 25. Dezember 1801 hatte die Republik Lukka die politiſche Reform angenommen. Am 25. Juni wurde der Friede zwiſchen Frankreich und der Pforte unterzeichnet. Am 21. Juli konſtituirte ſich Wallis als unabhängige Republik. Am 11. September wurde Piemont mit Frankreich vereinigt.

Ein Senatuskonſult vom 7. Juni 1803 verlängerte Bonaparte's Konſulat auf zehn Jahre. Zwei durchaus neue, auffallende Geſetze erſchienen. Das vom 19. Mai ſtiftete den Orden der Ehrenlegion, deſſen Einführung eine ſtarke Oppoſition fand. Die Republik war wohl zu Grabe gefahren; aber alle Republikaner waren es noch nicht. Tags darauf, am 20., wurde ein zweites Geſetz bekannt gemacht, durch welches die „Sklaverei“ in den Frankreich durch den Frieden von Amiens zurückerſtatteten Kolonien wieder eingeführt wurde.

Eine andere Frage ward eben ſo unerwartet dem Volke vorgelegt: „Soll Napoleon Bonaparte Konſul auf Lebenszeit ſein?“ Am 2. Auguſt verkündete ein Senatuskonſult den Wunſch des Volks. Es wurde durch die Botſchaft des Senats an den erſten Konſul bewieſen, daß 3,557,885 Bürger frei votirt, und daß davon 3,368,259 für die Bejahung geſtimmt hatten. Das iſt, ohne Zweifel, eine der merkwürdigſten Wahlen.

„Das Leben des Bürgers gehört dem Vaterlande!“ antwortete Bonaparte dem Präſidenten des Senats. „Das franzöſiſche Volk verlangt, daß das meinige ihm ganz gewidmet ſei. Ich gehorche ſeinem Willen. Freiheit, Gleichheit und Wohlſtand Frankreichs ſollen ſicher geſtellt werden.... Das beſte Volk ſoll auch das glücklichſte ſein.“ ...

Dadurch war die Wahlmonarchie feſtgeſtellt. Zwei Tage nachher wurde die Umgeſtaltung der Konſtitution bekannt gemacht.

## Expedition nach St. Domingo.

Zwei Monate nach Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zwiſchen Frankreich und England, vernahm das Parlament mit Schrecken, daß eine große franzöſiſch-ſpaniſche Flotte von Breſt auslaufen und ſich nach Weſtindien begeben ſolle. Sieben Geſchwader, die zu Lorient, Rochefort, Cadix, Toulon, Breſt, Havre und Fließingen ausgerüſtet wurden, ſollten ebenfalls dazu ſtoßen. Ohngefähr achtzig franzöſiſche, ſpaniſche und bataviſche Kriegsfahrzeuge, wovon fünfunddreißig Linienſchiffe und einundzwanzig Fregatten,

die eine Armee von 21,000 Mann an Bord hatten, ſollten unter Segel gehen.

Am 14. Dez. 1801 ſtach die Flotte, unter Befehl der Admirale Villaret=Joyeuſe und Gravina, in See. Die Geſchwader von Lorient und Rochefort lichteten die Anker zu gleicher Zeit. Die erſte Expedition beſtand aus einundzwanzig Linienſchiffen, neunzehn Fregatten und Korvetten, auf denen ſich 11,000 Mann Landungstruppen befanden. Der Schwager des erſten Konſuls, General Leclerc, der zum Generalkapitän von St. Domingo ernannt worden, befehligte ſie.

Ein vierzehntägiger Sturm im biskayiſchen Meerbuſen raubte der Expedition den Vortheil, St. Domingo ohne Vertheidigung überraſchen zu können.

Seit acht Jahren hatte ſich ein Sklave in dieſer Inſel zum Erben der blutigſten Revolution erklärt. Erſt nach ſeinem vierzigſten Jahre hatte er leſen gelernt, und Raynal war ſein Prophet geworden. Schweigend wie der Abgrund, klug und rachſüchtig wie die Schlange, heftig und ſchnell wie ein Gewitterſtrahl, eiferſüchtig wie ein Despot und mißtrauiſch wie ein Sklave, hatte er ſich mehr durch ſeine Politik, als durch ſeine Talente zur höchſten Gewalt emporgeſchwungen. Mäßig wie ein Spartaner, leidenſchaftlich wie ein Afrikaner, ſchien Touſſaint=Louverture eigends geſchaffen, um ſeine Gattung zu ziviliſiren und ſie zu beherrſchen.

Im Innern hatte er die Gewalt eines Diktators, im Aeuſſern ließ er ſich als das Haupt ſeiner Nation anerkennen. Er hatte dieſe, wie in den erſten Zeiten der Geſellſchaft, in Krieger und Landbauer geſchieden. Er wußte ſeine Ueberlegenheit ſo gut zu benutzen, daß

er ſich allen Klaſſen nothwendig machte. Die Weißen achteten ihn eben ſo ſehr als die Schwarzen. Seine politiſche Exiſtenz datirte vom 22. Auguſt 1791, wo die von dem Neger Johann Franz gegen die Weißen angezettelte Rebellion ihn erhob. Bald darauf wurde er zum Oberſt im Dienſt der franzöſiſchen Republik ernannt.

Er herrſchte über die Kolonie, als die Revolution des 18. Brumaire den General Bonaparte zum Konſulat berief. Die neue Regierung beſtätigte ihn in ſeinem Poſten als Obergeneral, den er ſich ſelbſt gegeben. Er unterwarf Frankreich den ſpaniſchen Theil von St. Domingo, und beſchloß, dem erſten Konſul nachzuahmen. Er gab der Inſel eine Konſtitution, und wurde zum Statthalter auf Lebenszeit erwählt, mit dem Vorbehalt, ſeinen Nachfolger ſelbſt zu beſtimmen.

Kolonialerzeugniſſe, dreißig Millionen an Werth, waren bei Ankunft der franzöſiſchen Expedition vorhanden, und beurkundeten die vortreffliche Verwaltung Touſſaints. Dieſer erfuhr ſchnell die Näherung der Flotte unter Latouche's Befehl und begab ſich nach Samana, von wo man ſie erblicken konnte. Er traf ſogleich die zweckmäßigſten Vertheidigungsmaßregeln und machte ſich auf einen hartnäckigen Krieg gefaßt.

Am 3. Februar wurde ein Fregattekapitän mit einem Schreiben des erſten Konſuls an Touſſaint und einer Proklamation der Regierung ans Land geſchickt. Aber das Fort Picolet begrüßte ihn mit glühenden Kugeln, und man hatte keinen Zweifel mehr über die feindſelige Abſicht der Inſelbewohner. Die Franzoſen

landeten bald darauf bei Limbé, und Chriſtoph, Kommandant der Kapſtadt, zündete ſie an allen vier Ecken an und brannte ſie vollkommen nieder. Auf dieſe Weiſe wurde der Feldzug auf St. Domingo eröffnet.

Indeſſen beſetzte der General Kerverſeau, ohne ſonderlichen Widerſtand, den ſpaniſchen Theil der Inſel und die Stadt St. Domingo. Mehrere Angriffe fanden zugleich auf verſchiedenen Punkten ſtatt, bald mit mehr, bald mit weniger Erfolg. Am 5. Februar erſchien der Admiral Latouche vor Port-au-Prince, und am folgenden Tage bemächtigte ſich der General Boudet der Stadt. Das ganze Küſtenland war in Kurzem erobert, nur das Innere der Inſel wurde noch von Touſſaint vertheidigt.

Vom 12. bis 15. Februar kamen auch die Geſchwader von Toulon und Kadix an, und am 27. eröffnete der General Leclerc, an der Spitze von 13,000 Mann, die Feindſeligkeiten. Der Krieg war entſetzlich. Morde und Feuersbrünſte bezeichneten den Weg, auf welchem die Neger ſich zurückgezogen. Endlich, Mitte Aprils, wurde ein Vertrag zwiſchen Leclerc und Touſſaint abgeſchloſſen, nach welchem dieſem letztern erlaubt wurde, ſich nach ſeinem Gute Ennery zurückzuziehen.

Nach erlangter Ruhe ſuchte Leclerc das Vertrauen der ſchwarzen Generale zu gewinnen und eine Armee zu bilden, die von Chriſtoph, Clervaux, Deſſalines und Maurepas bald bis auf 30,000 Mann gebracht wurde. Die Kapſtadt wurde wieder aufgebaut und mehrere Koloniſten kehrten in ihr Eigenthum zurück.

Bei allem dem war dieſe Ruhe nur anſcheinend. Das gelbe Fieber richtete gräßliche Verheerungen an,

und Touſſaint trat in geheime Verbindung mit den Inſurgenten, die ſich an mehrern Punkten zeigten. Er wurde verhaftet und nach Frankreich geſchickt, wo er, zwei Jahre ſpäter, im Bergſchloſſe Joux, an der Grenze der Schweiz, ſtarb.

Karl Belair, ſein Neffe, ſchwang von Neuem die Fahne der Rebellion. Sie nahm bald einen ſehr ernſten Karakter an. Ende Juni erfuhr man die Landung des Generals Richepanſe auf Guadeloupe und die Niederlage der Neger. Plötzlich verbreitete ſich eine allgemeine Verſchwörung über die ganze Inſel. Leclerc ließ alle Neger in der Kapſtadt entwaffnen. Am 16. September wurde Cap-Français von den Rebellen angegriffen. Von nun an begann ein Krieg auf Leben und Tod zwiſchen den Schwarzen und Weißen.

In der Nacht vom 1. zum 2. November ſtarb der General Leclerc am gelben Fieber. Die Armee hatte in neun Monaten auſſer ihm noch 12 Generale, 1500 Offiziere, 750 Wundärzte, 25,000 Soldaten, 8000 Matroſen, 2000 Zivilbeamte und 3000 andere Perſonen von weißer Gattung verloren. Nach Leclercs Tode blieben nur noch 9500 Mann übrig, von denen 7000 in den Lazarethen waren. Bis dahin hatte man 34,000 Mann auf St. Domingo ausgeſchifft. Die Zahl der von den Negern umgebrachten Koloniſten kann nicht genau berechnet werden.

Rochambeau übernahm den Oberbefehl. Er mußte ſehr heftige Angriffe der Inſurgenten aushalten, die ſich der Berge überm Kap bemächtigten. Er mißhandelte die Mulatten und zwang ſie gewiſſermaßen, ſich mit den Negern zu vereinigen. Er verlegte den Sitz

der Regierung nach Port-au-Prince, und beging dadurch einen großen Fehler.

Der Friede von Amiens war indeſſen gebrochen, und mit Englands Unterſtützung wurde die Inſurrektion allgemein. In wenigen Tagen hatten ſich die Rebellen aller Poſitionen im Weſten und Süden bemächtigt. Rochambeau erhielt den Befehl aus Frankreich, den Regierungsſitz im Kap wieder herzuſtellen. Er begab ſich am 24. Juni 1803 dahin, und fand die Stadt von engliſchen Kreuzern blokirt. Am 18. September wurde er darin von 15,000 Mann belagert. Er unterhandelte mit Deſſalines, der ihm zehn Tage zum Rückzuge zugeſtand. Nach Verlauf dieſer Zeit war er genöthigt, mit den Briten auf Gnade und Ungnade zu kapituliren.

## Bruch mit England.

Frankreich und England befanden ſich in ſtreng beobachtender Stellung einander gegenüber. Die bedeutende Vergrößerung des erſtern, ſowohl durch die Einverleibung Piemonts und die Vereinigung der italieniſchen Regierung unter derſelben Obergewalt, als die Vermittelung in der Schweiz und die Veränderungen in Holland und den italieniſchen Republiken, die Eröffnung der Heerſtraßen über die Alpen und die neue moraliſche Macht des erſten Konſuls über den Kontinent erſchienen dem britiſchen Kabinet als eben ſo viele verhängnißvolle Andeutungen.

Ein heftiger Federkampf in den Zeitungen der beiden Länder ging dem Waffenkampfe voran. Bald darauf verlangte Bonaparte, auf eine höchſt unpoli-

tiſche Weiſe, „daß England die Prinzen des Hauſes Bourbon nöthige, ſich zum Haupte ihrer Familie nach Warſchau zu begeben.“ Aber auch von Seiten Englands wurden ſeltſame Forderungen aufgeſtellt. Der Vertrag von Amiens wurde von dem einen und dem andern übertreten.

Bonaparte bot Alles auf, das britiſche Kabinet einzuſchüchtern. Er ſuchte den nordiſchen Bund wieder zu ſtiften. Aber Preußen und Rußland weigerten ſich, Theil daran zu nehmen. Indeſſen dauerten die Konferenzen zu Paris zwiſchen Talleyrand und Withworth ununterbrochen fort, ohne jedoch ein entſcheidendes Reſultat darzubieten.

Gegen Ende Februars 1803 erhielt der erſte Konſul eine Antwort Ludwigs XVIII. von Warſchau. Es ſcheint, daß er dieſem Fürſten eine beträchtliche Entſchädigung angeboten, wenn er auf ſeine Rechte auf die Krone Frankreichs Verzicht leiſten wolle. Wie dem auch ſei, dieſe Antwort lautete folgendermaßen:

„Ich verwechſele den General Bonaparte nicht mit denen, die ihm vorangegangen ſind. Ich achte ſeine Tapferkeit, ſeine militäriſchen Talente. Einige ſeiner Verwaltungsmaßregeln haben meinen Beifall.... Aber er täuſcht ſich, wenn er glaubt, mich vermögen zu können, auf meine Rechte Verzicht zu leiſten. Weit davon entfernt, würde er ſie ſelbſt feſtſtellen, wenn ſie je beſtritten werden könnten, und zwar durch ſeinen gegenwärtigen Schritt.“

Am 8. März verkündigte der König von England dem Hauſe der Gemeinen: „daß er neue, kräftige Maßregeln gegen Frankreich ergreifen zu müſſen glaube.“ Am andern Tage begann die Preſſe. Die Admirale be-

gaben ſich nach den Militärhafen. Nelſon übernahm den Oberbefehl im mittelländiſchen Meer. Drei Geſchwader lichteten die Anker. Neue Land- und Seetruppen wurden ausgehoben. Aehnliche Zurüſtungen fanden auch in Frankreich ſtatt. Das Axiom si vis pacem, para bellum, war nie eifriger auf beiden Seiten befolgt worden.

Endlich verlangte England: 1) den Beſitz der Inſel Malta während zehn Jahren; 2) den der Inſel Lampaduſa (die dem König von Neapel gehörte); 3) die Räumung Hollands durch die franzöſiſchen Truppen. Mit andern Worten, England erklärte Frankreich den Krieg. Man geſtand ſieben Tage für die Annahme dieſes Ultimatums zu, wonach der britiſche Geſandte zurückgerufen wurde. England wiederholte noch einmal ſeine Forderungen und geſtand nur einen ſechsunddreißigſtündigen Termin zur Entſcheidung zu. Lord Withworth erhielt am 12. Mai ſeine Päſſe. Der Bruch war vollkommen.

Am 24. Mai begann der General Mortier, mit 15,000 Mann, ſeine militäriſche Promenade. Ohne großen Widerſtand beſetzte er das Kurfürſtenthum Hannover. Am 5. Juni war er in der Hauptſtadt des Landes. Ein Waffenſtillſtand zwiſchen ihm und dem Feldmarſchall Wallmoden wurde abgeſchloſſen. Am 4. Juli wurde die hannöverſche Armee aufgelöſet. So endete dieſer Feldzug. Er dauerte vom 26. Mai bis zum 5. Juli 1803. Aber England hatte die Waffen wieder ergriffen, und legte ſie nur nach dem vollkommenen Sturz ſeines Todfeindes nieder.

## Störung des öffentlichen Gottesdienſtes.

Der Pfarrer von Vers-ſous-Sellières, im franzöſiſchen Jura-Departement, erhielt von ſeinem Biſchof den Befehl, ſeine Pfarre zu verlaſſen, und zwiſchen zwei andern zu wählen, die ihm bezeichnet wurden. Es ſcheint, daß dieſe Maßregel durch häufige Klagen veranlaßt wurde, die dem Biſchof über dieſen Geiſtlichen von mehrern Seiten zugekommen waren. Er ſelbſt vermuthete eine Frau, Namens Thevenin, und den Sohn des Maire, Joſeph Gallier, unter ſeinen Anklägern.

Am 25. Nov. 1827, bei der großen Meſſe, beſtieg der Pfarrer die Kanzel, in der alleinigen Abſicht, ſeine Pfarrgenoſſen von ſeiner nahen Abreiſe zu unterrichten, und ſich über die Beſchuldigungen zu rechtfertigen, die man ihm zum Vorwurf machte. Traurig genug, hatte er die Unvorſichtigkeit, die Frau Thevenin, die beim Gottesdienſt gegenwärtig war, mehrmals zu nennen, und ſie als eine der Haupturheberinnen ſeiner Verſetzung zu bezeichnen. Nach Ausſagen der Zeugen, hatte er unter andern geſagt: „ſie werde beſſer daran thun, ſich und ihre ganze Familie vom Unflath zu befreien, als ihre Naſe in Dinge zu ſtecken, die nicht ihres Amtes ſeien.“

Dieſer erſte Ausfall brachte indeſſen keine andere Wirkung hervor, als die ganze Gemeinde in Erſtaunen zu ſetzen und das Kopfſchütteln aller Vernünftigen zu erregen.

Deſſelben Tages, bei der Veſper, wiederholte der Pfarrer ſeine Schmähungen gegen die Frau Thevenin und „die Papierſchmierer (Ecrivailleurs), die

den Biſchof gegen ihn aufgelehnt hatten.“ Unter den Vorwürfen, gegen welche er ſich zu vertheidigen ſuchte, war auch der, ſich geweigert zu haben, zu gewiſſen Perſonen ſich zu begeben, die auf dem Sterbebette ihn um den Beiſtand der Religion angeſprochen, und welchen er denſelben aus Bequemlichkeit oder böſem Willen verweigert, ſo daß ſie, ohne die heiligen Sakramente erhalten zu haben, geſtorben ſeien.

„Wo ſind die Lügner?“ ſchrie er einmal über das andere. „Wo ſind die Lügner, die das erfunden haben? Tretet hervor, Lügner! ſprecht, erklärt Euch, beweiſet, was ihr geſagt habt. Sprecht, Lügner! Erklärt Euch, Lügner! Sprecht, ſprecht! Nun, wirds bald? Erklärt Euch, ſprecht!“

Joſeph Gallier, der gerade Augenzeuge einer der Thatſachen geweſen, über welche der Pfarrer ſo heftig auf Erklärung drang, verſtand wahrſcheinlich dieſe oft wiederholte Herausforderung übel, indem er ſich einbildete, das Wort „ſprecht“ ſolle ſo viel bedeuten, als redet, und nicht, wie der Pfarrer es verſtanden wiſſen wollte, nämlich, „hütet Euch, zu reden.“

Demzufolge ſchlug er mit der Hand auf die Bank, erhob ſich, und fragte den Pfarrer, ob er antworten dürfe?

„Sprecht, Papierſchmierer! ſprecht!“ rief der Pfarrer. „Was habt Ihr zu ſagen?“

Gallier erzählte nun, es ſei leider nur zu wahr, daß er eines Tages geſehen, wie ein junges Mädchen zum Pfarrer gekommen, und ihn gebeten habe, ſchnell zu einer armen, alten Frau ſich zu begeben, die auf dem Punkte ſei, den Geiſt aufzugeben; worauf dieſer

entgegnete, „er habe keine Zeit.“ Das Mädchen fragte ihn darauf in der höchſten Angſt, ob er denn die arme Frau ohne Sakrament wolle ſterben laſſen?

„Ei,“ erwiederte er, „mag ſie zum ..... fahren! Es iſt doch nur ein altes Weib.“

In der That, fügte Gallier hinzu, die alte Mutter einer meiner Mägde ſtarb noch an demſelben Tage, ohne die Sakramente erhalten zu haben.

Der Pfarrer ſchien durch dieſe Mittheilung in Verlegenheit zu gerathen. Er war nicht im Stande, etwas anderes zu antworten, als: „Ich vermuthete Euch nicht in der Kirche.“ Sodann eilte er ſchnell von der Kanzel herab. Aber auf dem Wege zur Sakriſtei ſtieß er noch mehrere Schmähungen gegen die Frau Thevenin und Gallier aus, die von den Zeugen verſchiedenartig berichtet wurden.

Gleich darauf reichte der Pfarrer eine Klage, über Störung des öffentlichen Gottesdienſtes, bei dem königlichen Prokurator zu Lons-le-Saulnier ein. Der Biſchof that alles Mögliche, ſowohl beim Pfarrer, als beim Maire und der Frau Thevenin, um dieſe traurige Szene der tiefſten Vergeſſenheit zu übergeben. Die Letztern zeigten ſich dazu willig und bereit. Aber der Pfarrer ſchwor, daß er Genugthuung haben müſſe.

Folglich wurde Gallier, durch eine Verfügung der Rathskammer, vor das Zuchtpolizeigericht geſchickt. Er war beſchuldigt: 1) den öffentlichen Gottesdienſt geſtört, 2) einen Prieſter in der Ausübung ſeines Amtes beſchimpft zu haben.

Am 5. Januar d. J. erſchien er alſo vor Ge-

richt. Unter den vielen Zeugen befand ſich auch die Tochter Péliſſart, die auf das Vollſtändigſte, und unter Thränen, die von Gallier angeführte Thatſache beſtätigte. Sie ſelbſt hatte ſich zum Pfarrer begeben und ihn zu der Sterbenden gebeten. Aber ohne Erfolg. Obgleich dieſe arme Frau als ſehr fromm betrachtet wurde, hatte er ſie doch ſeit ſechs Wochen nicht beſucht.

Guichard, Advokat des Angeklagten, hat ſich vorzüglich bemüht, zu beweiſen, daß das Vergehen der Beſchimpfung nicht genügend karakteriſirt ſei, um die Anwendbarmachung der ſtrengen Verfügungen der Artikel 1 und 6 des Sakrilegiengeſetzes (vom 25. März 1822) zu erlauben; daß einerſeits der Fehler, den ſein Klient durch Nehmung des Worts hätte begehen können, nicht freiwillig geweſen, ſondern durch eine förmliche Herausforderung von Seiten des Pfarrers veranlaßt worden, daß man dieſe nicht in der Ausübung ſeines Amtes betrachten könne, weil er ſich nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und gewiſſermaßen die heilige Stätte in eine öffentliche Arena verwandelt habe, in welcher er ſeine Gegner zwang, ſich mit ihm herumzubalgen und ſich gegen ſeine Angriffe zu vertheidigen; weil er die Kanzel der Wahrheit in eine Skandalbude verwandelt, Worte des Haſſes und der Beſchimpfung, ſo wie die beleidigendſten Perſönlichkeiten an mehrere anweſende Pfarrgenoſſen gerichtet, ſo daß man ihn allein beſtrafen, ihm allein die Oeffentlichkeit dieſer betrübenden Szene zuſchreiben müſſe.

Dies Vertheidigungsſyſtem iſt von dem Gericht angenommen worden. Es hat den zweiten Anklagepunkt beſeitigt, und Gallier nur zu ſechstägiger Haft

und ſechszehn Franken Strafe nach dem Artikel 26 des Strafgeſetzbuches verurtheilt.

## Moraliſche Splitter.

Nichts iſt ſchöner in der moraliſchen Ordnung, als Dahingebung. Dieſe Tugend, Tochter des Enthuſiasmus, erhebt den Menſchen über ſich ſelbſt, indem ſie ihn allen Berechnungen ſeines Intereſſes entrückt. Sie führt ihn zum Heroismus, und wenn ſie ihn manchmal ſich verirren läßt, iſt es allein nur in der politiſchen Ordnung der Dinge.

Es iſt nicht daſſelbe mit der Dahingebung in wiſſenſchaftlicher Hinſicht. Die Verirrungen des Eifers, die Illuſionen des Wiſſens, ſind faſt nie ſchädlich, im Gegentheil oft ſehr nützlich. Die Chemie verdankt einige ihrer beſten Entdeckungen den närriſchen Nachforſchungen über den Stein der Weiſen. Die ſchamloſen Aufſchneidereien der prieſterlichen Aſtrologie haben den gänzlichen Verfall der Aſtronomie in den Jahrhunderten der gröbſten Unwiſſenheit verhindert. Einige Lichtfunken, die Keime großer metaphyſiſcher Wahrheiten, ſind den albernen Disputen der Scholaſtika entſprüht, und aus der Sündfluth chronologiſcher Nachforſchungen, zur Feſtſtellung eines unſinnigen Syſtems, ſind die wenigen beſtimmten Andeutungen hervorgegangen, welche wir über die erſten Zeitalter der Erde haben.

So kann, im friedlichen Bereich der Wiſſenſchaft, der Irrthum ſelbſt, wenn er mit einer guten Abſicht im Bunde ſteht, mittelbar zur Entdeckung wichtiger Wahrheiten führen.

„Ich beklage mich über den Verluſt des Lebens nicht,“ ſagte Canning zu Lord Holland kurz vor ſeinem Tode, „nicht weil ich vielleicht noch zehn oder fünfzehn Jahre hätte leben können, ſondern weil ich nur noch fünf Jahre gebraucht hätte, um einen Plan in Ausführung zu bringen, die mein Miniſterium unvergeßlich und das Glück meines Vaterlandes verſichert haben würde. So möge es denn erfahren, daß ich die Emanzipation der Katholiken gewollt; die Freiheit des Kornhandels; die des Handels überhaupt, durch die Abſchaffung des Verbietungs- und Beſchränkungsſyſtems; die Beſeitigung des Privilegiums der Bank und der Charte der engliſchen Kompagnie.“

Canning hat nicht der Reform der bürgerlichen und Kriminalgeſetzgebung gedacht, weil ſie durch Sir Samuel Romilly und durch Sir James Mackintoſh begonnen, und von Peel feſtgeſetzt worden. Es würde ſchwierig ſein, bei allem dem zu begreifen, wie dieſer Letztere, oder vielmehr ſeine beiden Vorgänger, ein Geſetz hätten fortbeſtehen laſſen, das, wie man überall eingeſteht, in einem durchaus barbariſchen Jahrhundert gemacht worden; jenes unmenſchliche Geſetz, das einem Mann, der ſeiner Frau überdrüſſig iſt, die Vollmacht gibt, ſie, mit einem Strick um den Hals, wie ein Stück Vieh auf den öffentlichen Platz zu führen, und ſie an den Meiſtbietenden um ein Spottgeld zu verkaufen.

Obgleich nun auch wenige Perſonen das empörende Privilegium dieſes Geſetzes benutzen, das von chriſtlichen Geſetzgebern gemacht worden, ſo kann doch Niemand ableugnen, ſagt man, daß es wirklich beſteht, daß es in dem großen Geſetzbuche der drei ver-

einigten Königreiche geſchrieben iſt, und daß es die Abſcheulichkeiten autoriſirt, von denen man noch hin und wieder höchſtbetrübende Beiſpiele ſieht.

Die bürgerliche und Kriminalgeſetzgebung Englands hat leider genug wirkliche Verſtöße gegen Vernunft und Billigkeit, als daß man ihr blos eingebildete zu leihen braucht. Nie iſt der in Rede ſtehende Gebrauch durch ein Geſetz autoriſirt worden. Nie hatte ein ſolches „geſchriebenes Geſetz“ exiſtirt. Wäre dem alſo, würde es, ſo lange es nicht widerrufen worden, wenigſtens legal ſein. Der Elende, der ſein Weib verkauft, würde nicht gezwungen ſein, ſo viele Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen, um der Aufmerkſamkeit der Konſtabler zu entgehen, er würde ſich nicht ſo ſehr beeilen, ſeinen Handel abzuſchließen, und über Hals und Kopf in ein nahes Wirthshaus zu flüchten.

Es iſt eben ſo unwahr, daß die zu verkaufende Frau wie ein Stück Vieh auf den Markt geſchleift wird, um öffentlich ausgeſtellt zu werden. Im Gegentheil, ſie geht immer freiwillig und gern, vollkommen einverſtanden mit ihrem Manne. Dieſer würde durch das Volk geſteinigt werden, wenn er ſich die geringſte Gewaltthätigkeit erlauben wollte. Es geſchieht ſehr oft, daß dies Verfahren das Reſultat einer doppelten Uebereinkunft iſt, und daß die Unterhandlungen entweder von der Frau ſelbſt, oder von ihrem Liebhaber eingeleitet werden, der ſie gewöhnlich kauft. In der That haben ſie beide ein bei weitem größeres Intereſſe dabei, als der Mann.

Das britiſche Geſetz geſteht einem Ehemann das Recht zu, vor Gericht den Verführer ſeiner Frau

zu verfolgen; er erhält auſſerdem noch Schadenerſatz und Intereſſen, die dem Vermögenszuſtande des Schuldigen angemeſſen ſind. Man bemerkt nun leicht, daß der Mann, der öffentlich und freiwillig, um einen beſtimmten Preis, ſeine Frau an einen andern verkauft, dadurch ſelbſt auf jeden Schadenerſatz Verzicht leiſtet. Um alſo dieſe Garantie, dies Reſultat einer freiwilligen Ueberlaſſung zu erhalten, nehmen Frau und Verführer ihre Zuflucht zu dieſem öffentlichen Verkauf, in welchem der Mann auch ſeinen Vortheil findet, weil es keine Mittel gibt, ſich ſeiner Frau auf eine andere Weiſe zu entledigen.

Dies Verfahren verändert übrigens das bürgerliche Verhältniß der Partheien in nichts. Es ergibt ſich daraus keine geſetzmäßige Verbindung zwiſchen der Frau und ihrem Käufer. Ihre Kinder werden als unehlich betrachtet. Anderſeits beſteht die früher abgeſchloſſene Ehe immer fort, in allen ihren bürgerlichen Beziehungen, zwiſchen den Perſonen, die ſich getrennt haben. Selbſt wenn der Mann auf ſeine Frau vollkommen verzichtet hat, verliert er dadurch nicht das Recht, ſie wieder zurückzufordern, und ſie, ſelbſt gegen ihren Willen, zu ſich zu nehmen, ohne gezwungen zu ſein, den Verkaufspreis wieder zu geben, den er für ſie erhalten hat.

## Fortſchritte des Volks-Unterrichts in Irland.

Man hat das Verfahren der britiſchen Regierung, in Bezug auf Irland, entſtellt und verleumdet. Weit entfernt, ſich zu bemühen, das Volk in Unwiſſenheit und im fanatiſchen Aberglauben zu erhalten, geht viel-

mehr ihr ganzes Beſtreben dahin, es immer mehr zu ſeinem Beſten zu unterrichten, es immer aufgeklärter zu machen, und auf diese Weiſe dasſelbe durch ſich ſelbſt zu emanzipiren. Es wäre zu wünſchen, daß die Regierungen des europäiſchen Feſtlandes es für angemeſſen halten möchten, ein ſolches Beiſpiel nachzuahmen. Das Volk will und ſucht das Licht. Früh oder ſpät wird es ſich mit Gewalt der Finſterniß entreiſſen, in die man es zurückzudrängen ſucht. Dieſer Drang nach dem Beſſern wurde, gegen Ende des letzten Jahrhunderts, durch die franzöſiſche Revolution geweckt. Er hat ſich ſeitdem überall verbreitet, und iſt jetzt ſelbſt bis zu den barbariſchen Nationen gelangt. Bald wird er einen ſo ernſtern Karakter, eine ſolche Stärke gewinnen, daß Alles vor ihm weichen muß.

Die Schuleinrichtung in Irland läßt nichts zu wünſchen übrig. Sie iſt eben ſo zweckmäßig, als der ſtrengſten Ordnung unterworfen. Die Schulen für die Kinder beiderlei Geſchlechts ſind geräumig, reinlich, hell. Die Wohnungen der Lehrer und Lehrerinnen ſind bequem. Zu Dublin hat die Geſellſchaft für den Volksunterricht eine Normalſchule, eine Bücherniederlage, Werkſtätten für Handarbeiten u. ſ. w. gegründet. In den Schulen findet kein Unterſchied der Religion und Sekte ſtatt, folglich iſt der Unterricht des Katechismus beſeitigt; aber alle Kinder leſen den Text der heiligen Schrift ohne den mindeſten Kommentar.

Nach einem offiziellen dem Unterhauſe des Parlaments abgeſtatteten Bericht, gab es im Jahr 1811 (wo die Geſellſchaft für den Volksunterricht geſtiftet

wurde) in ganz Irland nur 4600 Schulen, mit ungefähr 200,000 Kindern. Im Jahr 1824 zählte man bereits 11,823 Schulen, mit mehr als 560,000 Kindern. Die Vermehrung in dreizehn Jahren iſt auſſerordentlich. Von dieſen Schulen wurden 2525 von der Geſellſchaft unterhalten. Man hat bemerkt, daß die Zahl der katholiſchen Schüler viel beträchtlicher war, als die der proteſtantiſchen. Sie würde noch größer ſein, wenn Jeſuiten und Prieſter nicht eine Kabale angezettelt hätten, und die Eltern verhinderten, ihre Kinder zur Schule zu ſchicken.

Die Geſellſchaft für den Volksunterricht wird durch mehrere andere, ſeit einigen Jahren in Irland geſtiftete, unterſtützt. Privatperſonen haben 2332 Schulen aus eigenen Mitteln gegründet. Auſſerdem gibt es noch 322 unabhängige Schulen.

Das Parlament hat ſehr bedeutende Summen zur Unterrichtung des Volks bewilligt. Seitdem Alles eingerichtet iſt, haben ſich die Koſten um mehr als zwei Drittel vermindert. Demungeachtet hat der Staat noch eine jährliche Summe von 30,000 Pfund Sterling (360,000 rhein. Gulden) für den alleinigen Elementarunterricht in Irland beſtimmt. Die übrigen Koſten werden durch Privatſubſkriptionen gedeckt, die immer ſehr reichlich ausfallen.

Die Geſellſchaft hat im Jahre 1826 nicht weniger als zweihundert zweiundzwanzig neue Schulen geſtiftet. Zweiundzwanzig alte ſind damit vereinigt worden, neunundfünfzig ſind, durch die Umtriebe der Jeſuiten, verlaſſen, und folglich aufgehoben worden. Bei alledem nimmt das Volk im Allgemeinen großen

Antheil an den Bemühungen der Regierung und der Geſellſchaft, zu ſeinem Beſten.

Die Letztere hat auch mehrere Normalſchulen zur Bildung der Lehrer und Lehrerinnen gegründet. Seit 1813 ſind aus denſelben 1172 Knabenlehrer und 199 Mädchenlehrerinnen, im Ganzen 1371 Perſonen, hervorgegangen. Aber ſie begnügt ſich damit nicht allein. Sie ſendet jährlich Inſpektoren aus, die Irland in allen Richtungen bereiſen, die Schulen beſuchen, und darüber ihren Bericht abſtatten. Sie ertheilt den Lehrern, die ſich in Erfüllung ihrer Pflichten auszeichnen, beſondere Belohnungen, und ſie hat im Jahr 1826 auf dieſe Weiſe 7061 Pf. St. (84,730 rhein. Gulden) ausgegeben.

Die Geſellſchaft verbreitet auch eine große Menge Bücher über verſchiedene anziehende Gegenſtände, wie Geſchichte, Reiſen, Naturgeſchichte, Landwirthſchaft, Künſte, Handwerke u. ſ. w. unter das Volk, um ihm Geſchmack am Leſen beizubringen. Sie hat ſeit ihrer Stiftung ſiebenundſechszig verſchiedene Werke bekannt gemacht, und eines in das andere gerechnet ſind von jedem 62,261 Exemplare vertheilt worden.

Das ſind die vorzüglichſten Thatſachen des intereſſanten Berichts, von dem wir einen gedrängten Auszug gegeben haben. Sie beweiſen, daß der Unterricht, indem er den Menſchen aufklärt, ihn zugleich beſſer, duldſamer, mit einem Wort, zum guten Bürger macht.

Die Oppoſition, die anfänglich in Irland, von Seiten der katholiſchen Geiſtlichkeit, aufgeſtellt wurde, exiſtirt jetzt nur noch bei den wenigen Individuen einer Kaſte, deren unabläßiges Beſtreben dahin geht,

die Moralität des Volks zu verderben, ſeine Vernunft zur Verwilderung herabzuwürdigen um es deſto beſſer beherrſchen und mißbrauchen zu können. Dieſe Kaſte, die ſo viel ſchon verübte, wird und muß endlich überall unter der Ueberlegenheit des menſchlichen Geiſtes fallen.

Seitdem die Regierung ſich thätig zu Gunſten des Volksunterrichts erklärt hat, wagt es die irländiſche Geiſtlichkeit demſelben nicht mehr, offene Hinderniſſe entgegenzuſtellen. Sie iſt auf heimliche Umtriebe beſchränkt, die größtentheils ihre Wirkung verfehlen.

Daſſelbe kann man leider noch nicht von Frankreich ſagen. In dieſem Lande iſt der Volksunterricht im größten Grade vernachläßigt, und aller ſchönen Verſprechungen ungeachtet, hat man nichts dafür gethan. 32 Millionen Menſchen haben kaum einige hundert ſchlecht organiſirte Schulen, während Irland, mit ſieben Millionen Einwohnern, mehr als 12,000 vortrefflich eingerichtete hat.

Man betrachtet gewöhnlich die Irländer als Halbwilde, und die Franzoſen als das „erſte aller ziviliſirten Völker.“ Aber man muß geſtehen, daß es eine traurige Ziviliſation iſt, deren Reſultat darin beſteht, in einigen Kollegien barbariſch ausgeſprochene lateiniſche und griechiſche Worte zu lehren, und die große Maſſe in vollkommener Unwiſſenheit zu laſſen!

## Unterſtützung des Primar-Unterrichts zu Paris.

Von dem Budget der Stadt Paris werden nur ſehr wenige Exemplare gedruckt und an ſolche Perſonen vertheilt, die hohe Aemter bekleiden. Es iſt deshalb ſchwer, dasſelbe zur Einſicht zu erhalten, um es genauer prüfen zu können.

Für das Jahr 1827 bietet es eine Einnahme von 46,239,396 Fr. 67 Cent.
und eine Ausgabe von 46,233,706 „ 35 „
dar.

Von dieſem ungeheuern Einkommen iſt für den öffentlichen Unterricht folgende Summe beſtimmt:

| | |
|---|---|
| Börſen in den Kollegien . . . . . | 150,000 Fr. |
| Gehalt für zwölf Primarlehrer . . . | 14,400 — |
| Gehalt für zwölf Lehrerinnen . . . | 14,400 — |
| Preiſe und Belohnungen . . . . . | 2,200 — |
| Stadt-Bibliothek . . . . . . . . | 15,000 — |
| Miethe für die Reitſchule . . . . . | 20,500 — |
| Elementar-Schulen . . . . . . . | 41,000 — |
| Bureau für Anſtellung der Lehrerinnen | 1,800 — |
| Stiftung für dreiundſiebenzig Zöglinge in der königlichen Zeichenſchule . | 4,380 — |
| Koſten des Bewachungs-Ausſchuſſes der Primarſchulen . . . . . . . | 5,000 — |
| Hauptſumme: | 268,680 Fr. |

| | |
|---|---|
| Zieht man davon ab die . . . . . . | 150,000 Fr. |
| für die Börſen, die dem öffentlichen Unterricht keinen Vortheil gewähren, die | 20,500 Fr. |
| für die Reitſchule, die . . . . . . . | 15,000 Fr. |
| für die Stadthausbibliothek, | |
| ſo bleiben nur . . . . | 83,180 Fr. |

welche die große Stadt Paris jährlich für den Unterricht von 120,000 Kinder beiderlei Geſchlechts verwendet. Man hat ſchon mehr als einmal geſagt, daß, mit Ausnahme Spaniens und Kalabriens, im ganzen ziviliſirten Europa Paris der Ort iſt, wo der Primarunterricht am meiſten vernachläßigt wird.

## Zuſtand der Univerſitäten Deutſchlands im J. 1827.

| | geſtiftet | Profeſſoren | Studenten |
|---|---|---|---|
| Prag (Böhmen) | 1348 | 55 | 1449 |
| Wien (Oeſterreich) | 1365 | 77 | 1688 |
| Heidelberg (Baden) | 1368 | 55 | 626 |
| Würzburg (Baiern) | 1403 | 31 | 660 |
| Leipzig (Sachſen) | 1409 | 81 | 1384 |
| Roſtock (Meklenb.) | 1419 | 34 | 201 |
| Freiburg (Baden) | 1450 | 35 | 556 |
| Greifswald (Preuſſen) | 1456 | 30 | 227 |
| Baſel (Schweiz) | 1460 | 24 | 214 |
| Tübingen (Würtemb.) | 1477 | 44 | 827 |
| Marburg (Kurheſſen) | 1527 | 38 | 304 |
| Königsberg (Preuſſen) | 1544 | 23 | 303 |
| Jena (Sachſen-Weimar) | 1558 | 51 | 432 |
| Gieſſen (Heſſen-Darmſt.) | 1607 | 39 | 371 |
| Kiel (Holſtein) | 1665 | 26 | 238 |
| Halle (Preuſſen) | 1694 | 64 | 1119 |
| Breslau (Preuſſen) | 1702 | 49 | 710 |
| Göttingen (Hannover) | 1734 | 89 | 1545 |
| Erlangen (Baiern) | 1743 | 34 | 498 |
| Berlin (Preuſſen) | 1810 | 86 | 1245 |
| Bonn (Preuſſen) | 1818 | 42 | 526 |
| München (Baiern) | 1825 | 71 | 1123 |
| Hauptſumme: | | 1078 | 16,246 |

Von dieſen Univerſitäten hat Preußen ſechs mit 294 Profeſſoren und 4137 Studenten; Oeſterreich zwei mit 132 Prof. und 3137 St.; Baiern drei mit 136 Prof. und 2281 St.; Baden zwei mit 90 Prof. und 1182 St. Sachſen, Sachſen-Weimar, Hannover, Holſtein, Kurheſſen und Heſſen-Darmſtadt, Würtemberg, Meklenburg-Schwerin und die Schweiz haben jedes eine Univerſität.

Das katholiſche Deutſchland, mit mehr als neunzehn Millionen Einwohner, hat ſechs Univerſitäten mit 317 Profeſſoren und 6128 Studenten. Das proteſtantiſche Deutſchland, mit ſiebenzehn Millionen Einwohner, hat ſiebenzehn Univerſitäten mit 761 Profeſſoren und 10,118 Studenten. Auf 250,000 proteſtantiſche Einwohner ſtudiren 150; auf eben ſo viele katholiſche 67.

## Gegenſeitiger Unterricht in Toskana.

Toskana iſt in Italien der einzige Staat, in welchem der gegenſeitige Unterricht nicht nur von der Regierung, ſondern auch vom Publikum begünſtigt wird. In andern dagegen iſt er verboten. Es gibt einige nach dieſer Methode eingerichtete Schulen zu Florenz, Piſa, Piſtoja, Siena und in der Gemeinde San-Gemignano, und für Mädchen zu Figline und Siena. Der Marquis Karl Pucci, Oberintendant der Schulen, hat viel zu ihrer Verbeſſerung beigetragen. Hamiltons Syſtem iſt für die Leſeübungen angenommen worden. Braccioli bearbeitet eine ſtatiſtiſche Ueberſicht dieſer Schulen ſeit ihrer Stiftung bis auf den heutigen Tag. Man bemerkt, daß ſeit

dem 1. Mai 1819 mehr als 2180 Kinder, die zu der ärmſten Klaſſe gehören, blos in der Stadt Florenz auf dieſe Weiſe unterrichtet worden ſind. Es iſt zu hoffen, daß die übrigen italieniſchen Staaten endlich dies Beiſpiel nachahmen werdeu.

## Phyſikaliſcher Unterricht in Dänemark.

Je größere Fortſchritte die Zivilisation macht, um ſo allgemeiner erkennt man, welchen Einfluß die phyſiſche Wiſſenſchaft auf den Wohlſtand eines Landes auszuüben im Stande iſt. In England und Frankreich wird nichts verſäumt, ſie immer mehr zu befördern. Auch Dänemark ahmt dieſes Beiſpiel nach. Seit 1823 hat es Profeſſor Oerſted zu Kopenhagen die Stiftung einer Geſellſchaft bewirkt, deren Zweck es iſt, die Kenntniß der anwendbar zu machenden Phyſik zu verbreiten. Sein Entwurf wurde eifrig von dem Prinzen Chriſtian Friedrich unterſtützt, und die Geſellſchaft bildete ſich. Zu ihren Mitgliedern gehören die Staatsminiſter Graf von Schimmelmann und von Möſting, der Oberhofmarſchall von Hauch und mehrere der erſten Staatsbeamten. Der Prinz ſtattete dem Könige über dies neue Inſtitut einen Bericht ab, und gewann für dasſelbe den beſondern Schutz des Monarchen.

Die Geſellſchaft eröffnete zu Koppenhagen und in den vorzüglichſten Provinzialſtädten phyſikaliſche Kurſe. Oerſted wurde zu ihrem Direktor ernannt. Derſelbe und die Profeſſoren Zeiſe und Forchhammer halten unentgeldliche Vorleſungen. Die Städte Aarhus, Aalborg, Wiborg, Odenſee, Randers, Elſeneur und

Frederickswörk haben bereits das Erbieten der Geſellſchaft benutzt. Saptorph, Direktor des Kollegiums zu Odenſee, hält öffentliche Vorleſungen, und der Apotheker Köſter hat dies Beiſpiel befolgt. Die Reſultate können nicht anders als ſehr heilbringend ſein.

## Ueber die Goldminen im Innern Afrika's.

Wenn man aus Aegypten, durch die nubiſche Wüſte längs dem Nil, ſich nach Sennaar begibt, findet man jenſeits der Einöde, zwiſchen dem 15. und 16. Breitegrad, mehrere kleine Waſſerfälle des weißen und blauen Fluſſes. Dieſe beiden Ströme durchſchlängeln eine nicht ſehr hohe Gebirgskette, die aus dem Innern des Landes herabreicht, und ſich gegen West und Nordoſt bis zur Küſte des rothen Meeres ausdehnt. Man nennt dies Gebirg Mazaga. In dem Theile, der dem blauen Nil am nächſten iſt, findet man die erſten Goldminen. [1])

Je mehr man von dort in das Innere des Landes zwiſchen dem blauen Fluß vordringt, um ſo reicher an Gold, vorzüglich zwiſchen dem 12. und 13. Breitegrad, wird es. Man findet dies Metall im Boden nur während und gleich nach der Regenzeit. Die Flüſſe und Bäche, die öſtlich aus Sennaar und weſtlich aus Abyſſinien kommen, führen um dieſe Epoche viel Gold. Aber die Einwohner in der Umgebung wagen es eben dann nicht, ihre auf den Höhen gelegene Hütten zu verlaſſen, weil ſie ſich fürchten, von der

---

[1]) Manuel de Vegas „Lettere curiose dell' Ethiopia." Firenze 1630. 4. S. 172. — Marmol Africa, ſpaniſche Ausgabe. Malaga 1599. 4. Fol. 80 vierte Kolumne.

ſchnell anſchwellenden Fluth fortgeriſſen zu werden. Sie begnügen ſich, das auf ihren Feldern, oder in Wäldern und Felſenritzen zurückgebliebene edle Metall einzuſammeln. [1])

Vom 11. bis zum 12. Breitegrad beginnt der Boden, der gegen Norden nur unüberſehbare, mit Wäldern bedeckte, von Elephanten, Straußen, Löwen, Hyänen und vielen andern wilden Thieren bewohnte Ebenen darbietet, rauh und ungleich zu werden. Vier bis ſieben Stunden lange Thäler, von Hügeln begrenzt, die aus Arena-Quarz und Kalkfels beſtehen, öffnen ſich. Sie erſtrecken ſich von Norden nach Süden und Südweſten, wo ſie durch 400 bis 800 Fuß hohe Hügel geſchloſſen werden. Ueberall, wo der Boden mit rothem Sand bedeckt iſt, findet man in geringer Tiefe, in grünlichen Thonſchichten, Goldblättchen und Eiſenkörner.

Vom 11. Grade zeigt ſich überall dieſe rothe, eiſenhaltige, angeſchwemmte Erde. Sie überdeckt die Abhänge der Felſen, die Hügel und Berge. Das ganze Land zwiſchen dem weißen Nil und dem Tumatſtrom, alſo ein Raum von beinahe 1800 Quadratmeilen, gewährt dieſen Anblick, und überall findet man Goldſtaub, am meiſten aber längs den Bächen, oder in denſelben, in den Schluchten, Seen und Teichen, die größtentheils austrocknen. [2])

Die Gegend, in welcher man dieſen Goldſand

---

[1]) Bruce's travels to discover the source of the river Nile. Ausgabe in 4. S. 647. Edimburg 1790. Dritter Band.

[2]) Cailliaud, 2r Bd. S. 368 u. f.; 3r Bd. S. 16 u. f. — Bruce's travels, Edit. Murrays. 8. Band 7. S. 12. — Manuel de Vega, am angef. Orte, S. 187, 224 u. 304.

findet, iſt höher als das benachbarte Land gegen Norden. Die Berge ſind mehr zuſammengedrückt und werden weniger vom Regen zerriſſen, der vom April bis Mitte Septembers dauert. Der Sand gibt beim Waſchen, in mittlerer Schätzung, nur vier Gran Gold vom Zentner. Die Blättchen ſind ſehr klein, und mit Silber und Ocker gemiſcht. Manchmal findet man jedoch auch reine Goldſtücke, die mehrere Unzen wiegen. Daraus ergibt ſich natürlicherweiſe, daß das höhere Gebirg das Gold in größern Maſſen enthalten dürfte.

Den Berichten aller ältern und neuern Reiſenden und Geographen zufolge, gibt es jenſeits Zingion (10° 29′ 44″ nördlicher Breite, und 32° 22′ 30″ öſtlicher Länge von Paris), bis zu den Quellen des Fluſſes, den Brown für den Hauptarm des Nils hält, oder bis zum 8. Breitegrad (23° 40′ öſtlich von Paris), Gegenden, die eben ſo reich an Gold ſind, als die Länder Galam, Argentais, Zambuk, Firia und Kankan in Senegambien. Schon der ſpaniſche Geograph Marmol, der gegen 1600 ſchrieb, kannte das Goldland jenſeits Sennaar, das Cailliaud neuerdings beſchrieben hat. [1])

[1]) Man ſehe über die Goldminen von Zambuk, Galam und Argentais die Bruchſtücke einer Reiſe in Afrika, herausgegeben von Golberry. 1r Bd. Kap. X und XI, und die Beſchreibung Nigritiens, von P. D. Paris 1789. 8r Bd. S. 142 u. f. Ueber die Goldminen von Faira und Kankan ſehe man Mollien, voyage au Sénégal, 1821. Bd. 1. S. 266 u. f. Voyages de Ledyard et Lucas en Afrique, 1804. S. 102. — Marmol, Bd. 2. S. 80. Bd. 3. und 4.

Er nennt den öſtlich gelegenen Theil Damota, und den gegen Abend Synazii. Der erſte Name iſt vielleicht derſelbe, wie der des Fluſſes Tumat, des größten weſtlich vom blauen Nil. Der zweite erinnert an die Stadt Zingion, die ihren Namen von den benachbarten Bergen erhalten.

Nach Marmol zieht ſich das Sinaziigebirg längs dem Hauptarm des Nils, oder dem Tokaſtrom, bis zu ſeiner Quelle, die nahe bei dem Punkte iſt, wo der Fluß Quilmanieh oder Kibler beginnt, der nach Süd-Weſt ſtrömt und ſich bei der Stadt Melinda in den indiſchen Ozean ergießt. [1])

Die portugieſiſchen und ſpaniſchen Geographen, die mit Marmol in demſelben Jahrhundert lebten, beſtimmen die Quelle dieſes Fluſſes unterm 30. Grad öſtlicher Länge von Paris und unter 9° 30′ nördlicher Breite. [2]) Dort müßte man alſo die Quelle des Nils oder des Stroms ſuchen, den Marmol Toka nennt. Die Sinaziikette iſt reicher an Gold, als die öſtliche oder Damotakette. Weſtlich von der erſtern befindet ſich das Gara- oder Garawagebirg [3]), das an jenem edeln Metall am reichſten iſt. Es nähert ſich gegen Abend dem Mondgebirg, das die Eingeborenen Bettarin nennen. Sein arabiſcher Name iſt Gebel-al-Komt, was gleichbedeutend mit Bettarin oder Mondgebirg iſt. Der höchſte Theil deſſelben iſt gegen Süden. Die arabiſchen Schriftſteller nennen es Gebel-

---

1) Marmol, am angef. O. S. 44, Bd. 3 u. 4. S. 90, Bd. 4.
2) Tellez, historia de Ethiopia a alta. Coimbra 1660.
3) Marmol, am angef. O. und S. 38. Bd. 4 u. f.

Addſahab, oder Goldkette, weil es ſehr viel Gold enthält. [1])

In dieſer letztern Kette, die ſich wahrſcheinlich vom 30. Grad öſtlicher Länge von Paris bis zum 23., und von 9½ der Breite bis 7 oder 5 erſtreckt, befindet ſich nach Brown die Quelle des eigentlichen Nils. [2]) Er nennt ihn Zahar-al-Abiad, oder den weißen Fluß, ein Name, den die Araber dem weſtlichen oder Hauptarme des Nils beilegen. Dieſe Quelle würde ſich, nach Brown, unter 8° nördlicher Breite und 23° 42′ öſtlicher Länge von Paris befinden. Der Zuſammenfluß des blauen mit dem weißen Nil iſt unter 15° 37′ 10″ nördlicher Breite und 30° 17′ 30″ öſtlicher Länge von Paris.

Dem letzten entgegen gelangt man zuerſt in die Länder Schygom und Schybom oder Sabuna, an ſeinem weſtlichen Ufer und ſüdlich von Kordofan. Sie ſind reich an Gold, das durch mehrere Hafen Abyſſiniens und Adels, wie Arkecko, Berebra, Zeila, und von dort nach Arabien, Syrien und Perſien, oder nach Sennaar und Aegypten ausgeführt wird. [3])

Südweſtlich von Schybom iſt Lakka, und ſüdweſtlicher noch iſt Donga. Beide ſind reich an Gold. In dem letztern iſt, nach Brown, die Quelle des weißen Nils. Die Länder ſüdlich von Wadey und

---

1) Ritters Erdbeſchr. Zweite Ausgabe. Bd. 1. S. 171. — Edrisi africa ex edit. Hartmanni, S. 82.

2) Brown travels to Darfor, 1806, 4. S. 475.

3) Brown, S. 460. — Bruce, Ausg. Murrays, B. 3, S. 112. — Salts Reiſe in Abyſſinien, 1814, S. 17 und Appendix.

Afnu haben ebenfalls viel Gold. [1]) Man glaubt, daß ſie den öſtlichen Theil des berühmten Wangara bilden, das von allen morgen- und abendländiſchen Schriftſtellern ſeit dem zwölften Jahrhundert als ſehr goldreich geſchildert wird. Die Goldregion ſcheint ſich von Wara, der Hauptſtadt von Wadey, bis ſüdlich von Kaſſena (öſtlich von Bornu) und ſüdweſtlich von Agadez und Gana oder Kano zu erſtrecken. [2])

Schygom, Schybom, Lakka und die noch öſtlichern Gegenden, bis zu 30° öſtlicher Länge von Paris, waren ehemals der Mittelpunkt des Handels der alten Aegyptier, Abyſſinier und Axumiten mit dem Sudan, vorzüglich in den ſechs erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt. Die Erinnerung der unglücklichen Expedition des Königs von Perſien, Kambyſes, 500 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, gegen die Makrobier, oder die alten Bewohner dieſer Gegend, um ſich ihrer Goldminen zu bemächtigen, lebt noch in der Tradition dieſes Landes. Seit jener Zeit, bis zur Eroberung Sennaars durch die Fungi, im Jahr 1484, beherrſchen zwölf Königinnen und ſechs Könige dies Reich. [3])

Das Land zwiſchen dem weißen Nil und dem Schadſee wird Nuba genannt, wahrſcheinlich ſeines vielen Goldes wegen, denn in der Sprache der Kophten

---

[1]) Deutſches Muſeum 10. Stück, 1790. S. 975. Niebuhr gibt in derſelben Zeitſchrift (S. 968 — 1004) die Nachrichten, die er zu Kairo über das Innere Afrika's geſammelt.

[2]) Walkenaer, Nachforſch. über das Innere Afrika's, 1821, S. 226 u. 506.

[3]) Cailliaud, voyage à Méroé. B. 2. S. 234.

bedeutet „Nob“ Gold. Die Alten bezeichneten, 300 Jahre vor Chriſti Geburt, auf gleiche Weiſe den öſtlichen Theil dieſer Gegend, und der zwiſchen ihr und dem Toka gelegenen. [1])

In den Geographen des ſechszehnten Jahrhunderts findet man den Namen des Ortes, der in den fünf erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung der eigentliche Goldmarkt war. Nach Marmol und Leo, dem Afrikaner, liegt er in einem Lande ſüdöſtlich von Bornu und ſüdlich von Gaoga oder Koko. Nach dem Erſtern entſpringt hier der Niger in einem See, den er bald Seu, bald Sau, bald So nennt. Das Land heißt ebenſo. Leo fügt hinzu, daß der ägyptiſche Nil in demſelben Seu- oder Soſee, wie der Niger, entſpringt. [2])

Brown berichtet, daß die Quellen des weißen Nils ſich in der Nähe des Darkula und mehrerer andern Flüſſe befinden, die nach Weſten ſtrömen. Die Lage, welche er den Nilquellen und dem Lande Donga anweiſet, iſt dieſelbe, wie die, welche Marmol und Leo dem Lande Sau oder So geben. Der griechiſche

---

[1]) Ariſtokreon, ein griechiſcher Schriftſteller des 4. Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung, ſagt im Plinius (historia naturalis, B. VI S. 30.) daß die Nuben am Ufer des Nils, nahe an den Grenzen der bekannten Erde wohnen. M. ſ. auch Ptol. geogr. IV. B. S. 124 und 126. Ausg. Berthiis. — Ariſtokreon lebte um 313 vor Chriſti Geburt.

[2]) Marmol, africa, B. 2, S. 26. Kol. 2; S. 60. Kol. 4. — Leo africanus ex edit. — J. B. Ramuſii Viaggi, B. 1. — Livius, Lit. 8. S. 97. — Walkenaer Nachforſch. S. 299 — 301 und S. 398 u. f. — Brown, S. 475.

Kosmograph Kosmus ſagt [1]), daß die Karavanen, die ſich von Axum, der alten Hauptſtadt Abyſſiniens, nach dem Lande Saſu (oder Sau) begeben, nahe an den Quellen des Nils vorüberziehen.

Schon um das Jahr 970 deutet der arabiſche Schriftſteller Ebn-Haural die Entfernung von Fezzan bis zum Lande Zagawan, ſüdlich von Fazuelo und Byrtat, an. Der Venetianer Mark Paul berichtet im dreizehnten Jahrhundert, daß die Karavanen aus den vier Winkeln Aſiens und aus dem Norden Afrika's ſich in das Innere Abyſſiniens begaben, um dort Gold zu kaufen. Mehrere Karavanen reiſen jetzt alljährlich von Kairo ab, entweder durch Darfur nach dem Weſten des Sudans, oder nach Gana, Kaſſena, Huſſa, Timbukta u. ſ. w., andere durch Darfur, öſtlich von Nigritien, oder durch die Länder Schygom, Schybon oder Sabuna nach Lakka und in die davon öſtlich und weſtlich befindlichen Gegenden. Man nennt dieſe Karavanen „Galabes al Darfur." Sie bleiben ein, zwei, ſelbſt drei Jahre abweſend. Ihre Ladung zu Kairo beſteht in Salz, Kleider, Wein und Feigen, wogegen ſie Gold, Sklaven und Gewürz eintauſchen.

Auch von Murzuck, der Hauptſtadt Fezzans, begibt man ſich zum weißen Nil und in die umliegenden Länder über die Stadt Tegerry, das Land Tibbo-Borgu und Bilma, oder über Ware, der Hauptſtadt des Landes Wadey. [2]) Viele aſiatiſche Kaufleute

---

[1]) Kosmus, typographia christiana ex edit. Montfaucon. M. ſ. Nova collectio Patrum, Parisiis 1707, B. 2. S. 143.

[2]) Lyon, narrative of travels in Northern Africa, 1821. Seite 243 bis 245.

reiſen über Arkecko, einem Hafen im Norden Abyſſiniens, zum weißen Nil [1]) Andere gehen über Berebra, einer ſüdlich-abyſſiniſchen Stadt am rothen Meere. Es würde ein Leichtes ſein, ſich einer dieſer Karavanen anzuſchließen. Jährlich wird zu Berebra eine große Meſſe gehalten, die vom Oktober bis zum April dauert. Die Somaulis (Volk im Innern Afrika's) finden ſich häufig daſelbſt ein, und bringen Gold, Elfenbein, Myrrhe, Weihrauch und Gummi zum Verkauf. Sie ſind ſehr ſanft und friedliebend, und man könnte leicht mit ihnen weit in das Innere vordringen.

Im ſechszehnten Jahrhundert kam und ging man von Berebra nach der Küſte von Guinea und Benin, und von dort nach dem öſtlichen Afrika, ohne die Ufer des Joliba oder des Nigers Mungo-Parks zu berühren. [2]) Die Mauren und Abyſſinier begaben ſich um dieſelbe Zeit von Damot, der weſtlichen Provinz Abyſſiniens, die der blaue Nil durchſtrömt, nach den Handelsniederlaſſungen, welche die Portugieſen an der Küſte und im Innern von Mozambik und Sofala gegründet hatten. [3]) Sie tauſchten dort Gold, Sklaven und Gewürze gegen europäiſche Waaren aller

---

[1]) Salt, S. 436. — Valentia travels to the red sea and India 1809, B. 2. S. 370 und 377.

[2]) De Barros: Asia. Lisboa 1552. B. 2. Kap. 4.

[3]) Oviedo, Patriarch von Abyſſinien. Seine Briefe, die er aus Abyſſinien 1567 an den König von Portugal ſchrieb, ſind von Chriſtoval Suarez de Figuerroa, Madrid 1614, herausgegeben worden. — Lettre curiose de Ethiopia, S. 178 u. f.

Art, vorzüglich gegen Tuch, Glaswaaren, Feuergewehre und Seidenzeuge aus.

Selbſt jetzt führt man noch Sklaven aus Nuba und weiter aus dem Innern nach Melinda, am indiſchen Meere, zum Verkauf. [1]) Von den Ufern des Tſanaſees, im Mittelpunkt Abyſſiniens, reiſen jährlich über tauſend Muſelmänner zum weſtlichen Nil, und weiter in das Innere Afrika's, beſtändig in der Richtung nach Südweſten. Sie nehmen Näh- und Stecknadeln, Schrauben, Kleider u. ſ. w. mit ſich, um ſie im Innern zu verkaufen. [2]) Sie bleiben ein Jahr oder fünfzehn Monate auf der Reiſe und bringen Kardamom, Häute, vorzüglich aber Gold und Ingwer zurück.

So bedeutend auch der Handel während der angeführten Epoche am weißen Nil, und zwiſchen ihm und dem blauen Fluß in Nuba und weſtlich vom weißen Nil ſein mochte, iſt er doch nichts im Vergleich mit dem, welcher in dieſem Lande von Chriſti Geburt an bis zum ſechsten Jahrhundert getrieben wurde.

„Das Land Saſu“, ſagt Kosmus, ein griechiſch-chriſtlicher Schriftſteller, der im ſiebenten Jahrhundert lebte, „iſt nicht fern vom Ozean. Es gibt ſehr viel Gold in demſelben. Alle zwei Jahre ſendet der König von Axum, unter Vermittelung der Regierung der Aguanen, Boten in dieſe Gegend, um Gold zu kaufen. [3])

[1]) Salt, S. 37 bis 62.
[2]) Bruce's travels, edit. in 4. B. 3. S. 385.
[3]) Kosmus am angeführten Orte, S. 139 u. f.

# Briefe über den Orient.

## Rhodos.

Unſer Schiff verließ die Rhede von Larnika am 15. Mai. Wir rechneten, daß die Ueberfahrt von Rhodos nur vier oder fünf Tage dauern werde; aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Bevor ich unſer Mißgeſchick erzähle, werfen wir einen Blick über unſere Reiſegefährten. Acht prächtige arabiſche Pferde, die ein reicher Kaufmann von Aleppo, ein Kind Iſraels, dem Kaiſer von Oeſtreich zum Geſchenk machte. Drei Sklaven, um ſie zu pflegen. Zwei Franziskaner, die dem katholiſchen Kloſter zu Jeruſalem Geld überbracht, und die nun nach Rom zurückkehrten. Sie ſchienen ſehr fromm zu ſein. Dieſe Reiſe war ihre erſte. Von ganzem Herzen ſeufzten ſie nach Ruhe und der Gemächlichkeit ihres Kloſters. Uebrigens waren ſie hinlänglich mit fettem Geflügel und vortrefflichem Wein verſehen. Ein reicher Albanier, der ſich nach Trieſt begab, um dort ſeine Perſon und ſeine Schätze in Sicherheit zu bringen. Er war von vier Sklaven begleitet, alle in der Landestracht, mit Dolchen und Piſtolen bewaffnet. Ein armer Servier und ſeine Frau, die eine Wallfahrt nach Jeruſalem gemacht. Endlich mehrere Griechen, die ſich nach Navarino begaben, um für ihr Vaterland zu ſtreiten.

Aber beinahe hätte ich den drolligſten unſerer Reiſegefährten vergeſſen. Es war ein Sklavonier, Namens Demetrio. Er hatte einen armeniſchen Kaufmann als Bedienter nach Jeruſalem begleitet. Sein Herr war in der heiligen Stadt geſtorben und die armeniſchen Mönche hatten ſich ſeiner ganzen Hinter-

laſſenſchaft bemächtigt, ohne dem armen Demetrio ſeinen rückſtändigen Lohn bezahlen zu wollen. Sie empfahlen ihn nur einem Pilger, der ihn mit uns an Bord des Briggs beförderte.

Demetrio war ein buckeliger Zwerg. Sein Haupt war mit einem alten Hute bedeckt, an welchem die Ränder fehlten. Man konnte ihn in jeder Hinſicht als einen wahren Polichinell betrachten, obgleich er ſich bemühete, ſich ein ernſtes, feierliches Anſehen zu geben. Seine Devotion ging bis zur Uebertreibung. Er ſaß beſtändig am Hintertheil des Schiffes, die Augen zum Himmel gerichtet, oder tief in das Meer geſenkt, als wolle er das Unendliche durchforſchen.

Er bot mir eifrig ſeine Dienſte an, und ich theilte bereitwillig meinen Mundvorrath mit ihm. Aber an den Faſttagen wollte er nie Thee trinken, weil ich mich eines Eies ſtatt der Milch bediente. Oft rief er: „Gott ſei gelobt, ich habe das heilige Grab geſehen!“

Die beiden erſten Tage war das Wetter uns günſtig. Aber am dritten erhob ſich ſchon früh Morgens ein gewaltiger Sturm, auf den nach einigen Tagen eine vollkommene Windſtille folgte, ſo daß wir nicht einen Fuß breit vorwärts konnten. Die Hitze war unerträglich. Der Kapitän kannte das Meer nicht, denn einige Augenblicke lang bemerkten wir die Küſte von Karamanien, ohne daß er dieſe Richtung einſchlug. Ein heftiger Windſtoß ſchleuderte uns darauf gegen die Felſen einer kleinen Inſel, an der wir beinahe geſcheitert wären.

Mehr als vierzehn Tage gingen auf dieſe Weiſe vorüber. Um das Maß des Mißgeſchicks voll zu machen,

hatten die Paſſagiere nur wenige Lebensmittel mit ſich genommen, und aller Mundvorrath war beinahe erſchöpft. Die beiden Mönche hatten ihre Hühner in einen großen Bauer geſperrt; aber jeden Morgen fehlte eins oder zwei beim Appell. Die Beſchädigten ſtimmten darüber jedesmal ein Klaggeſchrei an. Um den böſen Geiſt zu beſchwören, der ſie ihnen vor dem Munde wegblies, beteten und geſtikulirten ſie Morgens und Abends auf dem Verdeck, und bewieſen ihre Gelehrſamkeit, indem ſie über verſchiedene Lehrſätze disputirten. Aber ſobald ein Wölkchen am Horizont erſchien, ſtürzten ſie ſich eben ſo erſchrocken, als Panurg während dem Sturm, in ihre Kajüten.

„O santa Virgine!“ ſchrie der Bruder Pietro, „o sanctissima Virgine! wir ſind verloren.“ Der Bruder Joſeph ſeinerſeits betete aus allen Kräften, beichtete uns ſeine Sünden, und pries ſich bei alledem glücklich, die heilige Stadt vor ſeinem Tode geſehen zu haben.

Endlich entſchleierte die Inſel Rhodos ihre Orangen- und Palmbaumhaine, ihre grünen Hügel und Luſthäuſer vor unſern Blicken. In einem Augenblicke war all unſer Leiden vergeſſen. Während der Windſtille hatten wir ſie ſchon zwei- oder dreimal bemerkt; aber ihr Anblick gewährte uns nur die Qualen des Tantalus. Ich werde in meinem Leben das Gefühl nicht vergeſſen, mit welchem ich von einem Schiffe, auf dem ich ſo viel gelitten, auf die herrlichſte Inſel des mittelländiſchen Meeres überging. Mit Entzücken durchſchritten wir die langen Orangenalleen, deren Früchte wir genoſſen. Wir beſuchten alle Kaffeehäuſer,

zu denen uns das Gemurmel der erfriſchenden Springbrunnen in ihrer Nähe einzuladen ſchien.

Am Tage unſerer Landung beſuchte ich mit den beiden Franziskanern das katholiſche Kloſter, das auf allen Seiten von einem herrlichen Garten umringt iſt. Wir fanden nur einen ſpaniſchen Franziskanermönch darin, der ſeine Kollegen ſehr gleichgültig, mich, den unwürdigen Ketzer dagegen, der ihm etwas Anderes, als Gebet anbieten konnte, äuſſerſt zuvorkommend aufnahm. Er ließ ſogleich ein fettes Huhn, geſalzene Fiſche und einen gezuckerten Eierkuchen für mich zubereiten, während ſich die beiden Mönche mit Fiſchen begnügen mußten. Zudem erhielt ich noch einen vortrefflichen Nachtiſch und einige Flaſchen von dem geſchätzten rothen Weine der Inſel.

Wir machten ſodann einen Spaziergang um die von den Malteſerrittern erbauten Wälle, die von ihnen im ſechszehnten Jahrhundert mit ſo vieler Tapferkeit gegen die Türken vertheidigt wurden. Dieſe Wälle ſind ſehr feſt und mit theilweis zerfallenen Mauern beſetzt. Die Ueberreſte des Palaſtes des Großmeiſters beweiſen, mit welchem Luxus und welchem Glanze die Ritter in ihrer alten Hauptſtadt lebten. Die St. Johanneskirche hat ſich in eine große Moſchee verwandelt. Die Stadtthore ſind wirklich rieſenhaft. Im Palaſte des Statthalters ſieht man Säulen und Basreliefs von Marmor, die nur durch ihr Alterthum merkwürdig ſind.

Die Stadt iſt regelmäßiger und weniger ſchmutzig, als die meiſten im Orient. Die Straßen ſind breit und haben Seitenwege für Fußgänger. Sie und die Häuſer verrathen ihren europäiſchen Urſprung. Juden

und Griechen bewohnen beſondere Stadtviertel. Das der Erſten beſteht aus einer langen, engen Straße. Das der Andern iſt reinlich, und die Straßen ſind auf beiden Seiten mit Bäumen beſetzt.

Das Becken von Rhodos iſt groß und ſchön; aber nicht tief genug, um große Schiffe in ſich aufzunehmen. Der Eingang wird durch zwei vorſpringende Felſen verengt, die, den alten Geſchichtſchreibern nach, dem berühmten Koloß zur Baſis dienten, zwiſchen deſſen Beinen die Schiffe durchfuhren.

Die Rhede iſt mit ſchönen Häuſern beſetzt, und der Hafendamm, obgleich ſehr ſchmal, iſt mit prächtigen Bäumen bepflanzt und dient den Einwohnern zum Spaziergang. Das Klima auf Rhodos iſt auſſerordentlich angenehm. Die Luft iſt rein und geſund. Die Hitze wird durch den Weſtwind gemildert, der drei Viertel des Jahres über herrſchend iſt. Die Sonne, hat ein alter Dichter geſagt, zeigt ſich täglich zu Rhodos *). Dieſe Aeuſſerung iſt ſehr wahr. Das mächtige Geſtirn zerſtreut alle Gewölke, um ſeine Lieblingsinſel zu begrüßen. Die hohen Berge Karamaniens, die den Horizont einige Stunden weiterhin begrenzen, erhöhen den Reiz der Landſchaft noch. Die Stadt bildet ein von den Wällen gekröntes Amphitheater, von deſſen Gipfel man eine herrliche Ausſicht hat.

Frankreich und Oeſterreich haben jedes einen Konſul zu Rhodos, deren Geſellſchaft ſich auf einige ausgezeichnete Griechen beſchränkt. Der franzöſiſche

*) Die Inſel war ehemals der Sonne gewidmet.

Konſul war ein junger neunzehnjähriger Mann, und ſehr beliebt in ſeinem Amte. Der öſterreichiſche dagegen unterſtützte die Türken aus allen Kräften, um die griechiſche Inſurrektion zu unterdrücken, weshalb er von dem öſterreichiſchen Beobachter ſehr gelobt wurde.

Nach unſerer Rückkehr in das Kloſter, luden wir unſern Wirth ein, uns in das Innere der Stadt zu begleiten, wozu er ſich bereitwillig zeigte. Unterweges begegnete er mehrern Katholiken, die er mit der Miene eines Beſchützers grüßte. Ich hatte auch Gelegenheit zu bemerken, daß er beſonders mit den Weibern auf gutem Fuße ſtehe. Beim Abendeſſen ſchimpfte er über die ſpaniſche Revolution und die Kortes, und vergaß ſich darüber beim Glaſe ſo ſehr, daß er endlich vollkommen betrunken war, zum größten Skandal der beiden römiſchen Franziskaner. Um ſie für ihren Aerger noch zu beſtrafen, wies er dem Einen ſeine Schlafſtelle auf der Erde, dem Andern auf dem Sopha an, während er mir ein eigenes Zimmer mit einem guten Bette gab.

Am andern Morgen machte ich beim herrlichſten Wetter einen Spaziergang auſſerhalb der Stadt. Die Landhäuſer der Türken liegen am Abhang der Hügel, die vom Meere beſpült werden. Sie ſind von herrlichen Baum- und Blumengärten umgeben, haben hübſche Springbrunnen und murmelnde Bäche und bieten ſehr reizende Ausſichten dar. Die reiche Klaſſe wohnt das ganze Jahr hindurch darin.

Im Innern der Inſel iſt das Land noch romantiſcher. Es wird von tiefen Thälern durchſchnitten, die ſich gegen die Küſte öffnen und von maleriſchen

Bergen begrenzt werden. Der größte Theil der Inſel iſt unbebaut. Man ſieht nur wenige Dörfer im Innern. Sie ſind unter Bäumen faſt verborgen. Die am häufigſten vorhandenen Früchte ſind Granatäpfel, Feigen und Pfirſiche. Dieſe letzten ſind weniger ſaftig, als in Europa. Die Inſel hat eine Bevölkerung von 30,000 Seelen, von denen zwei Drittel Ottomannen ſind. Sie hat vierzig Stunden im Umfang und erzeugt genug Getreide für ihren eigenen Verbrauch. Der Weinertrag iſt beträchtlicher, demungeachtet wird er nicht ausgeführt.

Man kann zu Rhodos ſehr billig leben. An Gemüſen iſt zwar kein Ueberfluß; aber man hat Fleiſch, Wildpret, Fiſche, Früchte jeder Art und Wein faſt umſonſt. Mit 2000 Gulden jährlicher Einkünfte kann man dort wie ein Fürſt leben, ſein Schloß, ſeinen Park, ſeine arabiſchen Pferde und eine zahlreiche Dienerſchaft haben. Rechne man dazu noch, daß der heilſame Einfluß des Klimas im Stande iſt, die Dauer des Lebens um zehn Jahre zu verlängern.

Im Mittelpunkt der Inſel erhebt ſich ein hoher Berg, den man nur zu Fuß erſteigen kann. Man braucht mehrere Stunden, um bis auf ſeinen Gipfel zu gelangen. Dort ſteht eine kleine Kapelle, zu welcher die Griechen häufig wallfahrten. Die Umſicht von dieſem Punkte iſt über alle Beſchreibung ſchön. Die Inſel breitet ſich wie eine Karte zu den Füßen aus. In einiger Ferne ſieht man die Geſtade Karamaniens und einige Inſeln des Archipels. Die Abhänge des Berges ſind ziemlich mit Waldung bedeckt, aber den übrigen Theilen der Inſel gebricht es daran

beinahe ganz. Die Türken haben alle Ta
ausgerottet.

Einige Tage ſpäter erſtieg ich ſehr
andern Berg, nordweſtlich von der Stadt. :
war ſehr ſchön. Die reichſten Farbenſchläg
Erde, Himmel und Meer. Ueberall wa
Schweigen, das durch nichts geſtört w
Orient zeigt die Natur ſich immer ruhig.
Gipfel des Berges ſchlängelte ſich ein Fu
dunkeln Laubdächern hinan. Eine Me
Pflanzen und tauſendfarbige Blumen üb
den Boden. Der Abhang gegen das Meer
den Wellen zu ſchweben. Auf der entg
Seite war der Berg mit hübſchen, amph
ſich erhebenden Wohnungen überdeckt, di
ten, Weinlauben und Orangenhainen umg

Zu dieſer Zeit war die Inſel ſehr
griechiſche Inſurrektion war nicht bis d
drungen. Auch waren die Türken hier
und zu ſtark, als daß die Griechen es h
mögen, ihre Ketten zu zerbrechen.

Unſer Verweilen zu Rhodos war un
nothwendig, um Waſſer und Lebensmittel ei
Aber wir mußten wieder unter Segel g
Anker wurden bei günſtigem Winde geli
ſchon am andern Morgen trat vollkommen
ein, und wir befanden uns mitten unter
ſeln und Klippen hinter Rhodos, wie auf
im Angeſicht der Berge. Am Fuße derſ
am Meer, ſahen wir ein kleines von arm
bewohntes Dorf. Die Reinlichkeit ihrer :
traſtirte angenehm mit den Trümmern, di

unſerer Reiſe uns betrübt hatten. Endlich erhob ſich der Wind und nach einer zehntägigen Fahrt durch den Archipel bemerkten wir die ſüdliche Küſte des Peloponnes. Noch an demſelben Tage landeten wir zu Navarino.

## Skizze über Neapel.

Nichts ſetzt den Reiſenden zu Neapel mehr in Erſtaunen, als das große Gewühl in den Straßen an Sonn- und Feiertagen, und der Höllenlärm, den man auf allen Seiten vernimmt. Die Frauen ſind gewöhnlich in roſenfarbene Gewänder gekleidet, und alle Perſonen, denen man begegnet, ſcheinen wirklich freudetrunken zu ſein.

Dagegen ſieht man auch nie mehr und entſetzlichere Bettler, als eben an den Feſttagen. Sie bedecken ſich an denſelben mit den allerabſcheulichſten Lumpen, die ihnen nur immer zu Gebote ſtehen. Wagen, mit Menſchen vollgepropft, verlaſſen die Stadt, oder kehren dahin zurück. Auf jedem läßt ſich wenigſtens ein Violinſpieler hören. Dieſe überlodenen Wagen werden von einem einem einzigen magern, überall verwundeten, aber mit Bändern und Blumen geſchmückten Pferde fortgezogen.

Die Häuſer, ſelbſt in den Vorſtädten, ſind ziemlich reinlich und im guten Stande. Ihre Architektur iſt nicht häßlich. Faſt alle Fenſter haben kleine Balkone mit hübſchen Eiſengittern. Die Straßen ſind mit großen Baſaltſtücken gepflaſtert. Eine unzählige Menge kleiner Wagen und Kabriolette rollen mit auſſerordentlicher Schnelle in allen Richtungen. Man muß ſehr auf ſeiner Hut ſein, nicht umgeworfen zu

werden. In jedem dieſer Kabriolette ſind drei oder vier Menſchen über einander geſchichtet. Auſſer ihnen hängt noch der Kutſcher am Vordertheil und ein Knabe am Hintertheil des Wagens. Dieſer letzte knallt unaufhörlich und ſchreit „vorgeſehen!“ Das ganze Fuhrwerk, ſelbſt die Zügel ſind roth und blau angeſtrichen und vergoldet, aber alt, abgenutzt, und auf dem Punkte in Stücken zu fallen. Auf dem Sattel des Pferdes bemerkt man einige ſeltſame Zierrathen, wie z. B. eine Wetterfahne von Eiſenblech, einen Drachen, einen vergoldeten Heiligen, oder einen großen rothen Federbuſch.

Die Taſchendiebe ſind zu Neapel ſehr häufig, und man kann nicht genug Acht geben. Aber die ſonderbarſte Szene, die man vielleicht in keiner andern Stadt in einem ſo hohen Grade bemerken dürfte, bieten die Mönche dar, und die Predigten, welche ſie gewöhnlich in den Kirchen und auf den Plätzen halten. Der Mönch hält ein ziemlich großes hölzernes Kruzifix in der linken Hand, während er ſich mit der Rechten die Bruſt mit ſolcher Heftigkeit zerſchlägt, daß man kaum ſeine Worte zu vernehmen im Stande iſt.

Das Volk liegt auf den Knien, ſtöhnt, weint und geberdet ſich jämmerlich, vorzüglich wenn der Mönch einige Augenblicke ſchweigt, und in Nachdenken verſunken zu ſein ſcheint. Sobald er jedoch wieder zu ſprechen beginnt, tritt die tiefſte Stille ein. Auf einmal ſchwingt er das Kruzifix über ſich, reckt es weit vor und ſchreit mit gewaltiger Stimme: „Da iſt er, da iſt er, Euer Gott! der wahre Gott! Er ſtirbt für Euch, er ſtirbt, und Ihr bereuet Eure Sünden nicht!“.

Kaum hat er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo vernimmt man ein durchdringendes Geſchrei auf allen Seiten, und man bemerkt in der Dunkelheit (denn die Predigten werden immer ſehr ſpät Abends gehalten) Männer und Weiber, die ſich auf der Erde wälzen, ſich die Haare ausraufen, das Geſicht zerſchlagen und ſich wie Unſinnige betragen. Aber kaum iſt die Predigt vorüber, haben ſie alle ihre guten Vorſätze ſchon wieder vergeſſen, und ihr über alle Beſchreibung ausſchweifender Lebenswandel ſcheint durch die eben vernommene Ermahnung einen nur um ſo größern Schwung zu erhalten.

Man ſieht, es gibt ſeltſame Gebräuche in dieſem Lande. Hier nur noch einige. Oft begegnet man in den Straßen fünf oder ſechs neben einander ſchreitenden Frauen in großer Trauer, mit einem ungeheuern mit ſchwarzem Flor bedeckten Kruzifix. Sie ſind meiſtentheils hübſch von Geſicht; aber ſie betteln mit unbeſchreiblicher Zudringlichkeit, und laſſen ſich nicht abweiſen. Sie ſagen nie, warum ſie eigentlich Almoſen heiſchen. Sie bemühen ſich nur, die Hände zu ergreifen, um ſie zu küſſen, und man möchte faſt vermuthen, daß ſie nur ſo lange ſie feſthalten, um ihren Kameraden Zeit zu laſſen, die Taſchen des Fremden zu leeren.

Andere Frauen, ebenfalls in Trauer, gut gekleidet, mit hohen ſchwarzen Federn auf den Hüten, erſcheinen bei den erlauchten Foreſtieri, deren Namen ſie ſich zu verſchaffen wiſſen, und erzählen die traurige Geſchichte ihrer hochadeligen Familie, die durch allerlei Unglücksfälle an den Bettelſtab gekommen iſt. Meiſtentheils ſind ſie Herzoginnen, Gräfinnen, Mar-

kiſen, oder ſo dergleichen. Sie begnügen ſich mit Wenigem, und ſpielen bei allen Fremden der Reihe nach dieſelbe Rolle.

Lügen, betrügen, ſtehlen, und bei allem dem vor Elend umkommen, das iſt das Gewerbe eines ſehr großen Theils der Bevölkerung von Neapel. Man kann nicht einen Augenblick ſeinen Rock, ſeinen Regenſchirm, oder ſeinen Hut auf einen Tiſch im Wirthshauſe legen, ohne dieſe Gegenſtände ſogleich verſchwinden zu ſehen. Eben ſo wenig kann man das Geringſte kaufen, ohne auf die empörendſte Weiſe übertheuert und betrogen zu werden.

Man kann ſehr treffend die Sitten zu Neapel mit denen zu Otahiti, zu Kooks Zeiten, vergleichen. Verträgt ſich der Vortheil der Neapolitaner damit, ſo machen ſie ſich der abſcheulichſten Handlungen ſchuldig, ohne deshalb die mindeſte Scham oder Reue zu verſpüren. Sie wiſſen, daß ſie für die entſetzlichſten Verbrechen mit Leichtigkeit Abſolution erkaufen können. Sie genieſſen nur den gegenwärtigen Augenblick, ohne je an den kommenden Tag zu denken.

Die Frauen, welche nicht zur unterſten Volksklaſſe gehören, gehen nie zu Fuß, und fehlt es ihnen an Mitteln, ſich eine Kutſche zu halten, ſind ſie durch den Gebrauch zu einer ewigen Gefangenſchaft verdammt. Es iſt ihnen nur erlaubt, zur nächſten Kirche zu gehen. Auf dieſem Gange ſchreitet ein Menſch hinter ihnen her, der augenblicklich die Bedientenrolle ſpielt. Gewöhnlich iſt er mit einer verſchoſſenen Livrée begleitet und trägt ein Kiſſen und Gebetbücher unterm Arm. Manchmal ziehen die Gatten ſelbſt den

Bedientenrock an, und bringen auf dieſe Weiſe ihren Stolz der Eitelkeit zum Opfer.

## Möglichkeit einer Reiſe zu Lande von dem Kupferſtrom bis zum Eismeer und der Hudſonsbucht.

Die ruſſiſchen Beſitzungen auf der nordweſtlichen Küſte Amerika's ſind ſehr vortheilhaft für eine Expedition zu Lande, vom Kupferſtrom bis zur Hudſonsbucht, gelegen. Die Mündung des ebengenannten Fluſſes würde in dieſem Falle der Abreiſepunkt ſein. Eine ſolche Unternehmung müßte nothwendigerweiſe zu äuſſerſt wichtigen geographiſchen und andern wiſſenſchaftlichen Entdeckungen führen, ſelbſt wenn man die Ausbeutung der dort vorhandenen reichen Kupferminen und den Handel mit koſtbarem Pelzwerk nicht in Anſchlag bringen wollte.

Den Mittheilungen der Landesbewohner und einiger Handelsleute zufolge, mag ſich der Kupferſtrom unter dem ſechszigſten Grade nördlicher Breite, und dem hundertvierundvierzigſten Grade öſtlicher Länge von Greenwich, in dem ruſſiſchen Landestheil der amerikaniſchen Kompagnie, befinden. Er entſpringt im Schooße eines hohen Gebirgs. Seine Geſtade werden von einem ſanften, friedliebenden Volke, den Ugalakmuten, bewohnt.

An ſeiner Mündung, gegen Weſten, befinden ſich die beiden Inſeln Suckli und Nutſchik. Auf der letzten iſt eine von der amerikaniſchen Kompagnie geſtiftete Kolonie, bei welcher jährlich die Schiffe anlangen, um Pelzwerk einzuladen, das von den Einwohnern geleiſtet wird.

Ein Kaufmann, Namens Bagenow, den der Direktor Baranow abgeſendet hatte, um gegen die Quellen des Kupferſtromes vorzudringen, legte eine Strecke von 300 Werſten (75 Stunden) zurück, und hatte eine große Menge Kupferſplitter längs dem Ufer des Fluſſes eingeſammelt, die ihm jedoch von einem Häuptling der Indianer wieder genommen wurden. Er fürchtete, daß die Ruſſen dieſer reichen Minen ſich bemächtigen dürften.

Bagenow berichtete, daß er auch einen andern Fluß geſehen, der ſich von dem Kupferſtrom ſcheidet, und der breit genug iſt, um ſchiffbar zu ſein. In geringer Entfernung davon iſt ein See, an dem er ſehr viele Rennthiere bemerkte. Nach der Angabe der Indianer konnte man jährlich mehr als 12,000 derſelben erlegen. Auſſerdem gibt es auch ſehr viele ſchwarze Bären, Luchſe, Flußbiber und Marder. Der ruſſiſche Kaufmann bemerkte bei den Eingebornen ſehr viel rohes, reines Kupfer. Er erfuhr, daß ein wenig mehr gegen Norden ein ziemlich großer Fluß ſtröme, der ſich in das große Meer ergieße.

Man kann aus der Kenaiſkbucht den Kupferſtrom zu Waſſer in vierzehn Tagen erreichen.

Ein anderer ruſſiſcher Kaufmann, Namens Klimowsky, wurde von dem Lieutenant Yanowsky auf Nachforſchungen ausgeſchickt. Er ſchiffte ungefähr 200 Werſte (50 Stunden) dem Kupferſtrom entgegen, und hat der Kompagnie nachfolgende Andeutungen mitgetheilt:

„Die Ufer des Kupferſtroms ſind mit dichten Wäldern bedeckt. Er iſt nicht ſehr ſchiffbar; aber er kann leicht als Verbindungsſtraße gebraucht werden.

Seine Mündung wird von den Ugalakmuten bevölkert, hinter welchen, am Fuße des Gebirgs, die Atnaskmiuten (die Kupfergattung) wohnen. Beide Völker ſind friedfertig.

„Während dem Winter finden ſich mehrere indianiſche Stämme, die jenſeits der Berge wohnen, bei den letztern ein, um ſich Feſten und Spielen zu überlaſſen, die mehrere Monate dauern. Während dieſer Zeit tauſchen ſie Pelzwerk und andere Sachen gegen allerlei Kleinigkeiten aus, die ihre Wirthe von ihren Nachbarn, den Ugalakmuten, beziehen, welche ſie ſelbſt von den Ruſſen erhalten.“

Unter den Gegenſtänden, die Klimowsky eingeſammelt hat, bemerkt man mehrere ſehr ſchöne Kupferbruchſtücke und einige falſche Guineen, welche nur von der Hudſonsbucht bis zu dieſen Völkern haben gelangen können. Dieſer Umſtand beſeitigt faſt jeden Zweifel über die Möglichkeit einer Komunikation zwiſchen dieſer Bucht und dem Kupferſtrom.

Man müßte alſo von dieſem letztern eine Expedition mit dem doppelten Auftrage abſenden, ſich zu überzeugen, ob Aſien und Amerika zuſammenhängen oder nicht, und ein Verbindungsmittel zwiſchen der amerikaniſchen Kompagnie und der von der Hudſonsbucht zu entdecken. Dieſe Expedition ſollte beſtehen aus einem Offizier, ſeinem Schreiber, einem Maler, einem Naturforſcher und zwei Matroſen, die zugleich Schmiede und Zimmerleute ſein müßten. Sie könnte ſich über das Meer auf den Schiffen, die jährlich bei Kamtſchatka anlangen, und ſich von dort nach der Inſel Sitka oder zu Lande ſich nach Ochotsk begeben. Im Frühling könnte ſie ſodann mit den Schiffen,

die jährlich nach Rutſchik reiſen, zum Kupferſtrom gelangen.

Im erſten Jahre würde ſie dieſe Küſte beſchreiben und dèn St. Eliasberg unterſuchen, wonach ſie bis zu den von den Atnakmiuten bewohnten Bergen vordringen und bei dieſem Volke den Winter zubringen könnte. Während dieſer Raſt würde ſie mit den entferntern Stämmen bekannt werden, die ſich jährlich hier einfinden, um ihre Spiele zu begehen. Die auf dieſe Weiſe erlangten Nachrichten würden die Entdeckungsreiſe im nächſten Jahr ſehr erleichtern.

Zuerſt würde es vielleicht rathſam ſein, nur bis an das Ufer des Eismeers und von dort bis zum Mackenzieſtrom vorzudringen, der zur Hudſonsbucht führt. Sodann könnte man von dieſer Bucht auf der weſtlichen Seite zurückkehren, um eine Verbindung zwiſchen ihr und dem Kupferſtrom zu entdecken. Man vermuthet mit Recht die Exiſtenz ſehr reicher Silberminen in dieſer Gegend.

## Gegenwärtiger Zuſtand der türkiſchen Regierung.

Man hat ſchon Vieles über die in der türkiſchen Regierung vorherrſchende Unordnung, die in kurzer Zeit den gänzlichen Umſturz der Pforte herbeiführen müſſe, geſagt und geſchrieben. Das erſchütternde Schauſpiel ſcheint unſerm Jahrzehend vorbehalten zu ſein.

Aber noch Manches bleibt über dieſen Zuſtand zu erörtern übrig. Beginnen wir unſere Prüfung mit einer Ueberſicht des Zuſtandes der kaiſerlichen Familie.

Die Söhne des Sultans, ſelbſt der muthmaßliche Thronerbe, ſind, jeder beſonders, in ein Gemach oder

vielmehr in ein Gefängniß eingeſperrt, das auf türkiſch Kafeſſa oder Eiſenkäfig genannt wird. Es befindet ſich im Innern des Serails. Dieſer Theil iſt mit ſehr hohen Mauern umſchloſſen, und wird nur von den Prinzen und vier oder fünf Verſchnittenen und ſechs bejahrten Sklavinnen bewohnt.

Der regierende Sultan, der in jedem ſeiner Erben einen Nebenbuhler erblickt, läßt ſie aufs Strengſte bewachen. Niemand, bei Todesſtrafe, darf ſich ihnen nahen oder mit ihnen korreſpondiren. Sie vegetiren in der vollkommenſten Unwiſſenheit, und erfahren nicht das Mindeſte von Allem, was im Reiche ſich ereignet. Ihre Lehrer ſind abgelebte Greiſe, die ſie nur ſehr unvollkommen in den Anfangsgründen der arabiſchen und perſiſchen Sprache und im Schreiben unterrichten *). Einige Verſchnittene lehren ſie auſſerdem irgend ein Handwerk.

Das Verfahren des Sultans gegen ſeine jüngern Brüder iſt durchaus dasſelbe, wie gegen ſeine Söhne. Die meiſten Kaiſer ſind bei ihrer Thronbeſteigung bereits alt. Hätte die Empörung der Janitſcharen Selim nicht vom Thron geſtürzt, hätte ſein Neffe und Nachfolger, Muſtapha IV. (Bruder des jetzt regierenden Kaiſers) nicht dasſelbe Schickſal gehabt; Mahmud würde erſt ſpät den Zepter erhalten haben.

*) Der Gebrauch, die türkiſchen Prinzen einzuſperren, ſchreibt ſich von Soliman her. Seitdem zeichneten ſich die Thronerben nur durch ihre Unwiſſenheit aus. Muſtapha IV. z. B. konnte kaum ſchreiben. Seine Befehle waren höchſt unvollſtändig und veranlaßten die ſeltſamſten Mißverſtändniſſe, die leider vielen Unglücklichen das Leben koſteten.

Verläßt der Prinz, nachdem er den größten Theil ſeines Lebens in der Langeweile des Müßiggangs und in der Entbehrung jedes Vergnügens zugebracht, endlich ſein Gefängniß, um den Thron zu beſteigen, ſieht er ſich plötzlich von einem Schwarme feiger Höflinge umringt, die ihm beinahe göttliche Ehrfurcht erweiſen. Er erlangt nur zu bald die Gewißheit, daß künftighin Alles ihm erlaubt iſt. Sein erſtes Bedürfniß iſt die Befriedigung ſeiner Lüſte. Er überläßt ſich blindlings ſeinen Verſchnittenen, denen mehr, als den Miniſtern, die eigentliche Sorge der Verwaltung des Reichs obliegt.

Bei der Thronbeſteigung des neuen Sultans wird der Verſchnittene, der in der Kafeſſa ſein erſter Page war, ſein Kizlar-Agaſſi, oder Oberintendant der Mädchen. Auſſerdem legt er ſich noch den Titel „Meiſter des Glückſeligkeitspalaſtes“ bei. Eben ſo unwiſſend in der Regierungskunſt, als ſein Herr, hat der Vorſteher dieſer ſchwarzen Verſchnittenen nicht nur eine unumſchränkte Gewalt im Serail, ſondern auch im ganzen Reiche. Seine Perſon wird als geheiligt betrachtet, und im Range ſteht er dem Großvezier gleich. Sein Einfluß iſt ſehr groß, und willkührlich verändert er oft die Großveziere, die Kapitän-Paſchas, die Miniſter, die Paſchas und überhaupt alle Großbeamte.

Der Silidar, oder Schwertträger des Sultans, iſt ebenfalls ſehr mächtig. Auch er ſetzt oft die Großveziere und Miniſter ab, und läßt ſie ſelbſt enthaupten. Wenn er ſich aus ſeinem Gemache in den Mabey, oder den Sultansſaal (zwiſchen dem Harem und dem Selamlik) begibt, ſchreiten ihm die Zakiw-

Schallagau, oder ſeine Leibgarde, mit Merkurſtäben bewaffnet, voran, und Jedermann in der langen Zimmerreihe, durch welche der lange Zug geht, muß ſich ſogleich verbergen, wenn er nicht tüchtig durchgeprügelt ſein will.

Selbſt die untern Diener, wie der erſte Page, deſſen Verrichtung darin beſteht, dem Sultan die Stiefel auszuziehen, der Kawedſchi-Baſchi, oder der, welcher ihm den Kaffee reicht, der erſte Bartſcherer, vorzüglich dieſer letzte, der den Kaiſer beluſtigt, und oft ſein Günſtling wird, haben einen großen Einfluß auf die Regierung. Manchmal, jedoch viel ſeltener, bringt es auch die Sultanin-Valide, oder Kaiſerin-Mutter, ſo weit.

Jeder Paſcha von drei Roßſchweifen, der eine ganze Provinz regiert, hat den Titel Vezier. Aber der Gouverneur der Hauptſtadt legt ſich den eines Wiziri-Aazam (Obervezier's), Weliki-Mnatluk (abſoluter Stellvertreter des Sultans), Sahi-Muhowe (kaiſerlicher Siegelbewahrer) u. ſ. w. bei. Der Großvezier trägt zwar das große goldene Siegel, mit dem Tugna oder Namenszuge des Sultans, beſtändig auf der Bruſt, aber er bedient ſich desſelben nie. Wird es ihm durch einen Beauftragten des Kaiſers abgeriſſen, ſo iſt das ein Zeichen ſeiner Verungnadung.

Der Obervezier iſt der eigentliche Regent des Reichs. Durch ſeine Hände gehen, ohne Unterſchied, alle Geſchäfte. Der Großadmiral und die Paſchas der verſchiedenen Provinzen ſenden unmittelbar ihre offiziellen Berichte an ihn. Er durchgeht ſie und notirt mit rother Dinte ſeitwärts ihren Hauptinhalt, nebſt ſeiner Meinung darüber. Sodann legt er das Ganze

dem Sultan vor. Alle innere und auswärtige Angelegenheiten werden auf ſolche Weiſe von ihm behandelt.

Im Krieg hat er den Oberbefehl der Armee. Alle übrigen Paſchas ſind ihm untergeordnet. Er iſt zugleich höchſter Richter in Zivil- und Kriminalſachen, und ſein Ausſpruch iſt ohne Appell. Seine Sentenzen können ſelbſt von ſeinem Nachfolger nicht widerrufen werden.

Als oberſter Vorſteher der Polizei, verkleidet er ſich alle Freitage, ſobald er die Moſchee verlaſſen, und durchſtreift, in Begleitung einiger Offiziere und Henker, inkognito die Straßen Konſtantinopels. Wehe dem Armen, der das Unglück hat, ihm durch Kleidung, Gang, oder auf ſonſt irgend eine Weiſe zu mißfallen. Er macht ein Zeichen mit der flachen Hand und ſein Kopf rollt ihm unmittelbar vor die Füße.

Die Hauptmaxime der Großveziere beſteht in der Regel: „Regieren bedeutet züchtigen." Nur wenige, wie Kiopruli, Zorlola, Ragib, Kara und Izzet, haben manchmal auf die Stimme der Vernunft gehört. Aber ihre Regierung war nicht von langer Dauer, und ſie wurden durch Menſchen erſetzt, die nur in Uebertreibung des Unſinns und der Grauſamkeit erfahren zu ſein ſchienen.

Die politiſche Laufbahn der Großveziere beendigt ſich gewöhnlich durch ihre Enthauptung oder wenigſtens durch ihre Verbannung und die Konfiskation aller ihrer Güter. Deshalb vermeiden die Miniſter der Pforte und der Silidar ſoviel als möglich dieſen gefährlichen Poſten, und ſuchen ihn auf einen ihrer

Anhänger überzutragen, der nach wie vor Sklave bleibt. Gewöhnlich wählen ſie ihn unter den Paſchas von drei Roßſchweifen, die von den untern Graden zu dieſem Poſten gelangen, und oft ſo unwiſſend ſind, daß ſie kaum leſen und höchſtens ihren Namen ſchreiben können. Welchen Begriff ſie von Politik und Diplomatik haben, darf man nicht erſt fragen. Aber eben dieſe große Unwiſſenheit empfiehlt ſie ihren intriganten Beſchützern.

Der Miniſter des Innern hat nicht die mindeſte Idee von der Statiſtik des Reichs. Alles, was man von ihm verlangt, iſt eine oberflächliche Kenntniß der arabiſchen und perſiſchen Sprache, damit er wenigſtens im Stande ſei, die verſchiedenen Berichte der Paſchas und die Bittſchriften zu leſen, die er ſodann dem Großvezier vorlegen muß. Verſteht er etwas durchaus nicht, ſo ſchreibt er auf den Rand: „Man prüfe Dieſes aufmerkſam, forſche in den Archiven nach und nehme zweckmäßige Maßregeln.“ Darin beſteht die ganze Verwaltungswiſſenſchaft des Miniſters. Unter ihm ſtehen ſehr viele Beamten, die nicht unterrichteter ſind.

Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, oder der Reis-Effendi, iſt ſeiner übrigen Kollegen vollkommen würdig. Er hat nicht den geringſten Begriff von Geographie, Geſchichte, Statiſtik und Diplomatik. Hier nur ein Beiſpiel.

Als während dem erſten Kriege Katharina's II. mit der Pforte ſich zu Konſtantinopel das Gerücht verbreitete, daß die ruſſiſche Flotte durch die Meerenge von Gibraltar paſſiren und vor Konſtantinopel erſcheinen werde, verbreitete ſich eine allgemeine Be-

ſtürzung. Aber keiner der Miniſter wußte, wo die vielgenannten Punkte, Kronſtadt, Gibraltar, das mittelländiſche Meer und der Archipel ſeien. Sie wollten alſo eine Landkarte zu Rathe ziehen, aber man konnte nirgends eine ſolche finden. Endlich ließ man Ypſilanti, Muruzi, Cavadgas und einige andere Fanarioten rufen. Dieſe legten den Miniſtern eine Karte von Europa vor, und deuteten ihnen den Weg an, den die ruſſiſche Flotte zu verfolgen habe, um bis nach Konſtantinopel zu gelangen. Als ſie ihnen nun die vielbeſprochene Straße von Gibraltar wieſen, brach der Reis-Effendi in ein lautes Gelächter aus, und fragte, wie ſich ein vernünftiger Menſch beikommen laſſen könne, zu denken, daß eine Ente, geſchweige denn ein Linienſchiff, durch eine ſo ſchmale Oeffnung hereinkommen könne. Er und alle übrigen Miniſter bildeten ſich ſteif und feſt ein, die berühmte Meerenge ſei nicht größer, als ſie auf der Karte dargeſtellt worden.

Die europäiſchen Sprachen ſind ihnen gänzlich unbekannt, und ſelbſt ihre zeitweiſen Geſandten an fremden Höfen haben nicht den geringſten Begriff davon. Darnach kann man ſich denken, von welchem Nutzen ſie ſind. Sie kehren eben ſo unwiſſend nach Konſtantinopel zurück, als ſie dieſe Stadt verlaſſen haben. Den Beweis davon gewähren Azuis und Izzat, die zu Berlin, Ratib und Ibrahim, die zu Wien, Walid und Muhib, die zu Paris, Raſſib, der zu Petersburg, und Juſſuf, der zu London Geſandter war.

Das Departement des Finanzminiſteriums zerfällt in eine große Menge Bureaux, unter denen man das der konfiszirten Güter (Muhallefat-Calemi), oder das

der ohne Erben Geſtorbenen, wie das der Staats-ſchuldner (Zimemat-Calemi), der Mauth, des Tabaks, der Kopfſteuer u. ſ. w. bemerkt. Die meiſten Beamten dieſer Bureaux kennen ſelten oder nie die vier Regeln der Arithmetik, und man kann ſich denken, welche Rechnung ſie ablegen. Vom Miniſter bis zum niedrigſten Schreiber ſucht jeder ſich zu bereichern, was ihnen um ſo leichter wird, da Niemand das ſogenannte Staatsbudget kontrollirt. Um das auf dieſe Weiſe entſtehende Defizit auszufüllen, ſucht man ſich Kredit auf die Einnahme der nächſten Jahre zu verſchaffen, oder läßt ſie ſich im Voraus bezahlen. Dieſe ununterbrochene Defizitfolge erſchöpfte den Schatz unter Selim und ſeinen Nachfolgern dergeſtalt, daß man, nur um die nothwendigſten Ausgaben, wie die Beſoldung der Janitſcharen in der Hauptſtadt und in den Feſtungen zu beſtreiten, mehr Konfiskationen als je verordnen, und endlich das Eigenthum aller ſogenannten verdächtigen Perſonen mit Beſchlag belegen mußte.

Das Kriegsminiſterium theilt ſich in mehrere Intendanzen. Eine derſelben hat die Direktion der Kanonengießerei, eine andere die der Bomben, eine dritte die der Munitionen, eine vierte die der Mühlen. Die Vorſteher dieſer Intendanzen ſind wo möglich noch unwiſſender, als die übrigen Beamten des Reichs, weil man ſich einbildet, daß man keine Kenntniſſe brauche, um Andere zur Arbeit anzuhalten. Sie reichen dem Großvezier ihre Berichte ein, der ſie ſodann dem Sultan, gewöhnlich dem Unwiſſendſten von Allen, vorlegt.

Der Marineminiſter hat die Oberintendanz des

bedeutenden, der Admiralität beſtimmten Einkommens. Er beſtimmt den Ankauf der Proviſionen und alles deſſen, was man zur Erbauung und Ausrüſtung der Kriegsſchiffe bedarf. Die Schiffskapitäne und Matroſen erhalten von ihm ihren Sold. Er und der Kapitän-Paſcha theilen ſich gewöhnlich in das Einkommen des Marineminiſteriums.

Die Türken haben keinen rechten Begriff vom Seeweſen. Kaum haben ſie einige Praxis desſelben. Ihre Handelsmarine iſt nie bedeutend genug geweſen, um zur Bildung einer militäriſchen Marine zu dienen. Der Handel mit Aegypten oder Syrien war in einem ſo elenden Zuſtande, daß er kaum dreißig Schiffe hatte. Die Hafen der aſiatiſchen Küſte des ſchwarzen Meeres, die der Krimm, vor der Eroberung dieſer Provinz durch Rußland, rüſteten höchſtens hundert Fahrzeuge, Sayken genannt, aus. Sie befanden ſich überdem in einem ſo ſchlechten Zuſtande, daß ſie mehr Schiffsgerippen als vollendeten Schiffen ähnlich waren.

Die Türken unternahmen immer nur dann Expeditionen zur See, wenn ſie des Sieges im Voraus gewiß ſein konnten. Ihre berühmteſten Admirale verdankten ihre Siege nur dem Enthuſiasmus, der die erſte Periode der ottomanniſchen Dynaſtie karakteriſirt, und der Macht, welche ſie in der zweiten, durch die Fortſetzung des Krieges mit Venedig und den Tempelrittern, gewann. Sie verdankten ſie der Zwietracht und dem Neide zwiſchen den chriſtlichen Mächten, dem vollkommenen Mangel aller Angriffs- und Vertheidigungsmittel der Ritter von Rhodos, die von allen Mächten verlaſſen wurden, endlich der Feigheit der venetianiſchen Ariſtokratie, die mehr mit elenden Un-

ternehmungen gegen die Freiheit ihrer Mitbürger, als mit Vermehrung des Nationalruhms ſich beſchäftigte. Das ſind die wahren Urſachen, denen man die Berühmtheit eines Barbaroſſa, eines Pigaly und eines Mezzo-Morto zuſchreiben muß.

Ohne überſeeiſchen Handel, der ſie zu entfernten Expeditionen hätte vermögen können, waren die Türken nicht im Stande, gute Matroſen zu bilden. Darum ſchwächte ſich auch die türkiſche Regierung nach ihren Eroberungen im Archipel immer mehr, und verzichtete endlich ganz auf jede Vergrößerung. Seit Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, bis zur Friedens-Ratifikation zu Kaynardgi, hat ſich die türkiſche Marine im allerelendeſten Zuſtande befunden. Die Schiffe, aus denen ſie beſtand, waren nur roh gezimmerte ungeheure Barken. Bevor die Griechen Theil an dem ottomanniſchen Seeweſen nahmen, waren die Admirale und Offiziere eben ſo unwiſſend als die Steuermänner, Matroſen und Artilleriſten.

Um den Poſten des Kapudani-Derya, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, des Kapitän-Paſcha, finden ſich immer viele Bewerber, weil er einen hohen Rang gewährt und mit großen Einkünften verbunden iſt. Die höchſten Würdeträger des Serails machen den erſten Anſpruch darauf. So wurde Huſſein Paſcha, der erſte Page des Sultans, zum Großadmiral ernannt. Als der britiſche Admiral Duckworth durch die Dardanellen paſſirte, wurde der erſte Stallmeiſter zum Kapitän-Paſcha ernannt; aber kaum erblickte er die erſte Abtheilung der feindlichen Flotte, unter Sydney Smiths Befehl, ſo flüchtete er ſich auf einer Barke nach Konſtantinopel und ließ ſeine Flotte im

Stich. Auch der Metzgerchef des Serails, Haſſan, ſo wie mehrere Boſtangys-Baſchis, oder Anführer der Wache des Großherrn, mehrere Perſonen aus dem Innern Kleinaſiens oder Syriens, wurden zu dieſem Poſten befördert.

Dieſe Parade-Admirale, die ſelbſt nicht einmal die vier Kardinalpunkte kannten, die den Kompaß für eine magiſche Entdeckung hielten, die nie ein anderes Meer geſehen, als die Meerenge des Bosphor oder die Propontide, ſo weit ſie ſie aus den Fenſtern des Serails überblicken konnten, dieſe Menſchen gingen jährlich mit der Flotte von Konſtantinopel unter Segel, landeten auf irgend einer der Inſeln des ägeiſchen Meeres, verbreiteten Entſetzen und Verwüſtung daſelbſt, beſuchten Smyrna und einige andere benachbarte Hafen, deren Bewohner ſie köſtlich bewirthen mußten, und ließen, bei ihrer Rückkehr nach Konſtantinopel, einige arme Inſulaner, die ſie auf Gerathewohl aufgegriffen, an den Maſten des Admiralſchiffes als Siegeszeichen aufhängen.

In ſolchen Expeditionen beſtand die ganze Seewiſſenſchaft der Türken. Die Unterbefehlshaber der Flotte waren keinen Augenblick ihres Lebens ſicher; denn beging der Admiral einen Fehler, legte er ihnen denſelben zur Laſt, und damit ſie ihn nicht Lügen ſtrafen konnten, ließ er ſie ſogleich erwürgen. Die Offiziere waren zugleich die Henker, und auf das mindeſte Zeichen des Kapitän-Paſchas fielen ſie über die Unglücklichen her und ermordeten ſie unter ſeinen Augen. Andere Offiziere, deren Zahl ſich auf 3000 beläuft, und die man Terſane- und Calyun-Zawu-

ſcheleri nennt, beſuchen mit einem Buguruldi, oder Admiralsbefehl, als Mabaſchir, oder Inſel-Kommiſſäre, alle Seeſtädte der europäiſchen Türkei, Kleinaſiens, des Pont-Euxins und Syriens, um bedeutende Summen zu erpreſſen und damit ſich und ihre Herren zu bereichern.

Nach der Verbrennung der türkiſchen Flotte zu Scheſme, wurde Haſſan-Paſcha, der ſich durch ſeine Unerſchrockenheit berühmt gemacht, zum Kapitän-Paſcha ernannt. Er hatte von Kindheit an in der Marine der Barbareskenſtaaten gedient, und dadurch einige Erfahrung erlangt. Ihm muß man alle Verbeſſerungen zuſchreiben, die auf das türkiſche Seeweſen anwendbar gemacht worden ſind. Sein Nachfolger, Huſſein-Paſcha, trat in ſeine Fußtapfen und übertraf ihn ſelbſt in manchen Stücken. Er zog europäiſche Schiffbauer nach Konſtantinopel, ließ ſchöne Fahrzeuge erbauen und bemannte ſie mit griechiſchen Matroſen von Hydra, Spezzia und Pſara, deren Sold das griechiſche Volk bezahlen mußte. Er brachte es endlich ſo weit, eine wirkliche Flotte zu ſchaffen. Aber er übertrieb ſeine gute Abſicht, und richtete durch ſeine verſchwenderiſchen Ausgaben den Schatz vollkommen zu Grunde. Die Expedition, die er in Perſon gegen den berühmten Rebellen Paſſawan Oglu, Paſcha von Widdin, befehligte, koſtete in ſechs Monaten mehr als hundert Millionen türkiſche Piaſter.

Seine Expedition gegen Aegypten, während Bonapartes Aufenthalt in dieſem Lande, ſo wie gegen Neapel und die joniſchen Inſeln, erſchöpften alle Hilfsquellen des ottomanniſchen Reichs, und verſchlangen den größten Theil des Serailſchatzes. Nach ſeinem

Tode fiel die türkiſche Marine wieder in ihr früheres Nichts.

## Griechenlands Kampf und wahrſcheinliche Zukunft.

Nach Michael Schinas.

Tirannei, welches ihre Formen, ihre Lehrſätze ſeien, iſt in jeder Betrachtung widerſinnig, illegitim. Hellas, lange unter das fürchterlichſte Joch gezwängt, hatte das Recht, ſeine Feſſeln zu zerbrechen.

Die griechiſche Bevölkerung kann ungefähr auf drei Millionen Seelen angeſchlagen werden. Beinahe die Häfte derſelben befand ſich unter der Gewalt der überlegenen Zahl der Türken, und konnte keinen Antheil an der Revolution nehmen. Nur einem Theile Rumeliens, Morea und einigen Inſeln war es vergönnt, den Kampfplatz zu betreten.

Man kennt den Zuſtand Griechenlands unter der türkiſchen Beherrſchung. Ackerbau und Induſtrie waren mit einer vollſtändigen Lethargie geſchlagen. Der Handel bot größtentheils nur die Mittel dar, ſo bald als möglich auszuwandern. Die wiſſenſchaftlichen und literariſchen Studien ſchienen zu ſchlummern. Die Künſte waren zur Unmündigkeit und Barbarei hinabgeſunken.

Die Entvölkerung Griechenlands nahm von Jahr zu Jahr zu. Opulenz und inneres Verdienſt flohen den Anblick eines beſtändig drohenden Schwerts. In beinahe allen Ländern Europa's bildeten ſich griechiſche Kolonien.

Der inſurgirte Theil Hellas war lange nicht der aufgeklärteſte. Die beſten Schulen, die zahlreichſten

Unterrichtungsmittel, beſtanden nur im nördlichen Theile, vorzüglich zu Konſtantinopel, dem Sitze der unterdrückenden Regierung, dem Mittelpunkte aller Intriguen und dem letzten Zufluchtsorte des Handels, wohin ſich nach und nach die ausgezeichnetſten Männer der griechiſchen Nation begaben.

Dort wohnten die Fanarioten. Durch ihre Wiſſenſchaft und ihren verſchlagenen Geiſt erwarben ſie ſich den erſten Rang unter den Sklaven. Bald waren ſie einflußreiche Miniſter, bald regierende Fürſten jenſeits der Donau. Für ihre knechtiſche Abhängigkeit, ihre Erniedrigung vor dem Turban, ſuchten ſie durch eine übertriebene Anmaßlichkeit gegen die übrigen Rayas ſich zu entſchädigen. Bei alledem leiſteten ſie ihrem Volke wichtige Dienſte.

Ebenfalls zu Konſtantinopel befand ſich die ſogenannte „große Kirche“, welche die Eroberer ſelbſt an die Spitze der griechiſchen Nation geſtellt. An einem andern Orte würde der Patriarch, umgeben von ſeiner Synode, als Haupt ſeiner Glaubensgenoſſen, dem Sultan gefährlicher geweſen ſein, als unter ſeiner unmittelbaren Aufſicht. Er hätte vielleicht mit der abendländiſchen Kirche Unterhandlungen anknüpfen, und auf Griechenland die Unterſtützung der chriſtlichen Fürſten gewinnen können. So viele unſchuldige Opfer würden nicht gefallen ſein. Man wäre nicht genöthigt geweſen, die Vorſtellungen der ehrwürdigen Häupter der morgenländiſchen Kirche als „revolutionär“ zurückzuſtoßen, und die griechiſche Nation der entſetzlichſten Vertilgung preiszugeben. — —

Der Krieg brach aus. Zu Lande wurde ſeine Leitung den Hauptleuten der Armatolis und Klephten

anvertraut. Alle Männer, die im Stande waren, die Waffen zu tragen, geſellten ſich zu ihnen. Auf dem Meere verwandelte ſich die Handlungsflotte in eine Kriegsflotte. Die Erfolge des erſten Jahres waren eben ſo tumultariſch als unverhofft.

Man verſammelte ſich, um eine Regierung einzuſetzen. Der demokratiſchen und vertretenden Formen ungeachtet, mit denen man nicht geizig war, weil ein Senat und eine vollſtreckende Gewalt, beſtehend aus fünf Mitgliedern, ſich jährlich erneuern ſollte, war es augenſcheinlich, daß der oligarchiſche Einfluß der Primaten und der Hauptleute beherrſchend blieb. Man bemerkte ſelbſt ſchon den Beginn der Parteien. Die eine bildete ſich um Demetrius Ypſilanti, der bisher die öffentliche Gewalt ausgeübt, eine andere um Alexander Maurokordato, der zum Präſidenten, und um Theodor Negris, der zum erſten Miniſter ernannt worden. Alle drei waren Griechen von Konſtantinopel, Trümmer des Fanars.

Parteigeiſt führt zur Bereicherung Einzelner. Er erzeugt ein blindes Vertrauen in die Mittel, über die man verfügen zu können glaubt, um der guten Sache zu dienen. Dazu geſellen ſich noch Ehrgeiz, Eigenliebe, perſönliches Intereſſe. Abneigung, Haß bildet ſich, und wurzelt immer tiefer.

Die Inſelbewohner beſchuldigen die Moreoten des Geizes, die Rumelioten der Trägheit. Dieſe ließen es an Vorwürfen ebenfalls nicht fehlen. Die Regierung war ernannt; aber die Macht war nicht zentraliſirt, die Willkühr nicht gezähmt. Projekte waren entworfen; aber Reſultate boten ſich nicht dar.

Die entſetzliche Kataſtrophe von Chios, die Kapitulation Sulis waren die erſten Wirkungen dieſer Unordnung. Bald überſchwemmte der Feind Akarnanien und Aetolien mit einer zahlreichen Armee. Mit großem Verluſt mußte er ſie wieder räumen. Ein neuer Einfall hatte daſſelbe Schickſal. Kurz vorher war der Nordoſten Morea's der Schauplatz ähnlicher Begebenheiten geweſen. Einige hundert Griechen triumphirten durch kühne Manöver über eine Armee von 40,000 Türken, die man von aller Verbindung abgeſchnitten. Die Zurückſtoßung dieſer drei Invaſionen gab dem Griechenvolke Vertrauen in ſeine Zukunft. Es überließ ſich den angenehmſten Illuſionen.

Nach langer Entbehrung hatte man über einige Aernten verfügen können. Einige Zeitungen entſprachen andern Bedürfniſſen, und boten der Meinung Vereinigungspunkte dar. Einige Schulen und andere Anſtalten zum öffentlichen Nutzen wurden gegründet. Die Regierung ließ nun wahrſcheinlich die feſten Plätze ausbeſſern, hielt ihre Beſatzungen vollſtändig, machte ſich gefaßt, die Offenſive zu ergreifen und Patras, Modon und Koron ernſtlich zu belagern? Armee und Seeweſen wurden verſtärkt, der Finanzzuſtand geordnet, Verbindungen mit den fremden Mächten angeknüpft?

Nein. Statt Maurokordato wurde Mauromichalis, der Mainotenhäuptling, zum Präſidenten ernannt, und jener erſetzte Negris (der von nun an ſein Feind wurde) als Staatsſekretär. Der Senat zwang ihn, ſich ebenfalls zurückzuziehen. Kolokotroni war Mitglied dieſer Behörde. Man wollte die Schuldigen

dem Kern des griechiſchen Volks. Notis, Zawellas, Fotomaras, Weikos, Zerwas, die Helden Aetoliens (Fortunati! .... nulla unquam dies memori vos adimet aevo!), befanden ſich daſelbſt.

Das Chriſtenvolk verſammelt ſich und ſchreit: „Keine Sklaverei!“ Das Schwert glüht vom Türkenblut, die Fahnen ſind von tauſend Kugeln zerriſſen. Der prieſterliche Segen hat den Enthuſiasmus aufs Höchſte geſteigert. Ein Ausfall findet ſtatt. Die chriſtlichen Streiter ſtürzen ſich tief in des Feindes dichte Maſſe. Ihnen bahnt das Schwert den Weg. Aber ihre geringe Zahl muß unter der gewaltigen Uebermacht erliegen. Miſſolunghi fällt.

Männer, die einen ſolchen Ausgang nicht erwartet hatten, wurden davon aufs Aeuſſerſte erſchreckt. Sie verkündeten ihre Verzweiflung dadurch, daß ſie Englands Hilfe zum Schutze Griechenlands anriefen. Maurokordato wurde für den Urheber dieſer Maßregel gehalten, darum erklärte ſich Colettis gegen ſie. Eine franzöſiſche, eine engliſche Partei bildete ſich. Jede hatte ihre Intriguen, ihre Emiſſäre, ihre Korreſpondenten.

Kurz nachher wurde die urſprüngliche Regierungsform verändert. Zwei Kommiſſionen, jede aus mehrern Mitgliedern beſtehend, erſetzten den geſetzgebenden und vollſtreckenden Körper. Die eine war mit der Leitung des Innern, die andere mit den auswärtigen Angelegenheiten beauftragt. Sie verſuchten es, unter Vermittelung des britiſchen Geſandten zu Konſtantinopel, mit der Pforte zu unterhandeln; aber ohne Erfolg.

Die Türken rüſteten ſich, Athen anzugreifen. Re-

ſchid Paſcha erſchien mit einer ſtarken Armee unter ſeinen Mauern. Eine allgemeine Volksverſammlung wurde zuſammengerufen. Die Parteien waren thätiger als je. Einige Deputirte verſammelten ſich zu Aegina, andere zu Kaſtri. Endlich verſchwindet die Meinungsverſchiedenheit auf einen Augenblick, und der Graf Johann Capodiſtrias wird einſtimmig, auf ſieben Jahre, von der Volksverſammlung zu Damala, zum Präſidenten Griechenlands erwählt. Aber keine Maßregel kann Minerva's Zitadelle retten, und Athen fällt.

Hier enden die Siege und Hoffnungen der Türken. Der Vertrag von London wurde unterzeichnet.

Während dem langen Kampfe Hellas gegen die Barbaren gab es unter den Kindern jenes unglücklichen Landes nur einen Verräther, den ſchändlichen Warnakiotis.

Ypſilanti zeigte ſich immer redlich, als tapferer Soldat, das Gute wollend, aber nicht im Stande, es in Ausführung zu bringen. Maurokordato war allgemein als ein unterrichteter Mann geachtet. Er war mäßig, unermüdlich, unintereſſirt. Er richtete ſich durch ſeine Freigebigkeit zu Grunde. Aber er war vielleicht zu beweglich in ſeinen Grundſätzen, und von Natur mehr für den zweiten als für den erſten Rang beſtimmt. Er gewann nach und nach das Vertrauen aller Parteien.

Negris beurkundete ſich als geſchickter Intrigant, mit vieler Feinheit der Beobachtung, einer großen Durchdringlichkeit begabt, mehr Redner als Schriftſteller. Mauromichalis iſt Haupt einer Familie, die durch ihren Heldenmuth im Kampfe ſich ein großes Verdienſt um Griechenland erworben. Georg Kon-

duriotis, glücklich in ſeiner Präſidenz, weil er die erſten bürgerlichen Unruhen unterdrückte; unglücklich auf dem Schlachtfelde. Kolokotroni, ein ehrgeiziger Anführer, zur Unordnung geneigt, der Kenntniß der Geſetze eben ſo fremd als der Kriegskunſt. Nikitas, ein beſcheidener Krieger, immer der erſte dem Feinde gegenüber; unerſchrocken wie ein Löwe. Bozzaris, deſſen reiner, erhabener Ruhm mit dem des Leonidas verglichen werden kann; ohne Vorwurf in ſeinem Leben, bewunderungswürdig in ſeinem Tode. Tombaſis, ein tapferer Seemann. Miaulis, der neue Ajax. Sakturis, brav bis zur Verwegenheit. Kanaris, deſſen Brander das Schrecken des Feindes waren. Karaiskaki endlich, der zu früh durch den Tod geraubt wurde. Er riß Anführer und Soldaten durch die Ueberlegenheit ſeines Genies, durch ſeine glänzende Tapferkeit, ſeine plötzlichen Inſpirationen, mit ſich hin. Er hatte den Entſchluß gefaßt, ſich durch Siege auf den Trümmern einer unedeln Oligarchie zu erheben, um ſeinem Volke eine neue Energie und unabhängige Geſetze zu geben. Das ſind die Männer, die Hellas Sache würdig vertreten und verfochten haben.

Ein auffallendes Phänomen fällt bei dem Allem dem beobachtenden Geiſt auf: die Untheilnahme, die Unbeweglichkeit der abendländiſchen Kirche bei den Leiden ihrer morgenländiſchen Schweſter. Die Jahrhunderte Urbans II. und Eugens III. ſind nicht mehr. Die verrathene Menſchheit findet nur Troſt in dem Eifer einiger proteſtantiſchen Redner, und eines Rabbiners in dem nördlichen Deutſchland,

deſſen Betragen Bewunderung erregt. Aber die Sympathie der europäiſchen Völker wacht über Griechenland. Die Ziviliſation reicht ihm eine rettende Hand. Deutſchland und die Schweiz geben das Zeichen. England und Frankreich beantworten es. Baierns König, Ludwig, nimmt ſich mit hoher Theilnahme der Philhellenen an. Eynard zu Genf gibt der allgemeinen Theilnahme einen neuen Schwung.

Wenden wir jetzt unſere Aufmerkſamkeit auf die wahrſcheinlichen Folgen der beiden vorzüglichſten Begebenheiten, die über Griechenlands Zukunft zu entſcheiden ſcheinen:

1. Capodiſtrias Ernennung zum Haupt der griechiſchen Regierung;

2. Der Vertrag zu London.

Dieſer letzte iſt weniger auf die Größe der von Griechenland, zur Erwerbung ſeiner politiſchen Exiſtenz, gebrachten Opfer, als auf die Schicklichkeit des öffentlichen europäiſchen Rechts, und auf die dringende Nothwendigkeit, die gänzliche Ausrottung der griechiſchen Nation zu verhindern, berechnet worden. Die erſten Grundſätze dieſes Vertrags werden jedoch in dem Maße eine größere Ausdehnung gewinnen, als der Sultan ſich immer mehr geneigt zeigen wird, ſeine ſogenannten Rechte aufs Aeuſſerſte zu vertheidigen.

Das Griechenvolk verlangt nur, was ihm gehört, das Land ſeiner Vorfahren. Seine Unabhängigkeitserklärung würde nur ein religiöſes Verfahren ſein. Neu-Griechenland muß ſtark werden, um ein kräftiges, thätiges, nützliches Glied der europäiſchen Konföderation zu ſein. Sein Platz ſcheint in dem

Syſtem des geſellſchaftlichen Gleichgewichts, eben ſo gut durch ſeine geographiſche Lage, als durch ſeinen Landreichthum, deſſen Keime die Freiheit bald entwickelt haben wird, beſtimmt zu ſein. Es muß der Vorpoſten der Ziviliſation des Abendlandes, die feſte Schutzmauer der Chriſtenheit ſein. Moral, Politik, Religion, Handelsintereſſe verlangen gleich ſtark Griechenlands Unabhängigkeit.

Die Ernennung Capodiſtrias beurkundet einen raſchen, einſtimmigen Entſchluß der Nation. Unter ſo kritiſchen Umſtänden konnte ſie ihr Schickſal nur dem reifen Talent, dem erprobten Patriotismus und dem europäiſchen Kredit eines ſo erlauchten Bürgers anvertrauen. Er allein wurde für fähig gehalten, die Harmonie wieder herzuſtellen, die innere Verwaltung des Landes zu organiſiren, ihm äuſſere Achtung zu verſchaffen, und die Barbaren zurückzudrängen.

Koray hat ihn mit Timoleon verglichen, der einſt als Friedensſtifter von den ſizilianiſchen Kolonien Korinths, ſeines Vaterlandes, berufen wurde. Möge ein gleicher glücklicher Erfolg ſein Beſtreben krönen.

Es handelt ſich hier um nichts weniger, als eine ſeit mehrern Jahrhunderten durch die traurigſten Beiſpiele irregeleitete, und durch die heftigſten Leidenſchaften auf allen Seiten angegriffene Nation, die der Krieg nicht beſſer gemacht hat, zu reformiren; die Freiheit wieder in einen Boden zu pflanzen, dem ſie gewaltſam entriſſen worden, und dem ſie ſo lange fremd geblieben; endlich eine kräftige Macht, mit aller der nothwendigen Vorſicht, welche die Erhaltung eines ſo koſtbaren Guts erfordert, zu konſtituiren.

Wird Capodiſtrias das Alles in Ausführung bringen; kann er es? Wir hoffen es.

## Die verſchiedenen Religionen in Oſtindien.

Das große Land, welches man Indien diesſeits des Ganges nennt, wird von hundert zweiunddreißig Millionen Menſchen bewohnt. Dieſe ungeheure Bevölkerung beſteht aus Heiden, Mohamedanern, Juden, und Chriſten. Dieſe letzten ſind größtentheils ſehr ausgeartet. Man ſchlägt die bloße Zahl der Anhänger des Induismus, oder der Religion der Braminen, des Sabeismus und des Budhismus auf 114,330,000 an. Die der Muſelmänner beläuft ſich auf 16,150,000; die der Juden auf 100,000 und die der Chriſten auf 1,420,000, unter den verſchiedenen Namen der Armenier, der Jakobiten, der Römiſch-Katholiſchen, der Lutheraner und der Anglikaner.

Die Anhänger der Religion der Braminen, oder der eigentlichen Indus, ſind in vier Kaſten, oder von einander geſchiedene Stämme getheilt. Die heiligen Bücher dieſer Nation ſagen, daß Brama, Erſtgeborner des allmächtigen Gottes, vier beſondere Menſchengattungen ſchuf: die Braminen oder Volkslehrer, die aus ſeinem Munde hervorgingen; die Schetrien (Fürſten und Krieger), die aus den Schultern entſproſſen; die Waeſies (Kaufleute und Ackerbauern), die von ſeinem Bauche herſtammen, und die Sudras (Arbeiter und Diener), die er aus ſeinen Füßen ſchüttelte.

Perſonen aus verſchiedenen Kaſten können ſich nicht verheirathen. Jede iſt auf ſich ſelbſt beſchränkt. Es iſt ihnen ebenfalls verboten, mit einander zu eſſen,

oder den geringſten Umgang unter ſich zu haben. Das Geſetz zwingt ſie, ſich gegenſeitig zu haſſen und zu verachten. Sie können ihre Kaſte nicht verlaſſen und in eine andere übertreten, oder Chriſten werden, ohne einen allgemeinen Abſcheu über ſich zu verhängen, und ſich ſelbſt einer drohenden Lebensgefahr auszuſetzen.

Das heilige Buch der Indus, Weda genannt, iſt ein ſeltſames Gemiſch aller Traditionen, in denen man hin und wieder Spuren der erſten den Menſchen gewordenen Offenbarungen findet. Aber ſie ſind ſo ſehr entſtellt, daß man ſie kaum erkennen kann. Der Polytheismus iſt mit der Lehre der Einheit Gottes verbunden. Moraliſche Vorſchriften finden ihren Platz unmittelbar neben den lächerlichſten und immoraliſchſten Geboten. Ueberall bemerkt man den Geiſt des Irrthums und der Lüge.

Die Religion der Seiken beſteht erſt ſeit vier Jahrhunderten. Man kann ſie als eine Reformation des Induismus betrachten. Sie hat ſich mit großer Schnelle in Indien verbreitet, und zählt bereits über 4,500,000 Anhänger. Ihr Urheber, Nanack, wird von ſeinen Schülern als ein Prophet betrachtet. Seine Lehre iſt ein Gemiſch des Braminismus und Mohametismus. Er ſuchte ein Syſtem des reinen Deismus zu begründen, und verbot aufs Strengſte den Bilderdienſt. Er nahm den Koran, den Weda und die übrigen heiligen Bücher Indoſtans als Quellen der Wahrheit an, und ſchöpfte daraus ſeine Lehre.

Der Sabeismus, oder Feuerkultus, iſt die Religion der Perſer, von denen man ohngefähr 150,000 in Indien zählt. Ihr heiliges Buch iſt der Zend-Aweſta, und ihr großer Lehrmeiſter iſt Zoroaſter, den

man in der Landesſprache Zerduſcht nennt. Ihre Prieſter ſind die Magier; ſie bewachen und nähren das heilige Feuer, welches ſie anbeten.

Der Budhismus, der ohngefähr 45,000 Anhänger in Indien hat, iſt die eigentliche Religion eines Theils von China, Birmanien, Siam und der Halbinſel Malakka. Er hat eine große Aehnlichkeit mit dem Braminismus.

Die Anhänger des Korans in Indien ſind die Mongolen, die Afganen, die Baladſchen und die Araber, die ſich nach und nach in den Provinzen diesſeits dem Ganges niedergelaſſen haben. Bevor die Briten dies große Land ſich unterworfen, wurde es tiranniſch von den Mahomedanern beherrſcht, die bekanntlich keine beſſere Regierungsmittel kennen, als Feuer und Schwert. Auf dieſe Weiſe, und indem ſie immer mehr die Bevölkerung dezimirten, wäre es ihnen beinahe gelungen, den Induismus zu verbannen, und die Religion ihres Propheten einzuführen. Aber jetzt iſt ihr Stolz gebeugt und ihr Despotismus hat keine Gewalt mehr in Indoſtan.

Die Juden, etwa 100,000 an der Zahl, ſind über das ganze Land zerſtreut, und man findet ſelten mehrere Familien an einem Orte vereint. Demohngeachtet hängen ſie mit großer Hartnäckigkeit an ihrer alten Lehre, ihren alten Gebräuchen und ihrem alten Aberglauben.

Von den chriſtlichen Völkern in Indien nennt ſich ein Theil Thomiſten, oder Anhänger des Apoſtels Thomas, der, wie ſie behaupten, ſchon im erſten Jahrhundert des Chriſtenthums das Evangelium zu

Meliapur, ohnfern Madras, wo er den Märtirertod litt, geprediget hat. Seine Gebeine ruhen auf einem benachbarten Berge, wohin häufige Wallfahrten angeſtellt werden. Die Portugieſen haben alles Mögliche aufgeboten, um die Thomiſten mit der römiſchen Kirche zu vereinigen; aber all ihr Beſtreben iſt fruchtlos geblieben. Sie haben eine Ueberſetzung der Bibel im malayalimiſcher und ſyriſcher Sprache.

Die Jakobiten ſind noch zahlreicher, als die Thomiſten. Man zählt deren 200,000 in Oſtindien. Blos in der Provinz Malayala haben ſie 55 Kirchen. Sie feiern ihren Kultus in ſyriſcher Sprache, obgleich das Malabariſche ihre Mutterſprache iſt. Als ſichtbares Oberhaupt ihrer Kirche erkennen ſie den Patriarchen von Antiochien in Syrien.

Die Armenier, die eigentlichen Kaufleute des Orients, ſind überall in ganz Aſien. Man findet ſie von Kalkutta bis Aſtrachan. Ihre Zahl in Oſtindien läßt ſich nicht genau beſtimmen.

Von allen chriſtlichen Konfeſſionen ſind die Anhänger der römiſch-katholiſchen Kirche in Indien am zahlreichſten. Von 1656, wo die Portugieſen die weſtlichen und ſüdlichen Provinzen dieſes Landes beſetzten, ſuchten ſie ihren Glauben auszubreiten. Die römiſche Propaganda begann damit, die Thomiſten und Jakobiten zu verfolgen. Sie errichtete ein Inquiſitionstribunal zu Goa, und arbeitete mit Hilfe desſelben an der Bekehrung der Heiden. Der Religionsunterricht, den die Jeſuiten ihnen angedeihen ließen, beſtand nicht etwa in Erklärung der heiligen Schrift, ſondern allein in der maſchinenmäßigen Beibringung der Zeremonien des römiſchen Kultus. Des-

halb gehören auch heute noch die Katholiken in dieſer Gegend zu den unwiſſendſten und abergläubigſten Menſchen, welche die Erde trägt. Der römiſche Katholizismus iſt dort ſelbſt ſo weit herabgewürdigt, daß er die Bilder Jeſu Chriſti, Wiſchnu's und Schiwa's auf einem und demſelben Altar zur öffentlichen Vergötterung ausſtellt.

Es gibt ohngefähr 116,000 anglikaniſche Chriſten in Indien, die, wie die Katholiken, unter dem Biſchof von Goa, jetzt unter dem Biſchof von Kalkutta ſtehen. Im Ganzen kann man die Zahl aller Chriſten in Oſtindien auf 1,010,000 berechnen.

## Hinduswittwen.

Der entſetzlichſte aller indiſchen Gebräuche iſt ohne Zweifel die „Lebendigverbrennung der Wittwen, welche ihre Männer überleben.“ Von allen Unmenſchlichkeiten, denen die Ziviliſation den Krieg erklärt hat, iſt dieſe am ſchwerſten zu beſeitigen.

Auf Verwenden mehrerer Philanthropen, vorzüglich Fowler Baltons, hat das Unterhaus des britiſchen Parlaments ſich lange mit den in Anwendung zu bringenden wirkſamſten Mitteln beſchäftigt, dieſen gräßlichen Fleck zu vertilgen, welchen der Fanatismus der Menſchheit immer noch beibringt.

Man hat den Kindermord, den Mord der Weiber, der Greiſe, der Sklaven, dieſe barbariſchen Gebräuche, welche der unbezähmbare Blutdurſt ſtupider Prieſter der Religion aufgebürdet, abſchaffen können; aber die Zahl der Suttien, oder der ſich ſelbſt verbrennenden Wittwen, hat ſich noch nicht vermindert, obgleich

Jedermann weiß, daß dies Verfahren nur auf einer falſchen Ausdeutung der Wedas beruht. Alle Mittel, jedes Beſtreben, dieſe ſchaudererregenden Selbſtopfer abzuſchaffen, ſind bisher immer fruchtlos geblieben.

Wie ſoll man ſich unter ſolchen Umſtänden benehmen, wo Politik und Menſchlichkeit feindlich gegeneinander auftreten, und das Beiſpiel eines beſtändigen Widerſtrebens darbieten? Umſonſt hat die Regierung mit ihrer ganzen Autorität dazwiſchen treten wollen. Seit die von ihr verordneten Maßregeln in Ausführung gebracht worden, hat ſich die Zahl der Suttien nur noch vermehrt.

Sie hat geboten, daß immer ein oder zwei britiſche Offiziere bei dem Selbſtopfer der Wittwe gegenwärtig ſein ſollen, um ſich zu verſichern, daß ſie freiwillig den Tod verlange, und daß man ſie auf keine Weiſe zu dieſem Selbſtmorde zwinge. Ihre Gegenwart hat dieſe Schauderſcenen nur gewiſſermaßen autoriſirt und legaliſirt, ohne ſie zu vermindern. Jeder Europäer, der gezwungen iſt, Zeuge eines ſolchen Schauſpiels zu ſein, ſucht natürlicherweiſe der Entwickelung vorzubeugen. Aber eben dieſes Hinderniß, ſtatt die gewünſchte Wirkung zu erzeugen, gewährt dem Opfer nur eine größere Energie, indem es den Stolz zur Hilfe des Fanatismus ruft, und dieſen Abſcheulichkeiten einen faſt überirdiſchen Glanz verleiht.

Einige Perſonen glauben, daß, ihres tiefeingewurzelten Aberglaubens ungeachtet, die Hindus ſich unterworfen haben würden, wenn die britiſche Regierung ſich entſcheidend gegen dieſen barbariſchen Gebrauch ausgeſprochen hätte. Es iſt nicht leicht, über eine ſo verwickelte Frage eine beſtimmte Meinung

kund zu geben. Die im Unterhauſe ſtatt gefundenen Debatten und die neuerdings in Leadenhall-Streel (Straße in welcher ſich der Palaſt der engliſch-oſtindiſchen Kompagnie befindet) bekannt gemachten Thatſachen können vielleicht das beſte Licht über dies Problem der innern Politik Großbritanniens verbreiten.

Die Wedas gebieten der Wittwe nicht, ſich mit dem Leichnam ihres Mannes zu verbrennen. In einigen Stellen der heiligen Bücher wird der Selbſtmord der Suttia nur ein „Gott angenehmes Begehen“ genannt.

Menu, der Geſetzgeber Indiens, ſchärft den Wittwen ein, zurückgezogen, mäßig, ruhig zu leben. Es iſt um ſo ſchwerer, den Gebrauch der Suttien abzuſchaffen, weil er vorzüglich bei den untern Volksklaſſen tief eingewurzelt iſt. Blinder Aberglaube, die Gewißheit, daß die Wittwe durch dies Selbſtopfer den Himmel erwerben könne, die Habgier der Verwandten und Braminen, die ſich in ihre Nachlaſſenſchaft theilen, begünſtigen und befeſtigen ihn. Darum iſt er auch ſehr verbreitet in den armen Provinzen, und verhältnißmäßig viel ſeltener in reichen Gegenden und in den aufgeklärten Ständen. So viel iſt gewiß, daß man ihn allgemein weniger als eine religiöſe Pflicht, denn als ein perſönliches Opfer betrachtet, deſſen ganzes Verdienſt der Wittwe allein zu Gute kommt, und welcher es um ſo mehr Ehre macht, je freiwilliger es iſt.

Es iſt ſchwer, die Wirkung zu beſtimmen, welche ein beſtimmtes Verbot hervorbringen würde. Die halben Maßregeln aber, welche die Regierung in Ausführung gebracht, haben den Fanatismus des

Volks eher vermehrt, als vermindert. Es würde beſſer geweſen ſein, die Suttien gar nicht zu beachten. Ein gänzliches Ueberſehen und Schweigen darüber würde die Sache der Menſchheit und Vernunft weit mehr befördert haben.

Mehrere britiſche Magiſtratsperſonen haben den Scheiterhaufen auf eine ſolche Weiſe erbauen laſſen, daß er dem Opfer vergönnte, ihm mit Leichtigkeit zu entrinnen. Aber auch dieſe Vorſicht hat vollkommen ihren Zweck verfehlt. Die Suttia, der es an Muth gebricht, und die den Flammen zu entgehen ſucht, wird als verflucht betrachtet. Ihre Kaſte ſtößt ſie von ſich aus, ihre Familie verabſcheut ſie. Das Volk glaubt, daß der himmliſche Zorn eine ſolche Feigheit aufs Strengſte beſtrafe; daß er Peſt, Krieg, Hungersnoth über das Land verhänge, in welchem eine ſolche Begebenheit ſich ereignet. Kaum haben einige Wittwen die dargebotene Hilfe der Europäer angenommen. Alle übrigen haben es vorgezogen, ſich dem Tod in die Arme zu ſtürzen. Die ſchrecklichen Regengüſſe, die 1826 alle Aernten in Hindoſtan vernichteten, ſind allein dieſer Vermittelung zugeſchrieben worden. Die Scheiterhaufen ſind in größerer Zahl, als je vorher, erbauet worden, und die Wittwen haben ſich jauchzend in die Flammen geſtürzt.

Hat die Suttia den Entſchluß gefaßt, ſich zu verbrennen, muß ſie ſich erſt um die beſondere Bewilligung der oberſten Magiſtratsperſon des Kantons bewerben. Entweder geſteht er das Verlangen zu, und das Opfer wird dadurch legaliſirt, oder er macht Schwierigkeiten, und vermehrt dadurch die Ehre und den Fanatismus der Wittwe.

Mädchen von neun und eilf Jahren ſind oft die Opfer der Grauſamkeit ihrer Verwandten und der Prieſter geworden, ohne den Werth des Lebens zu kennen, das ſie verlaſſen mußten. Aus dem Allem ſieht man, daß dieſer Gebrauch aufs Tiefſte eingewurzelt iſt. Aurengzeb *) ſelbſt wagte es nicht, wie groß auch ſein muſelmänniſcher Fanatismus und ſeine unumſchränkte Tirannei ſein mochte, ihn anzugreifen.

Wir haben ſchon mehrere auffallende Beiſpiele über dieſen traurigen Gegenſtand angeführt. Wir haben die Geſchichte Humalis, der vierzehnjährigen Wittwe eines Braminen, mitgetheilt, die ſich, nach dem Tode ihres in der Ferne geſtorbenen Mannes, in die Flammen ſtürzte. **) Wir haben die entſetzliche Scene geſchildert, welche dieſer unüberdachte Entſchluß veranlaßte.

Ein ähnliches Schauſpiel, mit ähnlichen Gewaltthätigkeiten begleitet, bot auch die Selbſtopferung der Suttia Muſſunt Kumbehin Kuttach dar. Dieſe Wittwe begann die Zeremonie mit vieler Gelaſſenheit. Sie ſtieg freiwillig in den „Kunde“, eine mit brennbaren Materialien angefüllte Gruft, hinab, deren man ſich manchmal, ſtatt der Scheiterhaufen, bedient. Aber kaum hatte das Feuer ſie berührt, kaum wurde ſie vom heftigſten Schmerz ergriffen, ſo erhob ſie die Arme und ſuchte zu entſpringen. Einer der Anweſenden, Namens Kaiſed, ſtieß ſie mit einem Bambusſtock heftig zurück in den Feuerherd.

Dergleichen Beiſpiele ſind ohne Zahl. Wir würden

*) Großmogul. Er beherrſchte einen großen Theil Indiens.
**) Man ſehe Unterhaltungsblätter, vierter Jahrgang.

unſere Leſer ermüden, wenn wir ihnen noch mehrere derſelben umſtändlich ſchildern wollten. Vernunft, Menſchlichkeit, Religion verdammen gleichmäßig dieſe Opfer. Die Suttia duldet phyſiſch freilich nicht ſo viel, als man vermuthen ſollte, weil ſie auf einmal von den Flammen umſchlungen und verzehrt wird. Aber ihr moraliſches Leiden iſt nichts deſto weniger über alle Beſchreibung fürchterlich.

So lange die Religion der Hindus dieſe Selbſtmorde begünſtigt, kann die Regierung durch halbe Maßregeln ſie nicht vermindern, oder gänzlich abſchaffen. Die mileſiſchen Jungfrauen des Alterthums haben nur dann auf den Gebrauch der Selbſtvernichtung verzichtet, als das Geſetz gebot, ihre Leichen nackt auszuſtellen. Eben ſo würde man nur die Hinduswittwen bewegen können, nicht mehr den Scheiterhaufen ihrer Gatten zu beſteigen, wenn ſie wüßten, daß ihre Aſche an ſolchen Orten in die Luft geworfen würde, die für verflucht gehalten und von geächteten Kaſten bewohnt werden.

All dieſen Scenen eines unüberwindlichen Fanatismus, der jede geſunde Vernunft, jedes Gefühl der Menſchlichkeit erſtickt, könnte man endlich doch das bewunderungswürdige Betragen einer indianiſchen Frau, einer frommen Königin und zärtlichen Mutter, entgegenſtellen, die durch ihre königlichen und männlichen Tugenden den Souveränen der ziviliſirteſten Nationen zum Muſter dienen könnte.

Alaya Bhaye, eine marattiſche Prinzeſſin, lebte noch vor einigen Jahrzehnden. Dreißig Jahre lang regierte ſie die Provinz Malwa, in Mitte der großen

Ebene, welche die Briten „Zentralindien“ genannt haben.

Dieſe Hindu-Semiramis verlor frühzeitig ihren Gemahl. Sie war kaum zwanzig Jahre alt, und folgte ihrem Gatten in der Regierung. Nach dem Gebrauche aller Wittwen in Indien trug ſie weiße Trauerkleider bis zu ihrem Tode. Ohne Eitelkeit und Unduldſamkeit, von allen ihren Unterthanen vergöttert, bot ſie das Beiſpiel faſt idealiſcher Karaktergröße in Mitte aller Gefahren der beherrſchenden Gewalt dar. Ein Bramine ſchrieb ein Buch zu ihrem Lobe. Sie ließ es ſich vom Anfang bis zum Ende vorleſen, unterbrach ihn mit keiner Sylbe, und nachdem er geendet hatte, befahl ſie, das Werk in den Nerbuddaſtrom zu werfen, und gebot dem Braminen, ſich unverzüglich zu entfernen.

„Gott hat mir die Macht gegeben!“ ſagte ſie. „Ich bin jedem meiner Unterthanen verantwortlich für jede Handlung meines Lebens.“ Täglich hörte ſie im Durbar (Rathsſaal oder indiſcher Diwan) die Klagen und Vorſtellungen des Größten wie des Geringſten an. Mit der äuſſerſten Sorgfalt unterrichtete ſie ſich über alle Maßregeln ihrer Verwaltung, und bemühete ſich, alle Mißbräuche abzuſchaffen. Sie ließ Feſtungen, bedeckte Märkte, Karavanſerais, neue Landſtraßen erbauen, Teiche und Kanäle graben. Auf ſolche Weiſe verwendete ſie die großen, von der Familie Holkar zuſammengerafften Schätze. Vom Fuße des Hymalaya, bis zum Vorgebirg Komorin, findet man die prachtvollen Spuren ihrer königlichen Pracht, Vorſicht und Menſchlichkeit.

Die Armen wurden in ihren Paläſten geſpeiſet,

und an beſtimmten Tagen wurden die untern Volksklaſſen zu ihren Mahlzeiten geladen. Während den heißen Monaten wurden die Reiſenden auf den Landſtraßen durch kühlende Getränke erquickt. Bei Wintersanfang ließ ſie unter Arme und Kranke Kleidungsſtücke vertheilen. Die Thiere ſelbſt hatten Theil an ihren Wohlthaten.

Während dem verlor ihre Tochter, Muſhta Bhaye, ihren Gatten und ihr Kind. Sie erklärte ihrer Mutter, daß ſie geſonnen ſei, ſich mit den Leichen ihrer Lieben zu verbrennen. Alaya wendete alles Mögliche an, ſie von dieſem traurigen Entſchluſſe abzuhalten; aber umſonſt. Sie warf ſich ihr zu Füßen und beſchwor ſie, in ihrem Alter ſie nicht zu verlaſſen.

„Liebe Mutter!“ entgegnete Muſhta Bhaye, „du biſt alt. Dein frommes Leben nahet ſich ſeinem Ende. Ich habe Mann und Kind verloren; ich kann nicht hoffen, daß du noch lange lebſt. Verliere ich dich, was bleibt mir dann noch übrig? Ich hätte die Gelegenheit entgehen laſſen, mit Ehre zu ſterben, und meine Verzweiflung wird fruchtlos bleiben.“

Alaya ſah, daß es unnütz ſei, neue Verſuche zu wagen. Sie entſchloß ſich, der fürchterlichen Scene ſelbſt beizuwohnen, die das Leben ihrer Tochter beendigen ſollte. Von zwei Braminen unterſtützt ſchritt ſie dem Scheiterhaufen zu, bei dem ſie aufrecht ſtehen blieb. Während dem Anfang der Zeremonie zeigte ſie große Feſtigkeit. Aber als die Flamme die Suttia vor ihren Augen verbarg, ſtieß ſie ein ſchreckliches Geſchrei aus und wollte ſich ebenfalls ins Feuer ſtürzen. Nur mit Mühe konnte man ſie zurückhalten. Doch behielt ſie noch Geiſtesgegenwart genug, ſich,

nach dem allgemeinen Gebrauche, in dem Nerbudda zu baden. Bald darauf (1795) ſtarb ſie in einem Alter 60 Jahren, ohne einen Thronerben zu hinterlaſſen. Von ihrem Tode ſchreibt ſich der Verfall der ſchönen Provinz Malwa her.

Dies Gemiſch von Größe und Barbarei, von Dahingebung und Niedrigkeit, von Heroismus und Aberglauben bezeichnet alle Seiten der indiſchen Geſchichtsbücher, und iſt beſonders häufig bei den Rayputen-Mahratten, einer ſtolzen Feudalgattung, die eben ſo ſehr zu den größten Tugenden, als zu den abſcheulichſten Verbrechen geeignet iſt.

## Englands gegenwärtiger Zuſtand.

England verdient die Blicke Europa's zu feſſeln, nicht weil Alles, was da geſchieht, nachahmungswürdig iſt, ſondern weil es den übrigen Völkern viele beachtungswerthe Beiſpiele darbieten, und ſie lehren kann, wo man die wahre Größe ſuchen müſſe, und wie man am beſten das Glück der verſchiedenen Klaſſen, die den geſellſchaftlichen Körper bilden, erzielen könne.

Iſt eine auſſerordentliche Ausdehnung der Macht, des Handes, der Opulenz ein ausſchließliches Element des Glücks, keine Nation würde dann beneidenswerther ſein, als die britiſche. Aber, mit Ausnahme Spaniens, gibt es auf der ganzen Erde vielleicht keine unglücklichere, als eben dieſe. Mönchthum und Unwiſſenheit haben Spanien in den Abgrund des Elends und des Verderbens geſtürzt. Ariſtokratie und Finanzwindbeutelei führen England demſelben Ziele zu.

Man ſagt wohl, die Gegenwart iſt mit der Zu-

kunft ſchwanger; aber man vergißt nur zu oft, wer Erzeuger dieſer Zukunft, dieſer Gegenwart iſt: „Vergangenheit!“ Betrachten wir den Zuſtand Englands unter einem ſolchen Geſichtspunkte, um zu wiſſen, welche Schlußfolgen wir für ſeine Gegenwart, ſeine Zukunft ziehen dürfen.

Die Unbehilflichkeit der europäiſchen Diplomatik, ihr Abſolutismus: das ſind die wahren Urſachen der rieſigen, ununterbrochenen Zunahme von Englands Reichthum und Macht. Das britiſche Kabinet, deſſen politiſche Gewandtheit nur mit ſeiner Unerſättlichkeit verglichen werden kann, hat, ohne den mindeſten Widerſtand, ſeine Herrſchaft über alle Theile des Erdballs ausgedehnt, und dadurch große Schätze gewonnen.

Die franzöſiſche Revolution allein konnte dieſer Machtüberſchwemmung einen feſten Damm entgegenſtellen, und über den ganzen Kontinent alle die Vortheile verbreiten, die aus der Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten, der Freiheit, der Induſtrie, dem Handel entſprießen.

Aber Englands Ariſtokratie und Geiſtlichkeit bemerkten auf den erſten Blick, daß ſie dadurch bedroht waren, die Herrſchaft ihrer Privilegien, die ſie bisher ausſchließlich genoſſen, ſich entriſſen zu ſehen. Darum erhoben ſie ein gewaltiges Geſchrei und wiegelten Europa gegen die neue Republik auf, die anfänglich ruhig nur mit ihrer innern Befeſtigung und Verbeſſerung beſchäftigt war. Sie bewaffneten alle Arme gegen einen Willen, über den ſie kein Recht hatten, und beſudelten Europa dreißig Jahre lang mit Blut, um Meinungen zu vernichten, die derſelbe Krieg

überall verbreitet hat. Englands Ariſtokratie wurde mit demſelben blinden Fanatismus geſchlagen, der in der neueſten Zeit ſich des Jeſuitismus bemächtigt hat. Sie hat Alles für die Dauer ihrer Invaſion aufgeopfert. Sie hat Frankreichs Monarchie und Adel in den Abgrund geſtürzt, und ſich ſelbſt und England mehr geſchadet, als ſich ausſprechen läßt.

Beim Beginn der franzöſiſchen Revolution wurde das Allarmzeichen durch die britiſche Ariſtokratie gegeben, und von ganz Europa wiederholt. Man war einverſtanden, die in Frankreich ſtattfindende innere Veränderung als einen Umſturz jeder geſellſchaftlichen Ordnung, aller religiöſen und moraliſchen Grundſätze zu ſchildern. Die höhern Klaſſen benutzten ihren Einfluß auf die untern Stände, und bethörten ſie ſo ſehr, daß ſie Gut und Blut gegen eine Sache vergeudeten, die doch zugleich die ihrige war.

Die Ariſtokratie hatte alle Hebel der Regierung in ihrer Gewalt. Sie konnte Strafen und Belohnungen, Ehre, Geld und Macht ertheilen. Die Geſetze ſchlummerten unter ihren Händen. Ihr bleierner Zepter allein war allbeherrſchend. Sie hatte die Intereſſen der großen Maſſe dergeſtalt kombinirt, daß ſie den Geiſtern eine ihrem Privatvortheil angemeſſene Richtung geben, und einen Krieg anfachen konnte, der die Rechte des Volks uſurpiren und ihre Alleinherrſchaft befeſtigen ſollte.

Aber welches waren die Reſultate dieſes Meinungskrieges? Eine ungeheure Schuld, unter der England früh oder ſpät erliegen muß; die Aufhäufung ungeheurer Kapitalien in den Händen einiger Familien; die Verarmung und das Elend des größten

Theils der Bevölkerung dreier Königreiche; endlich eine ſo ſehr erzwungene und künſtliche Stellung, daß die geſchickteſten Publiziſten nicht wiſſen, wie man ſich ihr je entwinden kann; daß ſie die traurigſten Kataſtrophen vorausſehen.

Macht und Ausdehnung des britiſchen Handels ſind ſelbſt im gegenwärtigen Augenblicke nur ſo unbeſtimmt, daß, wenn die Regierungen des Feſtlandes (vorausgeſetzt, daß ſie ihre wahren Intereſſen begreifen wollten) durch einen gemeinſamen Vertrag in weniger als einem Jahre den unförmlichen Koloß über den Haufen ſtürzen könnten, deſſen Baſis nur auf Sand und Trümmer ruht. — —

Bei allem dem hat jener gegen Meinungen unternommene Krieg ſie weder vernichtet, noch geſchwächt, ſondern ihnen im Gegentheil nur um ſo mehr Ausdehnung und Kraft verliehen. Statt die Macht der Ariſtokratie zu vermehren, hat er nur ihren Sturz vorbereitet und um ſo ſicherer gemacht. Die Knechtſchaft und das Elend, das ſie veranlaßt, hat die Fortſchritte der öffentlichen Meinung in England nicht hemmen können. Dieſe fordert ernſter, dringender als je, die Anerkennung der Rechte der Menſchheit. Sie muß nothwendigerweiſe einen beſſern Zuſtand der Dinge veranlaſſen.

Dieſe Meinung hat ſich ſelbſt der Ariſtokratie bemächtigt. Es gibt jetzt unter den reichſten und höchſten Klaſſen in der geſellſchaftlichen Ordnung Männer, die wahres Intereſſe am öffentlichen Wohlſtande nehmen, die unaufhörlich darauf hinwirken, allmälig eine andere Ordnung der Dinge zu veranlaſſen. Das Miniſterium des genialen Canning und das ſeines

Nachfolgers Goderich, waren von dieſer Ueberzeugung durchdrungen; wenigſtens erkannten ſie, daß ihr Vaterland nicht anders gerettet werden kann, als wenn man das alte Syſtem beſeitigt und eine Regierung organiſirt, die in Uebereinſtimmung mit Englands Lage und ſeinen gegenwärtigen dringenden Bedürfniſſen ſteht.

Daß die alte Ordnung der Dinge nicht länger in ihrer Integrität fortbeſtehen könne, darüber ſind alle aufgeklärten Männer einverſtanden. Aber allgemein iſt man zugleich auch überzeugt, daß die Wunde ſehr tief iſt und durch gewöhnliche Linderungsmittel nicht mehr geheilt werden kann. Die Vernunft deutet an, durch welche Mittel der Kranke wiederhergeſtellt werden könnte. Aber das Intereſſe der Ariſtokratie und der Geiſtlichkeit ſtellen ſich der Anwendbarmachung des Heilſtoffs entgegen, der allein dem politiſchen Körper ſeine volle Geſundheit wieder geben würde. Man wird ſich alſo ſo lange mit Palliativen begnügen, bis der Kranke, von unwiſſenden Wunderdoktoren aufs Aeuſſerſte gebracht, es endlich über ſich gewinnen wird, ihrer Kur ſich zu entreißen, und, mit Hilfe der Natur und der Vernunft, ſich ſelbſt zu heilen.

Das Beſtreben vieler einflußreichen Perſonen in England geht dahin, dieſe glückliche Epoche vorzubereiten. Die Verbeſſerung ſeines moraliſchen und phyſiſchen Zuſtandes iſt im gegenwärtigen Augenblicke der Gegenſtand aller Unterhaltungen. Ueberall werden Schulen errichtet, nicht allein um das Volk leſen, ſchreiben und rechnen zu lehren, ſondern auch, um es in Geſchichte, Geographie, Geometrie, Chemie und Mechanik zu unterrichten. Schulen, für zwei-

bis ſechsjährige Kinder, deren Zweck in der Verbeſſerung der untern Volksklaſſe beſteht, ſind in den vorzüglichſten Gemeinden der drei Königreiche eröffnet.

Täglich erſcheinen neue Zeitſchriften und Werke, in denen nur ſolche Gegenſtände verhandelt werden, die zur Unterrichtung der untern Klaſſen beitragen können. Leſekabinette und zirkulirende Bibliotheken ſind zur Diſpoſition des Volks, nicht allein in den Städten, ſondern auch in den Dörfern. Endlich die Univerſität zu London, deren Gebäude beinahe beendiget ſind, hat bereits die ausgezeichnetſten Profeſſoren Großbritanniens und des Auslandes berufen.

Dies große Inſtitut, in welchem jedoch die Theologie nicht gelehrt werden ſoll, wird ohne allen Zweifel eine wichtige Reform veranlaſſen, die man umſonſt von den Univerſitäten zu Oxford und Cambridge erwartet hätte.

Es würde zu lang ſein, hier eine Liſte von allen den Anſtalten zu geben, welche die Philanthropie vieler Privatperſonen, zur Verbeſſerung und zum Wohlſtand des Volks, geſchaffen hat. Die Regierung allein bleibt ſtationär. Sie übernimmt es nur, das Leiden der untern Klaſſen zu mildern, wenn ſie durch ihre eigene Gefahr, oder durch die unwiderſtehliche Gewalt der Dinge, dazu veranlaßt wird.

So hat der Arbeitsmangel, durch den, im Schooße des Ueberfluſſes, eine große Menge Irländer vor Hunger geſtorben ſind, das Parlament genöthigt, Nachforſchungen anzuſtellen, deren Reſultate das unbeſchreibliche Elend eines höchſt geduldigen und mäßigen Volkes bewieſen haben, eines Volkes, das im

Uebermaß des Elendes eben ſo ſehr gefährlich werden könnte, als es ſchweigend duldſam iſt.

Das Heil- oder vielmehr das Linderungsmittel, das man gefunden hat, iſt wenig entſprechend. Die Exportation nach den britiſchen Kolonien in Kanada würde nicht allein ungeheure Koſten verurſachen, ſie würde auch nur eine augenblickliche Wirkung haben, ſelbſt wenn man ſie, dem Vorſchlage nach, auf eine halbe Million Individuen anwendbar machen wollte.

Man muß Irlands Dörfer und Städte bereiſet haben, um ſich einen Begriff von der Knechtſchaft und der vollkommenen Herabwürdigung dieſes unglücklichen Volkes machen zu können. In keiner Stadt gibt es eine ſo zahlreiche, ſo verhungerte, ſo zurückſtoßende Bettelbevölkerung, wie Dublin. Die Lumpen, mit denen ſie bekleidet iſt, ſtarren vom Schmutz und ſind mit Ungeziefer überdeckt.

Der an das Unterhaus des Parlaments abgeſtattete Bericht ſagt: „Es gibt Grafſchaften in Irland, in welchen der ganze Ertrag, den ein Pächter ſeinem Boden abgewinnt, allein durch die Bezahlung der Pacht verſchlungen wird. Er ſelbſt gewinnt nur gerade ſo viel Kartoffeln, als zur Erhaltung ſeiner Familie erforderlich ſind. Manchmal begibt ſich der arme Irländer nach England, um dort Arbeit zu ſuchen. Während dem durchſtreifen ſeine Frau und ſeine Kinder das Land, um zu betteln.“

Das iſt der wahre Zuſtand des irländiſchen Volks. Wie traurig kontraſtirt er mit dem Luxus und der Verſchwendung der Ariſtokratie! — In England, und ſelbſt in Schottland, erblickt man ein nicht weniger betrübendes Schauſpiel in allen Manufakturſtädten.

Arbeiter mit magern Geſichtern, ſchmutzig gekleidet, und kaum ſo viel gewinnend, als ſie zur Erhaltung ihres traurigen Daſeins bedürfen, ſchaffen ungeheure Kapitalien, nicht für ſich oder ihre Familie, ſondern zur Befriedigung der erkünſtelten Bedürfniſſe ihrer Unternehmer (wie man ſie wohl nennen darf) oder zur Beſtreitung des Luxus einer Regierung, die in ihren Ausgaben keine Grenzen kennt.

Man beſuche London und die erſten Städte Groß-britanniens, und man wird von der Bewegung und Thätigkeit in denſelben nicht wenig betroffen werden. Fünftauſend Wagen durchrollen täglich die Haupt-ſtadt, die einen Flächenraum von mehrern Quadrat-ſtunden bedeckt. Vier große Becken und ein breiter Strom ſind, auf eine Strecke von fünf Stunden, mit 7000 Schiffen bedeckt, die dieſer Stadt den Tribut aller Länder, aller Erdtheile zuführen. Drei oder vier Kanäle, die aus ihr zu den vorzüglichſten Städten führen, werden die Vehikel aller innern und fremden Erzeugniſſe und verbreiten den Reichthum über alle Punkte des Reichs.

Die Macht der erzeugenden Kräfte Englands iſt ſo groß, daß es allein ganz Europa mit den für ſei-nen ungeheuern Verbrauch erforderlichen fabrizirten Gegenſtänden verſehen kann.

Wer ſollte, bei dem Anblick eines ſolchen Schau-ſpiels, nicht glauben, daß alle Bürger eines ſo glück-lichen Landes im Ueberfluß mit allen Lebensgenüſſen verſehen ſind, und angenehm und ruhig leben können? — Traurige, trügeriſche Illuſion! Ein großes Land-eigenthum und große Kapitalien befinden ſich in den Händen einiger Familien, während einige andere das

Einkommen des Staats verpraſſen. Das iſt der wahre Zuſtand dieſes glänzenden Landes. Schwere, oft ungewiſſe Arbeit, Armuth und Elend, das iſt die Beſtimmung und das Schickſal von drei Vierteln der Nation.

Der Reiche, der gewöhnlich verdorben iſt, nährt ſein Daſein mit Eitelkeit, Luxus, Verſchwendung und erkünſteltem Vergnügen, die, ſtatt ihn zu beglücken, ihm nur Langeweile, Leiden und Ueberdruß gewähren. Die erzeugenden Klaſſen werden nur von der in England beinahe allgemeinen Sucht beherrſcht, Geld zu gewinnen. Sie kennen alſo keine andere, keine edlere Beſchäftigung, als deſſen ſo viel und ſo ſchnell als möglich zuſammenzuraffen, um es ſodann mit pöbelhafter Anmaßlichkeit wieder zu verſchwenden. Die arbeitende Klaſſe iſt verdammt, unaufhörlich zu arbeiten, oder in das entſetzlichſte Elend zu ſinken und Hungers zu ſterben.

Ein anderes Uebel, das Englands Wohlſtand und Ruhe untergräbt, iſt die Unduldſamkeit, der Proſelytismus und die offenfeindliche Rivalität zwiſchen den verſchiedenen religiöſen Sekten. Die anglikaniſche Kirche, ſtolz auf ihren Reichthum, ſtark durch die Stütze, welche ihr die Regierung und die Verbindung mit der hohen Ariſtokratie darbietet, unterdrückt ſo viel, als ſie nur immer kann, Alles, was ſich nicht zu ihrem Ritus bekennt, am meiſten aber die Katholiken, die ſie mehr als alle übrigen Sekten fürchtet.

Dieſe, um ſich Anhänger zu verſchaffen, heucheln einen übertriebenen Rigorismus für Alles, was mit der Moral und dem Aeuſſern ihres Kultus in Bezug ſteht. Daher rührt bei Denen, die wirklich gläubig ſind, ein blinder Fanatismus, und bei Denen, die

nichts glauben, die verruchteſte Glaubensſpiegelfechterei, die man ſich nur denken kann. Dieſer religiöſe Kampf, der ſich bei der geringſten Veranlaſſung beurkundet, iſt eines der größten Hinderniſſe zu den Verbeſſerungen jeder Art, die Männer, welche wirklich das Gute wollen, gern erzielen möchten.

Das iſt der Zuſtand, in welchen das Volk durch ein Syſtem geſtürzt worden, das man mit großem Unrecht lobt. Majorate ſtiften, das Recht der Erſtgeburt geltend machen, Aemter und Sinekuren vermehren, den Beamten übertriebene Beſoldungen zugeſtehen, das Volk unter Abgaben erdrücken, es herabwürdigen oder fanatiſiren, das Alles ſind vortreffliche Mittel, drei Viertel einer Bevölkerung nach und nach in den Zuſtand der Knechtſchaft, der Bettelei und der Immoralität zu ſtürzen. Der Himmel behüte jedes Land vor einem ſolchen Wohlſtand!

Glücklicherweiſe gibt es in England ſehr viele Männer, die ein ſo entartetes Syſtem nicht irre geleitet hat. Der hohe Adel, der hohe Handelsſtand, die reichſten Eigenthümer oder Fabrikanten, zählen unter ſich viele Perſonen, die dieſes antiſoziale Syſtem beklagen, und die ſowohl durch ihren Einfluß, als durch ihre Reden, ihr Geld und ihre Schriften, eine andere Ordnung der Dinge, die mehr der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Menſchlichkeit angemeſſen ſei, herbeizuführen ſich bemühen. Die ſchnellen Fortſchritte, welche täglich die öffentliche Meinung macht, beweiſen, daß ihr Beſtreben nicht fruchtlos bleiben wird.

# Expedition gegen Algier.

Während alle Staaten einer beſſern Ordnung der Dinge entgegenſchreiten, während ſelbſt Barbaren ſich ziviliſiren, bleiben Spanien und Algier allein unbeweglich. Aber wir beſchäftigen uns hier mit dem erſten nicht, und wollen nur das Andere in Rede ſtellen. Algier iſt noch immer das wilde Algier. Tunis und Tripolis bemühen ſich, mit den großen Mächten in gutem Vernehmen zu bleiben; aber Algier ſcheint in ſeinem Betragen durchaus nur dem Willen eines Betrunkenen oder eines Wahnſinnigen zu gehorchen.

Und was iſt Algier? Ein regelmäßig organiſirter Staat, der unter irgend einer beſtimmten Regierung im Stande ſein dürfte, ſich die Achtung der übrigen Mächte zu erwerben? Nein. Algier iſt ein ſcheußliches Räuberneſt. Jedes Mitglied ſeiner vernunftwidrigen Regierung iſt ein Verbrecher, der ſeit Langem für den Galgen reif iſt. Und von wem geht dieſe ſogenannte Regierung oder Regentſchaft aus? Von dem Sultan zu Konſtantinopel? Nein. Von den Eingebornen des Landes? Noch viel weniger. Von wem denn? — Man höre und verwundere ſich, daß in einer Zeit, wie die unſere, wo das große Wort „Legitimität“ immer vorausgeſtellt wird, ein ſo auffallender Mißbrauch noch ſtatt finden kann.

Einige tauſend Landſtreicher und Abentheurer haben zu Algier eine tyranniſche Miliz gebildet, die allein das Recht hat, einen Despoten, oder vielmehr ein willenloſes Inſtrument, aus ihrer Mitte an ihre Spitze zu ſtellen und ihn wieder zu beſeitigen, je

nachdem es ihr behagt, oder je nachdem der Popanz, Dei genannt, ihren Leidenſchaften gehorcht. Dieſe Miliz rekrutirt ſich zu Konſtantinopel und in mehrern andern türkiſchen Städten aus der Hefe des Volks. Es iſt nichts mehr und nichts weniger, als die Ariſtokratie der empörendſten Verworfenheit. Aber ſchon die erſte Generation dieſes ſonderbaren Adels genießt dieſelben Rechte nicht mehr. Die Söhne werden bereits ſo ſehr von dem Beſtreben zum Beſſern angeſteckt, ſo ſehr der Gewohnheit ihrer Väter zum Böſen abgeneigt gehalten, daß ſie nur erſt nach einer ſtrengen Prüfung ihrer Schurken- und Räubergrundſätze, in die Reihe der Räuber und Schurken aufgenommen werden, welche die Regierung Algiers bilden.

Das iſt denn auch die Bande, welche man ſehr unpaſſend Algierer nennt, welche die Landeseingebornen auf's Fürchterlichſte tyranniſirt, und ſie, als Schismatiker *), von allen öffentlichen Aemtern ausſchließt, welche oft Tunis beherrſcht, und über das ganze afrikaniſche Küſtenland, ſo wie über das ſüdliche und weſtliche Europa Furcht und Entſetzen verbreitet. —

Und Europa zögert noch, dieſe Banditenhöhle zu reinigen? da es doch klar iſt, wie der Tag, daß es ihm ein Leichtes ſein würde, ſich der Hauptſtadt Algier, in welcher allein dieſe Kanaille reſidirt, von der Landſeite zu bemächtigen, ſie daraus zu vertreiben und ſie entweder in die Wüſte oder ins Meer zu jagen, wo ſie bald umkommen oder ſich unterwerfen müßte? Dieſe Expedition würde zehnmal leichter ſein, als die

*) Die Mauren gehören zur Sekte Abubekers.

Invaſion Spaniens u. ſ. w., und auf jeden Fall würde ſie Reſultate veranlaſſen, die der menſchlichen Vernunft wirklich zur Ehre gereichen dürften.

Algier braucht weder England noch Frankreich, geſchweige denn Spanien oder dem Pabſt zu gehören. Man könnte ſich ganz einfach damit begnügen, die Feſtungswerke zu ſchleifen und aus den Einwohnern ſelbſt eine Regierung zu ernennen, an deren Spitze man, wenn das nach den heutigen politiſchen Begriffen durchaus ſo ſein müßte, einen Präſidenten mit Fürſtenrang ſtellen könnte.

Aber zugleich müßte Algier ein allen Nationen geöffneter Freihafen ſein. Jede derſelben müßte dort ihre Konſuln und eine beſtimmte Zahl Handlungshäuſer haben, die ſodann, unter dem unmittelbaren Schutze der Regierung, Handelsverhältniſſe mit dem Innern Afrika's anknüpfen könnten, welche in Kurzem ſehr bedeutend werden und Algier zu einer der größten und reichſten Städte der Erde machen würde.

Die für Europa ſo ſchmachvolle Seeräuberei im mittelländiſchen Meere, der nicht minder entehrende Sklavenhandel würde ſich in eine unbeſchreiblich thätige Gewerbſamkeit verwandeln, die bald den ganzen Küſtenſaum Nordafrika's mit einer großen Bevölkerung, mit den reichſten Aernten und mit dem Vollgenuſſe der Ziviliſation beglücken würde.

Die heilſamen Lehren des Chriſtenthums könnten ſich verbreiten. Europa brauchte nicht mehr zu beſorgen, ganz Afrika, dem Geſetze Mahomets gehorchend, ſich gegenüber zu erblicken. Unſere Regierungen wären nicht mehr genöthigt, mit einer Räuber-

horde zu unterhandeln, ſich vor ihr zu beugen und jährlichen Tribut zu bezahlen. Ihre Politik würde nicht mehr von den Barbaren verſpottet werden, und ein Elender, wie der Dey von Algier, könnte nicht mehr mit beiſpielloſer Arroganz fragen: „Che vulir stu Bonaparte? Vulir mangiar tutto? E mi .... che mangiar?“ (Was will dieſer Bonaparte? Will er Alles eſſen? Und ich .... wen eſſ' ich?)

Das ziviliſirte Europa hat ſich lange mit den Mitteln beſchäftigt, den Sklavenhandel auf der Weſtküſte Afrika's abzuſchaffen. Aber ſie hat wenig auf die Nordküſte Acht gegeben, deren Menſchenfleiſchmärkte durch weiße Sklaven, die man dem europäiſchen Geſtade des mittelländiſchen Meeres entriſſen, verſorgt werden. Seit Langem iſt es zu Tunis und Tripolis, vorzüglich aber zu Algier, zur Gewohnheit geworden, Korſaren auszurüſten, die europäiſchen Handelsſchiffe anzugreifen, ſie für gute Priſen zu erklären und ihre Bemannung nach Afrika in Sklaverei zu ſchleppen. Von Zeit zu Zeit, wenn der Fang auf dem Meere nicht reichhaltig genug ausfiel, ſind ſie auf den Küſten Spaniens, Siziliens, Sardiniens und Italiens gelandet, und haben die Bevölkerung ganzer Dörfer mit ſich fortgeſchleppt.

Unter den Männern unſerer Zeit, die ſich am kräftigſten gegen dieſe abſcheuliche Räuberei erhoben, zeichnet ſich der britiſche Admiral Sir Sidney Smith vorzüglich durch die Energie ſeiner an die verbündeten Monarchen gerichteten Vorſtellungen aus. Er hat ihnen zugleich den Entwurf einer Antipiraten-Geſellſchaft vorgelegt, deren Zweck in Ausrottung der Seeräuberei der Barbareskenſtaaten beſtehen ſollte.

Er hat mehrmals auf's Klarſte bewieſen, wie abgeſchmackt und widerſinnig es ſei, daß ein Barbar, nach der bloßen Eingebung ſeiner Laune und ſeines Intereſſes, ſich der Unterthanen chriſtlicher Fürſten bemächtigen, ſie zur entſetzlichſten Sklaverei verdammen, ſie ſogar tödten, und von Regierungen, die ſchwach genug ſeien, ihm Kontributionen zu zahlen, einen beſtändigen Tribut erzwingen könne.

Er machte den am meiſten in dieſer Angelegenheit betheiligten Nationen den Vorſchlag, ſich durch einen gemeinſchaftlichen Vertrag zu verpflichten, ein beſtimmtes Kontingent an Schiffen und Mannſchaft zu ſtellen, das, ohne irgend eine Flagge zu kompromittiren, oder von den Kriegen und den politiſchen Kriſen der Völker abzuhängen, beſtändig beauftragt ſei, die Geſtade des mittelländiſchen Meeres zu ſchützen, und die Seeräuber zu Waſſer und zu Lande zu verfolgen. Einem ſolchen Verein würde es ein Leichtes geweſen ſein, dem Handel vollkommene Sicherheit zu verſchaffen und die Nordküſte Afrika's zu ziviliſiren.

Sir Sidney Smith ſendete Rundſchreiben in dieſem Sinne an die europäiſchen Konſuln in der Barbarei. Er machte ebenfalls ſeine Adreſſen an den Prinz-Regenten, und die Briefe mehrerer einflußreichen Perſonen bekannt, die zur Abſchaffung der Sklaverei der Weißen beitragen wollten. Er ließ auch die Berichte über die entſetzliche Behandlung drucken, welche die weißen Sklaven zu Algier erduldeten, und eröffnete eine Subſkription, um ſie loszukaufen. Die Fonds ſollten vorzugsweiſe zum Loskauf der Deutſchen verwendet werden, deren Regie-

ten, und forderte umſonſt die Rückerſtattung der vom Dey geſtohlenen Ladungen.

„Die ottomanniſche Pforte ſieht mit Unwillen, und ſelbſt mit Beſorgniß, daß ein empörter Vaſall ſich die abſcheulichſten Handlungen gegen ſeine ruhigen Unterthanen zu Schulden kommen läßt, und daß er einen Handel hindert, deſſen ſie mehr als je bedarf, um die Truppen der Paſcha's zu bezahlen, welche auf der öſtlichen Grenze des türkiſchen Reichs die Wechabiten und andere zahlreiche Stämme bekämpfen, die, unter dem Einfluſſe dieſer Sektirer, durch ihre Invaſion unaufhörlich die Exiſtenz der Regierung bedrohen.

„Wenn ein Barbar, der ſich unabhängiger Fürſt nennt, obgleich der ottomanniſche Sultan, ſein legitimer Souverän, ihn als ſolcher nicht anerkennt, nach Wohlgefallen die Griechen und die Seefahrer der kleinen europäiſchen Staaten, die allein den Handel treiben, welchen die größern Mächte nicht vortheilhaft genug finden, bedrohen und hängen, wenn dieſer kühne Seeräuberhauptmann das für Europa beſtimmte Getreide auffangen kann, befinden ſich die ziviliſirten Völker, durch die That ſelbſt, unter der Abhängigkeit eines Diebsanführers, der nach Gutdünken ihre Noth vermehren, und in unfruchtbaren Zeiten ſie ſelbſt aushungern könnte.

„Der Barbar hat auch ein furchtbares Mittel, Geld von den chriſtlichen Fürſten zu erpreſſen. Er bedrohet ſie (ein Fall, der vor Kurzem gegen Sizilien ſtattgefunden), diejenigen ihrer Unterthanen umzubringen, die in ſeine Gewalt gerathen. Seine bekannte Grauſamkeit macht dieſe Drohung zu einem

wahren Todesurtheil, und wird ſomit ein ſicheres Mittel, Geld von einem chriſtlichen Fürſten zu erhalten, um mit deſſen Hilfe einen andern bekriegen zu können. Auf ſolche Weiſe kann er ganz Europa in Kontribution ſetzen, und die Nationen der Reihe nach zwingen, ſeiner Wildheit einen Tribut zu zahlen, um dadurch das Leben ſeiner Sklaven und den Frieden zu erhalten.

„Es iſt überflüſſig, zu beweiſen, daß ein ſolcher Zuſtand der Dinge nicht allein monſtruös, ſondern auch abgeſchmackt iſt, und daß er eben ſo ſehr die Religion, als Menſchheit und Ehre verletzt. Die Fortſchritte der Aufklärung und der Ziviliſation müſſen ihn nothwendigerweiſe beſeitigen.

„Es iſt augenſcheinlich, daß die militäriſchen Mittel, deren ſich die chriſtlichen Fürſten bis jetzt bedient haben, um den Barbareskenſtaaten Schach zu bieten, nicht allein unzulänglich geweſen ſind, ſondern oft ſogar die gefährliche Macht dieſer Barbaren nur noch mehr befeſtigt haben. Europa ſcheint ſich lange auf das Beſtreben der Malteſerritter verlaſſen zu haben. Es hat nicht bemerkt, daß dieſer Ritterorden in der letzten Zeit nicht mächtig und nicht energiſch genug war, um den beſtändigen Angriffen der Piraten mit Erfolg die Spitze bieten zu können. Ueberdem konnte der Malteſerorden, den ſeine Inſtitution ſelbſt verhinderte, mit den Ungläubigen in Unterhandlung zu treten, nicht alle Hilfsmittel der Politik benutzen, und ein Bündniß mit denen unter ihnen abſchlieſſen, die mehr die Opfer des Seeräuberſyſtems, als die thätigen Theilnehmer desſelben ſind, wie z. B. Tunis und Marokko, die beide durch Für-

ſten regiert werden, welche in ihren Staaten geboren ſind, und die ſeit Langem ſich willig gezeigt haben, in nähere Handelsverbindungen mit den europäiſchen Mächten zu treten.

„Darum konnte die Wiedererweckung dieſes Ordens, nach ſeinem politiſchen Selbſtmorde, auch zu dem erforderlichen Zwecke nicht hinlänglich ſein. Dieſer ehrenvolle Zweck beſteht darin, „Europa für immer gegen die Angriffe der afrikaniſchen Korſaren zu ſichern, und die ſeit Barbaroſſa beſtehenden Seeräuberſtaaten durch regelmäßige Regierungen zu erſetzen, die dem Handel nützlich, und mit allen ziviliſirten Nationen in Uebereinſtimmung ſein können.

„Welches ſind jetzt die in Anwendung zu bringenden Mittel? Unterzeichneter möchte es dahin bringen, daß ganz Europa ſeine Ueberzeugung, das Reſultat eines dreißigjährigen Studiums und einer gründlichen Prüfung, theile. Er hat ſich während ſeinem Miniſterium am ottomanniſchen Hofe unaufhörlich mit dem Gegenſtand beſchäftigt, den er jetzt verhandelt. Er hat ſich damit in den Lagern und auf den Flotten derſelben Macht und während der ganzen Dauer ſeiner ziemlich bekannten Beziehungen mit den afrikaniſchen und aſiatiſchen Nationen und Stämmen, beſchäftigt.

„Dieſe innige Ueberzeugung der Möglichkeit, ſchnell die Räuberei der Barbareskenſtaaten abzuſtellen, kann nicht beſſer bewieſen werden, als durch das Anerbieten, die Leitung dieſer Angelegenheit zu übernehmen, wenn man ihm die nothwendigen Mittel zur Verfügung ſtellt.

„Von der Erinnerung ſeines Eides, als Ritter, beſeelt, wünſcht er, denſelben Eifer bei den andern

chriſtlichen Rittern zu erregen. Er macht den am meiſten bei dieſer edeln Unternehmung intereſſirten Nationen den Vorſchlag, ſich durch einen Vertrag zu verpflichten, ihr Seekontingent, das ſo zu ſagen amphibienartig ſein müßte, zu ſtellen, das, ohne irgend eine Flagge zu kompromittiren, und ohne von den Kriegen oder den politiſchen Kriſen der Völker abzuhängen, beſtändig die Geſtade des mittelländiſchen Meeres bewachen und alle Seeräuber zu Waſſer und zu Lande verfolgen müßte. Dieſe von ganz Europa anerkannte und beſchützte Gewalt würde nicht allein dem Handel vollkommene Sicherheit gewähren, ſondern endlich ſelbſt die Küſte Afrika's ziviliſiren, und ſeine Bewohner verhindern, ihre Seeräuberei, zum Nachtheil ihrer erzeugenden Induſtrie und ihres legitimen Handels, fortzuſetzen.

„Dieſe beſchützende und impoſante Macht würde mit einem ſtrengen Blokus der Seemacht der Barbaresken beginnen. Zu gleicher Zeit müßten die Geſandten aller Souveräne und Staaten der Chriſtenheit ſich gegenſeitig unterſtützen, und der ottomanniſchen Pforte vorſtellen, daß ſie ſelbſt für die Feindſeligkeiten, die von ihren Unterthanen verübt werden, verantwortlich ſei, „wenn ſie in ihren Staaten die Rekrutirung der Garniſonen in Afrika erlaubt“, die ihr von keinem Nutzen ſind, während ihre Streitkräfte beſſer gegen ihre Feinde, als gegen ihre Freunde, die europäiſchen Mächte, verwendet werden könnten, indem ſie von ihr eine förmliche Mißbilligung und eine authentiſche Unterſagung der Kriege verlangten, welche dieſe Rebellenanführer Europa erklären.

„Man könnte die Pforte einladen, Beförderungen

und Belohnungen denjenigen Janitſcharen, Fregattekapitänen und den übrigen algieriſchen Seeleuten zu verſprechen und zu geben, die dem Aufrufe des Sultans Folge leiſteten. Durch dieſes Mittel würde der Dey bald verlaſſen und ohne Vertheidigung ſein.

„Derſelbe Einfluß könnte um ſo wirkſamer auch auf Tunis anwendbar gemacht werden, da dies Land oft mit Algier im Kriege iſt, und in der That Alles von ihm zu fürchten hat. Zudem iſt das Haupt der tuneſiſchen Regierung von einem ganz entgegengeſetzten Karakter, als der Dey von Algier. Er wird gern und willig die Hand zu Allem bieten, wodurch ſein Land ziviliſirt und ihm ſelbſt der ruhige Beſitz desſelben zugeſichert werden kann. Der Friede zwiſchen Tunis und Sardinien, das ſo viel durch den Raub ſeiner Unterthanen gelitten, kann der erſte Ring der Kette ſein, und man darf von jetzt an nichts vernachläſſigen, ſie immer vollſtändiger zu machen.

„Die übrigen Einzelnheiten laſſen ſich leicht entwickeln, wenn die Souveräne erſt den Grundſatz angenommen, und wenn ſie gewürdigt haben, dem Unterzeichneten das zum Erfolg des Unternehmens nothwendige Vertrauen und ihre Gutheißung zu gewahren.

„Erhalten, in Betrachtung gezogen und angenommen zu Paris, im September 1814,
zu Turin, am 4. Oktober 1814, und
zu Wien, während dem Kongreß.

Unterzeichnet: W. Sidney Smith.“

# Gallerie merkwürdiger Perſonen Frankreichs.

## Hyde de Neuville.

Der Marineminiſter Graf Paul Hyde de Neuville wurde zu la Charité-ſur-Loire geboren. Er ſtammt von einer engliſchen Familie ab. Sein Vater hatte eine Knopfmanufaktur errichtet und hinterließ ſeinem Sohne ein bedeutendes Vermögen.

Dieſer nahm keinen Antheil an den erſten Begebenheiten der Revolution. Erſt 1797 erſchien er mit einiger Kühnheit in der politiſchen Arena. Er und ſein Schwager Délarue, Deputirter im Rath der Fünfhundert, neigten ſich anfänglich der Clichypartei zu, die auf den Umſturz der damals beſtehenden Regierung hinwirkte.

Später wurde Hyde de Neuville einer der vorzüglichſten Agenten der royaliſtiſchen Partei zu Paris. Sein Schwager und Mitgenoß wurde verhaftet, und nach dem 18. Fructidor nach der Guyane deportirt. Er entfloh von dort und kam nach England. Hyde verſtändigte ſich dort mit ihm; aber erſt gegen Ende 1799 trat er in genauere Verbindung mit den Inſurgenten im weſtlichen Frankreich, beſonders mit Georg Cadoudal, Dandigné und Bourmont.

Die Revolution des 18. Brumaire verhinderte die Ausführung ſeiner Pläne, wozu er vom britiſchen Miniſterium bedeutende Summen erhalten hatte. Er machte dem erſten Konſul den Vorſchlag, das Haus Bourbon wieder auf den Thron zu ſetzen. Die Antwort, welche er erhielt, war nicht befriedigend. Er ſtiftete nun zu Paris eine Gegenpolizei, durch welche

er manches wichtige Geheimniß erfuhr. Endlich kam man ihr auf die Spur, und der Befehl wurde ertheilt, ihn zu verhaften. Bei Zeiten davon unterrichtet, konnte er nach England entfliehen. Aber alle ſeine Papiere blieben zurück, und ſein Briefwechſel wurde im Mai 1800 öffentlich bekannt gemacht. Man beſchuldigte ihn ſogar, Theil an der Erbauung der Höllenmaſchine genommen zu haben, was jedoch nicht erwieſen iſt.

Heimlich kehrte Hyde de Neuville nach Frankreich zurück und lebte einige Jahre verborgen zu Lyon. Endlich, im Jahr 1805, wurde er, durch Vermittelung der Kaiſerin Joſephine, begnadigt, und erhielt die Erlaubniß, ſich nach Spanien zu begeben. Von dort ſchiffte er ſich mit ſeiner Familie nach Neu-York ein, wo er ſich in Moreau's Nähe niederließ, und zu deſſen Entſchluß, 1813 ſich nach Europa zu begeben, er viel beitrug.

Nach Napoleons Sturz eilte er ſelbſt nach Paris, wo er im Juli 1814 ankam, und ſogleich mit mehrern diplomatiſchen Miſſionen beſchäftigt wurde. Er folgte 1815 dem König nach Gent, und kehrte wieder mit ihm zurück. Gleich darauf wurde er vom Nièvre-Departement zum Deputirten gewählt, und zum bevollmächtigten Miniſter Frankreichs bei den vereinigten Staaten Nordamerika's ernannt. Zugleich erhielt er den Grafentitel und das große Band der Ehrenlegion.

Im Jahr 1822 kehrte er aus Amerika zurück und wurde 1823 vom Nièvre-Departement abermals zum Deputirten gewählt. Er ging als Geſandter nach Liſſabon und erwarb ſich durch ſein energiſches Betragen, während der verbrecheriſchen Unternehmung

des Prinzen Michael gegen den König, ſeinen Vater, die Mißbilligung der Jeſuiten und des Miniſteriums Villèle. Er wurde zurückberufen und erklärte ſich von nun an offen gegen das Miniſterium.

Die Entſchleierung des Betragens desſelben, in der portugieſiſchen Angelegenheit, raubte ihm ſeine Beſoldung und zog ihm eine förmliche Ungnade zu, für welche er, nach dem Sturze Villèles, durch die am 3. März 1828 erfolgte Ernennung zum Marineminiſter wieder entſchädigt worden iſt.

## Ravez.

Der Deputirte des Gironde-Departements und ehemalige Präſident der Deputirtenkammer, Ravez, wurde 1770 zu Rive-de-Gier, im Loire-Departement, geboren. Im Jahr 1791 war er Advokat zu Lyon und zeichnete ſich durch Muth und Talent in Vertheidigung mehrerer Prieſter, die nicht den Konſtitutionseid abgelegt hatten, aus. Nach der Einnahme von Lyon 1793 durch die Truppen der Konvention, gegen die er geſtritten hatte, begab er ſich nach Bordeaux, wo er ebenfalls als Advokat auftrat.

Obgleich er in dieſer Stadt zu einer Geſellſchaft gehörte, die über Alles den neuen Ideen entgegengeſetzt war, bezeugte er doch öffentlich ſeine Anhänglichkeit an die kaiſerliche Regierung. Nach der königlichen Reſtauration 1814 beurkundete er eben ſo öffentlich ſeine Ergebenheit für die Sache der Bourbonen und weigerte ſich 1815, die der Empörung beſchuldigten Brüder Faucher, obgleich ſie ſeit langen Jahren ſeine vertrauteſten Freunde waren, zu vertheidigen.

Ravez war 1815 Mitglied der Deputirtenkammer

und votirte mit der miniſteriellen Minderheit. Auch 1816 ſtimmte er beſtändig für die Ausnehmungsgeſetze, unterſtützte 1817 aus allen Kräften die Entwürfe des Miniſteriums, von welcher Tendenz ſie auch ſein mochten, und wurde, zur Belohnung dafür, im April desſelben Jahres zum Staatsrath ernannt.

Er ſtimmte beſtändig gegen die Preßfreiheit, wurde 1818 zum Vizepräſidenten und am 8. Dezember desſelben Jahres zum Präſidenten der Deputirtenkammer ernannt, ein Poſten, den er bis zur Auflöſung der ſogenannten Bauch- oder venalen Kammer im Jahr 1827 bekleidet hat, und auf dem er unwandelbar zu ſein ſchien.

Man beſchuldigte ihn einer großen Parteilichkeit für jede miniſterielle Obergewalt, eine Vorausſetzung, die er durch ſein Betragen in der Deputirtenkammer, wo er alle Geſetzentwürfe im Fluge davon zu tragen ſich bemühete, und durch die genaue Befolgung der ihm gewordenen geheimen Inſtruktionen, gerechtfertigt zu haben ſcheint. In der Sitzung der neuen Kammer von 1828 wurde er nicht zum Präſidenten erwählt.

## Kaſimir Périer.

Der Deputirte und Banquier Kaſimir Périer wurde 1777 zu Grenoble geboren. Sein Vater war Mitglied des geſetzgebenden Körpers und Vorſteher der franzöſiſchen Bank. Im Jahr 1816 gab er einige Schriften über das Finanzweſen heraus, die ſeinen Namen ſehr vortheilhaft bekannt machten, und Veranlaſſung waren, daß er im folgenden Jahre zum Deputirten des Seine-Departements erwählt wurde. Als eine der Hauptſtützen der konſtitutionellen Oppo-

ſition erhob er ſich mit eben ſo vielem Talent, als hoher Energie gegen das traurige Syſtem Villèle's und gegen ſeine verhängnißvollen Finanzſpekulationen. Er ſchrieb noch einige Abhandlungen über finanzielle Gegenſtände, ſtimmte in der Kammer immer mit der konſtitutionellen Minderheit, und wurde bei der neuen Wahl von 1827 von zwei Departementen zugleich zum Deputirten gewählt. Man ſagt, daß ihm das Miniſteriums des Handels und der Kolonien übertragen werden ſolle.

---

## Châteaubriand.

Franz Auguſt Vicomte von Châteaubriand ſtammt von einer alten, in der Bretagne angeſeſſenen Familie ab. Er wurde 1769 zu Combourg, im Arrondiſſement von St. Malo, geboren; folglich iſt er gegenwärtig neunundfünfzig Jahre alt. In einem Alter von ſiebenzehn Jahren wurde er als Unterlieutenant im Regiment von Navarra angeſtellt. Im Jahr 1790 begab er ſich nach Nordamerika und drang in das Innere des Landes vor. Er hatte ſelbſt den Entſchluß gefaßt, den ganzen Kontinent bis zum ſtillen Meere zu durchwandern, was er auch in Ausführung brachte.

Im Jahr 1792 kehrte er nach Europa zurück und diente unter Condé in der Emigrantenarmee. Bei der Belagerung von Thionville, im September desſelben Jahres, wurde er durch eine zerſpringende Bombe verwundet und genöthigt, den Kriegsſchauplatz zu verlaſſen. Er begab ſich nach England, wo er ſich mehrere Jahre lang in einer beſchränkten Lage befand. Im Jahr 1797 gab er zu London ſeinen „hiſtoriſchen,

politiſchen und moraliſchen Verſuch über die alten und neuen Revolutionen, betrachtet in ihrer Beziehung mit der franzöſiſchen Revolution“, heraus. Dies Werk iſt ſelten geworden. Eine Epiſode aus dem Roman, die Natſchez, betitelt “Atala“, erregte großes Aufſehen ſowohl durch die Neuheit der Erfindung und der Anſichten, als durch die Originalität des Styls. Sein „Genie des Chriſtenthums“ war eine Folge dieſes Werks. Es erſchien 1802 ebenfalls zu London.

Châteaubriand war nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurückgekehrt. Im Jahr 1801 war er einer der Herausgeber des Merkurs. Einige Zeit nachher wurde er zum Geſandtſchaftsſekretär ernannt und folgte dem Kardinal Fäſch nach Rom. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris wurde er 1804 als bevollmächtigter Miniſter in die Republik Wallis geſchickt. Als er aber am 22. März 1805 die Ermordung des Herzogs von Enghien erfuhr, verlangte er ſeine Entlaſſung. Napoleon machte ihm anderweitige Anerbietungen, aber er nahm ſie nicht an.

In der Mitte des Jahres 1806 reiſete er über Griechenland nach Jeruſalem, und kam im Mai 1807 über Afrika und Spanien wieder nach Paris. Bald nachher verlor er ſein Eigenthum des Merkurs, weil Bonaparte zweifelhafte Artikel über Spanien darin zu ſehen glaubte. Im Jahr 1811 wurde er, zur Erſetzung Chéniers, zum Mitgliede des Inſtituts ernannt. Bald darauf erſchien ſein „Wegweiſer von Paris nach Jeruſalem“, auf welchen die „Märtirer“ folgten.

Im April 1814 ließ er eine Flugſchrift, betitelt: „Bonaparte und die Bourbonen“, erſcheinen, die ein

um ſo größeres Aufſehen erregte, da ſie einen ſehr zeitgemäßen Gegenſtand verhandelte. Nach der Reſtauration wurde er zum Geſandten zu Stockholm ernannt; aber er hatte ſich noch nicht auf ſeinen Poſten begeben, als Bonaparte die Inſel Elba verließ und nach Paris kam.

Er folgte dem König Ludwig XVIII. nach Gent und war einer ſeiner Miniſter. Nach der zweiten Reſtauration wurde er zum Pair und Staatsminiſter ernannt. Am 21. März 1816 wurde er zum Mitglied der franzöſiſchen Akademie erwählt, und ſechs Monate nachher erſchien ſein Werk: „Die Monarchie nach der Charte.“ Am 5. September wurde er deshalb, durch erne königliche Ordonnanz, ſeines Amts als Staatsminiſter entſetzt. Seine Bemerkungen über die Angelegenheiten des Augenblicks, die 1818 erſchienen, wurden vom Moniteur widerlegt. Im Jahr 1820 gab er „Denkwürdigkeiten, Briefe und Aktenſtücke über das Leben und den Tod des Herzogs von Berry“ heraus. Die meiſten ſeiner Werke ſind ins Engliſche und die Märtirer noch ins Spaniſche überſetzt worden. Er war Hauptredakteur des „Conſervateurs.“

Nach der Geburt des Herzogs von Bordeaux, zu deſſen Taufe er Jordanwaſſer dargeboten hatte, wurde er als auſſerordentlicher Geſandter nach Berlin geſchickt. Am 26. April 1821 war er wieder zu Paris, und wurde am 30. desſelben Monats zum Staatsminiſter und Mitglied des geheimen Staatsraths ernannt. Im Jahr 1822 ging er als Geſandter nach London, beſuchte das Schloß Hartwell, dee frühere Reſidenz Ludwigs XVIII., kehrte wieder nach Paris zurück, begab ſich als bevollmächtigter Miniſter zum

Kongreß von Verona, und wurde endlich zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Die Grundſätze, welche er auf dieſem Poſten offenbarte, die Selbſtſtändigkeit, nach welcher er handelte, und theilweiſe ſelbſt ſeine Reden in der Deputirten- und Pairskammer zeichneten ihn vortheilhaft aus, zogen ihm aber zugleich den Haß der Faktion zu, die Frankreich immer mehr zu beherrſchen ſich bemühete. Im Jahr 1823 erhielt er von mehrern fremden Monarchen die Orden des goldenen Vließes, Karls III., des ſchwarzen Adlers und der St. Anna. Anfangs 1824 wurde er zum Ritter-Kommandanten der franzöſiſchen Orden ernannt.

Er ſchien ſich auf dem Gipfel des Glücks zu befinden, als ihm plötzlich durch eine königliche Ordonnanz vom 6. Juni 1824 ſein Miniſterium genommen und interimiſtiſch auf Villèle übertragen wurde, der ihm eben ſo lakoniſch als unhöflich ankündigte, daß er ſein Hotel zu räumen habe. In einigen Stunden hatte er es verlaſſen.

Bald darauf, bei Gelegenheit des Todes Ludwigs XVIII., erſchien ſeine Broſchüre: „Der König iſt todt! Es lebe der König!“ Er begab ſich ſodann nach Neuenburg, in der Schweiz, um ſeine Frau abzuholen, und kehrte mit ihr nach Paris zurück. Von nun an neigte er ſich immer mehr der konſtitutionellen Oppoſition zu, und trat als erklärter Gegner der Jeſuiten und des Miniſteriums Villèle auf. Ein Kreis aufgeklärter, aber gemäßigter Männer ſammelte ſich um ihn, und gewann ſowohl dadurch, als durch ſeine Artikel im Journal des Débats und durch ſeine übrigen Schriften, einen großen Einfluß auf

die öffentliche Meinung. Im Jahr 1826 machte er eine neue Reiſe nach der Schweiz, und lebte nach ſeiner Rückkehr ſehr zurückgezogen.

Nach Villèles Sturz glaubte man allgemein, daß er wieder in das Miniſterium treten werde; aber dieſe Erwartung iſt noch nicht in Erfüllung gegangen, obgleich er am 21. März vom Könige in einer Privataudienz empfangen worden, und ſich eine Stunde lang mit Sr. Majeſtät unterhalten. Man ſagt, er werde die oberſte Leitung des Miniſteriums, aber ohne Portefeuille, erhalten. Indeſſen beſchäftigt er ſich mit der Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke, von denen bereits der größte Theil erſchienen iſt.

### Dupin der Aeltere.

**Andreas Maria Johann Jakob Dupin**, Mitglied der Deputirtenkammer, Advokat und Doktor der Rechte, wurde am 1. Februar 1783 zu Varzy, im Nièvre-Departement, geboren. Er war kaum zehn Jahre alt, als ſein Vater eingekerkert und mit der Guillotine bedroht wurde. Dieſer Umſtand flößte ihm einen frühen Abſcheu gegen jede willkürliche Gewalt ein. Nach ſeiner Befreiung unterrichtete ihn ſein Vater und bildete ihn zum Advokaten. Im Jahr 1810 hatte er bereits mehrere Werke, unter andern ſeine Principia juris, herausgegeben. Im Jahr 1812 wurde er zum Mitgliede der mit der Reviſion der Geſetze beauftragten Kommiſſion ernannt. Im Jahr 1815 wählte ihn das Nièvre-Departement zum Deputirten.

Er ſprach in der Kammer am 21. Juni gegen den Entſchluß, Napoleon den Retter des Vaterlandes

zu nennen. Mit Jay und Manuel ſtimmte er dagegen für ſeine Abdankung, und widerſetzte ſich der Ausrufung Napoleons II. Nach der zweiten Reſtauration wurde er zum Präſidenten des Wahlkollegiums zu Chateau-Chinon (Nièvre-Depart.) ernannt, zum Kandidaten bezeichnet, aber nicht erwählt.

Von nun an trat er in mehrern wichtigen Prozeſſen als Vertheidiger auf, unter andern in dem des Marſchalls Ney, mit Berryez Vater gemeinſchaftlich, in dem der drei Engländer Wilſon, Bruce und Hutchinſon, die Lavalette's Flucht begünſtigt hatten, in denen der Ermordung des Marſchalls Brune und der Generale Alix, Rovigo, Gilly, Poreſt de Morvan, in dem des Herzogs von Vizenza, Boyers, Fiévées, Bavoux, Mérilhous, des Cenſeur, des Conſtitutionel, des Miroir, de Pradts, Jouys, des Pfarrers von Cosne, Forbin-Janſons, Bérangers, Iſamberts und in vielen andern. Dadurch erlangte er nicht allein eine große Berühmtheit als vortrefflicher Advokat und Redner, ſondern auch die Achtung aller das Gute wollenden Menſchen.

Die Regierung trug ihm 1819 die Stelle eines Unterſtaatsſekretärs im Juſtizminiſterium mit dem Titel eines Rentmeiſters an, aber er lehnte ſie ab. Im Jahr 1820 ernannte ihn der Herzog von Orleans zum Mitgliede ſeines Raths. Seine große Uneigennützigkeit erhielt durch eine Medaille, die ihm zu Ehren geſchlagen wurde, eine öffentliche Anerkennung. Im Jahr 1826 und 1827 wurde er vom Nièvre-Departement (im letzten Jahre doppelt) zum Deputirten gewählt, und hat in der gegenwärtigen Sitzung bereits mehrere vortreffliche Reden gehalten. Man hat

von ihm eine bedeutende Zahl juriſtiſcher Werke, die allgemein geſchätzt werden.

## Ein Wort über das Fabrikweſen des öffentlichen Unterrichts.

Eines der auffallendſten Phänomene, oder vielmehr der Kontraſte unſerer Zeit, den man bei der fortſchreitenden Aufklärung in Europa, beinahe unbegreiflich nennen möchte, iſt ſo zu ſagen die „Verſumpfung“, in welcher ſich ſeit mehreren Jahrhunderten der Strom der Menſchenunterrichtung befindet.

Seit Langem hat man die Mängel und Gebrechen des gegenwärtigen Erziehungsſyſtems bemerkt, und ihnen abzuhelfen ſich bemüht. Aber man hat nur halbe Maßregeln ergriffen, und ſo iſt alles Beſtreben in dieſer Hinſicht ohne befriedigende Reſultate geblieben. Die Urſache davon liegt einerſeits in der Hartnäckigkeit, in der Schlendriansliebe und in der Beſchränktheit der manchmal talentarmen, manchmal ſelbſt böswilligen Menſchen, denen die Sorge der Volkserziehung anvertraut iſt, und die mehr ihre Aemter als eine ſogenannte V e r ſ o r g u n g, denn als einen raſtlos thätigen B e r u f betrachten; anderſeits aber auch in der Gleichgültigkeit, oder wenigſtens in der Unachtſamkeit des Publikums gegen das, was ihm doch am nächſten ſteht, gegen die Veredelung oder Verſchlechterung der emporſtrebenden Generation.

Aber dies Unweſen kann nicht länger fortbeſtehen. Die moraliſche Verſauerung m u ß gehoben werden, wenn die Geſellſchaft nicht die empfindlichſte Rückwirkung davon verſpüren ſoll. Wozu beſteht eine

Regierung im Staat? Um Abgaben auszuſchreiben, Geſetze zu machen, die Gerechtigkeit zu üben, die individuelle Freiheit und das Eigenthum zu ſchüz-zen? ... zu weiter nichts? — Ihre Hauptaufgabe iſt die Veredelung des Volks; die Vermehrung ſeines innern Wohlſtandes; die Erleichterung ſeiner äuſſern Verbindungsmittel; mit einem Worte, die unbeſchränkte Vervielfältigung ſeines Glücks.

Aber wodurch kann dieſes Glück gewonnen werden, wenn nicht durch Unterricht, durch Umſicht, durch Erfahrung? Der Wilde ſucht den erſten durch die letzte zu erſetzen, und erlangt dadurch eine Ahnung von der zweiten. Bei dem ziviliſirten Menſchen ſchreitet die erſte immer voran. Sie erzeugt die zweite und wird gewöhnlich von der dritten gekrönt. Aber der Ununterrichtete genießt weder die Vortheile des Wilden, noch des Ziviliſirten. Er ſteht mit dem Thier auf einer Stufe. Sein Daſein iſt rein phyſiſch. Die Welt iſt für ihn ein Staat, in dem er ſich entweder mäſtet, um je eher je lieber den Würmern zur Speiſe zu dienen, oder in welchem er ſinnlos ſein Tagewerk verrichtet, und ſeine dadurch gewonnene Speiſe verſchlingt.

Wozu kann man einen ſolchen Menſchen in moraliſcher Hinſicht gebrauchen? Zu nichts. Wozu in phyſiſcher? Zu nicht viel mehr. Der Ochs, der Eſel arbeitet mehr, folglich ſind ſie nützlicher. Jede Maſchine iſt tauſendmal geſchickter, als ein ſolcher Menſch. Stumm und dumm ſtarrt er ihre Thätigkeit an, und wenn er ſie nicht mehr als ein übernatürliches Werkzeug, als eine Höllenmaſchine betrachtet, will er ſie zerſtören. So viehiſch iſt nicht einmal das Pferd.

Dankbar erkennt es das Beſtreben, ſeine Mühe zu erleichtern.

Aber was kann man anderes von einem Weſen verlangen, in welchem der Same aller Fähigkeiten ſchlummert, und das man durch myſtiſche Betrügereien, durch vernunftwidrige Albernheiten, durch verruchte Brutalitätsſpekulationen in den ſtinkenden Kloak des Fanatismus und des Blödſinns ſtößt? — Es fühlt, daß es zu etwas Anderm, Beſſerm berufen iſt. Der unſterbliche Geiſt regt ſich in ihm unter der gewaltigen Laſt, mit der man ihn daniederzudrücken ſich bemüht. Wie herrlich würde er ſich erheben, wäre ſie abgewälzt, böte man ihm die Mittel dar, ſeine Fähigkeiten zu vervollkommnen!

Und warum thut man das nicht? Warum können oder wollen die meiſten Regierungen noch immer ihr wahres, ihr höchſtes Intereſſe nicht begreifen? Warum wenden ſie eine ſo geringe Aufmerkſamkeit auf den Volksunterricht, deſſen Verwaltung ſie nur zu oft unfähigen oder unredlichen Menſchen überlaſſen? Man möchte ſeine Kaſſe nicht einem Subjekte übergeben, das weder zu addiren, noch zu multipliziren, dagegen ſehr geſchickt zu ſubtrahiren und zu dividiren verſteht, und man vertraut die ganze zukünftige Hoffnung des Vaterlandes der Sorge ſolcher Individuen an, die ſelbſt geiſtesarm, keinen Begriff von der wahren Beſtimmung des Menſchen auf Erden, von der Vermehrung ſeiner Talente und Tugenden haben; die nur den Verſtand zu ſubtrahiren und das Herz zu dividiren verſtehen! — —

Zum Straßenbau und zum Wolleſpinnen mit ſolchen Menſchen, aber nur nicht zum öffentlichen Unter-

richt des Volks! In unſern Tagen, wo die Künſte, die Wiſſenſchaften, die Induſtrie ſo rieſige Fortſchritte gemacht haben, bedarf man anderer Arbeiter an den Grundfeſten des Staatsgebäudes, des Heils der Nationen. Was würde man von einem Maurer ſagen, der ſich, ſtatt des bindenden Mörtels, flüſſigen Gaſſenkehrichts bedienen wollte? — Wahrlich, wahrlich, die nützlichſte aller Künſte, das Erziehungsweſen, kann und darf nicht Jeſuiten und ihren Zöglingen anvertraut, kann und darf nicht in einer ewigen Kindheit bleiben.

Betrachtungen von einem ſo hohen Intereſſe müſſen endlich die Aufmerkſamkeit, den Eifer der Regierungen und des Volks in Anſpruch nehmen. Die wahren Grundſätze eines nützlichen Erziehungsſyſtems künftiger Bürger und Magiſtratsperſonen müſſen feſtgeſtellt und nicht länger der einſeitigen Willkühr gewiſſer Korperationen überlaſſen bleiben. Große Verbeſſerungen müſſen vorgenommen werden, wie unſinnig ſich auch die Kaſten gebehrden mögen, die das ausſchließliche Privilegium des öffentlichen Unterrichts als lebenslängliche Lehen erlangt zu haben glauben. Es wird ja noch Irrenhäuſer, oder andere Verſorgungsanſtalten für ſie im Lande geben.

Aber nur indem man die Verbeſſerungen andeutet, deren das Erziehungsweſen fähig iſt, kann man es dahin bringen, das verjährte Syſtem zu beſeitigen, und an ſeiner Stelle ein entſprechenderes zu erheben. Das Bedürfniß unſerer Zeit, die Fortſchritte der Aufklärung, machen es von Tag zu Tag immer nothwendiger. Erſt wenn das traurige Erziehungsmonopol aufgehoben, erſt wenn der öffentliche Unterricht nicht

mehr die Ausſteuer gewiſſer herrſchſüchtigen Korporationen ſein wird: erſt dann kann er ſich zur Höhe und Würde ſeiner Attributionen erheben. Dann auch werden ſich Anſtalten bilden, in denen die Jugend der beiden Geſchlechter ſolche Grundſätze und Kenntniſſe erlangen kann, die die emporreifende Generation nicht allein beſſer und glücklicher machen, ſondern ihr auch von wirklichem Nutzen für die Bedürfniſſe ihres ganzen Daſeins ſein werden.

---

## Die franzöſiſche Kolonie des Senegal.

Man kann ſich leicht denken, daß in einer Entfernung von ſechszehn Graden vom Aequator das Land einen andern Anblick darbietet, als in Europa. Alles trägt dort einen auſſerordentlichen Karakter. Das Klima, die Jahreszeiten verwirren unſere Gewohnheiten und Jdeen. Die Vegetation bietet die ſonderbarſten Phänomene dar. Eines der auffallendſten iſt der ungeheure Baobabbaum, deſſen Stamm zwiſchen 80 bis 130 Fuß im Umfang mißt, und der, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ein Alter von 5000 Jahren und mehr erreicht.

Die Thiere haben nichts mit den unſerigen gemein, ſowohl bei den Vögeln, vom zarten und glänzenden Sui-Manga, bis zum rieſigen Strauß, als in den Fluthen, vom ſchwerfälligen Nilpferd, bis zum häßlichen, heißhungrigen Krokodill; oder auf der Erde, vom leichtfüßigen, zierlichen Galago, bis zur hohen Giraffe, der ungeheuern Boa, dem ſtolzen, ſchrecklichen Löwen, dem unförmlichen Elephanten: Alles trägt den Stempel einer impoſanten Originalität auf ſich, die

uns immer mehr in Erſtaunen ſetzt. Mit Recht kann man auf das Land das Wort der Alten anwendbar machen: Africa portentosa.

Aber von allen Gegenſtänden, die ſich der Beobachtung darbieten, iſt auch hier, wie überall, der Menſch der merkwürdigſte. An einem Punkte, am rechten Ufer des Senegalſtroms, wohnen mehrere Mohrenſtämme, die noch alle Gewohnheiten der alten Nomadenvölker haben. Bald verlieren ſie ſich im Innern des Landes, und nähern ſich der großen Wüſte, bald ſchlagen ſie ihre Zelte von Ziegen- und Kameelhaar am Ufer des Fluſſes auf. Der Anblick dieſer Lager, das Leben in ihnen: Alles ergreift mächtig des Europäers Einbildungskraft. Er glaubt ſich in die graue Vorzeit verſetzt. Er ſieht ſich von den Gebräuchen, den Sitten, den Trachten und den patriarchaliſchen Szenen des alten Teſtaments umringt, deſſen lebendige Gemälde ſich vor ſeinen Blicken ausbreiten.

Um die Lager ſind zahlreiche Ochſen-, Schaf- und Ziegenheerden zerſtreut. Das Pferd iſt mit den Füßen an den Eingang des Zeltes ſeines Herrn feſtgebunden. Das Dromedar erhöhet noch durch ſeine Unförmlichkeit den Wechſel des Anblicks. Mit Hilfe dieſes mäßigen Thieres wird es den Bewohnern dieſes Landes allein möglich, ungeheure Wüſteneien zu durchwandeln.

Noch intereſſanter wird dies Gemälde, wenn man es unter einem moraliſchen und philoſophiſchen Geſichtspunkte betrachtet, wenn man dieſe Geſetzgebung, dieſe alte geſellſchaftliche Organiſation in Erwägung ſtellt. Wie kann man dieſen Kontraſt einer ſo großen

Karakter-Unabhängigkeit und ſo vieler politiſchen Bande, ſo vieler häuslichen Tugenden und ſo vieler äuſſern Verbrechen, ſo vielen Muths und ſo vieler Feigheit, einer ſo religiöſen Gaſtfreundſchaft und einer ſo unmenſchlichen Raubgier erklären?

Während das rechte Ufer des Senegal mehr durchzogen als von einer Bevölkerung bewohnt wird, die ſich durch ihre bräunliche Geſichtsfarbe, ihre großen Züge, ihr langes Geſicht, ihre gerade Naſe, ihre dünnen Lippen, ihre hohe und breite Stirn, ihre lebhaften Augen, ihren ſichern Blick auszeichnet, wie wenn in dieſer Gegend die ſeltſamſten Phänomene ſich vereinigen ſollten, ſieht man am linken Ufer nichts als Negervölker. Einige der Eingebornen ſind ſchön ſchwarz, groß, wohlgebaut, mit faſt europäiſchen Geſichtern, während andere aus dem Innern des Landes klein ſind, zarte Züge und Glieder und eine röthlich-ſchwarze Haut haben.

Die Bewohner dieſer Stromſeite ſind nicht Nomaden oder Hirten. Sie haben beſtändige Wohnungen, und leben in ziemlich großen Dörfern beiſammen. Ihre Sitten ſind die eines Ackerbau treibenden Volks. Der Neger bedarf gewiſſermaßen der Erinnerungen ſeiner Familie und ſeines Jugendalters. Er hält beſonders viel auf ſein väterliches Haus, auf das Feld, das ſeine Vorfahren bebaut haben. In der Mitte ſeiner Weiber und Kinder, Herr eines Pferdes und einer kleinen Heerde, zeigt der Familienvater einen ruhigen, unabhängigen Karakter, der nicht ohne Würde iſt. Obgleich wenig in der europäiſchen Ziviliſation bewandert, ſchwatzt er doch gern und

ſucht ſich zu unterrichten. Mehrere Neger leſen und ſchreiben Arabiſch, das für ſie aber nur eine todte und gelehrte Sprache iſt.

Die politiſchen Inſtitutionen ſind nicht minder intereſſant. Walo iſt ein feudales Königreich. Anderweitig findet man nur Häuptlinge, die eine Provinz, oder ſelbſt nur ein Dorf regieren. Sie laſſen ſich Grundzins und Zölle bezahlen, und haben das Recht der Beſtrafung und der Güterkonfiskation. An einigen Orten theilen die Häuptlinge ihre Macht und ihr Einkommen mit den Serign oder Prieſtern. Mehrere Gemeinden bilden kleine Republiken. Sie wählen ſelbſt ihre Obrigkeit und ihre Räthe.

Futa-Toro z. B. iſt eine theokratiſche Republik. Die Neger ſind enthuſiaſtiſch für die Freiheit. Ihr Eifer für die Religion Mahomets iſt oft ein blinder Fanatismus. Stolz bis zur Unverſchämtheit, glauben ſie ſich allen ihren Nachbarn weit überlegen. Die ernſte Haltung, der feierliche Anſtand ihrer Vorſteher, ſelbſt ihre Tracht, ihre Grundſätze und ihre Reden, erinnern an die Bürger des alten republikaniſchen Griechenlands und Roms. Aber ſie ſind im höchſten Grade unbeſtändig und ehrgeizig. Unaufhörlich verändern ſie ihren Hauptanführer. Die Freiheit veranlaßt nur Sturm bei ihnen. Bürgerkriege verheeren beinahe beſtändig ihr Land.

Die Gegend an der Mündung des Senegal iſt nicht angenehm. Man erblickt nichts als eine weiße, niedrige, unfruchtbare Einöde auf der ganzen Strecke zwiſchen dem weißen und dem grünen Vorgebirge. Hin und wieder erheben ſich einige gleichfalls nackte Hügel. Selten bemerkt man die Spur eines matten

Grüns. Erſt oberhalb St. Louis zeigen ſich die Spuren der Vegetation. Die Stadt wird von hohen Palmbäumen beſchattet. Ihr Anblick von der Meerſeite iſt überraſchend, durch den afrikaniſchen Karakter des Ganzen.

Der Senegal iſt größtentheils für die Ebenen, die er durchſtrömt, was der Nil für Aegypten iſt. Während dem Oktober iſt das ganze Land überſchwemmt, und einige Dörfer und Hügel allein erheben ſich als Inſeln aus der ungeheuern Waſſerfläche. Gleich nachher bedeckt ſich der Boden mit friſchem Raſen und hübſchem Geſträuch. Einige Monate nachher iſt das Land vollkommen ausgetrocknet, Alles iſt von der Sonne verbrannt, und der Wind erhebt große Staubwolken über die traurig-nackte Ebene.

Dieſer Wechſel iſt beſonders fühlbar auf dem großen Delta, welches der Fluß auf den letzten zwanzig Stunden ſeines Laufes von dem Arme an bildet, den man Gorom nennt. Jedoch findet man noch überall Bäume, während das Nildelta davon ganz entblößt iſt.

Die Stadt St. Louis hat ſich in den letzten Jahren bedeutend vergrößert. Vor 1790 zählte man nur dreißig regelmäßig gebaute Häuſer darin. Alles Uebrige waren Hütten von Stroh. Jetzt gibt es mehr als 250 hübſche Häuſer, von denen die meiſten gut gebaut ſind und äuſſere Gallerien haben. Die öffentlichen Gebäude ſind der Palaſt des Statthalters, auf den Trümmern eines alten Forts, mitten in der Stadt, vor einem großen Platze, ein durchaus neues Krankenhaus, und eine noch nicht vollendete Kirche. Die Straßen ſind regelmäßig, aber ungepflaſtert, ſo daß

man bis über die Knöchel im Sande verſinkt. Die Bevölkerung überſteigt 10,000 Seelen. Faſt alle ſind Neger oder Farbige.

Ehemals kannte man nur die Sklavenarbeit in der Kolonie, und bediente ſich nie des Pfluges und der Ochſen zum Ackerbau. Jetzt kommen die Arbeiter aus dem Innern, bis auf eine Entfernung von zweihundert Stunden, um einige Erzeugniſſe der franzöſiſchen Induſtrie zu gewinnen. Starke Büffelochſen ſind zur Arbeit abgerichtet und ziehen den Pflug oder große vierrädrige Wagen. Die Neger haben ſich gewöhnt, ihnen zuzuſprechen, wie die Bauern in Europa zu thun pflegen, um ſie anzutreiben.

Die Inſel, auf welche die Stadt St. Louis de Senegal erbaut iſt, und die ſich nur drei Stunden von der Mündung des Stroms befindet, gehörte urſprünglich zum Lande Walo, das von Oſten nach Weſten vierzig Stunden lang und zwanzig Stunden breit iſt. Es wird öſtlich von Futa-Taro, ſüdlich von Kayor und nördlich und weſtlich von dem Senegal begrenzt. Die Inſel wurde ſchon vor alten Zeiten an Frankreich abgetreten. Durch einen in den letzten Zeiten abgeſchloſſenen Vertrag mit dem Brack (König) und den vorzüglichſten Häuptlingen des Landes, gehört jetzt ganz Walo jenem entfernten Königreiche. Die Franzoſen können ſich überall niederlaſſen und man zählt bereits über vierzig Pflanzungen im Innern.

Das Land Futa-Taro, am linken Ufer des Senegal, ungefähr vierzig Stunden vom Meere, dehnt ſich ſechszig Stunden weit öſtlich bis Bondu aus. Südlich wird es von Giolow, Bondu und zwei kleinen Staaten begrenzt. Nördlich bildet der Strom ſeine

Grenze. Der ſchönſte Theil des Landes iſt die große Inſel Morphik, die durch zwei Arme des Fluſſes gebildet wird. Sie iſt vierzig Stunden lang und ſechs bis ſieben Stunden breit.

Das Land hat mehrmals ſeine Bevölkerung gewechſelt. Die gegenwärtigen Bewohner ſtammen von einer großen Familie her, die man Pulen oder Fulen auch Peulen oder Feulen nennt, und die man in Bondu, Futa-Diallon, Dentilia, ſo wie in dieſem ganzen Theile Afrika's findet. Erſt vor Kurzem ſind ſie auch in Futa eingefallen.

Das Land Giolow, das man unrichtig auch Jolow, Jalow und Wolow nennt, liegt ſüdlich von Futa. Seine Einwohner ſind ſanft, geſchickt und ſehr verſtändig. Sie ſind durchaus Neger; aber groß, wohl gebaut und ſehr gewandt. Ihr Geſicht hat nichts Afrikaniſches, als die Hautfarbe. Ihre Züge ſind ſehr regelmäßig, ihre Naſe iſt ſchön und ihre Lippen ſind nicht zu dick. Obgleich ihr Haar noch lockigt iſt, hat es doch nichts Wollartiges.

Die Fulen werden für ein anmaßliches und treuloſes Volk gehalten. So viel iſt gewiß, daß ſie ihre Freiheit und Unabhängigkeit über Alles lieben, und es vorziehen, umzukommen, als ſie zu verlieren. Mehrere hundert derſelben arbeiten freiwillig in den europäiſchen Niederlaſſungen, und man hat ſich nicht über ſie zu beklagen. Sie haben 1775 in Futa-Toro eine Revolution veranlaßt und in Folge derſelben erklärt, daß künftighin kein freier Mann in ihrem Lande mehr zum Sklaven gemacht werden könne, daß der Sklavenhandel verboten ſei, und daß jeder Sklave, der ihr Gebiet betrete, auf der Stelle frei werde.

Muß man ſich nicht ſchämen, daß die aufgeklärten, chriſtlichen, ziviliſirten Europäer dies Beiſpiel erſt zwanzig Jahre ſpäter nachgeahmt haben. Die Fulen dürfen in der That ſtolz ſein, auf der Bahn der Menſchlichkeit, der Vernunft und der Gerechtigkeit uns den Vortritt abgewonnen zu haben.

## Erſter Ausflug der Portugieſen nach Oſtindien.

Ein indiſcher Schriftſteller gedenkt der Begebenheiten der erſten Expedition der Portugieſen nach Oſtindien, unter dem Befehl Vasco de Gama's. Wir wollen davon einen Auszug mittheilen.

Die Portugieſen wurden zu dieſer eben ſo gefährlichen als ungewiſſen Unternehmung durch eine Bulle Pabſt Alexanders VI. beſtimmt, durch welche dem König von Spanien ein großer Theil des Erdballs zugeſtanden wurde. Dieſe Bulle iſt ein zu wichtiges Aktenſtück, ſie beweiſet zu klar, auf welche Weiſe ſich die Päbſte ein Oberrecht über weltliche Gegenſtände anmaßten, um ſie nicht wörtlich zu überſetzen.

„Damit Ihr freier und mit größerer Kühnheit eine ſo wichtige Entdeckung unternehmet, und ohne daß Ihr, oder ſonſt eine andere Perſon in dieſer Hinſicht eine Bitte an Uns gerichtet, geben Wir Euch, Kraft Unſerer Großmuth, Unſerer beſtimmten Weisheit und Unſerer apoſtoliſchen Vollmacht (de nostra mera libertate, et de certa scientia, ac de apostolicae potestatis plenitudine), alle gefundene oder noch zu findende, entdeckte oder noch zu entdeckende Inſeln und Länder gegen Weſten und Süden, von einer vom Nord- zum Südpol gezogenen Linie aus, gegen Indien,

oder jede andere Gegend, von einer Entfernung von hundert Stunden von den Azoren und dem grünen Vorgebirge, ſowohl gegen Weſten als gegen Süden. Deshalb geben, bezeichnen und treten Wir Euch und Euern Nachfolgern durch Gegenwärtiges alle Inſeln und alles Feſtland ab, ſei es entdeckt oder noch zu entdecken, das im Jahr 1493, nach der Geburt unſers Herrn Jeſu Chriſti, noch keinen chriſtlichen Königen oder andern chriſtlichen Fürſten gehört. Wir geben Euch dieſe Länder mit ihren Zugehörungen, Städten, Schlöſſern, Wohnungen, Jurisdiktionen u. ſ. w., ſobald ſie durch Eure Abgeſandten oder Eure Kapitäne entdeckt ſein werden, und ſolches Kraft der Uns von dem allmächtigen Gott verliehenen Gewalt, die Uns in der Perſon des St. Petrus zugeſtanden werden (auctoritate omnipotentis Dei nobis in beato Petro concessa), und der des Vikariats Jeſu Chriſti auf Erden, welches Wir vertreten."

Vasco de Gama unternahm 1495 ſeine berühmte Reiſe nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung. Er hatte nur ein Schiff mit 160 Mann. Er hatte viele Hinderniſſe zu bekämpfen. Seine Mannſchaft empörte ſich. Stürme zerriſſen ſeine Segel. Demungeachtet ſtand er von ſeinem Vorhaben nicht ab. Auf der Oſtküſte Afrika's fand er mehrere mahometaniſche Völker, die den Kompaß und Meerkarten kannten, und die Breitegrade, die Höhe der Sonne u. ſ. w. zu berechnen wußten. Er wurde von ihnen ſehr gut aufgenommen, weil ſie ihn und ſeine Begleiter für Muſelmänner von der Küſte der Barbarei hielten: Aber als ſie erfuhren, daß ſie Chriſten ſeien, behandelten ſie die Portugieſen ſehr übel. Zu Melinda

fanden ſie Armenier, die ihnen allerlei nützliche Nachrichten für die Fortſetzung ihrer Reiſe mittheilten, und ihnen einen indiſchen Steuermann verſchafften.

Als Vasco de Gama nach Kalikut, auf der Küſte von Malabar, gekommen war, ſendete er einen Verbrecher ab, um ſich mit den Einwohnern zu verſtändigen. Denn er hatte mehrere ihrer Verbrechen wegen Verurtheilte an Bord genommen, und es war ihnen Begnadigung zugeſichert, wenn ſie ſeine Befehle getreu vollſtreckten. Er wurde ſogleich von der Menge umringt und beinahe erſtickt. Endlich bemerkten ihn zwei tuneſiſche Kaufleute, und fragten ihn, aus welchem Theile Spaniens er ſei? Er entgegnete, daß er ein Portugieſe ſei. Sie führten ihn in ihr Haus und benachrichtigten Gama, daß der König ihn gern ſehen werde. Gama ſandte ſogleich zwei ſeiner Gefährten zu ihm und ließ ihm ſagen, daß er von dem König von Portugal abgeſendet worden ſei, um ein Freundſchaftsbündniß mit ihm abzuſchließen.

Die beiden Perſonen wurden mit Auszeichnung aufgenommen. Bald nachher landete Gama und wurde in einen prächtigen Tempel geführt, wo die Braminen ihn mit Weihwaſſer beſprengten und ihm Eingemachtes darreichten. Sie beteten ſodann. Einer der Prieſter zeigte den Portugieſen ein Bild und rief: „Maria!“ Alle Prieſter warfen ſich flach auf die Erde, und nachdem ſie wieder aufgeſtanden, ſetzten ſie ihr Gebet fort.

Gama und ſeine Gefährten bildeten ſich ein, es ſei von der heiligen Jungfrau die Rede, weshalb ſie auch eifrig beteten. Nach dieſem führte man ſie in einen andern Tempel und von dort in den königlichen

Palaſt. Die Menge war ſo groß, daß die Wache mit ihren Säbeln nicht die Neugierigen zurückhalten konnte.

Als Gama in die königlichen Gemächer trat, kam ihm der Vorſteher der Braminen entgegen, umarmte ihn, ergriff ſeine Hand und führte ihn, in Begleitung der andern Prieſter, in den Empfangsſaal, der ſich in Amphitheaterform erhob und ſehr reich ausgeſchmückt war. Der König lag auf einem reichen Sopha. Er trug eine mit Edelſteinen beſetzte goldene Mütze. Ohren, Finger und Zehen waren mit Diamantringen bedeckt.

Gama ſetzte ſich neben den König. Man gab ihm Waſſer, ſich die Hände zu waſchen und reichte ihm verſchiedene Früchte. Sodann befragte ihn der König über ſeine Reiſe. Gama entgegnete, daß der König von Portugal von dem König von Malabar reden gehört, und ihn abgeſandt habe, um ein Freundſchaftsbündniß mit ihm abzuſchließen. Dieſe Antwort ſchien dem König zu gefallen, und er verſprach, den König von Portugal als ſeinen Bruder anzuerkennen. — Gama wurde in das für ihn beſtimmte Haus geführt. Alle Häuſer zu Kalikut waren von Holz gebaut und durch Gärten von einander geſchieden. Der König allein hatte das Recht, einen ſteinernen Palaſt zu bewohnen.

Drei Tage nachher übergab Gama dem König ſein Beglaubigungsſchreiben nebſt einem Geſchenk, das ſehr geringgeſchätzt wurde, weshalb er ſich entſchuldigte. Die Mohren beſchuldigten ihn, ein Spion und Seeräuber zu ſein, weil ſie fürchteten, daß er ihrem Handel ſchaden könne. Der König hatte von den Eroberungen der Spanier in Afrika reden gehört.

Zudem hatten die Portugieſen nur ſehr geringe Waaren am Bord. Er ließ ihnen alſo ſagen, ihre Segel als Unterpfand ihrer guten Abſichten zu geben.

Gama ſchien einwilligen zu wollen. Aber täglich ſchickte er zwei oder drei Männer aus, die Stadt zu beſchauen. Er bat um Erlaubniß, einen Faktor zu Kalikut zu laſſen, was dem König mißfiel, der zwei Portugieſen verhaften und die Kaufmannswaaren mit Beſchlag belegen ließ. Um ſich Gerechtigkeit zu verſchaffen, griff Gama das erſte beſte Schiff an und behielt fünf oder ſechs der vorzüglichſten Indianer als Geiſeln zurück. Der König lieferte am andern Tage die beiden Portugieſen aus; aber er behielt die Waaren. Nach einigem Unterhandeln wurden ihm auch dieſe auf ſieben Booten zugeſchickt. Gama bemächtigte ſich derſelben mit ihrer Bemannung und ſchrieb an den König, daß er ſie mit ſich nach Portugal nehme, um zu beweiſen, wie ſehr man ihn beſchimpft habe.

Am 27. April 1499 umſchiffte er wieder das Vorgebirg der guten Hoffnung, und kam, nach Ueberſtehung eines heftigen Sturms, gegen Ende desſelben Jahres nach Liſſabon. Von 160 Perſonen hatte er auf ſeiner Reiſe 105 verloren und ein Schiff verbrannt. So zeigten ſich die Portugieſen bei ihrem erſten Erſcheinen in Indien.

## Einiges über Sizilien.

Es gibt im Karakter der Sizilianer natürliche Neigungen, die, unter dem Einfluſſe eines freiſinnigen

Syſtems, dies Volk zu einem ehrenvollen Rang auf der geſellſchaftlichen Stufe erheben könnten. Die Sizilianer ſind lebhaft, geiſtreich, höflich, edelmüthig, gaſtfreundſchaftlich. Ihre Leidenſchaften ſind ſtark; aber durch ein gewiſſes Wohlwollen, eine gewiſſe Dahingebung gemildert.

Leider werden alle dieſe glücklichen Neigungen durch eine ſchwerfällige Verwaltung paralyſirt, deren beſchränkte, veraltete Politik auf eine zum Theil unduldſame Geiſtlichkeit ſich ſtützt, deren Hauptbeſtreben nicht dahin geht, die moraliſchen Eigenſchaften der Nation zu erheben, ihre phyſiſche Energie zu beleben, ſondern ſie durch tauſend Vorurtheile in einer beinahe vollkommenen Unthätigkeit zu erhalten.

Zu dieſen an und für ſich ſo mächtigen Urſachen der Unvollkommenheit einer Nation, muß man noch die Wirkung rechnen, welche durch den Gebrauch des ſizilianiſchen Adels erzeugt wird, im Auslande zu leben. Dieſe Wirkung iſt um ſo größer, da der Adel auf dieſer Inſel einen bedeutenden Theil der Bevölkerung bildet. Beſonders zu Neapel und auf dem Feſtlande überhaupt verſchwenden Adelige und Reiche ihr Einkommen, und rauben ihrem Geburtslande den moraliſchen Vortheil, den ſie ihm in ſo vielfacher Hinſicht zuwenden könnten.

Man thut in Sizilien nichts für die Verbeſſerung der Landwirthſchaft. Tauſend bürgerliche und religiöſe Hinderniſſe ſtellen ſich der geringſten Neuerung entgegen. Die Schwierigkeiten und Ausgaben, welche der Landtransport veranlaßt, weil es im Innern durchaus keine fahrbare Straßen gibt, vermehrt nothwen-

digerweiſe den Preis der unentbehrlichſten Artikel. Erbärmliche Lokalbeſchränkungen endlich haben den Handel zu einer wirklichen Krämerei gemacht.

Die ärmere Volksklaſſe führt ein beinahe ganz unthätiges Leben. Sie ſchmachtet in einem Zuſtande, der nahe mit mancherlei Elend verwandt iſt. Ohne Beiſtand von Seiten der Wohlhabenden, iſt ſie der unglaublichſten Dummheit und dem unbeſchreiblichſten Fanatismus überlaſſen.

# Erinnerungen aus Italien.

(Fortſetzung.)

## Die St. Peterskirche.

St. Peter! der Vatikan! tauſend verworrene Erinnerungen, tauſend unbeſtimmte Gedanken drängen ſich bei dieſen Worten im Geiſte des Philoſophen. Er erblickt Rom, zweimal die Welt beſiegend, in den Annalen der Zeit, bald durch die Gewalt des Schwerts, bald durch die des Glaubens herrſchend. Mit einer gewiſſen Ehrfurcht nahet er ſich dem Heiligthum des Katholizismus, dem Kapitol des chriſtlichen Roms.

Ich erwartete, um St. Peter zu beſuchen, einen Feſttag. Lange vorher hatte ich, um meine Einbildungskraft um ſo beſſer vorzubereiten, die meiſten Beſchreibungen dieſes Tempels geleſen, und meine Seele war von den phantaſtiſchſten Gemälden voll. Ich bedachte nicht, wie unrecht man hat, im Voraus ſeinen Illuſionen und Genüſſen allen Zauber zu rauben. Die

Idee, die man ſich gemacht, der Enthuſiasmus, den man erwartet, ſtehen ſelten oder nie in Uebereinſtimmung mit der Wirklichkeit der Gegenſtände. Man ſieht ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht, und das Mißbehagen, das man darüber verſpürt, verdirbt ein Vergnügen, das, je unerwarteter, um ſo reiner und lebhafter iſt.

Sieben Uhr Morgens ſchlug und die Menge drängte ſich in der Condottiſtraße, die in gerader Linie zum St. Angeloplatze führt. Dieſe lange, ſchmale Allee war bereits von Spaziergängern und Kutſchen gepropft voll, und vergönnte mir weder intereſſante Beobachtungen, noch einen angenehmen Weg. Ich zog es vor, wie Johann Lafontaine, den längſten Weg einzuſchlagen. Deshalb machte ich einen großen Umſchweif über die Sixtusbrücke und die Lungara, auf welche Weiſe ich ſpäter aber bequemer das Ziel meiner Wanderung erreichen konnte.

Unterweges dachte ich an das Schickſal Roms, an die eroberungsſüchtige Wölfin, die Mutter des Romulus, und an die Tiare des neuen, von Hildebrand befeſtigten Reichs. Plötzlich erblickte ich das Pantheon. Aber ich mochte mich in meinem Nachſinnen über des neuen Roms Größe nicht zerſtreuen. Es ſchien mir, daß die ſtrenge Majeſtät dieſer alten Architektur dem Eindruck ſchaden könne, den das kühnere aber weniger reine Genie Michel Angelo's mir machen müſſe. Ein zäher Schmutz bedeckt die meiſten Straßen, durch die ich ging, und ich konnte mich nicht enthalten, die Abgötterei Derjenigen zu bewun-

dern, die ſelbſt dieſen Schmutz der ewigen Stadt einen nicht unintereſſanten Gegenſtand zu nennen belieben.

Ich betrete den Navoneplatz, den alten Circus agonalis, der die Form des Hippodroms beibehalten, und der einmal jährlich ſeiner urſprünglichen Beſtimmung wiedergegeben wird. Die Paläſte Braſchi und Innocenziano ſind nicht übel. Einige Kirchen haben eine gewiſſe Größe und Zierlichkeit. Aber die Unordnung all' dieſer verſchiedenartigen Elemente, eine zuſammenſtürzende Mauer neben einem Säulengang, die Vermiſchung aller Architekturordnungen, der beſtändige Kontraſt der Formen, der Größe und der Kleinheit, der Sorgfalt und der Vernachläſſigung, mit einem Worte die Hauptſünde des heutigen Roms, das Unzuſammenhängende ermüdet das Auge, ſtatt die Einbildungskraft gefangen zu halten.

Von den drei Fontainen, die den Platz ſchmücken, und die von vielen Reiſenden ſo ſehr gelobt worden ſind, bemerkte ich die erſte, betrachtete ich die zweite und prüfte die dritte mit größerer Aufmerkſamkeit. Die erſte iſt das Stelldichein aller Makler, Juden, Früchte- und Körbehändler, arbeitsloſer Handwerker, Dienſtboten und anderer Perſonen, die eben keine Beſchäftigung haben. Man glaubt ſich auf den Jahrmarkt einer kleinen Stadt verſetzt.

Wollte man das zweite dieſer Denkmäler eine Fontaine nennen, würde man ihm zu viel Ehre erweiſen. Das ſtehende Waſſer zwiſchen den ſteinernen Tritonen hat ſie langſam zerſtört. Kaum erkennt man in dem grünen Schlamm noch einen Schenkel und eine zerbrochene Muſchel.

Es gibt nichts Lächerlichers, als großes Beſtreben

und kein Erfolg, hohe Anmaßungen, die nichts rechtfertigt, und Affektation der Größe, die nur Albernheit erzeugt. Man glaubt einen weiten, über einen Zwerg geworfenen Mantel zu erblicken, wenn man die vielberühmte Fontaine auf dem Mittelpunkte des Navoneplatzes ſieht. Es iſt unmöglich, auf einem beſchränkteren Raum mehr Albernheiten aufzuhäufen, und die Magnifizenz des Lächerlichen weiter zu treiben.

Man denke ſich einen künſtlich zuſammengefügten Felſen, der eben ſo gut die Baſis einer großen Kirche, als eines kleinen Obelisk ſein könnte. Um dieſen Obelisk ſind vier rieſige Statüen gelagert, die Flüſſe andeuten ſollen, und aus kleinen Krügen Waſſer rinnen laſſen. Ihre Bekleidung iſt eben ſo räthſelhaft als ihre Perſonen. Dieſer beſtändige Logogryph, dieſe Falten, die mit unlesbaren Hieroglyphen überdeckt ſind, dieſe Concetti auf dem Stein verdienen nicht einen Blick. Ein Pferd, ein koloſſaler Löwe, die wie aus den Wolken gefallen ſind, können als die Adjutanten der vier Flüſſe betrachtet werden.

Intereſſant durch ſich ſelbſt, aber neuer als die wirklichen ägyptiſchen Obelisken, iſt der des Navoneplatzes, dennoch älter, als jener der Minerva, deſſen angebliche Obelisken nur eine Erfindung des Baukünſtlers ſind. Er ruht nicht auf einem Felſen, ſondern auf einem Elephanten, und will man wiſſen, wie viel Tiefe und Philoſophie in einer ſo neuen Erfindung iſt, braucht man nur die lateiniſche Inſchrift an der Baſis zu leſen, die folgendermaßen lautet: „Sapientiae Egypti insculptas obelisco figuras ab elephanto, belluarum fortissimo, gestari quisquis

hic vides: documentum intellige robustae mentis esse solidam sapientiam sustinere.“ *)

Meine mannichfachen Beobachtungen ließen mir den ſchon an und für ſich langen Weg noch mehr verlängern, und ich ſetzte mich der Gefahr aus, erſt am Abend St. Peter zu erreichen. So beeilte ich mich. Die Sixtusbrücke, die Lungara lagen hinter mir. Ich verließ die traurige, von Micheli erbaute Halle der Baſtei. Plötzlich befand ich mich einer der einzelnen Säulen gegenüber, welche den großen Säulengang verkünden, und die durch ihre Schönheit gewiſſermaßen die Vorrede des prachtvollen Schauſpiels bilden.

Es war Mittag. Die Hitze war erſtickend. Tiefes Schweigen herrſchte um mich her. Nur aus der Ferne vernahm ich das Klingeln der Glocken, welche die Pferde der Caritellen Schritt vor Schritt in Bewegung ſetzten. Ich wende mich gegen den Obelisk, der ſich mitten auf dem Platze erhebt, und ſehe St. Peter vor mir.

Dieſer ungeheure Umfang, den der ganze Luxus der Baukunſt bereichert, den eine Menge Paläſte ſo zu ſagen bevölkert, deſſen wellenförmige Zeichnung ſich in weiter Ferne zu verlieren ſcheint, das Alles gewährt die Idee einer ungeheuern Größe.

So viel Kühnheit, Zierlichkeit, Opulenz, Einbildungskraft, Nachläßigkeit und Sorgfalt in den Dekorationen dieſes magiſchen Orts; dieſer koloſſale Zirkus, ſtumm wie ein Tempel, prachtvoll wie ein

*) Der Elephant, das ſtärkſte Thier trägt, die ſymboliſche Weisheit Aegyptens, die auf dieſen Obelisk gegraben iſt. Wer du auch ſeiſt, vernimm, daß die wirkliche Weisheit auf der Stärke des Geiſtes beruht.

Theater, das ununterbrochene Gemurmel des Waſſers, das beſtändig in Marmorbecken ſtrömt; dieſe vereinzelten Bildſäulen; dieſe ſo edeln, ſo großen Gallerien; die Einfachheit des Obelisk und ſeine Höhe; das Baſalt- und Porphyrpflaſter, zwiſchen deſſen Spalten ein dicker Raſen hervordringt: alle dieſe Eindrücke beſtürmten mich auf einmal, und ſchienen einen Augenblick meine Gedanken zu paralyſiren. Ich genoß, ohne zu bewundern, ich betrachtete, ohne nachzudenken.

St. Peters Begräbnißſtätte, die ſich, der Sage nach, in der Mitte dieſes Zirkus befand, wo er unter Nero's Regierung den Märtirertod erlitten, wurde von den erſten Chriſten als ein Heiligthum verehrt. Sei es nun, daß ſie einen Altar auf dieſer Stelle erbauten, eine beſtändige Verehrung heftete ſich auf dieſen Punkt. So viel ſcheint gewiß zu ſein, daß der Platz, auf welchem ſich gegenwärtig St. Peter erhebt, derſelbe iſt, auf welchem Nero an brennenden Kreuzen die unglücklichen Nazaräer aufhängen und ſteinigen ließ.

Die oft ausgebeſſerte, nach dem Muſter der Hauptkirchen jener Zeit erbaute Kirche Konſtantins wurde durch den gegenwärtigen Tempel erſetzt, zu welchem Nikolaus V. den erſten Plan entwarf, den Julius II. begann und den Paul V. beendete. Vierundzwanzig Päpſte bauten daran. Sie erſchöpften dadurch ihren Schatz, und ſetzten ſelbſt ihre Macht in Gefahr. Alle Nationen wurden aufgefordert, ihren Tribut dazu darzubieten. Alle Schulen ſchmückten ihn mit ihren Erzeugniſſen. Bramante zeichnete dazu den Plan und Michel Angelo drückte das Siegel ſeines Genies darauf. Man verdankt ihm die neue

Form des griechiſchen Kreuzes, die viereckige Kolonnade, die vierfache Säulenhalle, eine Nachahmung des Pantheons.

Die Kuppel, die eine irrige Tradition ihm zuſchreibt, gehört ſeinem Vorgänger, und wurde durch ſeine gelehrte Kühnheit nur vervollkommnet. Brunelleſchi hatte zuerſt einen ſo luftigen Dom in der Hauptkirche zu Florenz erbaut. Bramante ergriff dieſe Idee und Michel Angelo vervollkommnete ſie. Er wagte es gewiſſermaßen, eine zweite Kirche in die Lüfte zu hängen.

Prüft man aufmerkſam die Einzelnheiten dieſes bewunderungswürdigen Ganzen, ſo findet man überall Schönheiten und Fehler. Die Kuppel iſt edel, aber ſie iſt nicht in Uebereinſtimmung mit der Vorderſeite. Es iſt ein Tempel über einem Tempel. Seine Leichtigkeit, ſeine Spiralform erſtaunen und entzücken den Blick, der hier nicht die drohende Strenge der gothiſchen Wölbungen findet, und ſich in einen Feenpalaſt verſetzt glaubt. Stünden die obern und untern Theile in regelmäßigerer Uebereinſtimmung, würde man den größten der alten Tempel bewundert haben; aber ſeine chriſtliche Originalität, ſein beſonderer Karakter würden dadurch verſchwunden ſein.

Die Vorhalle allein, von welcher Seite man ſie auch betreten mag, ſcheint ſchon eine herrliche Kirche und läßt die Verſtöße der Vorderſeite vergeſſen. Die Zierrathen ſind überhäuft, aber nicht lächerlich. Das Auge hängt an dem Rund des Gewölbes, an der ſtrahlenden Vergoldung, an den verſchiedenen Thüren und Krümmungen. Auf der einen Seite bemerkt man die Statüe Konſtantins zu Pferde, auf der andern

die Karls des Großen. Beide ſind als Bildhauereien abſcheulich; aber ſie machen viel Effekt und vermehren die maleriſche Schönheit des Ganzen. Am Fußgeſtell der Statüe Konſtantins bemerkt man die Scala Regia, eine ausſchweifende Schöpfung Bernini's, der in der Kunſt nur eine Regel: in Erſtaunen zu ſetzen, befolgt zu haben ſcheint.

Einer der fünf großen Thürme iſt von Bronze, und wird nur bei großen Feierlichkeiten geöffnet. Der erſte Anblick im Innern iſt wirklich erſtaunlich. Das Alterthum ſelbſt, mit ſeinen großen Erinnerungen, übertrifft die neuere Zeit nicht mehr. Das mittlere Schiff theilt ſich in drei große Bogen, die ſich am Altar vereinen. Hier glaubt man drei Kirchen zu erblicken, und über ſich ſieht man ſchwebend den ungeheuern, wunderbaren Dom. Unter dieſer Kirche iſt noch eine andere, oder vielmehr eine Menge unterirdiſcher Gänge, die mit byzantiniſchen Malereien, Bildhauereien, Bronzen und alten Grabmälern angefüllt ſind. Im Mittelpunkte iſt eine Kapelle mit einem Altar, unter dem die Aſche der Apoſtel ruhen ſoll. Hundert Lampen brennen hier beſtändig. Bei allem dem iſt das Ganze nicht ſo überraſchend, als die St. Karlskapelle im Dom zu Mailand.

Es blieb mir nun noch übrig, eine dritte Kirche, nämlich die Kuppel, zu beſuchen. Es iſt beinahe eine Reiſe dazu erforderlich. Belaſtete Eſel und Arbeiter ſtiegen mit mir zugleich hinan zum Gipfel des Gebäudes, wo eine Bildhauer- und Maurerkolonie hauſet, welche beſtändig mit der Ausbeſſerung des Doms beſchäftigt iſt.

Eine große Ausſicht bot ſich mir dar. Das ganze

Rom, mit ſeinen Paläſten und Trümmern, breitete ſich am Fuße des prachtvollen Tempels aus. Um die ewige Stadt ſchlingt die Wüſte und das ſabiniſche Gebirg einen traurigen und doch zugleich maleriſchen Gürtel. Darüber hinaus vermiſcht ſich die graue Fluth des mittelländiſchen Meeres mit dem Horizont.

Die Kuppel iſt doppelt und die Treppe befindet ſich im Innern. Eine kleine Thür öffnet ſich, und man iſt im Innern der Wölbung. Dort lieſet man in rieſigen Buchſtaben die Worte:

Tu es Petra et super petram aedificabo
Domum Dei!

Und in der That, auf dieſen Worten ruht das ganze Gebäude der römiſchen Größe. Meine Blicke ſenkten ſich ſodann zu dem Marmorboden hinab, und es ſchwindelte mir. Die Kuppel ſchien ſich um mich zu drehen. Ich ſtieg immer höher und erreichte endlich den Gipfel des ungeheuern Gebäudes. Erſt hier fühlt, hier ermißt man den ganzen Plan Michel Angelo's.

---

## Lord Byron und einige ſeiner Zeitgenoſſen.

Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob Thomas Moore in oder durch ſich ſelbſt einige Rechtfertigung für die auf jeden Fall übereilte Vernichtung der nachgelaſſenen Werke Byrons finden könne. Der Verfaſſer hatte ſie ihm, als einem erprobten Freunde, anvertraut, und er hat ſie den Flammen übergeben. Er hätte ſie nicht annehmen ſollen, ſagt die einfache Rechtſchaffenheit, und dieſer hinterliſtige Holokauſt läßt ſich durch nichts entſchuldigen.

Es kann ſein, daß vielen Menſchen dieſe Bekanntmachung ſehr ungelegen war, daß tauſend Beſorgniſſe und Intereſſen ſich gegen Byrons Apologie verſchworen hatten. Aber durch das Alles kann Th. Moore ſich nicht entſchuldigen. Er hätte den Druck des Werks vertagen können, ohne eine Pflicht zu verletzen, die ihm auferlegt war. Aber er hätte das Vertrauen des ſterbenden Dichters nicht ſo offenbar Lügen ſtrafen ſollen. Er konnte ſelbſt dieſes oder jenes unterdrücken, was vielleicht von der Schicklichkeit geboten wurde, um mancherlei Skandal zu erſparen. Th. Moore hat nur einem einzigen Gedanken Raum gegeben, und dieſer Gedanke war abſoluter Verrath. Er hat die Handſchrift Byrons ins Feuer geworfen. Dies Zeugniß der geheimen Gedanken eines auſſerordentlichen Mannes deſſen Schwäche nur mit ſeinem Genie verglichen werden konnte, iſt jetzt vernichtet. Die Vertheidigung, welche der größte britiſche Dichter der neuern Zeit für die Nachwelt beſtimmte, exiſtirt nicht mehr. Der große Haufe alltäglicher Schriftſteller kann nach Gefallen ſein Leben entſtellen, ſein Gedächtniß entehren. Sie können ſeine Worte falſch deuten, ſeine Handlungen unter einem betrüglichen Lichte darſtellen, ſeine Geſchichte als einen Roman behandeln. Einige Zeilen des Verfaſſers hätten tauſend lügneriſche Angaben widerlegt. Er allein hatte das Recht, ſein Bild zu entwerfen.

Seit jener unbegreiflichen Vernichtung ſind bereits mehrere Werke über Lord Byron erſchienen. Einige derſelben ſind ſehr ſeicht, andere verdienen eine größere Beachtung. Unter den letztern iſt beſon-

ders eins, deſſen Verfaſſer Leigh Hunt iſt, beachtungswerth.

Hunt hat lange mit Byron unter einem Dache gewohnt, obgleich ſein Geiſt in nichts mit dem des britiſchen Lord übereinſtimmend war. Schwer iſt deshalb die Vertraulichkeit zu erklären, die zwiſchen zwei durchaus ſo verſchiedenen Karakteren zu herrſchen ſchien. Wenn Hunts Beobachtungen nicht immer ſehr chriſtlich ſind, kann man ihnen doch nicht eine große Geſchicklichkeit und Feinheit der Schattirungen abſprechen. So ſchildert er Byrons phyſiſches Bild folgendermaßen:

„Sein Geſicht war ſchön. Einige ſeiner Züge, ſein Mund und ſein Kinn, waren Apolls würdig. In ſeiner Jugend, und bevor lange Reiſen und ſein dauernder Aufenthalt in ſüdlichen Gegenden den Karakter ſeiner Phyſiognomie verändert hatten, bemerkte man in ſeiner ganzen Perſon ein Gemiſch von Leichtigkeit, Energie, Grazie und Kraft. Aber er hatte gealtert. Eine gewiſſe Dickleibigkeit, die er aus allen Kräften zu bekämpfen ſich bemühete, hatte ihm etwas Weibiſches gegeben. Sein Blick war nicht mehr ſo lebhaft, ſein Gang langſamer.

„Der untere Theil ſeines Geſichts war zu ſtark im Vergleich mit dem obern Theil. Die Kinnlade ſtand zu weit vor. Seine Augen waren ſich zu nahe, und ſeine Naſe, die nicht die Stirnlinie fortſetzte, ſondern durch einen ziemlich großen Raum davon getrennt wurde, ſchien, um mich Lavaters Ausdruck zu bedienen, auf ſein Geſicht gekritzelt zu ſein.

„Er war übrigens wohlgebaut, obgleich ſein Bauch hervorſtehend war. Sein Bart war ſehr ſchwach.

Ich erinnere mich eines komiſchen Wortkampfes, der über dieſen Gegenſtand zwiſchen zwei gelehrten Frauenzimmern, die man in England Blauſtrümpfe nennt, ſtattfand. Die Eine, die feindlich gegen ihn geſinnt war, wollte daraus eine ungünſtige Andeutung entnehmen. Die Andere antwortete ſehr ernſt durch das imberbis Apollo, wodurch ſie, und mit ihr der Poet, den Sieg errang.

„Er hinkte auf dem linken Fuß. Im Zimmer bemerkte man das nicht leicht. Aber wenn er viel ging, litt er ſehr und bekam das Fieber. Es iſt nicht zweifelhaft, daß dieſes Gebrechen ſeinem Karakter eine gewiſſe Härte gegeben und ihn zum Menſchenhaſſer gemacht habe. Die leiſeſte Anſpielung darauf that ihm ſehr wehe.

„Seine Hand war ſchön und er war ſtolz darauf. Brillantringe bedeckten alle ſeine Finger. Ich habe ihn oft behaupten hören, eine hübſche Hand ſei das einzige ſichere Zeichen, an welchem man einen Edelmann von Geſchlecht erkennen könne. Gewöhnlich betrat er das Geſellſchaftszimmer mit einem blendend weißen Schnupftuche in der Hand, das, wie in einigen Gemälden Van-Dycks, die Zartheit ſeiner Hand, und die Diamanten, mit denen ſie bedeckt war, noch erhöhete.

„Er hatte beinahe eine Sucht für ſchöne Wäſche, und obgleich ſein Kopf beinahe kahl geworden, hatte er doch eine große Sorgfalt für ſein Haar. Seine weibiſchen Neigungen ſchrieben ſich von ſeiner erſten Reiſe im Orient her. Man ſagt, daß der Sultan, von der Zartheit ſeiner Geſichtsfarbe und der Zierlichkeit ſeines Wuchſes betroffen, ihn für ein ver-

kleidetes Mädchen hielt. So viel iſt gewiß, daß er ſeit jener Zeit einen großen Werth auf ſeine phyſiſchen Reize legte.

„Durch eine Sonderbarkeit, die alle Kontraſte in Byrons Karakter vereinigte, hatte er eine eben ſo große Vorliebe zu männlichen Uebungen, als zu wollüſtigen Gewohnheiten. Er war ein vortrefflicher Schwimmer und wagte ſich oft weit in das offene Meer hinaus. Er ritt ſehr gut und hatte immer einen oder zwei große Hunde bei ſich. Oft unternahm er Reiſen über See, wenn er ſie vermeiden konnte, obgleich er das Meer fürchtete. Jedesmal, wenn er in eine Kutſche ſtieg, beſorgte er umzuwerfen.

„Seine Ausſprache war manchmal unangenehm und ſchnarchend. Er verlängerte gewiſſe Silben, wie die Bewohner Northumberlands. Von Zeit zu Zeit ſtieß er einen Fluch aus, und ſah nicht gern Frauen eſſen. Als Grund dieſer närriſchen Abneigung gab er an, daß, wenn man das Unglück habe, mit ihnen zu ſpeiſen, die beſten Biſſen ihnen gehörten.“

Zu dieſen Andeutungen fügt Hunt noch folgende:

„Byrons Unterhaltung war nicht beſonders. Er machte ſich ein Vergnügen daraus, Andere in Verlegenheit zu ſetzen. Es war ihm nicht möglich, lange über einen ernſten Gegenſtand zu ſprechen, ohne ſeine Ideen durch einen ſonderbaren, oft befremdenden Einfall zu unterbrechen. Sein überſpringender, ſatiriſcher Ton, der nicht immer geiſtreich war, ermüdete den Andern bald. Nichts Naives, Einfaches, Ruhiges in ſeiner Sprache.

„Ungeduld und Zorn waren beinahe Hauptzüge ſeines Karakters. Er gab ſich keine Mühe, das zu

verbergen, und ſchien ſelbſt zu glauben, daß Milde und Schwäche gleichbedeutend ſeien. Es war ein Leichtes, ihn zu erzürnen. Sein Geſicht entſtellte ſich. Die natürliche Schönheit ſeiner Züge verſchwand. Er war nicht mehr Meiſter ſeiner ſelbſt. Aber alle dieſe Mängel wurden durch ſein auſſerordentliches Genie in den Schatten geſtellt.

## Niederlaſſung der Türken in Europa.

### Nach Lord John Ruſſel.

Konſtantinopels Fall beſeitigte auf immer die letzte Spur der römiſchen Majeſtät. Mit ihm ſtürzte der Ueberreſt des großen Staatsgebäudes zuſammen, deſſen Grenzen ſich vom Tago bis zum Euphrat erſtreckten.

Man kann der Schilderung der Griechen, über Konſtantinopels Belagerung durch Mahomet II., nicht unbedingten Glauben beimeſſen. Die Türken ihrerſeits haben die Leiden eines Volks nur verachtet, weil ſie es vernichteten, wie man ein Inſekt zermalmt, ohne Mühe, ohne Mitgefühl. Ihre Geſchichtſchreiber rühmen die Mäßigung, die Barmherzigkeit der Sieger. Aber man weiß wohl, was man glauben darf.

So viel iſt gewiß, der Widerſtand der Griechen war hartnäckig, der Verluſt der Türken groß. Nach der Eroberung der Stadt, am 29. Mai 1453 (alſo vor 375 Jahren), fiel eine ungeheure Beute in die Hände der Sieger. Dadurch ſelbſt wurde ihre natürliche Wildheit für einige Zeit geſchwächt, weil ihre Habgier befriedigt war.

Das Kreuz wurde mit Füßen getreten, die Heiligenbilder in den Straßen geſchleift, und auf alle mögliche Weiſe beſchimpft. Die Klöſter wurden zerſtört und Jungfrauen am Altar geſchändet. Sechszigtauſend Griechen wurden in die Sklaverei geſchleppt.

Mahomet hielt um zwei Uhr ſeinen Triumphzug in der Stadt. Vor der St. Sophienkirche ſtieg er vom Pferde, befahl einem Jman, die Kanzel des Patriarchen zu beſteigen, und einen Lobgeſang anzuſtimmen. Von dort begab er ſich zum kaiſerlichen Palaſt, und betrat ihn, indem er die beiden perſiſchen Verſe ſprach:

„Die Spinne hat ihr Gewebe im Palaſt der Kaiſer ausgeſpannt. Die Nachteule hat ihren Todtengeſang in den Thürmen Afraziabs vernehmen laſſen.“

Er begab ſich auch zur Gattin des Großherzogs und Großadmirals Luka-Notara. Schrecken und Kummer hatten ihre Geſundheit geſchwächt. Er zeigte ſich dadurch als großmüthiger Sieger. Aber an demſelben Tage noch verordnete er bei einem Trinkgelage, und in den Armen der ſchmutzigſten Wolluſt, die Hinrichtung Luka-Notara's und ſeiner beiden Söhne. Man behauptet auch, daß die St. Sophienkirche in einen Stall verwandelt, und daß mehrere tauſend ruhige Einwohner während Mahomets Feſtmahl aufs Gräßlichſte ermordet wurden.

Dieſe Angaben ſcheinen jedoch nicht übereinſtimmend mit ſeinen ſpätern Maßregeln. Er geſtand den Flüchtlingen drei Monate zu, um wieder zu ihren Herden zurückzukehren, und verſprach ihnen, unter dieſer Bedingung, die Rückerſtattung ihres Eigenthums. Er kaufte ſelbſt mehrere Gefangene los, un

erlaubte den Chriſten in einigen Kirchen die freie Ausübung ihrer Religion. Um den verwüſteten Theil der Hauptſtadt wieder zu bevölkern, zwang er zehntauſend Familien aus den Provinzen, ſich darin niederzulaſſen.

Fügen wir dieſer flüchtigen Darſtellung noch einige Züge aus Hammers intereſſanter Geſchichte des osmanniſchen Reichs hinzu.

Das Mißverhältniß der Streitkräfte war ungeheuer. Als Mahomet II. am 6. April 1453 vor Konſtantinopel erſchien, befand er ſich an der Spitze von 250,000 Mann, unter welchen ſich Soldaten von allen Nationen befanden. Er hatte auch eine ungeheure Kanone, die zwölfhundert Pfund ſchwere Kugeln auf eine Entfernung von dreitauſend Klaftern ſchleuderte. Zwei andere Stücke, von weniger ſtarkem Kaliber, die jedoch hundertundfünfzig Pfund ſchwere Kugeln abſchoſſen, ſollten der erſten die Bahn brechen. Er hatte ſo viel Geſchütz, um vierzehn Batterien vor den Mauern der belagerten Stadt aufſtellen zu können. Ungeheure Maſchinen auf Rädern und ebenfalls bewegliche Thürme waren im Lager der Türken erbaut worden. Durch geſchickt angelegte Minen waren die Belagerer bis zu den Wällen gelangt und hatten ſie durchbrochen. Die Flotte der Türken war eben ſo beträchtlich, als ihre Landarmee. Sie beſtand aus 420 Schiffen, wovon achtzehn Galeeren mit drei und achtundvierzig mit zwei Rudern, fünfundzwanzig Transportſchiffe u. ſ. w.

Die Zahl der bewaffneten Griechen belief ſich nur auf 4973 Mann. 2000 Fremde und 300 bis 500 Genueſen, unter dem Befehl des Johannes Longus,

ſtießen während der Belagerung zu ihnen. Ihre Flotte beſtand aus vierzehn Fahrzeugen. Es fehlte ihnen beinahe ganz an Geſchütz.

Dreimal ſteckten die Griechen die türkiſchen Kriegsmaſchinen in Brand. Sie drängten mehrmals die feindlichen Minirer zurück. Der letzte und entſcheidende Sturm fand am 29. Mai nach einer fünfundfünfzigtägigen ununterbrochenen Belagerung ſtatt. Schon am Abend vorher verkündete Alles im türkiſchen Lager die Begebenheit des nächſten Tages. Das La-Ilah-Illahllah-Geſchrei der Belagerer, das Kyrie-Eleiſon der Belagerten miſchte ſich in das Geräuſch der Waffen und in das Geſchmetter der Trompeten, wie die Wellen eines wüthenden Meeres.

Der Sturm begann bereits vor Tagesanbruch am San-Romanosthor. Die Griechen verrichteten Wunder der Tapferkeit. Der Verluſt der Türken war ungeheuer. Der Kampf dauerte bereits ſeit zwei Stunden, und die Belagerer hatten noch nichts gewonnen. Mahomet trieb ſeine Soldaten ſelbſt theils mit Worten, theils mit einer eiſernen Keule an, mit welcher er Diejenigen zerſchmetterte, die nicht unaufhaltſam vorwärts drangen.

Die Griechen ſchütteten einen Feuerregen über ihre Feinde aus. Leitern wurden über Leitern zerbrochen. Kugeln ſchlugen gegen Kugeln. Eine Pulverwolke verbarg die Stadt und verfinſterte die Sonne. Theophiles Paleologos und Demetrius Kantakuzenes ſchlugen die Belagerer zurück, während der Kaiſer zu Pferde die Seinigen durch ſein Beiſpiel und ſeine Worte ermuthigte.

Giuſtiani, der feige Giuſtiani, den die Geſchichte

ewig brandmarken wird, wie er es verdient, entfloh leicht verwundet nach Galata. Dadurch wurden die Griechen muthlos, und Saganos-Paſcha, der ihr Zögern bemerkte, ſchleuderte ſeine Janitſcharen auf's Neue gegen die Stadt, in welche, während man ſich am San-Romanosthor immer noch vertheidigte, der Feind bereits durch das Xylokerkuthor eingedrungen war.

Auf einmal verbreitete ſich das Geſchrei: „Konſtantinopel iſt verloren!“ und Jedermann wurde von Furcht und Entſetzen ergriffen. Umſonſt ſchien ſich Paleologs und Johann von Dalmatiens Tapferkeit zu verdoppeln. Der Kaiſer überzeugte ſich ſelbſt, daß fernerhin aller Widerſtand unmöglich ſei. Er ſtürzte ſich mitten in den Feind, wo er von den Seinigen verlaſſen wurde, denen er jene berühmte Worte zurief: „Was, nicht ein Chriſt, um mein Haupt aufzuheben?“

Er wurde von zwei Türken zugleich überfallen, von denen der Eine ihm ſein Schwert in's Geſicht ſtieß, während der Andere von hinten ihn durchbohrte. So fiel, unbemerkt unter den übrigen Leichen, der junge Paleologos Konſtantin Dragoſes, letzter griechiſcher Kaiſer, und mit ihm ſeine Hauptſtadt und das griechiſche Reich.

## Größe der Eroberung.

Mahomets Regierung zeichnet ſich durch eine Reihenfolge glücklicher Unternehmungen aus, in denen Liſt und Gewalt ſich um die Herrſchaft ſtreiten. Man hat berechnet, daß dieſer Sultan zwei Kaiſerreiche, zwölf Königreiche und zweihundert Städte eroberte.

Athen hatte mehrern Herrſchern gehorcht. End-

lich war es einem Acciaioli anheim gefallen, der von einer florentiniſchen Familie abſtammte, welche ſelbſt jetzt noch, aber in Armuth, exiſtirt. Der letzte Fürſt oder Herzog dieſes Namens hinterließ einen unmündigen Sohn unter Vormundſchaft ſeiner Wittwe. Dieſe liebte leidenſchaftlich einen Venetianer, Namens Palmerio, der auf den Gedanken gerieth, ſich mit ihr zu vermählen und ſich ſelbſt zum Fürſten von Athen zu machen. Er ſchaffte deshalb ſeine eigene Frau durch Gift bei Seite.

Franko, Neffe des letzten Herzogs, ſtellte ſich ſeiner Abſicht entgegen. Er wiegelte das Volk auf, bemächtigte ſich des Regenten und ließ ihn einige Monate ſpäter zu Megara hinrichten. Palmerio rief die Türken zu Hilfe, und überlieferte ihnen die Zitadelle Athens. So wurde Attika eine türkiſche Provinz.

Mahomets Waffen hatten denſelben Erfolg in Morea. Zwei der Paleologen, Brüder des letzten Kaiſers, bewarben ſich um die Hilfe des Sultans gegen die Albaneſen. Er beſchützte ſie auf ſeine Weiſe, d. h. er bemächtigte ſich ohne Weiteres ihres Landes.

Die Eroberung von Rhodos war nicht ſo leicht. Dieſe Inſel gehörte den Malteſerrittern. Bei der Näherung des Feindes verſammelten ſie ſich und ſchwuren ihrem Großmeiſter Aubuſſon unbedingten Gehorſam. Auf ſeinen Ruf ſtrömten die Ritter aus allen Theilen Europa's nach der Inſel. Die Türken wurden von Miſach Paleologos, von der kaiſerlichen Familie von Konſtantinopel, der durch ſeine Apoſtaſie den Rang des erſten Paſcha der türkiſchen Monarchie erhalten hatte, befehligt. Die Belagerer hatten 160 große Schiffe und eine Armee von

100,000 Mann. Sie begannen ihre Operationen im Mai 1481. Die erſte Batterie wurde gegen das Fort St. Niklaus, das ſtärkſte des Platzes, gerichtet. Der Großmeiſter und ſein Bruder vertheidigten die Breſche, und die Janitſcharen wurden mit ungeheuerm Verluſt zurückgeſchlagen.

Der türkiſche General richtete nun ſeinen Angriff gegen das Judenſtadtviertel, deſſen Mauern ſchwach waren. Aber nachdem eine ſtarke Kanonade ſie über den Haufen geworfen, bemerkte man, daß Aubuſſon eine bei weitem ſtärkere dahinter hatte aufführen laſſen. Der Angriff ſchlug alſo auch hier fehl. Miſach ſendete darauf Verbrecher in die Stadt, um den Großmeiſter durch Gift bei Seite zu ſchaffen. Das Komplott wurde entdeckt und die Emiſſäre wurden vom Volke zerriſſen.

Noch einmal wurde St. Niklaus beſchoſſen. Ein ſchmaler Kanal trennte dies Fort vom türkiſchen Lager. Der Paſcha ließ eine Schiffbrücke erbauen, die man den Wällen näher zu bringen ſuchte. Der Angriff begann während der Nacht und die Türken ſuchten die Mauern zu erſteigen. Ihr Verluſt war ſehr groß. Nur wenige erreichten die Höhe der Mauer, wo ſie unter dem Schwert der Chriſten fielen. Mit Tagesanbruch wurde die Schiffbrücke in den Grund gebohrt, und Alle, welche ſich darauf befanden, kamen in den Wellen um.

Der Feind hatte ſeine tapferſten und beſten Truppen verloren. Nach einigen andern fehlgeſchlagenen Angriffen, ſuchte der Paſcha Unterhandlungen anzuknüpfen. Er bot den Belagerten eine ehrenvolle Kapitulation an. Mehrere Ritter ſchienen ihr nicht

abgeneigt zu ſein. Aber des Großmeiſters Feſtigkeit rettete die Inſel. „Der Kopf Desjenigen, der von Kapitulation ſpricht,“ ſagte er, „wird nur durch meine Hand fallen.“

Ein neuer Sturm begann; 2500 der tapferſten Soldaten erklimmten die Mauern, ohne von den Belagerten bemerkt zu werden. Der Großmeiſter bemerkte endlich die Gefahr. Mit ungeſtümer Wuth griff er ſeine eigene Verſchanzungen an. Schon hatte er fünf Wunden erhalten; aber die Türken wurden zurückgeſchlagen. Aubuſſon blieb auf dem Platze. Miſach Paſcha hob die Belagerung auf und kehrte mit den Trümmern ſeiner Flotte und ſeiner Armee nach Konſtantinopel zurück.

Bald nachher ſtarb Mahomet II., im einundfünfzigſten Jahre ſeines Alters, in dem Augenblicke, wo er alle Vorbereitungen zu einem neuen Kriege gegen die Perſer und gegen die Chriſten getroffen. Er ließ auf ſein Grab die Worte ſetzen: „Meine Abſicht war, Rhodos zu nehmen, und das ſtolze Italien zu unterjochen.“ Sein Andenken wird von den Türken als das eines großen Mannes verehrt. Er war ohne Zweifel brav, geſchickt, unternehmend; aber dabei doch nicht immer glücklich. Skanderbeg ſchlug ſeine Armeen oft, und Hunnades zwang ihn, nach ungeheuerm Verluſt, die Belagerung Belgrads, die er in Perſon leitete, aufzuheben.

Mahomet war ſehr grauſam. Zwei Beiſpiele mögen dieſes beweiſen. Bei der Kapitulation von Negropont, des alten Euboea, ſchwur er bei ſeinem Haupte, die der Belagerten zu verſchonen. Aber kaum war er Meiſter des Platzes, ſo ließ er den Körper des tapfern

Gouverneurs Arrezo mitten durchſägen, indem er ſagte, daß er wohl verſprochen habe, die Köpfe zu verſchonen, aber nicht die Rippen. Er tödtete mit eigener Hand die Tochter des Statthalters, die ſich ſeinen viehiſchen Lüſten nicht hatte unterwerfen wollen.

Das zweite Beiſpiel ſeiner Grauſamkeit iſt nicht minder bezeichnend. Sein älteſter Sohn Muſtapha hatte einige Vortheile über die Perſer errungen, und dadurch die Eiferſucht ſeines Vaters erregt. Er wartete nur auf eine ſchickliche Gelegenheit, ihn bei Seite zu ſchaffen. Sie bot ſich bald dar. Eine junge Gemahlin des Großweziers Achmet begab ſich ins Bad und ließ vor Muſtapha ihren Schleier fallen. Dieſer wurde von ihrer Schönheit entzückt und folgte ihr ins Bad. Achmet beklagte ſich darüber beim Sultan, und dieſer machte ſeinem Sohn die bitterſten Vorwürfe über ſein Betragen. Muſtapha beſchwerte ſich gegen ſeine Freunde über dieſe Strenge, und drei Tage nachher wurde er erwürgt.

Bajazet II., Sohn und Nachfolger Mahomets, fügte dem Reiche neue Provinzen zu. Er eroberte Städte in Morea, an der Donau, am Dnieſter, und befeſtigte ſeine Grenzen. Selim, ſein Sohn, war während einer ſiebenjährigen Regierung noch glücklicher. Er ſchlug die Kurden und die Turkomannen, und gewann, durch die entſcheidende Schlacht von Meritz-Dabik, Aegypten, Syrien und Paläſtina. Er ſtarb 1519 und hinterließ das Andenken ſeiner Siege und ſeiner Grauſamkeiten.

Kaum waren zwei Jahrhunderte verfloſſen, ſeitdem Othman ſich an der Spitze von 400 Familien befand, und ſchon hatten die Türken die ſchönſten

Länder der Erde erobert, ſchon gehörten ihnen die herrlichſten Theile jenes Reiches, welches die Römer die „Welt“ nannten, und deren Eroberung ihnen ein Beweis von der Ueberlegenheit ihrer Tapferkeit und ihrer Weisheit über alle andere Nationen ſchien. Das Türkenreich begriff in ſich Aegypten, Syrien, Paläſtina, Karamanien, Griechenland, Albanien, Bosnien, Servien und Mazädonien. Sie waren Meiſter von Kairo, Jeruſalem, Damas, Athen, Sparta, Theben und Konſtantinopel. Tiger. Euphrat, Wolga und Donau ſtrömten in ihrem Gebiet.

---

### Geiſt und Karakter der Eroberer.

Der urſprüngliche Karakter der Türken iſt einfach, wie jener der Hirten- oder Kriegervölker. Sie ſind bald thätig und träg, bald grauſam und edelmüthig, raſch unter den Waffen und nur ungern zur Arbeit geneigt, glücklich in den Mühſeligkeiten des Kriegs und in der Weichlichkeit der Ruhe. Sie ſind im Allgemeinen mäßig und an alle Entbehrungen gewöhnt. Als gehorſame Sklaven der Gebote ihres Propheten verachten ſie jedes andere Geſetz. Von Natur ſind ſie freimüthig, offenherzig, aufrichtig. Aber ſie ſind zu wenig ziviliſirt, um die geheiligten Verpflichtungen eines Vertrags oder eines Verſprechens gegen eine andere als eine muſelmänniſche Nation, zu begreifen. Ihre Habgier ſcheint ihren Karakter längſt verunſtaltet zu haben.

Die Türken zeichnen ſich faſt unter allen Beziehungen von den übrigen europäiſchen Nationen aus.

Die Form und die Weite ihrer Kleidung, ihr kahlgeſchorner, mit einem Turban bedeckter Kopf, ihr langer Bart, ihre majeſtätiſche Haltung ſtehen im auffallendſten Kontraſt mit den Trachten und Gebräuchen der chriſtlichen Geſellſchaft.

Die moraliſche Verſchiedenheit iſt eben ſo auffallend. Der Türk wird nur durch wenige aber heftige Leidenſchaften bewegt, die ohne Umſchweif ihrem Ziele zuſtreben. Er iſt rachzornig und ermordet ſeinen Feind. Er iſt habgierig und bemächtigt ſich des Eigenthums des Schwächern. Er iſt wollüſtig und kauft Weiber, um ſie einzuſperren, und ſie als Werkzeuge ſeiner Lüſte zu gebrauchen.

Er hat nicht die geringſte Idee von verwickelten Intriguen, von jener beſtändigen Beweglichkeit, jener Modifizirung der Meinungen, die bei den nordiſchen Völkern an der Tagesordnung iſt. Er hat keinen Begriff von unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen, unſern verſchiedenen Ständen, unſerer gewöhnlichen Unterhaltung, mit einem Worte, von allem dem, was uns gewöhnlich beſchäftigt und wodurch wir unſere Eitelkeit und unſere Sucht zum Neuen zu befriedigen ſuchen.

Sein Leben iſt ruhig, einfach, ſelbſt traurig, wenn es nicht durch große natürliche Leidenſchaften in Bewegung geſetzt wird. Ein mächtiger Windſtoß treibt ihn in die offene See hinaus, oder in den Hafen; eine vollkommene Windſtille läßt ihn unbeweglich auf den Wellen.

Die Form und die Kombination unſerer Geſellſchaften hängt ſehr viel von unſerm Umgang mit dem weiblichen Geſchlecht, ſowohl im häuslichen, als im öffentlichen Leben, ab. Die Türken haben nicht dies

große Element des Vergnügens und der Unruhe. Ihr Benehmen gegen die Frauen iſt ein Gemiſch von Ehrfurcht, roher Sinnlichkeit und beinahe wahnſinniger Eiferſucht. Sie erlauben einem Fremden, ſelbſt ihrem vertrauteſten Freunde nicht, das Geſicht ihrer Gattinnen zu betrachten. Niemand darf ihr Gemach betreten. Sie ſelbſt können ausgehen, und ſich in die Moſchee, oder zu ihren Freundinnen begeben; aber ſie ſind immer verſchleiert und wo möglich von mehrern Sklaven begleitet.

Die Religion kann auf zweierlei Weiſe zum Glück und zur moraliſchen Vervollkommnung des Menſchen beitragen. Sie kann durch ihre Gebote und Lehren die Leidenſchaften beſeitigen, gegen die der Menſch am meiſten zu kämpfen hat, und die vom Geſetz nur ſelten beſtraft werden. Sie kann ihm außerdem noch ewige Belohnungen für Ausübung nützlicher Tugenden verſprechen, und ſeine Laſter mit ewiger Beſtrafung bedrohen.

Die chriſtliche Religion entſpricht dieſen beiden Zwecken. Sie gewährt der Geſellſchaft Muth, Patriotismus, alle Eigenſchaften, die den Menſchen zur Vervollkommnung, zum Beſſerwerden, führen können. Aber ſie beſchäftigt ſich auch mit den ſchwierigern Tugenden; ſie zähmt alle Leidenſchaften; ſie gebietet Mäßigung, Demuth, Verzeihung der Beleidigungen; ſie verſpricht Belohnungen und Strafen in einem künftigen Daſein.

Auch einige Verſe des Korans beſchränken die Rachſucht; aber dieſe Beſchränkung iſt nicht ſtreng, nicht beſtimmt genug. Dennoch iſt der Muſelmann ihr unterwürfig. In mehrern andern Stellen des Korans

empfiehlt Mahomet ſeinen Anhängern, ſich mit einer Geldentſchädigung zu begnügen, wenn ſie Jemanden im Zorn beleidigt oder mißhandelt haben. Durch dies Mittel wird nothwendigerweiſe die Strenge der Vorſchrift ſehr gemildert.

Die Türken ſind im Allgemeinen menſchlich, edelmüthig, barmherzig gegen Unglückliche. Ihr Mitleid erſtreckt ſich bis auf Thiere. Aber ſind ihre Leidenſchaften in Gährung, iſt ihr Stolz verletzt, oder ihr Genuß geſtört, gibt es kein wilderes, blutgierigeres Geſchöpf, als die frommen Anhänger des Islamismus.

Das Streben der menſchlichen Natur und die Verirrung des Geiſtes veranlaßt die Menſchen nur zu oft, den erhabenſten Glauben und die weiſeſten Vorſchriften in eine erbärmliche Kombination der Formen und Zeremonien zu verwandeln. Bei dem reinſten Glauben bedarf man immer der thätigſten Wachſamkeit, um den wahren Geiſt der Religion bei einem Volke zu erhalten. Leider nur zu oft wird er durch elende Betrüger in den abſcheulichſten Wahnſinn umgeſtaltet.

Mahomet zwang gleich vom Anfang ſeine Anhänger in das Joch ſtrenger Grimaſſen und zeitraubender Schereteien, welche er „Religion“ nannte. Dadurch verſchlang er auf einmal alle frommen Geſinnungen des gewöhnlichen Menſchen. Die fünf Gebete, welche er den Gläubigen vor Sonnenaufgang, am Mittag, Nachmittags, bei Sonnenuntergang und während der Nacht gebot, ſind wahre Papageienlektionen, deren ſich jeder Chriſt, als höchſt entwürdigend für Herz und Verſtand, in tiefſter Seele ſchämen würde!!! —

Sodann kommen die Waſchungen. Man würde einen ganzen Band zu ſchreiben haben, wenn man alle die Alfanzereien beſchreiben wollte, welche dabei beobachtet werden müſſen; die verſchiedenen Theile des Körpers, die zu waſchen, die Kleidungsſtücke, die abzulegen und anzubehalten ſind; wodurch eine Befleckung veranlaßt wird; wie tief das Waſſer ſein muß u. ſ. w.

Die Faſtenzeit des Ramazan iſt eine andere Inſtitution, wodurch die ganze Aufmerkſamkeit der Getreuen in Anſpruch genommen wird. Alle dieſe Andachtsübungen, dieſe Zeremonien und Gaukeleien ſtehen bei den Muſelmännern in der abergläubigſten Verehrung. Aber eben dadurch werden bei ihnen auch alle reinen, wirklich frommen Geſinnungen vernichtet. Sie kennen nicht das demüthige Verlangen, Gutes zu thun, dieſe Baſis der Tugend, der wahren Frömmigkeit.

Die Religion Mahomets iſt nichts anderes, als ein militäriſches Geſetz. Dadurch wurden alle in der Wüſte umherirrenden Araber in eine große Armee vereinigt, und einer ſtrengen Disziplin unterworfen, die ihnen jedoch mehrere Freiheiten ließ, und ihnen vorzüglich viel für die Zukunft verſprach. In dieſer Hinſicht war ſein Kodex ſelbſt dem des alten und des neuen Roms überlegen. In mehrern Punkten ſtimmte er jedoch mit dem des letztern vollkommen überein. Er verbot ſeiner Horde den Genuß des Weins und des Schweinefleiſches. Er ſetzte ſtrenge Faſten ein, um ſie an Entbehrung zu gewöhnen, und durch abergläubige und fanatiſche Vorſpiegelungen ſeinen Schatz zu bereichern. Er wollte, daß ſie gemeinſchaftlich, und

gewiſſermaßen regimentsweis, beteten. Er erklärte die Deſertion (oder Apoſtaſie) für das größte aller Verbrechen. Er verſprach die Märtirerkrone denen, die für ihren Glauben, das heißt für ſeine Spiegelfechtereien, ſterben würden. Er erdachte ein ſinnliches, unzüchtiges Paradies; aber er hatte es noch nicht ſo weit gebracht, . . . . . .

. . . . . . . . . . .
mit klingender Münze, zu erfinden.

Die Schwäche der zu Konſtantinopel herrſchenden griechiſchen Kaiſer eröffnete der Tapferkeit der Türken eine ungeheure Laufbahn. Der Prophet hatte ſeinen Anhängern geboten, die ungläubigen Völker unaufhörlich zu bekriegen. Es waren ihnen dafür zeitliche und ewige Belohnungen verheißen.

Alle Anſtalten waren bei den Türken auf Erhaltung des militäriſchen Geiſtes berechnet. Jeder Muſelmann war Soldat. Er unterſchied ſich von den übrigen Unterthanen durch den Namen Askery, und gehörte zu einer beſondern Klaſſe. Ein Drittel des eroberten Landes wurde unter die Anführer und Soldaten vertheilt. Die ſtärkſten Looſe beſtanden aus fünfhundert Acker und wurden Zaimets genannt. Die übrigen zwiſchen drei- und fünfhundert Acker wurden Timars zubenannt. Dies auf ſolche Weiſe ertheilte Land wurde von den ehemaligen Eigenthümern desſelben bebaut, und ſie mußten ihren neuen Herren den zehnten Theil, oder mehr, des Ertrags entrichten.

Die Zaimen und Timarioten hatten die Verpflichtung, auf den Ruf des Sultans zu den Waffen zu eilen, und ihm zum Gefecht zu folgen. Aber bald betrachteten ſie ihre Dienſtzeit als beſchränkt, und

verließen haufenweis die Fahnen, um in ihre Beſitzungen zurückzukehren. Deshalb wurden die entfernten Kriege, welche die ottomanniſche Pforte ſpäter zu beſtehen hatte, auch ſo oft durch die Defektion dieſer Feudalmiliz unterbrochen.

Bei alledem waren die von den Sultanen ertheilten Lehen nicht erblich. Sie konnten entweder nach dem Tode des Vaſallen, oder ſobald er ſich eines Vergehens ſchuldig gemacht, auf einen Andern übertragen werden.

Der Adelſtand, dieſer karakteriſtiſche Zug in der Phyſiognomie der nordiſchen Monarchen, war den Türken vollkommen unbekannt. Der Niedrigſte konnte ſich zu den höchſten Aemtern und Würden emporſchwingen. Durch nichts konnte die Tapferkeit einer erobernden Armee mehr geſtählt werden. Bei einer Kriegserklärung ſtanden alle männlichen Bewohner eines Diſtrikts, vom ſechszehnten bis zum ſechszigſten Jahre, auf, und begaben ſich unter die Fahne des Paſcha's, der ſie zum Kampfe führte.

Orkan hatte zuerſt den Gedanken, regelmäßige Truppen zu bilden. Aber er wurde nur von Amurat in Ausführung gebracht. Er bemächtigte ſich eines Fünftheils aller jungen Männer Mazädoniens, Serviens und der Bulgarei, ließ ſie im Islamismus erziehen, und brachte ihnen die türkiſche Disziplin bei. Ein berühmter Derwiſch, Namens Hagi Bektaſch, ſegnete ſie, und legte ihnen den Namen Yengi-ſcheri (junge Soldaten) bei. So entſtanden die Janitſcharen. Sie wurden von nun an immer durch das jährlich ausgehobene Kontingent des Fünftheils aller fünf-

jährigen Chriſtenkinder, die man im Jslamismus erzog, rekrutirt.

So lange das ottomauniſche Reich ſeine urſprüngliche Energie bewahrte, ließ ſich nichts mit der Regelmäßigkeit ſeiner Feldlager vergleichen. Die Disziplin war ſehr ſtreng und die Enthaltſamkeit der Truppen beinahe übertrieben. Aber dieſer Zuſtand verwandelte ſich bald in Unordnung und Schwelgerei bis zur Vernichtung der Janitſcharen. Die neue Miliz zu Konſtantinopel iſt wieder den alten Vorſchriften unterworfen.

Das eigentliche Prinzip der türkiſchen Regierung war der religiöſe und militäriſche Enthuſiasmus; folglich wurde die Regierung, die ſich auf dieſe Baſis begründete, zugleich militäriſch und religiös. Sie war zugleich theokratiſch und ſtratokratiſch (armeemächtig). Die Grenzen des einen und des andern dieſer beiden politiſchen Karaktere können nicht genau beſtimmt werden. Aber der Einfluß beider iſt ſehr fühlbar in der türkiſchen Geſchichte. Der militäriſche Theil der Regierung wirkt unbeſtreitbar auf die erſte. Osman, oder Othman, der das Reich begründete, war ein Soldat und kein Prieſter. Er gab ſich nie für den Erben des geheiligten Karakters Mahomets und der Kalifen aus.

Die Erblichkeit im Hauſe Othmans wurde durch die abergläubige Meinung erhalten, daß das Beſtehen des Reichs ſelbſt davon abhänge. Aber ein kriegeriſches Volk, das beſtändig unter den Waffen war, mochte keine Frau, kein Kind an ſeiner Spitze erblicken. Deshalb wurde die Erbfolge oft auf einen Seitenverwandten übertragen, und die männliche Nachkommenſchaft des verſtorbenen Sultans davon ausge-

ſchloſſen. Die Janitſcharen benutzten oft dieſe, der prätorianiſchen Lizenz ſo günſtige Einrichtung zu ihrem Vortheil und zum Schaden des Reichs.

Als Selim I. Aegypten und Syrien erobert hatte, vermochte er den Kalifen des muſelmänniſchen Glaubens, ſich in ſeine Hauptſtadt zu begeben, und erhielt von ihm die Abtretung ſeiner Rechte, wonach er den Namen Iman, oder hoher Prieſter (Papſt) annahm, und ihn dem des Sultans, oder Herrn, beifügte. Dadurch erlangte das Haus Othman neue Rechte auf die Verehrung ſeiner Unterthanen, und ſein Wille wurde unbeſchränkt.

Unter dieſen Rechten iſt ein höchſt auffallendes. Der Sultan kann, ohne den geringſten Beweggrund anzugeben, täglich vierzehn Perſonen tödten laſſen. Es wird als eine Ehre betrachtet, durch ſeine Hand ermordet zu werden. Die Seele des Opfers begibt ſich geraden Wegs in den Himmel. Mehrere Miniſter haben ſich oft, als eine Belohnung ihrer Dienſte, um eine ſolche Beförderung beworben.

Der Sultan iſt auch oberſter Richter. Sein Gebot iſt entſcheidend. Ein Wort von ihm kann alle Geſetze beſeitigen, die nicht von dem religiöſen Theil des Korans ausgehen. Bei religiöſen Umgeſtaltungen muß er ſich jedoch dem Gutachten der Ulemas unterwerfen.

Dieſe beſtehen aus drei Klaſſen: den Doktoren des Geſetzes, den Richtern und den Prieſtern. Dieſe letztern ſind die am wenigſten geachteten. Man bedarf ihrer ſelbſt nicht ausſchließlich zum Gottesdienſt, weil auch jeder Laie das Recht hat, denſelben zu feiern. Die Paſcha's, oder andere Staatsbeamte, ernennen oft ihre Bedienten zu Muezzins oder Imans. Ihre

ganze Verrichtung beſteht darin, dem Volke die Gebete vorzuleſen.

Der Sultan iſt genöthigt, jeden Freitag (dem türkiſchen Sonntag), ſo wie bei allen feierlichen Veranlaſſungen, ſich öffentlich zu zeigen. Wer ihm nun eine Bittſchrift zu überreichen hat, ladet alle ſeine Freunde ein, ihn zu begleiten. Er legt eine Strohmatte auf ſeinen Turban, und zündet ſie an. Der Sultan iſt genöthigt, ſobald er dies Zeichen bemerkt, ſtille zu ſtehen und die Vorſtellung zu empfangen.

Auſſer dem Koran gibt es in der Türkei noch ein anderes Geſetzbuch, Mulleka genannt, in welchem alle Meinungen der alten Richter enthalten ſind, die den Univerſalkodex des Reichs bilden. Falſches Zeugniß und Beſtechung der Richter ſind ſehr häufig in dieſem Lande. Es gibt viele Menſchen zu Konſtantinopel, die aus dem erſtern ein Gewerbe machen, und vom Ertrag desſelben leben. Ueberdem wird es als ein hohes, Gott und dem Propheten wohlgefälliges Werk betrachtet, gegen einen Ungläubigen ein falſches Zeugniß abzulegen. Bei allen Streitſachen muß immer der gewinnende Theil die Prozeßkoſten bezahlen.

Die Beſtrafung findet unmittelbar nach dem Ausſpruche des Urtheils und vor dem Richter ſtatt. Sie beſteht, falls das Verbrechen nicht des Todes würdig befunden wird, in der Baſtonnade, während welcher Exekution der Richter ganz gemächlich ſeine Pfeife raucht, und, je nachdem die Schmerzen des Verurtheilten ihm mehr oder weniger die Zeit vertreiben, ruft er früher oder ſpäter ſein beendendes „Genug!“

Die Steuern werden nur von den Ungläubigen

und von ſolchen Muſelmännern bezahlt, die weder zur Armee noch zur Miliz gehören. Sie beſtehen aus dem Miri, oder der Landſteuer, der Privateigenthumsſteuer und dem Karatſch, oder der Kopfſteuer. Die erſtere begreift den zehnten oder fünften Theil aller Landerzeugniſſe, und wird entweder an den kaiſerlichen Schatz, oder an die Paſcha's gezahlt. Die zweite wird oft nach Willkühr beſtimmt; aber in Griechenland belief ſie ſich auf den vierten Theil des Einkommens und Gewinns. Der Karatſch beträgt zwiſchen vier und zwölf Piaſter. Er wird von jedem Individuum, welches das zwölfte Jahr erreicht, bezahlt.

Jeder Diſtrikt wird im Voraus für das Einkommen geſchätzt, das er dem Staate zuwenden ſoll, und der Einnehmer muß mit ſeinem Kopfe dafür ſtehen, daß nichts daran fehle. Er treibt alſo immer lieber zu viel, als zu wenig ein, und bereichert ſich in kurzer Zeit. Der Sultan bezog jährlich aus Morea zwei Millionen Piaſter, die Kodgi-Baſchis 1½ Million und die Paſcha's eine Million. Zu allem dem muß man noch die willkührlichen Erpreſſungen der Paſcha's rechnen, die oft ſehr bedeutend waren.

Und durch alle dieſe Opfer hatte der chriſtliche Unterthan des Sultans noch nicht die mindeſte perſönliche Sicherheit gewonnen. Nach einem Fetwa des Muftis wird der Eid eines Chriſten nur dann als gültig betrachtet, wenn er durch die Beſcheinigung eines Muſelmannes unterſtützt wird. Um aber dieſe Beſcheinigung für einen Ungläubigen ablegen zu können, muß er ſelbſt in dem vollkommenſten Zuſtande der Gnade ſich befinden, und keine ſeiner ſogenannten

religiöſen Pflichten, ſeiner Gebote, Waſchungen u. ſ. w. verſäumt haben. *)

Falſches Zeugniß eines Muſelmanns gegen einen Ungläubigen wird nur durch eine unbedeutende Geldſtrafe geahndet. Falſches Zeugniß eines Chriſten gegen einen Muſelmann wird unausbleiblich mit dem Tode beſtraft. Tödtet ein Muſelmann einen Ungläubigen, wird er zwar durch das Geſetz verurtheilt, aber die Sentenz wird nie vollſtreckt, und der Mörder bleibt unbeſtraft. Legt dagegen ein Chriſt die Hand an einen Muſelmann, ſelbſt ohne ihn im Geringſten zu verletzen, entgeht er dem Tode nicht.

Die Chriſten dürfen nur in Häuſern von brauner Farbe wohnen. Ihre Kleidung iſt braun. Bei ſtrenger Strafe dürfen ſie ſich nicht erlauben, einen grünen Turban, einen weißen Shawl und gelbe Pantoffeln zu tragen. Auch dürfen ſie nicht auf einem ſchönen Pferde reiten.

Das Leben der Chriſten in der Türkei iſt in beſtändiger Gefahr, und jeder Laune, jedem Zornanfall des erſten beſten Muſelmanns ausgeſetzt. Weder Alter noch Geſchlecht werden von dieſen Barbaren beachtet. Der Gebrauch, Waffen zu tragen, gibt ihrer Leidenſchaftlichkeit einen noch größern Schwung, und man begreift leicht, welches die Lage eines Volks, wie die der Griechen, ſein mußte, die im höchſten Grade verachtet, deren Religion über Alles gehaßt wurde, und die in Gegenwart eines andern beherrſchenden

*) Unſere Jeſuiten können da noch Manches lernen. Kein Wunder, daß ſie von ſo großer Ehrfurcht für den türkiſchen Kodex durchdrungen ſind.

Volks, der Türken, leben mußten, welche beſtändig einen Säbel an der Seite und ein Piſtol im Gürtel hatten.

Natürlich und beinahe tröſtlich iſt es, daß ein ſo fehlerhaftes Syſtem, wie das türkiſche, nicht anders als ſchwächend für den Monarchen und verheerend für das Land ſein kann. Das Einkommen, welches der Sultan von dem reichſten Theile des alten römiſchen Reichs bezieht, beläuft ſich nur auf vierzig, höchſtens auf funfzig Millionen Gulden. Der ganze Diſtrikt von Athen wirft ihm nur 50,000 Gulden ab.

Die fruchtbarſten Provinzen werden beſtändig von Räubern verheert, oder durch einen Banditenhauptmann, den man auch einen im Aufſtande begriffenen Paſcha nennt. Auf allen Seiten werden Karavanen angefallen, Landbewohner geplündert und ihre Aernten vernichtet. In Syrien geſchieht es manchmal, daß herumirrende Stämme ſich einen feſten Wohnort wählen wollen, daß ſie beginnen, die Erde zu bebauen und ſich der Induſtrie zu überlaſſen. Aber kaum hat der Paſcha Nachricht davon, ſo überfällt er ſie mit ſeinen Erpreſſungen und zwingt ſie, wieder in die Wüſte zu flüchten und ihr Nomadenleben aufs Neue zu beginnen.

Die moraliſche Verderbtheit iſt eine andere ſehr traurige Folge dieſes abſcheulichen Regierungsſyſtems. Schmeichelei, Kriecherei, Lüge, Meineid, Grauſamkeit, Gewaltthätigkeit ſind in den ottomanniſchen Staaten, wo nicht allgemein, doch äuſſerſt häufig. In Thrazien verbergen die Einwohner ihr Habe, weil ſie fürchten, es könne ihnen früh oder ſpät entriſſen werden. In Aegypten zahlt das Volk nur die Steuern,

wenn man es durch Mißhandlungen und Martern dazu zwingt.

Das gegenſeitige Mißtrauen iſt allgemein. Die Regierung wird von allen Unterthanen als ein beſtändig ſchlagfertiger, blutdürſtiger Henker betrachtet. Der unglückliche Raya haßt das Geſetz, das ihn unterdrückt und das ihn nie beſchützt. Er ſchmeichelt, heuchelt, betrügt und verräth, wenn er der Schwächere iſt. Er zerſtört, verſtümmelt, tödtet, wenn er ſich als der Stärkere erblickt.

Das war und iſt der Zuſtand des türkiſchen Reichs.

---

## Fortſchritte der religiöſen Freiheit in England.

Das neue britiſche Miniſterium exiſtirt erſt ſeit Februar d. J., und ſchon iſt es durch Huskiſſons und Herries lächerliche Erklärungen erſchüttert worden, ſchon hat es in einer ſehr ernſten Angelegenheit einen unerwarteten Stoß erhalten.

Wenn die katholiſchen Unfähigkeiten den Kern jener Frucht der Unduldſamkeit und Verfolgung bilden, den man die anglikaniſche Kirche nennt, ſind die Teſt- und Zunftgeſetze ihr ſicherſter Schild. Blackſtone hat das geſagt, und Niemand konnte das beſſer wiſſen, wie er. Wenn irgend ein Sieg der Vernunft die arme, unter dem Joche einiger beſchränkten Weſen (die ſich leider noch immer und überall an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten befinden) ſchmachtende Menſchheit erfreuen kann, iſt es wahrlich der des 26. Februar d. J. im britiſchen Parlament.

Man kennt die Hauptbeſtimmungen der Aktenſtücke der Zünfte und des Teſts. Nach ihnen muß Jeder,

der ein öffentliches Amt, ſowohl in der Stadt als im Staate bekleiden will, die Kommunion nach dem Ritus der anglikaniſchen Kirche erhalten. Auf dieſe Weiſe iſt geſetzlich der größte Theil der britiſchen Bevölkerung von allen öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen.

Der Korporationsakt wurde nach Karls II. Rückkehr aus ſeinem Exil gegeben. Sein Zweck beſtand darin, den Diſſidenten die Verwaltung der Städte zu entreißen, weil ſie ſich als Revolutionäre gezeigt hatten. Der Teſtakt dagegen, der unter Jakob II. erzeugt wurde, war beſtimmt, die Römiſch-Katholiſchen von allen von der Regierung abhängigen Aemtern zu entfernen. Der erſtere ſollte die Stuarts gegen die Revolution ſchützen, und der andere den Proteſtantismus gegen die Neigungen eines katholiſchen Königs ſichern.

Indeſſen aber hat die Revolution triumphirt. Seit anderthalb Jahrhunderten ſind die Stuarts verſchwunden und der Korporationsakt beſteht immer fort. Seit 150 Jahren ſitzen proteſtantiſche Fürſten auf Englands Thron, und die Proteſtanten leiden unter denſelben Maßregeln, die ſie zur Unterdrückung der Katholiken erdacht haben. Die Urſache dieſes ſonderbaren Verfahrens liegt darin, daß ein in das Geſetz eingeſchriebenes Privilegium nicht leicht davon wieder ausgeſchloſſen werden kann. Ein geſetzmäßiger Akt der Tirannei iſt immer ein zweiſchneidiges Schwert.

Wir mögen uns nicht ſo weit herablaſſen, das ſogenannte „Verdienſt“ ſolcher unſinnigen Akten in Rede zu ſtellen. Ihre bloße Exiſtenz im neunzehnten Jahrhundert würde eine unauslöſchliche Schande für

England ſein, wenn ſich daſelbſt nicht zu jeder Zeit ſehr beredte Stimmen gegen ſie erhoben hätten. Die des Königs Wilhelm iſt die erſte, und die des großen Fox die letzte. Aber beide wurden durch das Geſchrei der unwiſſendſten und fanatiſchſten Faktion, die kein anderes, als ihr perſönliches Intereſſe kannte, erſtickt.

Als 1790 Fox in dieſer Hinſicht ſeine Motion machte, gerieth ganz England in Bewegung. Es war nicht anders, als ſei ſeine Freiheit bedroht, ſein inneres Glück aufs Spiel geſtellt. Die Kirche erhielt die ungeheure Mehrheit von 294 Stimmen gegen 105, die künftighin der religiöſen Freiheit allen Zutritt zu verſperren ſchien. Demohngeachtet verſuchte vier Jahre ſpäter Sheridan ihm eine neue Thür zu öffnen. Es war während dem Kriege mit Frankreich. Er ſtützte ſich auf die Bedürfniſſe des Landes, und verlangte nur, daß man die Land- und Seeoffiziere von der jährlichen Kommunion ausnehme. Auch dieſer Vorſchlag wurde verworfen.

Seit jener Zeit bis 1828 war die Frage nie ernſtlich in Rede geſtellt worden. Sie figurirte wohl in dem Katalog der mannichfachen Klagen der Oppoſition, von Zeit zu Zeit wurde ſie wohl durch ſchüchterne Bittſchriften angeregt; aber nach zwei oder drei Reden ſank Alles wieder in das alte Schweigen zurück, und es kam nie ſo weit, daß die Kammer darüber deliberirte. Die katholiſche Angelegenheit ſelbſt ſchien auf einen günſtigern Erfolg rechnen zu dürfen, und Canning erklärte noch im vorigen Jahre im Angeſicht von ganz Europa, „daß er ſich jeder Abände-

rung der Teſt- und Korporationsakte widerſetzen werde.“ Vor ihm hatten Pitt und Burke dasſelbe geſagt.

Man begreift Cannings Meinung. Das Begehren der Katholiken war gerecht, weil man in Hinſicht auf ſie die ganze Strenge des Geſetzes geltend machte; des der Diſſidenten dagegen war ungerecht, weil die Strenge des Geſetzes nicht in Anwendung gebracht wurde, weil ſie für ihre Ausſchließung beträchtliche Entſchädigung erhielten. Zudem droheten die Erſten, während die Andern ſchwiegen. Sie verſammelten ſich an einem gewiſſen Tage in einer Taverne in der Nähe einer Kirche. Sie tranken, lachten und ſangen dort bis zu dem Augenblicke der Kommunion. Ein Aufwärter trat alsdann herein und rief mit lauter Stimme: „Gentlemen who want to qualify will please to come up (wenn Jemand von den Herren ſich qualifiziren will, iſt er gebeten, ſich hinaufzubegeben).“ Sogleich ſtand man vom Tiſche auf und empfing das heilige Abendmahl, wonach — das Saufgelag von Neuem wieder begann. Das iſt eine der Maßregeln, welche die anglikaniſche Kirche aus allen ihren Kräften aufrecht erhält. Nur die Jeſuiten können es ihr vielleicht in ſolchen Mißbräuchen gleichthun.

Solches war der Zuſtand der Dinge, als am 28. Februar 1328 Lord John Ruſſel ſeine Motion entwickelte. Sie hatte gegen ſich die alte Weisheit des Landes, die ganze anglikaniſche Geiſtlichkeit von Rechtswegen und überdem Cannings mächtige Meinung. Das Miniſterium hatte überdem den Whip

(die Geiſſel) *) in Bewegung geſetzt. Dringende Zirkularſchreiben hatten alle ſeine Freunde eingeladen, ſich ſchleunigſt auf ihre Poſten zu begeben. Peel und Huskiſſon, Wellington und Palmerston handelten in einem und demſelben Sinne. Mit einem Worte, es war der erſte Verſuch der kombinirten Kräfte, und der Boden ſchien ſehr wohl gewählt zu ſein. Aber der Erfolg hat bewieſen, daß man ſich geirrt, und 240 Stimmen gegen 196 haben endlich der religiöſen Freiheit die Bahn gebrochen.

Lord John Ruſſels Verlangen war: Die Kammer möge einen Ausſchuß ernennen, der ſodann prüfen ſolle, ob es nicht gerathen ſei, die Teſt- und Korporationsakten einer Abänderung zu unterwerfen. Was am auffallendſten dabei gefunden werden mag, iſt, daß im neunzehnten Jahrhundert, mitten in einer ziviliſirten Nation, in einer auserwählten Verſammlung, Staatsmänner aufgetreten, die es gewagt haben, eine ſolche Motion zu beſtreiten, und daß ihr Widerſtreben durch 196 Stimmen unterſtützt worden iſt.

Aber eben dadurch kann man erkennen, aus welchen Elementen die geſetzgebende Gewalt in England beſteht. Die meiſten dieſer 196 ſind Staatsſöldner, die man ſehr reichhaltig bezahlt, um — nichts zu thun, oder höchſtens einen Fuchs zu prellen, und die demzufolge entſchiedene Gegner aller Abſtellungen der ſchreiendſten Mißbräuche ſind. Könnten dieſe 196 ſich auf die Nation ſtützen, ſie würden England und

*) Ein in England gebräuchlicher Ausdruck, um anzudeuten, daß man Etwas beſtreiten wolle.

der Ziviliſation ſchädlicher ſein, als eine Türken-Invaſion. Aber glücklicherweiſe können ſie ſich nur mit Mühe auf ihren eigenen entnervten Beinen aufrecht halten. Darum hat man auch in der Diskuſſion von 1828 auch nicht mehr pöbelhaftes Geſchrei vernommen, oder alberne Bittſchriften, oder Meetings geltend gemacht.

1790 donnerte Pitt im Namen des Vaterlandes, Burke im Namen der Religion die Schuldigen nieder, die Kirche und Staat über den Haufen werfen wollten, weil ſie die Teſt- und Korporationsakten anzugreifen wagten. Ihre Stellung war impoſant, ihr Gedanke ſchwer, ihre Sprache ſtolz und drohend.

1828 ſchienen Peel und Huskiſſon ſich zu entſchuldigen, eine ſo ſchlechte Sache vertheidigen zu müſſen. Ihre Argumente ſind unbehilflich, ihre Haltung beweiſet ihre Verlegenheit, ihre Sprache iſt ſchüchtern und beinahe furchtſam. Huskiſſon bedauert vom Grunde der Seele, daß die Motion eben jetzt gemacht worden, weil ſie die ſanfte Uebereinſtimmung ſtören wird, die zwiſchen den Diſſidenten und der herrſchenden Kirche beſteht. „Geht dieſe Motion durch, werden die emanzipirten Diſſidenten ſich nicht mehr den Katholiken zuneigen, und dieſe werden dadurch leiden." — Die Kammer dachte noch über dies ſpitzfindige Räſonnement nach, als Peel ausrief: „Hütet Euch, die Teſt- und Korporationsakten zu berühren! Ihr würdet dadurch den Katholiken, deren gerechte Forderungen ihr dann nicht mehr abweiſen könntet, Thor und Thür öffnen." —

Ganz Europa weiß, daß Peel und Huskiſſon kein Pitt und kein Burke ſind; aber bei alledem fehlt es

ihnen nicht an Talent. Wie läßt ſich nun ihr Verfahren reimen? Man muß geſtehen, daß heut zu Tage die Politik in vielen Ländern in den erbärmlichſten Knittelverſen geſchrieben zu ſein ſcheint.

War die Aufgabe des Miniſteriums in dieſer Angelegenheit ſchwer, ſo war die der Oppoſition hingegen leicht. Sie bedurfte der Beredſamkeit und der überzeugenden Gründe eines Fox nicht mehr. Man erwäge nur Broughams Aeuſſerung:

„Ich will,“ ſagte er, „die Weisheit unſerer Väter nicht bezweifeln. Ich will nur bemerkbar machen, daß, bevor dieſe Weisheit einen der in Rede ſtehenden Akte erzeugt hatte, eine ſehr ernſthafte Perſon, ein Kanzler von England, ihn bereits ohne beſondere Ehrfurcht behandelte. Dieſer Lord Kanzler, glaube ich, hieß Bakon oder ſo ungefähr. Zu ſeiner Zeit rühmte man auch die Weisheit unſerer Väter. Er antwortete darauf: Iſt es nicht ein Sprachfehler, ſo iſt es der befremdendſte Sprachmißbrauch; denn es würde ſich daraus ergeben, daß die Welt in ihrer Jugend älter und weiſer war. (If not a contradiction in terms, it is the groſsest abuse of language; for it proceeded on this basis that the world was older and wiser when younger.)“

Was ſoll aus der St. Stephanskapelle (dem Verſammlungsort des Hauſes der Gemeinen) werden, wenn oft ſolche Reden darin gehalten werden dürfen? —

Man täuſchte ſich nicht, es iſt in dieſer letzten zu London ſtattgefundenen Begebenheit weder die Taktik noch die Kombination irgend einer Parthei vorherrſchend. Die geſunde Vernunft allein hat den Sieg über Abgeſchmacktheit, die Duldſamkeit über

Frömmelei davongetragen. Das Licht der Wahrheit hat Augen betroffen, die bisher blind oder verblendet waren. Männer haben ſich ihrer frühern Beſchränktheit geſchämt und das beſte Mittel ergriffen, ſie vergeſſen zu machen. So iſt die Motion durchgegangen. An dem Tage ſelbſt, wo ſie in Rede geſtellt wurde, ahnete Niemand dies Reſultat.

England fühlt, wie viele andere Staaten, das Bedürfniß der Verbeſſerung. Es denkt ernſtlich daran, ſein altes, dem Einſturz drohendes Staatsgebäude neu aufzuführen. Schon ſind geſchickte Arbeiter an den Grundlagen beſchäftigt. Huskiſſon hat die Handelsgeſetze, Peel die Kriminalgeſetze, Brouzham die Zivilgeſetze über ſich genommen, und Lord John Ruſſel ſtellt nun auch die religiöſen Geſetze in Erwägung. Ein Ausſchuß forſcht den Geheimniſſen der Finanzgeſetze nach. So wird Alles beſprochen und bald wird man den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand in Rede ſtellen. Die Reſultate können nicht zweifelhaft ſein.

---

## Blick auf die chineſiſche Philoſophie.

Im gegenwärtigen Zuſtand der Dinge theilen ſich drei verſchiedenartige Glaubensmeinungen unverhältnißmäßig, aber ohne ſich zu verfolgen, in China.

Die erſte iſt das Syſtem des Konfuzius. Es beſtand lange vor unſerer Zeitrechnung. Seit zwölf Jahrhunderten ſtützen ſich darauf die Inſtitutionen, die ohne Widerſtand das Land regieren. Man kann

es beinahe mit einem europäiſchen Worte die Staatsreligion nennen.

Der Budhismus iſt das zweite Syſtem. Nach einem langen Kampfe mit der Lehre des Konfuzius iſt er endlich unterlegen. Er iſt jetzt in ſeine zahlreichen Klöſter beſchränkt und geduldet. Aber er iſt ohne Macht, und kann höchſtens nur noch mit dem Hofe zu Pecking über die Zeichen disputiren, welche das Kind, der vorausbeſtimmte Erbe der Seele des Großlama's, an ſich tragen ſoll.

Eine dritte Sekte beſteht aus den Gauklern, den Zauberern und den Aſtrologen, die ſich den pomphaften Titel: Doktoren der Vernunft, beilegen, und ihn durch tauſend Sonderbarkeiten zu rechtfertigen ſuchen. Dieſe letzte Sekte, obgleich ſie jetzt keine beſondere Wichtigkeit hat, iſt dennoch die älteſte von allen, und ſtammt von den erſten Philoſophen ab. Unter dieſen Patriarchen der chineſiſchen Philoſophie iſt Lao-Tſeu der bekannteſte.

Man findet in den Doktrinen dieſer Schule eine auffallende Aehnlichkeit mit denen, welche ſpäter von Plato und Pythagoras gelehrt wurden. Sie erkannte die Vernunft, Logos, ein unerklärliches, ungeſchaffenes Weſen, das der Typus des Weltalls iſt, aber das ſelbſt keinen Typus hat. Man zweifelt nur, ob die Philoſophen, welche ſich auf ſolche Weiſe ausdrückten, vollkommen klar den Gott der Welt unterſchieden, die er gebildet, ſo wie des Stoffes, durch die er ſie hervorgebracht hatte; ob ſie mehr Deiſten als Spinoſiſten waren. Ihre Pſychologie, von der man nicht viel Beſtimmtheit verlangen kann, betrachtete die menſchliche Seele als einen Theil der ätheriſchen

Subſtanz, zu der ſie nach dem Tode des Körpers wieder zurückkehrte.

Von der Nothwendigkeit, dieſe Vereinigung auf der Erde vorzubereiten, ihr zuvorzukommen, ſtammte der von Lao-Tſeu ſo ſtreng empfohlene Lehrſatz der philoſophiſchen Unthätigkeit her. Mit Plato verweigerte er den Böſen die Möglichkeit, wieder in den Schoos der allgemeinen Seele zurückzukehren. Beide geben, wie Pythagoras, die Namen der Zahlen den erſten Grundſätzen der Dinge, und ihre Kosmogonie war gewiſſermaßen algebriſch. Sie banden die Ketten der Weſen an das große Eins, ſodann an zwei, endlich an drei, die alle Dinge, welche da ſind, geſchaffen haben. Und um dieſe Sonderbarkeit vollſtändig zu machen, geben ſie ihrer geheimnißvollen Dreinigkeit einen nur wenig veränderten hebräiſchen Namen, der in unſern heiligen Büchern Denjenigen bezeichnet, der geweſen iſt, der iſt und ſein wird: Jehova (IHV).

Man darf wohl glauben, daß dieſe auſſerordentliche Uebereinſtimmung nicht ganz zufällig war. Es kann nicht widerſinnig ſein, anzunehmen, daß Lao-Tſeu entweder ſeine Doktrine den Juden der zehn Stämme entnommen, welche die Eroberung Salmanazars über ganz Aſien zerſtreut hatte, oder den Apoſteln irgend einer phöniziſchen Sekte, zu welcher auch die Gebieter und Verfolger Plato's und Pythagoras gehörten. Man kann auch noch annehmen, daß dieſe Lehrſätze aus dem Indoſtan, dem alten Vaterlande ſo vieler Syſteme, kommen. Aber welches auch ihr Geburtsland ſei, die allgemeine Volksſage in China will, daß ſie in dieſem Lande ſelbſt entſtanden ſeien.

Ungefähr fünfhundert Jahre vor Chriſti Geburt erſchien Konfuzius. Sein Beſtreben ging dahin, eine eben ſo unvollkommene Metaphyſik als Theologie mit einer noch ſchwächern Pſychologie zu verbinden. Er bekümmerte ſich um die Streitfragen über die Natur des Menſchen, über die verſchiedenen Beweggründe, die auf Erden ſein Betragen beſtimmen können, nicht. Er war ein Sokrates, der keinen Plato gehabt hatte.

Demungeachtet nahm die Doktrine des Konfuzius die Zeremonien des alten Naturalismus und ſelbſt den Kultus der Hausgötter an.

Einige Jahrhunderte ſpäter, beinahe gegen den Beginn unſerer Zeitrechnung, wurde der Budhismus, mit ſeinem Gefolge dunkeler Mythen und religiöſer Exerzitien, mit ſeinen betrachtenden und pantheiſtiſchen Lehrſätzen, in China eingeführt. In ihm ſind die mythologiſchen Formen der Schleier der Philoſophie, ein Fall, der immer im hohen Alterthum ſtattgefunden.

Die drei in China beſtehenden Syſteme werden in dieſem Lande nicht geradezu als einander entgegengeſetzt betrachtet. Die jetzt regierenden Kaiſer der tatariſchen Dynaſtie bekennen ſich zu allen dreien, weil ſie ohne Zweifel die Identität der Grundſätze und die Gleichgültigkeit der Glaubensmeinungen ſich zugeeignet haben.

Alle drei erkennen in der That eine erſte, ewige, vom Stoff unterſchiedene Urſache; aber jede betrachtet ſie unter einem verſchiedenartigen Geſichtspunkte.

## Bevölkerung des Kantonsſpitals und des Irren-hauſes zu Lauſanne.

Am 1. Oktober 1822 befanden ſich 45 Kranke im Kantonsſpital. Dazu kamen bis zum 30. Sept. 1823 239, im Ganzen alſo 284 Kranke auf 172,673 Einw., oder 1 auf 608. Von obiger Zahl wurden 161 geheilt, 38 befanden ſich auf dem Wege der Beſſerung, 12 wurden für unheilbar erklärt, 23 ſtarben. — Im Irrenhauſe befanden ſich, von Anfang Oktober 1822 bis Ende September 1823, 72 Kranke, oder 1 auf 2398 Einw. Davon wurden 8 geheilt, 3 befanden ſich beſſer, 4 waren unheilbar, 4 ſtarben.

1824 befanden ſich 328 Kranke im Spital, oder (Bevölkerung des Kantons 174,460 Seelen) 1 auf 532 Einwohner. Geheilt wurden 199; beſſer befanden ſich 54; unheilbar 18; geſtorben 12. — Im Irrenhauſe waren 74 Kranke, oder 1 auf 2358 Individuen. Geheilt wurden 8; beſſer 2; geſtorben 2.

1825 waren 344 Kranke auf 176,124 Einwohner, oder 1 auf 512, im Spital. Davon wurden 193 geheilt, 40 befanden ſich beſſer, 15 waren unheilbar, 16 ſtarben. — Im Irrenhauſe waren 84 Perſonen, oder 1 auf 2097 Einwohner. Geheilt wurden 10, beſſer 3, unheilbar 8, geſtorben 5.

1826 wurden 347 Kranke im Spital verpflegt. In demſelben Jahre hatte der Kanton 177,433 Einw., folglich 1 auf 511 Einw. Geheilt wurden 252, beſſer befanden ſich 53, unheilbar 11, geſtorben 31. — Im Irrenhauſe waren 79 Kranke, oder 1 auf 2246 Einw. Geheilt wurden 12, beſſer 2, unheilbar 5, geſtorben 6.

In mittlerer Zahl, nach den vier vorſtehenden

Jahren, befanden ſich jährlich 326 Kranke auf eine mittlere Bevölkerung von 175,500 S., oder 1 auf 539 Einw., im Kantonsſpital. — Die mittlere Zahl der Wahnſinnigen war jährlich 77, oder 1 auf 2279 Individuen.

## Taubſtumme im Kanton Waat.

Im Diſtrikte Aigle zählt man auf 15,573 Einw. 4 Taubſtumme, oder 1 auf 3893 Individuen.

Der Diſtrikt Aubonne hat 8072 Einwohner und 20 Taubſtumme, oder 1 auf 404 Individuen.

Der Diſtrikt Avanches hat 4617 Einw. und keine Taubſtumme.

Der Diſtrikt Coſſonnex hat 9973 Einw. und 6 Taubſtumme, oder 1 auf 1662 Individuen.

Der Diſtrikt Echallens hat 8427 Einwohner und 3 Taubſtumme, oder 1 auf 2809 Individuen.

Der Diſtrikt Grandſon hat 9385 Einwohner und 5 Taubſtumme, oder 1 auf 1877 Individuen.

Der Diſtrikt Jouxthal hat 4849 Einwohner und 12 Taubſtumme, oder 1 auf 404 Individuen.

Der Diſtrikt Lauſanne hat 18,083 Einwohner und 1 Taubſtummen.

Der Diſtrikt Morges hat 11,046 Einwohner und 4 Taubſtumme, oder 1 auf 2761 Individuen.

Der Diſtrikt Moudon hat 7993 Einwohner und 43 Taubſtumme, oder 1 auf 186 Individuen.

Der Diſtrikt Nyon hat 11,230 Einwohner und 2 Taubſtumme, oder 1 auf 5615 Individuen.

Der Diſtrikt Orbe hat 12,777 Einwohner und 4 Taubſtumme, oder 1 auf 3194 Individuen.

Der Diſtritt Oron hat 5313 Einw. und 8 Taubſtumme, oder 1 auf 664 Individuen.

Der Diſtrikt Payerne hat 7514 Einwohner und 25 Taubſtumme, oder 1 auf 301 Individuen.

Der Diſtrikt Pays-d'Enhaut hat 5197 Einw. und 2 Taubſtumme, oder 1 auf 2598 Individuen.

Der Diſtrikt Rolle hat 5292 Einw und 2 Taubſtumme, oder 1 auf 2646 Individuen.

Der Diſtrikt Vaux hat 8333 Einw. und 3 Taubſtumme, oder 1 auf 2778 Individuen.

Der Diſtrikt Vevay hat 13,911 Einwohner und 1 Taubſtummen.

Der Diſtrikt Yverdon hat 11,198 Einw. und 7 Taubſtumme, oder 1 auf 1600 Idividuen.

Folglich hat der Kanton Waat, auf eine Bevölkerung von 178,783 Seelen, 152 Taubſtumme, oder 1 auf 1176 Einwohner.

## Statiſtiſche Ueberſicht aller Staaten Amerika's.

Nach Haſſel.

### Ziviliſirte Staaten.

Araukanien, 4703,70 QM., 450,000 E. (durchaus freie Indianer). Miliz 45,000.

Bolivia, 15,000,00 QM., 1,030,000 E. (250,000 Kreolen und Europäer, 755,000 fr. Indianer, 5000 Sklaven). Miliz 30,000.

Braſilien, 139,860,00 QM., 5,306,518 E. (900,000 Kr. und E., 1,250,000 fr. J., 3,156,418 Sk.). Regelmäßige Truppen 25,000, Mil. 35,000. Schiffe jeder Art 116.

Chili, 3348,30 QM., 602,000 E. (110,000 K.

und E., 452,000 fr. J., 40,000 Sk.). Regelm. Tr. 8400, Mil., 20,860. Schiffe 12.

**Columbia**, 57,306,00 QM., 2,800,000 E. (700,000 K. und E., 1,936,000 fr. J., 130,397 Sk.). Regelm. Tr., 32,866, Mil. 60,000. Schiffe 80.

**Hayti**, 1385,00 QM, 935 335 E. (20,000 K. und E., 915,335 freie Neger). Regelm. Tr. 45,250, Mil. 68,095. Schiffe 6.

**Mexiko**, 76,211,27 QM., 6,324,528 E. (1,200,000 K. und E., 5,107,000 fr. J., 8000 Sk.) Regelm. Tr. 22,750, Mil. 42,047. Schiffe 23.

**Zentral-Amerika**, 9601,90 QM., 1,137,362 Einw. (180,000 K. und E., 952,400 fr. J., 5000 Sk.). Regelm. Tr. 3500, Mil. 18,000. Schiffe 4.

**Vereinigte Staaten Nordamerika's**, 113,802,36 QM., 12,276,782 E. (9,226,782 K. und E., 400,000 fr. Farbige, 2,650,000 Sk.). Regelm. Tr. 5779, Mil. 1,053,737. Schiffe 140.

**Paraguay**, 6913,00 QM., 600,000 E. (60,000 K. und E., 540,000 fr. J.). Regelm. Tr. 8000, Mil. 30,000. Schiffe 4.

**Peru**, 24,461,00 QM., 1,563,839 E. (140,000 K. und E., 1,373,839 fr. J., 50,000 Sk.). Regelm. Tr. 5000, Mil. 15,000. Schiffe 6.

**Plata**, 49,996,00 QM., 2,024,995 E. (600,000 K. und E., 1,400,000 fr. J., 25,000 Sk.). Regelm. Tr. 12,143, Mil. 17,604. Schiffe 24.

---

## Unziviliſirte Länder.

**Patagonien**, 20,816,00 QM., 150,000 fr. Indianer.

**Feuerland**, 1522,00 QM., 2000 fr. Indianer.

Maluinen-Inſeln, 316,00 QM., 50 K. oder Europäer.

Moskitosküſte, 5896,22 QM., 300,000 fr. Indianer.

---

## Europäiſche Kolonien.

Britiſche, 112,239,76 QM., 2,183,940 E. (969,225 K. und E., 417,000 fr. Neger, 737,715 Sk.). Miliz 68,698.

Franzöſiſche, 5901,20 QM., 223,580 E. (23,894 K. und E., 21,249 fr. N., 178,537 Sk.). Miliz 6600.

Niederländiſche, 725,10 QM., 74,580 E. (16,987 K. und E., 4057 fr. N., 54,417 Sk.). Miliz 5000.

Ruſſiſche, 24,000,00 QM., 50,000 E. (870 K. und E., 49,130 fr. J.). Regelm. Tr. 300.

Schwediſche, 1,75 QM., 8210 E. (1992 K. und E., 580 fr. N., 5630 Skl.). Miliz 800.

Däniſche, 8,40 QM., 41,317 E (3223 K. und E., 2955 fr. N., 35 139 Sk.). Miliz 2400.

Spaniſche, 2746,60 QM., 1,163,980 E. (726,548 K. und E., 70,220 fr. J., 367,218 Sk.). Miliz 24,800.

Unabhängige Indianer, 800,000.

---

## Geſammt-Ueberſicht Amerika's.

Oberfläche: 676,761,56 geograph. Quadratmeilen. Bevölkerung: 40,048,844 Seelen; oder im Beſondern: 15,129,571 Kreolen und Europäer; 17,348,785 freie Indianer und Neger; 7,448,471 Sklaven. — Regel.

mäßige Truppen: 168,988. — Miliz: 1,541,661. — Schiffe jeder Art: 416.

---

## Vergleichung des Ertrags der amerikaniſchen Gold- und Silberminen, mit dem der Steinkohlenminen Englands.

Der jährliche Ertrag der Steinkohlenminen Großbritanniens belauft ſich auf 18 Millionen Tonnen, jede am Orte der Ausbeutung zu 12 Franken 50 Centimen . . . . . . . . . . . . 225,000,000 Fr.

Jährlicher Ertrag aller Gold- und Silberminen Amerika's, mit Einſchluß des Schleichhandels, der Verarbeitung u. ſ. w., Anfangs dieſes Jahrhunderts, wo ſie im größten Flor ſtanden (Humboldt, 3. Band, 4. Buch, Kap. 2. Seite 315) . . . . . . 217,500,000 —

Verſchiedenheit: 7,500,000 —

In mittlerer Schätzung koſtet jede Tonne Steinkohlen den Verbrauchern 25 Franken, folglich die 18 Millionen Tonnen . . . . . . . 450,000,000 Fr.

Am Orte der Ausbeutung koſten ſie 225,000 000 —

Folglich Gewinn der Arbeiter . . 225,000,000 —

Das Mineral-Erzeugniß von Potoſi wird 500 Stunden weit bis nach Buenos-Ayres gebracht. Die Ausgaben für dieſen Transport betragen 2 Prozent beim Silber und etwas mehr beim Golde. Angenommen, daß die Transportkoſten überall auf 2 Prozent ſich belaufen, betragen ſie im Ganzen nur 5 Millionen Franken. Folglich:

Werth des Steinkohlenertrags im Handel 450,000,000 Fr.
Werth des Gold- und Silberertrags im Handel . . . . . . . . . . 222,500,000 —

Verſchiedenheit zu Gunſten des Steinkohlenertrags und des britiſchen Handels . . . . . . . . . . 227,500,000 —

# Alterthümer.

## Das alte Duronum.

Im Arrondiſſement von Avesne, im franzöſiſchen Nord-Departement, hat man bei dem Dorfe Bavai Nachgrabungen angeſtellt, und eine große Menge Alterthümer, wie Architekturbruchſtücke, Muſivboden, kleine Statüen, Medaillen und Hausgeräthe entdeckt. Am merkwürdigſten ſind vielleicht die vielen Brunnen und unterirdiſchen Gänge, von denen einer unter der Sambre hinwegführt. Zu St. Hilaire hat man ebenfalls viele Ueberreſte gefunden. Man vermuthet, daß dieſer Ort das alte Duronum ſein dürfte. Am Ufer des Helpre ſieht man noch die Spuren eines römiſchen Lagers, und mehrere alte Straßen, die alle von Bavai ausgehen. Die alten Meilenſteine darauf ſind verſchwunden. Dagegen bemerkt man noch zahlreiche Gräber in den Umgebungen Bavais, vorzüglich das des Licinus, das aus Backſteinen erbaut und im Innern mit Gemälden geſchmückt iſt, und das der Julia Felicula, in welchem man eine Münze von Hadrian gefunden.

## Alte Feſtungswerke in Nordamerika.

Man ſieht im Diſtrikt Pompey, in der Grafſchaft Onondaga, des Staats Neu-York in Nordamerika, die Ueberreſte einer großen Stadt, die eine Oberfläche von mehr als fünfhundert Acker Landes einnahm. Gegen Morgen iſt ein ſenkrechter Hinabgang von ungefähr hundert Fuß, in eine Schlucht, durch welche ein Bach ſtrömt. Auf der nördlichen Seite iſt ein ähnlicher Weg. Eine halbe Stunde gegen Oſten iſt ein großer Begräbnißplatz von vier Acker. Weſtlich iſt ein anderer. Drei alte runde Forts, die drittehalb Stunden von einander entfernt ſind, bilden ein Dreieck um die Stadt. Das eine iſt nahe bei dem Dorfe Jamesville, die beiden andern ſind nordöſtlich und ſüdöſtlich von Pompey.

Im Camillusdiſtrikt, in derſelben Grafſchaft, anderthalb Stunden vom Senekaſtrom und zehn Stunden vom Ontarioſee, bemerkte man ebenfalls zwei Forts. Das eine liegt auf einem hohen Hügel, nimmt einen Raum von drei Acker ein und iſt mit einem Graben umzogen. In der zehn Fuß hohen Mauer ſind öſtlich und weſtlich Thore. In der Mitte lag ein großer Stein mit eingegrabenen Schriftzügen bedeckt; aber er iſt verſchwunden. Eine mehr als hundertjährige Eiche iſt auf der äuſſern Mauer gewachſen. Ein kleineres Fort iſt einige tauſend Schritte weit davon entfernt. Man hat in beiden die Scherben vieler irdenen Geräthe, Ziegel und verſteinerter Schaalthiere gefunden.

Im Mittelpunkte des Dorfes Oxford, am Ufer des Chenago, ſieht man ebenfalls ein Fort, das dreiviertel Morgen Landes einnimmt. Es hat Thore,

Mauern und Graben, und iſt ziemlich regelmäßig. — Die öſtlichſten Feſtungswerke in dieſer Gegend ſind ſechs Stunden von Manlins-Square. Nördlich erſtrecken ſie ſich bis Sandy-Beech. Eines dieſer letztern nimmt einen Raum von fünfzig Acker ein. Man hat ſehr viele irdene Scherben darin gefunden. Auf den Begräbnißplätzen hat man ſehr lange und ſtarke Knochen ausgegraben, die unordentlich durcheinander lagen, als habe man ſchon vorher die Erde durchwühlt.

---

### Ogham-Inſchrift.

Am Kallenberg, in der irländiſchen Grafſchaft Klare, hat man eine Inſchrift in uralten irländiſchen Schriftzügen, Ogham genannt, entdeckt. Sie lautet folgendermaßen:

Fan li da fica Conan Colgae cos-ombda!
Na flida ni ca Conan Colgae cos-ombda!
Addm bo soce ag Loc fan oca cifa dil naf!
Addm bo soce ag Loc na foc acina dil fan!
Almho Cossag dos ta cu os asit a lit cuat!

Nach O'Flanogans Ueberſetzung ſoll dies wörtlich heißen: „Unter dieſem Grabſtein liegt Conan der Stolze mit den leichten Füßen. — Verdunkelt nicht die Ueberreſte Conans des Stolzen, mit den leichten Füßen. — Möge dieſer Günſtling heiliger Menſchen lange in Frieden ruhen an den Ufern dieſes Sees, unter dieſem Hieroglyphenſtein. — Möge er lange in Frieden ruhen an dem Ufer dieſes Sees, er, der nie ſeinen Stamm geſchlagen ſah. — Begrüßet mit ehrfurchtsvollem Kummer die Steppe um dieſes traurige Grab.

Conan iſt ein berühmter irländiſcher Held des hohen Alterthums. Sein Name lebt nur noch in Volksliedern. Er wurde ein Jahr vor der Schlacht bei Gabra durch die Fenii oder Fianen, ein fremdes kriegeriſches Volk, das von den Irländern mit den Sarazenen und Mamelucken verglichen wird, getödtet. Die Schlacht von Gabra wurde 260 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung geliefert. Die Geſchichte kennt weder Conan noch Oſſian, den Letzten der Fenii, noch viele andere Helden, welche die galiſchen Barden beſungen haben.

---

## Alte Münzen im Kanton Genf.

Der gegenwärtige Kanton Genf enthält in ſeiner ganzen Ausdehnung mannigfaltige Spuren ſeiner frühern Bewohner, vorzüglich der Römer. Ueberall in der Stadt ſieht man Gegenſtände, die an ſie erinnern, und in ihrer Umgebung werden von Zeit zu Zeit in dieſer Hinſicht intereſſante Entdeckungen gemacht. In den letzten Jahren hat man beſonders mehrere Münzen gefunden, die größtentheils für das Muſeum gekauft worden ſind. 1817 grub man in einem Garten zu Corſier, einem 1¾ Stunden nordöſtlich von Genf gelegenen Dorfe, ungefähr zwanzig Goldmünzen vom erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung aus. Bei der Niederreiſſung eines Hauſes in der Wanzengaſſe zu Genf, fand man 1800 kleine Bronzen des dritten Jahrhunderts. Ein Bauer zu St. Maurice, einem Dorfe anderthalb Stunden nordöſtlich von der Stadt, grub auf ſeinem Felde einen vollkommen wohlerhaltenen Gold-Nero aus. Ein an-

derer Bauer von Landecy, einem anderthalb Stunden ſüdweſtlich von Genf entfernten Dorfe, fand 1826 auf ſeinem Felde ein kupferne Flaſche mit ſechs- bis ſiebenhundert Silber- und Bronzemünzen, aus der Mitte des dritten Jahrhunderts. Er glaubte, der Teufel wolle ihn verſuchen, und lief mit großem Geſchrei davon. Seine Nachbarn waren weniger abergläubig und eigneten den Schatz ſich zu. In einem zu dem Dorfe Cologny (dreiviertel Stunden nordweſtlich von Genf) gehörigen Weinberg, grub man einen Gold-Conſtantius Gallus aus. Mehrere andere Gold-, Silber- und Bronzemünzen ſind zu Cologny, Puplinges, Verſoix und andern Gemeinden des Kantons gefunden und für das Muſeum angekauft worden.

Eckel hielt zu ſeiner Zeit dafür, daß man die Zahl der vorhandenen alten Münzen auf 70,000 anſchlagen könne. Seit der Herausgabe ſeines großen Werks (Doctrina nummorum veterum) hat man aber eine ſo große Zahl derſelben entdeckt, daß man jetzt wenigſtens 100,000 berechnen kann, die ſich in den verſchiedenen Münzſammlungen befinden.

J. Picot.

---

## Gräber in der Maurienne.

Unter mehrern Alterthümern, die man in den neueſten Zeiten im Herzogthum Savoien entdeckt hat, verdienen vorzüglich die Gräber zwiſchen Lans-le-bourg und Beſſans, im Hintergrunde des großen Mauriennethals, beſonders bemerkt zu werden. Sie befinden ſich ungefähr eine halbe Stunde von Lans-le-Villard, in der Nähe des Col de la Madelaine. Ihrer Bauart und Geſtalt nach, rühren ſie von dem-

ſelben Volke her, das um dieſe Zeit, des Heerzuges Hannibals über die Alpen, dies Land bewohnte. In einigen dieſer Gräber hat man verſchiedene Gegenſtände, z. B. eine Säbelklinge, große kupferne Ringe, Armſpangen von demſelben Metall, kleine Fingerringe, Bruchſtücke eines Helms, eine Degenſcheide u. ſ. f. gefunden.

Eben ſo hat man im Dorfe Vers-les-fonds, in der Gemeinde Jarrier, gleichfalls in der Maurienne, einen Sarg mit einem Skelette entdeckt, welches mit einem kupfernen Wehrgehäng bedeckt war. Dieſes letztere befindet ſich gegenwärtig im Muſeum zu Chambéry.

## Fréjus.

Die Stadt Fréjus wurde zu der Zeit des höchſten Glanzes Roms für eine der geſundeſten und reichſten Städte Galliens gehalten. Man ſtrömte von allen Seiten dahin, um den wohlthätigen Einfluß ihres Klima's und die Milde ihrer Atmoſphäre zu genießen. Sie hatte einen ſehr großen Hafen, der vermittelſt eines breiten Kanals mit dem Meere in Verbindung ſtand. Aber im zehnten Jahrhundert wurde die Stadt von den Sarazenen verheert und der Kanal verſchüttet. Der Hafen verwandelte ſich ſeitdem in einen ſtehenden See, der die giftigſten Dünſte verbreitete. Die Bevölkerung verminderte ſich, und von 100,000 Seelen blieben kaum 2000 übrig. 1550 wurde ein Kanal erbaut, um das Argensflüßchen in den Hafen zu führen, und der Geſundheitszuſtand verbeſſerte ſich. Leider hatte man 1755 den unbeſonnenen Einfall, dieſem Kanal eine andere Richtung zu geben,

und die Sterblichkeit wurde bald ſo groß, daß von 2400 Einwohnern jährlich wenigſtens 300 ſtarben. Erſt 1772 wurde ein neuer Kanal begonnen und 1785 vollendet. Seitdem iſt Fréjus wieder eine ſehr geſunde Stadt geworden. Man zählt ſeit jener Zeit nur zwei Todesfälle auf hundert Einwohner, während man zu Nizza auf dieſelbe Zahl vier rechnen muß.

## Birmaniſche Alterthümer.

Die britiſche Geſandtſchaft in Birmanien hat auf ihrer Reiſe viele Alterthümer geſehen. Die merkwürdigſten ſind zu Pugan, Sakaing, Sanku und und Angle-Ywa. Sie beſtehen in Tempeln und Inſchriften. Die Ruinen von Puga ſind längs dem linken Ufer des Irrawaddyſtroms, zwölf engliſche Meilen (vier Stunden) lang, und dehnen ſich fünf bis ſechs Meilen im Innern aus. Mehrere Tempel ſind noch vollkommen wohl erhalten. Ihre Bauart iſt ſchöner, als die der neuern Gebäude des Landes. In den Tempeln ſind mehrere ſteinerne Bildſäulen, bramaniſchen Urſprungs, unter andern die Statuen Wiſchnus, Siwas und Hannumans. Bei einem andern Tempel fand man eine Inſchrift in Dewanagari-Karakteren. Sie war ſehr kurz, aber vollkommen wohl erhalten. Ueberhaupt bemerkte man zu Pugan ſechszig Inſchriften auf hartem Sandſtein. Eine gleiche Zahl ſah man zu Sakaing und an andern Orten. Im Ganzen hat man deren wenigſtens 130 abgeſchrieben. Der letzte König des Landes hatte 260 ſolcher Denkmäler in dem Tempel Arrakans, bei Amerapura, aufſtellen laſſen. Einige derſelben waren auf ſchönem weißem Marmor. Aber die meiſten ſind auf Sand-

ſtein. Ihrer Form nach ſind ſie den britiſchen Grabſteinen ähnlich. Einige ſind mit runder Paliſchrift, andere mit birmaniſchen Karakteren bedeckt. Die meiſten aber mit der erſten. Alle tragen die Jahreszahl, den Namen des regierenden Königs, und gedenken irgend einer geſchichtlichen Begebenheit, vorzüglich der Gründung eines Tempels oder Kloſters. Man hat mehrere überſetzt und Zeichnungen von den merkwürdigſten alten Tempeln entworfen.

---

## Römiſches Theater zu Lillebonne.

Die Ausgrabung des römiſchen Theaters zu Lillebonne (Julia bona), im franzöſiſchen Departement der Unter-Seine, iſt beinahe vollendet. Schon iſt der innere Gang des zweiten Stockwerks entblößt. Dies alte Gebäude iſt ſehr hoch und ſehr groß. Es hat im Ganzen drei Stockwerk; aber das untere Geſchoß liegt noch unterm Schutt begraben. Man glaubt, daß es einen Säulengang, wie das Theater zu Herkulanum, haben dürfte. Dies Denkmal erinnert in jeder Hinſicht an das ſchöne Jahrhundert der römiſchen Ziviliſation. Es iſt überdem vom höchſten Intereſſe für das Studium der alten Baukunſt.

---

## Alterthümer in Rußland.

Das alte Kaluga lag in einer gewiſſen Entfernung von der heutigen Stadt dieſes Namens. Man ſieht noch viele Trümmer bedeutender Feſtungswerke an den Ufern der Kalugka, der Oka und der Gatſchenka, ſo wie die Ueberreſte des Palaſts Simeons von Kaluga. — Auch das alte Tula war anders

gelegen, und aller Wahrſcheinlichkeit nach war es auf dem Punkte, wo jetzt die große Waffenfabrik iſt. Bei Epiphana iſt das berühmte Schlachtfeld, auf welchem 350,000 Ruſſen und tauſend Fürſten und Bojaren blieben. Man bemerkt noch den Hügel, von welchem Dmitri-Donskoy ſeine Armee überblickte. Die Regierung will auf dieſem Punkte einen hohen Obelisk erbauen. Man hat hier ſehr viele Waffen und andere Gegenſtände gefunden. — Tanais lag an der Mündung des Don, genau auf derſelben Stelle, auf welcher man jetzt das dem Oberſt Martinow gehörige Dorf Nedrigowka erblickt. Mit Ausnahme einiger roh-bearbeiteten Steine, denen man unbehilfliche menſchliche Formen gegeben, bieten Taganrok, Nakitſchwan und die Feſtung Roſtow keine Alterthümer dar. Man hat dieſe Bildſäulen in mehrern Grabhügeln gefunden. Ihr Geſicht war gegen Aufgang gewendet. Sie ſind nahe an den Wegen, die durch die große Steppe führen, und beurkunden einige Fortſchritte der Kunſt bei den Hunnen und den Komanen oder Polowtſi, welche dieſe ungeheure Wüſteneien durchirrten.

In dem kleinen Dorfe Agdenizowka, 25 Werſte (7 Stunden) von Temruk, bemerkt man in der Kirche einen Stein, mit einer vollkommen wohl erhaltenen griechiſchen Inſchrift folgenden Inhalts: „Cynoklides hat dies Dianen gewidmet, unter der Regierung Periſſades, Königs des Bosphorus, und Theodoſius, Beherrſchers der Skiden, der Torten und der Dandawier.“

Der berühmte Felſen von Tmutorakan iſt nicht ſo alt, als man bisher geglaubt hat. Man bemerkt an dieſem Denkmal augenſcheinliche Spuren neuern

Urſprungs. Taman iſt an Ueberreſten des Alterthums reich. Man ſieht noch viele Marmorſäulen, korinthiſche Kapitäler, Statüen, einen griechiſchen Sarkophag, bearbeitete Porphyr-, Baſalt- und Granitbruchſtücke, einen koloſſalen Löwen u. ſ. w. daſelbſt.

Kertch, das alte Pantikapea, die Hauptſtadt des kimbriſchen Bosphorus, bietet noch viele Alterthümer dar. Das Muſeum in dieſer Stadt, das unter Blarembergs Leitung ſteht, bereichert ſich immer mehr. Vier Werſte von Kertch, auf dem Wege nach Enikuli, ſtand die alte Stadt Mirmikion, von welcher man noch die Grundlagen findet. Auch das Muſeum zu Kaffa iſt ſehr bemerkenswerth, beſonders der Thon-Penaten wegen, die der ſchönſten Epoche Griechenlands angehören. Die alte Tatarenſtadt Stari Krim, die ehemals mehr als 30,000 Häuſer, 1000 Moſcheen, eben ſo viele Bäder und Brunnen hatte, iſt jetzt ein kleines, elendes Dorf.

## Neueſte Literatur.

### Großbritannien.

Die engliſche Literatur iſt immer reich an merkwürdigen Erzeugniſſen. Jedes Jahr, jeden Monat, ſtellt ſie der Wiſſenſchaft ein kräftiges Kontingent. Unter ihren neueſten Erſcheinungen verdienen vorzüglich genannt zu werden: „Bericht an die allgemeine Verſammlung der Geſellſchaft der Minen von Real del Monte.“ Er iſt mit drei Entwürfen der Minen begleitet. Die Fort-

ſchritte der Arbeiten ſind bedeutend. Die Socabonmine, die mit Waſſer angefüllt war, iſt auf eine Strecke von 2550 Meter (7850 Fuß) ausgetrocknet und ausgebeſſert worden. Man hat ſehr einträgliche Adern entdeckt. Die Geſammtausgabe belief ſich gewöhnlich auf 4439 Dollars, die Einnahme von den bebauten Minen auf 4354. Vier andere Minen (die von Regla, Moran, Zimapan und Ozimaltan) gewähren einen wöchentlichen reinen Ertrag von 13,000 Dollars und eine Ausgabe von 9000. Ueberſchuß 4000 Dollars (10,000 rhein. Gulden). — „Reiſe nach Buenos-Ayres und in die Provinzen des Rio de la Plata, von Beaumont.“ Sie wurde unter dem Zauber der Illuſion unternommen und beendete ſich durch ein förmliches Desappointement. — „Praktiſche und moraliſche Staatswirthſchaft, von Edmonds.“ Sehr viele Paradoxen, Wahrheiten und Irrthümer. Der Hauptinhalt des Werkes iſt: Zum Leben nothwendige Gegenſtände; politiſche Verhältniſſe der Menſchen; moraliſche und geiſtige Eigenſchaften und Neigungen des Menſchen. — „Leben Napoleon Bonaparte's, von Hazzlitt.“ Dies Werk iſt ein Beweis mehr von des Verfaſſers ausgezeichnetem Talent. Aber die Vorliebe für ſeinen Helden verleitet ihn oft zu Ungerechtigkeiten und Widerſprüchen. Bei alledem iſt ſie ein würdiges Gegenſtück des unter demſelben Titel von Walter Scott herausgegebenen Romans. — „Lord Byron und einige ſeiner Zeitgenoſſen, von Leigh Hunt.“ Dies Buch wird in England viel geleſen. Es ſtellt den Dichter in ſeiner vollen Natürlichkeit dar, und iſt reich an den intereſſanteſten Anekdoten und Karakterzügen. — „Deliſle, oder der Argwöhniſche; Ein neuer Beſuch

zu Almack; Leben im Weſten.“ Angenehme Kleinigkeiten. — „Die fremde Revüe“ hat den Plan der Pariſer Revue Encyclopédique angenommen. Sie gibt Analyſen und Rezenſionen über die neueſten und vorzüglichſten Werke in der deutſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen, italieniſchen, holländiſchen, däniſchen, ſchwediſchen, polniſchen und ruſſiſchen Literatur. Das älteſte kritiſche Blatt iſt die Londoner Literaturzeitung. Aber es iſt nicht mehr, was es früher war. Es iſt ſchwerfällig, pedantiſch und im höchſten Grade ſchwatzhaft geworden. Sein Rival, die neue Londoner Literatur-Revüe, iſt eine Werkſtatt junger Kunſtrichter, deren Meinungen kühner und umſichtiger, deren Urtheile beſſer motivirt ſind. Eine dritte Literaturzeitung iſt das von Buckingham herausgegebene Athenäum, deſſen erſte zehn Nummern viel verſprechen. — Die Predigten Walter Scotts ſind ſo eben erſchienen und verſchaffen ihm einen eben ſo auſſerordentlichen Ruf als Theolog, wie als Geſchichtſchreiber. Der Baronet beſchäftigt ſich jetzt mit einem Werke über Kohl- und Rübenpflanzung und Gartenweſen überhaupt. In Rückſicht auf dies verdienſtliche Werk hat man einen Brief an ihn herausgegeben, in welchem er auf einige Hauptirrthümer in ſeinem letzten Verſuch über die Kunſt, einen unfruchtbaren Boden zu bebauen, aufmerkſam gemacht und gebeten wird, zu einem vernünftigern Syſtem zurückzukommen, als das iſt, welches er ſeit einiger Zeit angenommen zu haben ſcheint. Dies Schreiben iſt unterzeichnet W. Withers (W[alter] im Verwelken). Walter Scotts neueſter Roman, „die Jungfrau von Perth“, wird in Kurzem erſcheinen, und ſein letztes Werk, „Mährchen aus Schottlands

Geſchichte“, wird viel geleſen. — „Das Leben Byrons“, von Thomas Moore, läßt ſich lange erwarten.

## Nordamerika.

Als Großbritanniens erſtgeborner Sohn, zeigt ſich Nordamerika ſeines Erzeugers in jeder Hinſicht würdig, und übertrifft ihn ſogar in Entfeſſelung von allen Vorurtheilen, im vollkommenen Genuſſe der Freiheit und Vernunft. Nur in der Literatur ſteht er noch hinter ihm zurück. Aber dieſer Umſtand iſt nicht auffallend, wenn man bedenkt, daß man in den vereinigten Staaten zuerſt nur auf Befeſtigung der Unabhängigkeit, ſodann auf Erlangung einer gewiſſen Opulenz bedacht ſein konnte. Iſt dieſe letztere erſt erlangt, dann werden auch die Erzeugniſſe der Literatur häufiger und gediegener ſein, als ſie es bis jetzt geweſen. Unter den neueſten Produkten zeichnen ſich nur folgende aus: „Rede, gehalten bei Eröffnung der Hochſchulen zu New-York, von Griscom; und „Briefe aus Europa, auf einer Reiſe durch Irland, England, Schottland, Frankreich, Italien und die Schweiz, während den Jahren 1825 bis 1827 geſchrieben“, von Carter. Dies letzte Werk iſt mannichfach intereſſant und kann ſelbſt noch für Europäer lehrreich ſein. Es iſt mit republikaniſcher Freimüthigkeit geſchrieben, und eine wahre Statiſtik der Lokalitäten, der Denkmäler, der Geſellſchaften und ihrer Inſtitutionen. — Von dem amerikaniſchen Addiſon, Waſhington Irwing, iſt das „Leben Chriſtophs Colombs“ erſchienen. Coopers „Briefe über die vereinigten Staaten“ ſind unter der Preſſe.

## Frankreich.

Seit einigen Monaten athmet man in Frankreich freier. Das entehrende Joch der Zenſur iſt beinahe vergeſſen. Der Stern des Jeſuitismus erbleicht immer mehr, und Tartüffe, in Begleitung ſeiner Liktoren, iſt nicht mehr der Diktator der öffentlichen Meinung. Die Zahl der in allen Zweigen der Wiſſenſchaft erſcheinenden Werke iſt in dieſem Lande immer ſehr groß, nur die der Traktätchen und der ſogenannten „guten Bücher“, in denen der empörendſte Unſinn gepredigt wurde (wie z. B. in dem Leben der Maria Angelika de la Providence; die vollkommene Nonne; Virginia, oder die chriſtliche Jungfrau; Leben und Offenbarungen der Schweſter la Nativité und hundert andere), iſt etwas ſeltener geworden. Dagegen wird ſie durch ſogenannte Mandemens erſetzt, in denen Frankreich und ſeine Bewohner als ketzeriſch, verrucht, verflucht (man denke ſich die ganze Kyrielle aller möglichen jeſuitiſchen Schimpfworte und Zoten) geſchildert werden. Aber verweilen wir bei dieſem Abſchaum nicht länger. Unter den neueſten Werken zeichnen ſich beſonders folgende aus: „Verſuch über die Veränderungen in der Bildung des Erdballs, ſeit ſeiner Schöpfung, von D.“ Enthält mancherlei neue und intereſſante Anſichten und Schlußfolgen, die jedoch auf nichts gegründet ſind. — „Portatif-Encyclopädie, oder allgemeiner Hauptinhalt der Wiſſenſchaften, der Literatur und der Künſte, von Odolant Desnos.“ Man kann viel lernen in dieſem kleinen Werke, nur möchte man in einigen Theilen eine größere Entwickelung wünſchen. Ueberhaupt fehlt es dem Ganzen an der erforderlichen Vollkommenheit, die man aber

unmöglich in zwei kleinen Bänden finden kann. — „Diſſertation über das Alter der Entdeckung und den Gebrauch der Platina, von Rever.“ Enthält über dieſen Gegenſtand eine Menge Zitationen der verſchiedenen alten Schriftſteller. — „Atlas der Vögel Europa's, von Werner.“ Dieſer Atlas, von welchem die ſiebente Lieferung, aus zehn Blättern beſtehend, erſchienen iſt, gehört zu dem ornithologiſchen Handbuche von Temminck. Werner iſt einer der beſten naturgeſchichtlichen Maler. — „Der gute Gärtner für 1828, von Poiteau und Vilmorin.“ Enthält die allgemeinen Grundſätze der Kultur, die monatlich vorzunehmenden Gartenarbeiten, eine Beſchreibung aller Gemüſe, Fruchtbäume, Geſträuche u. ſ. w. Ueberhaupt iſt dieſer Almanach intereſſant und nützlich. — „Jahrbuch für 1828, herausgegeben von dem Längebureau zu Paris.“ Wird von ausgezeichneten Gelehrten redigirt, und enthält immer ſehr wichtige Aufſätze und Beobachtungen. — „Anatomie des Menſchen, oder Beſchreibung und lithographirte Figuren aller Theile des menſchlichen Körpers, von Cloquet.“ Dies wichtige Werk wird heftweiſe von Lasteyrie herausgegeben. Die zuletzt erſchienenen Hefte ſind das 33. und 34. — „Praktiſche Abhandlung der ſyphilitiſchen Krankheiten, von Lagneau.“ Seit die phyſiologiſche Arzneikunde den mediziniſchen Ideen eine andere Richtung angewieſen, waren die ſyphilitiſchen Krankheiten beinahe allein unter dem Joche des alten Schlendrians geblieben. Junge Aerzte haben der Behandlung derſelben endlicheine neue Bahn gebrochen. Das Werk Lagneau's ſtellt den Beweis davon auf. — „Atlas der alten Geographie, von Letronne.“ Dient zur Verſtändlichmachung

der Werke Rollins. — „Notiz über die Regierung, die Sitten und den Aberglauben der Neger des Landes Walo in Afrika, von Roger, ehemaligem Statthalter der franzöſiſchen Kolonie des Senegal.“ Die Bewohner von Walo ſind ſehr höflich gegen einander, munter, luſtig und ſchwatzhaft. Großes Vergnügen finden ſie an Reiſe- und Kriegsſchilderungen, Volksſagen und Geſpenſtergeſchichten. In zahlreichen Verſammlungen üben ſie ſich Abends beim Mondſchein in Verſtandesſpielen. Sie ſind ſehr gaſtfreundſchaftlich und abergläubig, wie man es in Europa im neunten Jahrhundert, und vielleicht auch ſpäter, war. So ſind die Menſchen beſchaffen, welche die chriſtlichen Europäer als Vieh betrachteten und als ſolches behandelten. — „Briefe eines Reiſenden zur Mündung der Seine, von Saint-Amand.“ Sie enthalten geſchichtliche, anekdotiſche und ſtatiſtiſche Mittheilungen über die unter dem Namen Pays de Caux, Lieuvin und Roumois bekannte Gegend der Normandie, in den Departementen der Unter-Seine, des Calvados und der Eure. — „Paris und ſeine Umgebung.“ Angenehme maleriſche Spaziergänge mit hübſchen Kupfern und fließender Beſchreibung. — „Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft, oder Darſtellung der Grundſätze, auf welchen der katholiſche Glaube beruhet.“ Dieſe Apologie iſt mit vielem Talent geſchrieben und verdient beachtet zu werden. — „Neuer Verſuch über die Gewißheit, vom Abbé Brindts.“ Ein Appendix zu Lamennais Buch über die religiöſe Gleichgültigkeit, und eben ſo ſophiſtiſch und abgeſchmackt als jenes. — „Handbuch des Geſchwornen, von Bourguignon.“ Iſt ein vortreffliches Vademecum des Ge-

ſchwornen. — „Spanien unter den Königen des Hauſes Bourbon, von Coxe, mit Noten und Zuſätzen von Muriel.“ Die drei letzten Bände (ſechs im Ganzen) ſind eben ſo intereſſant, als die erſten. — „Der Kampf der dreißig Bretonen gegen dreißig Engländer, von Crapelet.“ Dieſer ritterliche Kampf iſt eine Nachahmung deſſen der Horazier. Als hiſtoriſcher Zug iſt er immer merkwürdig. Der Kampf wurde 1350 am Sonnabend vor Lätare geſtritten. — „Ueberſicht der vorzüglichſten Begebenheiten, die in Portugal gegen Ende 1826 und zu Anfang 1827 ſich ereignet haben; Geographiſcher Abriß Portugals.“ Beide Lieferungen ſind intereſſant. — „Geſchichte Napoleons, von Norvins.“ Das neunte und zehnte Heft dieſes wichtigen Werks ſind erſchienen, und ſtehen den frühern Lieferungen nicht nach. — „Helleniſche Geſänge, von Wilhelm Müller.“ Aus dem Deutſchen überſetzt. — „Der Barde der Vogeſen, von Pellet; poetiſche Gemälde, von Reſſéguier; der Frauenſänger; Peyronnet vor Gott.“ Mehr oder weniger angenehme Dichtungen. — „Fauſt, von Göthe, überſetzt von Gérard.“ Die Ueberſetzung iſt in Proſa und in Verſen, und nicht immer fehlerfrei. — „Iſmalie, oder Tod und Liebe, von Arlincourt.“ Ein ſeltſames Erzeugniß, das bitter getadelt worden iſt, und Tadel verdient. — „Der Spielmann, oder eine Inſurrektion in der Schweiz, von Zſchokke, überſetzt von Löwe-Weimars.“ Wer kennt nicht das intereſſante hiſtoriſche Gemälde unſers H. Zſchokke, betitelt Addrich im Moos? Es iſt ziemlich treu überſetzt; aber wie man bemerkt, iſt der Titel verändert worden. — „Iſographie berühmter Männer, oder Sammlung der Fac simile der Hand-

ſchriften und Briefe berühmter Männer.“ Die achte und neunte Lieferung iſt erſchienen.

---

## Spanien und Portugal.

Mit Recht betrachteten die Alten dieſe beiden Länder als am Ende der vernünftigen Welt gelegen. Sie ſind es jezt mehr als je. Auſſer einigen Gebetbüchern, Proklamationen und Sentenzen, erzeugt die Preſſe in dieſen beiden Königreichen wenig oder nichts. Wahrheit und Vernunft ſind von dort mit Wiſſenſchaft und Literatur ausgewandert. Erzeugen dieſe Verbannten noch irgend etwas, ſo iſt es in England oder in Frankreich. Zu London erſcheinen die „Ocios oder Mußeſtunden der ſpaniſchen Flüchtlinge“, zu Paris werden die „literariſchen Werke Don Franz Martinez de la Roſa“ gedruckt. Der dritte Band davon iſt erſchienen. Er enthält das Gedicht über die Belagerung Sarragoſſa’s; die Wittwe von Padilla, ein Trauerſpiel; die Tochter zu Hauſe und die Mutter auf dem Ball, ein Luſtſpiel. Dies letzte iſt für die franzöſiſche Bühne nachgeahmt worden.

---

## Italien.

Man hat es in dieſem Lande noch nicht ſo weit gebracht, Wiſſenſchaft und Literatur nach dem Beiſpiel Spaniens vollkommen zu verbannen. Sie leben und gedeihen noch auf heimathlichem Boden; aber ſie werden äuſſerſt ſtreng bewacht und ſind auf ſolche Gegenſtände beſchränkt, die der großen Maſſe durchaus unverſtändlich bleiben. Zu den vorzüglichſten neuern Erſcheinungen gehören: „Philoſophie der Statiſtik, von Gioja; theoretiſches und praktiſches

Wörterbuch des Notariats, von Calza; Philoſophiſche Beobachtungen über Ludwig Ciceoni und über die improviſirte Tragödie, von Malvica; Abhandlung über die Architektur des Vitruvius; Wörterbuch und Bibliographie der Muſik, von Lichtenthal; das Schloß Trezzo; Cabrino Fondulo, Bruchſtück der Geſchichte der lombardiſchen Städte zu Ende des vierzehnten und Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, von Lancetti; Verſuch, das Verderben der Beredſamkeit in Italien zu verhindern, von Pezzi; Leben Alexander Vittoria's, von Temanza; neue Sammlung der alten Schriftſteller, nach den Manuſkripten des Vatikans, von Mai; acht Madrigale und zehn Sonnette von Taſſo; Denkſchrift über das Rindvieh in der Lombardie, von Berra.“ — Man ſieht, woraus dieſe Literatur beſteht. Das einzige wirklich beachtungswerthe Werk iſt die „Darſtellung einer literariſchen Reiſe in die Schweiz, von Volta.“ Sie wurde bereits 1777 gemacht, und enthält eine Beſchreibung des Gotthards und des Vierwaldſtätterſees, ſo wie mehrere geologiſche und Barometerbeobachtungen.

## Niederlande.

Die Niederlande, vorzüglich Brabant und Flandern, ſind nur Filiale Frankreichs, hinſichtlich der Literatur. Holland hat zwar eine Originalliteratur; aber ſie iſt arm an wichtigen Erzeugniſſen. Dieſer Umſtand iſt um ſo auffallender, da es in den Niederlanden mehrere wirklich ausgezeichnete Männer gibt. Zu den neueſten Produkten gehören: „Jahrbuch für 1828.“ Es wird beinahe nach demſelben Plan redigirt, wie das des Längebureau zu Paris, und von

Lobatto herausgegeben. Nach ihm belief ſich die Bevölkerung des Königreichs vom 1. Januar 1827 auf 6,116,935 Seelen. 1826 zählte man

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Geburten | in den Städten | 67,915, | auf dem Lande | 154,080 |
| Todesfälle | — — | 58,899, | — — | 110,153 |
| Vermehrung | ...... | 9,016 | ....... | 43,927 |

— „Die Meßkunſt, mit Anwendung auf Künſte und Handwerke, von Lemaire; Denkſchriften über die Wohlthätigkeitskolonien zu Frederick-Oord und Wortel, von Kirckhoff; Bericht über die Wohlthätigkeitskolonien in den nördlichen Provinzen des Königreichs der Niederlande, von Caan; Leiter junger Beamten, von Renſon." Ein ſehr nützliches Werk. — „Hugo Grotius und Maria von Reigersbergen, von Vries."

## Schweden und Dänemark.

Dieſe Länder befinden ſich, in Hinſicht auf Deutſchland, faſt in demſelben Falle, wie die Niederlande in Bezug auf Frankreich. Die meiſten Erzeugniſſe ihrer Literatur beſtehen nur in Uebertragungen aus dem Deutſchen. Hin und wieder geſellen ſich auch einige Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen dazu. Die guten Originalproduktionen ſind ſelten. Wir kennen nur ein intereſſantes ſchwediſches Werk der neuern Zeit, nämlich die „Sammlung der Briefe, Proklamationen und Reden Karl Johanns, Kronprinzen und gegenwärtigen Königs von Schweden und Norwegen", das in jeder Hinſicht ſehr bemerkenswerth iſt. Der Monarch legt in demſelben ſein politiſches Glaubensbekenntniß ab, und ſtellt die Anſichten dar, nach welchen er handelt. Dieſe Sammlung begreift

alle Aktenſtücke vom 20. Oktober 1820 bis zum 28. Januar 1825.

### Polen und Rußland.

Eine alte gefeſſelte und eine ſich bildende Literatur ſtehen beinahe auf derſelben Stufe, vorzüglich wenn die eine nicht unabhängiger iſt, als die andere. Polen iſt reich an Erinnerungen; aber ſeine Gegenwart iſt ſehr arm und beſchränkt. Seine Gelehrten und Schriftſteller befinden ſich genau in derſelben Lage, wie die Italiens. Man rechne dazu noch den ungünſtigen Himmel, und man wird begreifen, warum ſo wenig ausgezeichnete Werke die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in dieſem Lande beurkunden. Die Preſſe erzeugt größtentheils nur Ueberſetzungen aus dem Ruſſiſchen, Deutſchen und Franzöſiſchen. Ein Werk in dieſer letztern Sprache, betitelt: „Theoretiſche und praktiſche Prüfung der Heilmethode des Doktor Hahnemann, betitelt Homeopathik, von Bigel“, iſt das einzige, das Erwähnung verdient. — Zu den neuern Erſcheinungen in Rußland gehören: „Denkwürdigkeiten, herausgegeben von dem Departement der Admiralität; zehnter Band; Prüfung dreier Stellen in den Denkwürdigkeiten Napoleons, von Dawidow; Elegien und andere Dichtungen, von Glebow.“

### Ruſſiſche Zeitſchriften.

Die älteſten Journale in Rußland ſind: 1) die Petersburger Zeitung. Sie begann mit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unter Peter dem Großen; 2) die Zeitung von Moskau begann 1756; 3) die hiſtoriſche, ſtatiſtiſche und geographiſche Zeitſchrift

beſteht ſeit 1790; der europäiſche Kurier, geſtiftet von Karamſin 1802; 5) der Sohn des Vaterlandes; 6) der ruſſiſche Invalide; beide begannen 1812; 7) die landwirthſchaftliche Zeitſchrift zu Moskau, ſeit 1821. Von mehrern Heften iſt eine zweite Auflage nothwendig geworden; 8) der Telegraph von Moskau gibt ſeit Anfang d. J. beſondere Beilagen und Zeichnungen; 9) der Kindheitsgefährte wird ſeit 1826 von Gretch und Bulgarin, den Redaktoren der nordiſchen Archive, des Sohns des Vaterlandes und der nordiſchen Biene, herausgegeben; 10) Zeitſchrift der Verbindungswege und Mittel, herausgegeben von drei Franzoſen im ruſſiſchen Dienſte; 11) Moskauer tägliche Zeitung, ſeit 1826; 12) Militärzeitung, ſeit 1827; 13) der Slawe, militäriſche und literariſche Zeitung, ſeit 1827; 14) neue Kinderbibliothek, ſeit 1827; 15) Kurier von Moskau, ſeit 1827. Mit Anfang 1828 kommen dazu noch drei neue Zeitſchriften: 16) das Athenäum; 17) der ruſſiſche Zuſchauer; 18) das nordiſche Bülletin. Das letztere iſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. 19) Das literariſche Kamäleon erſcheint ſeit 1755; 20) der ruſſiſche Merkur, ſeit 1786; 21) Angenehm und nützlich, ſeit 1786. Dies Journal wurde von Voltaire der literariſche Koch genannt. — Seit 1826 erſcheinen folgende Zeitſchriften nicht mehr: Bibliographiſche Blätter von Köppen; der ruſſiſche Kurier; der Wohlmeinende; Zeitſchrift des Departements des öffentlichen Unterrichts; der aſiatiſche Kurier; das Journal der ſchönen Künſte.

### Neu entdeckte griechiſche Handſchriften.

Der unermüdliche Bibliothekar des Vatikans, Mai, hat in der ihm anvertrauten Bibliothek mehrere bisher unbekannt gebliebene altgriechiſche Handſchriften entdeckt, unter andern mehreres von Diodor von Sizilien, Dionys von Halikarnaß, Dio Caſſius und Polybius. Sie enthalten neue Thatſachen über die alte Geſchichte, wichtige Andeutungen über Geographie, Chronologie, Militärweſen u. ſ. w. Er hat dieſe griechiſchen Texte aus dem Staube der Palinoſerten, jener Handſchriften, die man einſt gewaſchen, um ſie mit neuer Schrift zu bedecken, hervorgezogen.

Durch mehrere ähnliche Entdeckungen und Bekanntmachungen hat Mai bereits die Werke Cicero's, des Plautus, Symmacus, Frontonius und Marc Aurel bereichert. Seit 1826 gibt er eine Sammlung in Quart unbekannter griechiſcher Manuſcripte heraus, welche ſich unter denen ſeiner Obhut anvertrauten befinden. Es befinden ſich darunter mehrere Abhandlungen des Euſebius und Photius, und eine Antwort des Rhetorikers Ariſtides auf eine Rede des Demoſthenes.

Der eben erſchienene zweite Band enthält Aufſätze, welche größtentheils der großen Sammlung Konſtantins Porphyrogenetes, griechiſchen Kaiſers, entnommen ſind. Dieſer ließ im zehnten Jahrhundert durch Kompilatoren methodiſche Auszüge der Geſchichtſchreiber zuſammentragen. Man ordnete ihre Arbeiten unter verſchiedene Titel, und bildete 55 Sektionen daraus, die vollkommen wohl erhalten ſind. Schon kannte man zwei derſelben, die der Geſandtſchaften, und die der Tugenden und Laſter. Mai

gibt eine dritte heraus, die der Sentenzen, welche nicht weniger nützlich ſein wird, als die beiden erſtern.

Man findet darin hundert Seiten von Diodor von Sizilien, Auszüge von Dionys von Halikarnaß, von Dexippus, von Mänander dem Analiſten, eine Seite Appians, ein anonymes Werk über Politik, eine Rede des Nikephorus Blemmidas, über die Pflichten eines Königs, und drei Seiten des Romans Jamblika, den wir nur durch die Analyſe des Photius kannten.

Aber bei weitem koſtbarer, als alle dieſe Ueberreſte des morgenländiſchen Reichs, ſind die zahlreichen Zitationen aus den alten Dichtern Athens, von Solon, Euripides, Philemon, mehrere Orakel in Verſen, und andere authentiſche Denkmäler der ſchönſten Zeiten Griechenlands.

Polybius gewinnt am meiſten durch dieſe Entdeckungen. Mau kannte von ihm nur die fünf erſten Bücher der allgemeinen Geſchichte ſeiner Zeit, ziemlich lange Bruchſtücke bis zum ſiebenzehnten, und die alten Auszüge Konſtantins aus dieſen Büchern und den dreiundzwanzig übrigen. Die neuen Auszüge, die hier mehr als hundert Seiten füllen, dehnen ſich vom ſechsten bis zum dreizehnten Buche aus. Die vorzüglichſten und zuſammenhängendſten betreffen das zwölfte Buch.

---

## Ein ungedruckter Brief J. J. Rouſſeau's an Perdriau.*)

Der berühmte Wundarzt, Herr Profeſſor Dr. Maunoir der Aeltere zu Genf, hat eine reiche

*) Pfarrer zu Genf.

Sammlung bisher noch nie gedruckter Originalbriefe J. J. Rouſſeau's, Voltaire's, Abauzits und anderer erhabener Geiſter des achtzehnten Jahrhunderts. Der gelehrte Eigenthümer dieſes in mehr als einer Hinſicht wichtigen literariſchen Schatzes hat im Sinne, denſelben in Kurzem dem Druck zu übergeben. Wir wünſchen dem franzöſiſchen Publikum Glück dazu. Indeſſen iſt uns vergönnt worden, im Voraus die getreue Ueberſetzung eines dieſer Schreiben J. J. Rouſſeau's bekannt zu machen, und wir haben dieſe Gelegenheit mit Erkenntlichkeit ergriffen, weil wir überzeugt ſind, auch unſern Leſern dadurch Vergnügen zu machen.

Der Genfer Bürger entwirft mit raſchen Zügen ein treffendes Gemälde ſeiner Zeit. Mit wenigen Pinſelſtrichen gewährt er ſeiner Skizze ein originelles Kolorit, deſſen transzendente Schattirung ein größerer Farbenreichthum vielleicht verwiſcht haben würde. Der hundertjährige „Bonhomme Fontenelle“ (einer der größten Geiſter ſeiner Zeit) mit einem vierjährigen Mädchen bei der Gattin des berühmten Helvetius den Ball eröffnend; .... in Montesquieu's Leichengefolge nur allein Diderot, von den tauſend Gelehrten und Schriftſtellern zu Paris — das ſind Züge, die nicht mehr unſerer Zeit, nicht mehr unſern Sitten angehören. Kommen wir zu dem Briefe ſelbſt.

Paris, 20. Februar 1755.

„Ihr neueſtes Schreiben hat mir das größte Vergnügen gewährt, um ſo mehr, da ich unruhig war über den Eindruck, den mein letzter Brief Ihnen gemacht haben dürfte. Ihre Freundſchaft iſt mir um

ſo lieber, nachdem ſie die Probe meiner Freimüthig-
keit überſtanden....

„Sie haben den übeln Ausgang meiner Unter-
handlung wegen der Bibeln Sixtus V. vernommen.
Aber unmöglich ahnen Sie all den Verdruß, den mir
dieſe Angelegenheit verurſacht hat. Obſchon es meine
Schuld nicht war, bedauere ich mein Mißgeſchick in
dieſem Falle doch eben ſo ſehr, wie einen wirklichen
Fehler.

„Was die in Rede ſtehenden Handſchriften an-
belangt, ſo habe ich ſchon ſechs Wochen ſie Herrn
Vernet übergeben. Ich wünſche, daß er der Stelle
nicht unwürdig ſei, welche man ihm zugedenkt.

„Sie bedauern mit mir Montesquieu's Verluſt.
Alle, welche ein Vaterland haben, an dem ſie mit
warmer Liebe hängen, Alle werden dieſen großen
Mann vermiſſen, beweinen. Er ſelbſt bedurfte eines
ſo langen Lebens nicht, um unſterblich zu ſein. Aber
er hätte ewig leben ſollen, um allen Völkern ihre
Rechte, ihre Pflichten zu lehren. Ich war auf dem
Lande, als er ſtarb, und ich vernahm, daß von allen
Gelehrten, von denen es in Paris wimmelt, blos
Diderot ſeine Leiche begleitete. Wahr iſt es, daß Di-
derot auch der Einzige iſt, der ihn würdig zu erſetzen
im Stande ſein dürfte.

„Ich habe während dieſem Karneval ein ange-
nehmes Schauſpiel gehabt, obgleich es mich über
Montesquieu's Verluſt nicht tröſten kann. Ich habe
den Bonhomme Fontenelle geſehen, der bei Madame
Helvetius den Ball mit einem vierjährigen Mädchen
eröffnete. Ich hätte die Gelegenheit dieſes ſonder-
baren Auftritts nicht verfehlen mögen. Ich bin ge-

wiß, daß es im Leben des kleinen Weſens ein merkwürdiger Vorfall bleiben wird, den es natürlicherweiſe in ſeinem dreißigſten Jahre vergeſſen dürfte, an welchen es aber im Alter ſich mit Wohlgefallen erinnern wird.

J. J. Rouſſeau.[a]

## Mannichfaltigkeiten.

### La Peyrouſe's Schiffbruch.

Man ſcheint endlich Gewißheit über das traurige Schickſal La Peyrouſe's und ſeiner Reiſegefährten erlangt zu haben. Schon früher hatte ein Schiffskapitän darüber einige Andeutungen mitgetheilt. Eine Expedition, die ganz eigens auf Nachforſchung über dieſen Gegenſtand ausgeſendet worden, iſt noch nicht zurückgekehrt; doch weiß man Folgendes nach dem Schreiben einer bei dieſer Expedition befindlichen Perſon: „Beide Schiffe La Peyrouſe's ſcheiterten in einer und derſelben Nacht gegen die Felſen der Inſel Maniko, unter 11° 40′ ſüdlicher Breite und 167° öſtlicher Länge von Greenwich. Eines derſelben ging auf der Stelle zu Grunde und die ganze Mannſchaft kam um. Das andere blieb an einer Klippe hängen, und ein Theil der Bemannung konnte ſich retten. Die dem Tode Entgangenen erbaueten aus den Trümmern des Schiffes ein kleines Fahrzeug auf einer Stelle, Pagu genannt, wo mehrere derſelben von den Eingebornen umgebracht wurden. Nachdem ihr Boot fertig war, ſchifften ſie ſich, ungefähr fünf Monate nach dem Schiffbruche, ein. Aber ſie lieſſen zwei Matroſen zurück. Einer derſelben ſtarb nach drei Jahren, der andere verließ die Inſel auf einer Pirogue. Man weiß nicht, was aus ihm geworden iſt.

Nach mehrern auf der Inſel gefundenen Ueberbleibſeln des Schiffbruchs kann man ſchlieſſen, daß die untergegangenen Fahrzeuge franzöſiſche waren. Mehrere Sachen waren von Kupfer oder Silber und mit einer Lilie verſehen. Unter andern bemerkte man zwei Glocken, auf deren

einer in großen Buchſtaben zu leſen war: Bazin m'a fait. (Bazin hat mich gemacht). Auch ein Schiffsſplitter zeigt eine große Lilie, deren Vergoldung noch vollkommen wohl erhalten iſt. Auf einem zerbrochenen Leuchter ſieht man ein Wappen, welches das der franzöſiſchen Familie Cotignon oder Colignon zu ſein ſcheint.

## Dampfpflug.

Wer vermag die Grenzen des menſchlichen Geiſtes, das Ziel ſeiner Erfindungen und Entdeckungen zu beſtimmen? Der Weg, den er bis jetzt ſchon überſchritten, die Hinderniſſe, die ihm unaufhörlich durch abgeſchmackte und tiranniſche Inſtitutionen entgegengeſtellt werden, deuten uns zur Genüge das erhabene Ziel, die erſtaunlichen Reſultate an, die aus ſeinem Beſtreben entſprieſſen könnten, wenn es ihm vergönnt wäre, frei und ungehindert vorwärts zu dringen, von der mächtigen Hand der Freiheit unterſtützt.

Täglich führen neue Erfindungen das Menſchengeſchlecht weiter auf der Bahn der Ziviliſation. Wie verſchieden iſt unſer phyſiſcher Zuſtand bereits von dem unſerer Vorgänger! Die Induſtrie hat uns Genüſſe verſchafft, die man vor 50 Jahren noch nicht kannte. Täglich macht ſie noch neue Fortſchritte, und in weniger als einem Jahrhundert wird die Mechanik eine vollſtändige Revolution hervorgebracht haben.

Der Erfindungsgeiſt des Menſchen begnügt ſich nicht mehr, die Arbeit ſeiner Hände und die ſeiner Hausthiere durch ein wenig Dampf zu erſetzen, um ſtarken Strömen entgegen zu ſchiffen, die furchtbaren Wellen des Ozeans zu durchſchneiden, auf den Landſtraßen ungeheure Laſten fortzuſchaffen; er bedient ſich ſeiner auch, um den Pflug in Bewegung zu ſetzen, und mit Hilfe des Dampfes die Erde zu durchfurchen. Vor Kurzem hat man in England Verſuche mit einem ſolchen Dampfpfluge angeſtellt, und ſie ſind vollkommen gelungen. Die nähern Andeutungen über dies neue Inſtrument ſind uns noch nicht zugekommen; aber ſeine vortheilhaften Reſultate ſind keinem Zweifel

unterworfen. Der Ackerbau war gewiſſermaßen die einzige Kunſt, die noch keinen Vortheil von den Dampfmaſchinen gewonnen hatte, ausgenommen in der Dreſchmaſchine. Man hat berechnet, daß eine Maſchine mit ſechs Pflugeiſen, die durch eine Feuerpumpe in Bewegung geſetzt und durch einen einzigen Menſchen gelenkt würde, in einem Tage ſo viel Land bearbeiten würde, als 12 Menſchen mit 12 Pflügen und 36 Pferden. Es würde ſelbſt ein Leichtes ſein, der Dampfmaſchine eine doppelt ſo große Kraft zu geben.

Aber was würde aus den Menſchen und den Pferden werden, die man bis jetzt zum Ackerbau gebraucht? — Bekümmern wir uns um die Pferde nicht. Die beſſer bebaute Erde wird immer genug erzeugen, um die Menſchen zu nähren und zu kleiden. Zeit und Erfahrung werden das Uebrige thun.

---

## Quellen des Irawaddyſtroms.

Die Geographie verdankt den beiden Briten Wilcox und Burlton wichtige Entdeckungen über die obern Zuſtrömungen des Brahmaputra. Dadurch wird aufs Klarſte bewieſen, daß dieſer Fluß keineswegs mit dem großen Dzangbo, oder Yaru dzangbo tſchu, der Tibet von Abend nach Morgen durchſtrömt, zuſammenhängt.

Dieſelben Reiſenden ſind auch bis zu den Quellen des Syry Serhit vorgedrungen, den ſie für den Irawaddy, oder für den großen Fluß halten, der beinahe ganz Birmanien durchſtrömt. Dieſe Quellen befinden ſich ungefähr unter 27° 50′ nördlicher Breite und 95° öſtlicher Länge von Paris. Sie ſind ſüdlich vor denen des Brahmaputra, aber durch eine hohe beſchneiete Gebirgskette, Langtan genannt, von ihnen getrennt.

Die beiden Briten ſind nicht ganz bis zu den Quellen des Syry Serhit vorgedrungen. Sie haben nur ſeinen obern Theil, unter 27° 30′, beſucht. Aber nach den beſtimmten Nachrichten, welche ſie eingezogen haben, waltet kein Zweifel mehr über den Hauptgegenſtand ihrer Reiſe. Sie ſind überzeugt, daß jene Quellen die des Irawaddy ſind.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Syry Serhit, der gegen Süden ſtrömt, das Land der Semſacken durchſchneidet, und ſodann das Königreich Awa betritt, wo er den Namen Irawaddy erhält. Aber geographiſch kann man ihn nicht als den obern Theil des großen Fluſſes betrachten, der an Amirapura, der Hauptſtadt Birmaniens, vorüberſtrömt, weil dieſer die Fortſetzung des Yaru Dzangbo Tibets iſt, der die öſtliche Spitze der chineſiſchen Provinz Yun-nan bewäſſert, und ſodann Awa betritt, wo er auf ſeiner Rechten den Syry Serhit in ſich aufnimmt.

---

### Schnelle der verſchiedenen Transportmittel.

Wie weit ſteht die Schnelle der Pferde hinter der der Dampfkutſchen zurück! Wenn die Poſt ſich des Dampfes bedienen kann, bedarf man der Telegraphen nicht mehr. Die Schnelligkeit der Dampfſchiffe übertrifft ebenfalls die der beſten Pferde. Bei allem dem iſt ſie nichts im Vergleich mit der eines von einem guten Winde fortgezogenen Schiffes. Dieſe werden jedoch wieder von den mit Segeln verſehenen Schlitten übertroffen. Man bedient ſich derſelben auf den großen Seen und Flüſſen Nordamerika's während der Winterszeit. Es geſchieht manchmal bei gutem Winde, daß man 25 Poſtſtunden Weges in einer Stunde Zeit zurücklegt. Zwei Briten unternahmen vor mehrern Jahren einen ähnlichen Ausflug auf dem finnländiſchen Meerbuſen. Bei mäßigem Winde reiſeten ſie von Petersburg ab, und legten 10 Stunden Weges in einer Stunde Zeit zurück. Ein Fuchs, der vor ihnen mit außerordentlicher Schnelle floh, wurde von dem Schlitten erreicht und in zwei Hälften getheilt. Wenn der Gebrauch der Eiſenbahnen erſt allgemeiner ſein wird, könnte man Verſuche mit Segelkutſchen anſtellen, und auf ſolche Weiſe die Schnelle der Dampfkutſchen bei weitem übertreffen. Ein in Amerika angeſeſſener Franzos hat bereits eine Luftkutſche erbaut. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß irgend eine von Menſchenhand verfertigte Maſchine je die Schnelle des Windes übertreffen könne. Bei keiner Anwendbarmachung

der Mechanik auf die Transportmittel, wird man je ſagen können: Ocior Euro.

## Bompland in Paraguay.

Nach einem Schreiben, welches Herr Benjamin Deleſſert aus Buenos-Ayres erhalten, befindet ſich zwar der berühmte franzöſiſche Botaniker Bompland noch immer als Gefangener in Paraguay; aber ſeine Lage iſt bei weitem nicht ſo traurig, als man ſie bisher geſchildert hat. Von der Unmöglichkeit überzeugt, ſo lange der Doktor Francia lebt, nach Europa zurückzukehren, hat er ſich endlich in ſein Schickſal gefügt. Er hat ein großes Landgut gekauft, und ſich ein bedeutendes Vermögen erworben. Auſſer der Domaine, in welcher er wohnt, gehören ihm noch mehrere andere von ſehr großem Werth. Dieſe Nachrichten werden von einem Franzoſen mitgetheilt, der ebenfalls lange Zeit ſich als Gefangener in Paraguay befunden, und der mit Bompland auf einem vertrauten Fuße gelebt hat.

## Studierende zu Berlin.

Nach dem in Druck erſchienenen namentlichen Verzeichniſſe waren im Winterſemeſter 1827/28 auf der Univerſität zu Berlin 1712 Studierende gegenwärtig. Von dieſer Zahl gehörten 524 zur theologiſchen, 598 zur juriſtiſchen, 366 zur mediziniſchen und 224 zur philoſophiſchen Fakultät. Von der Geſammtzahl waren 502 Ausländer.

## Kurze Nachrichten über mehrere Reiſende.

Der Profeſſor der Mineralogie, Engelhard, zu Dorpat, hat ſeine geognoſtiſche und mineralogiſche Reiſe im Ural beendet, und beſchäftigt ſich nun mit einer Beſchreibung derſelben. — Der Profeſſor der Mineralogie, Studer, zu Bern, macht gegenwärtig eine Reiſe durch Italien und Oeſterreich, ſowohl um geognoſtiſche Beobachtungen anzuſtellen, als um ſeine Nachforſchungen zwiſchen den Schweizeralpen und den italieniſchen zu vergleichen. Er hat be-

reits acht Kiſten voll Mineralien an das naturhiſtoriſche Kabinet zu Bern eingeſendet. — Der Doktor Brunner wird in Kurzem die Beſchreibung ſeiner Reiſe zum Gipfel des Aetna im Jahr 1826, herausgeben. Dieſe Beſchreibung umfaßt nicht nur Nachforſchungen über die Vegetation dieſes Berges, ſondern auch hygrometriſche und phyſiſche Beobachtungen über den Puls und das Athemholen auf dem Gipfel des Vulkans. — Der junge Naturaliſt Berlandier, den die naturforſchende Geſellſchaft zu Genf nach Mexiko geſchickt hat, iſt zu Tampiko angekommen. Dieſelbe Geſellſchaft hat den ausgezeichneten Naturaliſten Weiler nach Südamerika geſendet. Er wird vorzüglich Peru bereiſen, und ſeine Nachforſchungen bis nach Chili und Buenos-Ayres ausdehnen. — Man erwartet in Kurzem die Rückkehr Ledeburs von ſeiner Reiſe nach dem Altai. — Der Profeſſor der Zoologie, Eſchholz, der Kotzebue auf ſeiner Erdumſchiffung begleitete, und während derſelben mehr als 2000 naturgeſchichtliche Gegenſtände geſammelt hat, beſchäftigt ſich jetzt mit der Beſchreibung der intereſſanteſten Theile ſeiner Sammlung. — Der Oberſtlieutenant Tod, der lange Jahre zu Udipur gewohnt hat, wird eine Beſchreibung der bisher wenig bekannten Radgeputenſtaaten herausgeben, wozu er ſehr viele geographiſche und hiſtoriſche Materialien eingeſammelt hat. Die Archive jedes Staats ſind ihm geöffnet worden. Er hat ſich wichtige Notizen über die Architektur des alten Indiens verſchafft, auch hat er in bisher unbekannt gebliebenen Gegenden ſehr vollkommene und ganz wohlerhaltene Denkmäler entdeckt. Sie ſind mit ſymboliſchen Karakteren bedeckt, und dürften dazu dienen, über die alte Geſchichte der Indus, vor der Epoche der Theokratie, ein größeres Licht zu verbreiten.

### Mädcheninſtitut zu Mühlhauſen.

Gegen Ende des vorigen Jahres iſt zu Mühlhauſen, im franzöſiſchen Departement des Oberrheins, ein neues Inſtitut für junge arme Mädchen geſtiftet worden, das

eben ſo ſehr in Hinſicht ſeines wohlthätigen Zweckes, als in Betreff der Stifterinnen ſelbſt, höchſt intereſſant iſt. Eine Geſellſchaft junger Mädchen, von denen das älteſte kaum 13 Jahre zählt, hat den edelmüthigen Entſchluß gefaßt, die Stunden, welche ſonſt dem Vergnügen und der jugendlichen Zerſtreuung gewidmet waren, ganz auf den Unterricht armer kleiner Kinder weiblichen Geſchlechts zu verwenden, und ſie leſen, ſchreiben, nähen, ſtricken und andere weibliche Handarbeiten zu lehren. Dies Inſtitut iſt bereits im Gange. Die jungen Lehrerinnen verſammeln ſich ſehr genau zu beſtimmten Stunden mit ihren Schülerinnen in einem Saale, den man ihnen unentgeldlich eingeräumt hat.

---

### Neger-Steckbrief.

Man lieſet in einer ältern Nummer des Journals von Charlestown (Amerika) folgenden beachtenswerthen Steckbrief: „Arretirt den Entſprungenen! Fünfzehn Dollars Belohnung. — An welchem Orte man meinen Sklaven Will finde, der letzten Sonnabend aus meiner Pflanzung entflohen iſt, ohne ſich im Geringſten über irgend etwas beklagen zu können, indem ich als ein ſehr menſchlicher Herr bekannt bin, ſoll oben angedeutete Belohnung der Perſon gezahlt werden, die beſagten Sklaven in irgend ein Gefängniß überliefern, oder zu mir, nach Liberty-Hall, bringen wird. Man kann ihn leicht an den breiten Riſſen im Fleiſche erkennen, welche die Peitſche ihm auf dem Rücken beigebracht hat. Aller Vermuthung nach hat er ſich gegen Cooſobatthie gewendet, wo ſich ſeine Frau und ſeine fünf Kinder befinden, die ich letzte Woche an Herrn Gilleſpie A. Levi verkauft habe.“

---

Seite

Vergleichung des Ertrages der amerikaniſchen Gold- und Silberminen mit dem der Steinkohlenminen Englands . . . . . . . . 207

Alterthümer:

Das alte Duronum . . . . . . . . . . . . 208

Alte Feſtungswerke in Nordamerika . . . . 209

Ogham-Inſchrift . . . . . . . . . . . . . . 210

Alte Münzen in Genf . . . . . . . . . . 211

Gräber in der Maurienne . . . . . . . . . 212

Fréjus . . . . . . . . . . . . . . . . . 213

Birmaniſche Alterthümer . . . . . . . . . 214

Römiſches Theater zu Lillebonne . . . . . . . 215

Alterthümer in Rußland . . . . . . . . . . 215

Neueſte Literatur . . . . . . . . . . . . . . 217

Mannichfaltigkeiten:

La Peyrouſe's Schiffbruch . . . . . . . . . . 234

Dampfpflug . . . . . . . . . . . . . . . . 235

Quellen des Irawaddyſtroms . . . . . . . 236

Schnelle der verſchiedenen Transportmittel . . 237

Bompland in Paraguay . . . . . . . . . . 238

Studierende zu Berlin . . . . . . . . . . 238

Kurze Nachrichten über mehrere Reiſende . . 238

Mädcheninſtitut zu Mühlhauſen . . . . . . . 239

Neger-Steckbrief . . . . . . . . . . . . . 240

Es erſcheint von dieſer Bibliothek mit Anfang eines jeden Monats ein Theil von 200 bis 250 Seiten. Es wird das Neueſte und Denkwürdigſte darin erſcheinen, was unter allen ziviliſirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Intereſſe erregen kann.

Der Inhalt eines jeden Theils wird in folgende Hauptrubriken abgetheilt: Philoſophie. — Geſchichte. — Moral. — Reiſen und Geographie. — Sitten und Gebräuche. — Religion. — Politik. — Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft. — Erfindungen und Entdeckungen. — Statiſtik. — Naturgeſchichte. — Biographien. — Literatur. — Kritik. — Kunſt. — Korrespondenz und Notizen mannigfaltigen Inhalts.

Herausgeber und Verleger haben die erforderlichen Maßregeln dergeſtalt getroffen, auch ihre Verbindungen auf ſolche Weiſe eingeleitet, daß alle Mittheilungen und Materialien des In- und Auslandes mit aller möglichen Beförderung ihnen zukommen, ſo daß ſie mit Anfang jeden Monats einen neuen Theil des Denkwürdigſten erſcheinen laſſen werden; auch wird dem Leſer jede Abhandlung, jeder Aufſatz von allgemeinem Intereſſe ſogleich vollſtändig mitgetheilt, und dadurch die unangenehme Störung vermieden, daß es nicht heißen wird: die Fortſetzung folgt, was in täglich oder wöchentlich erſcheinenden Zeitſchriften durchaus unvermeidlich und doch öfters ſehr unangenehm iſt.

Die ganze Sammlung eines Jahrgangs beſteht demnach aus zwölf Theilen, für die man ſich überhaupt mit 12 fl. oder 8 thlr. jährlich abonnirt, folglich iſt jeder Theil um den ungemein billigen Preis à 1 fl. angeſchlagen; einzelne Theile werden nicht beſonders erlaſſen, ſondern man abonnirt ſich für die jährliche Sammlung von 12 Theilen durch Vorausbezahlung bei allen Buchhandlungen und Poſtämtern von ganz Deutſchland und der Schweiz.

# Bibliothek
der
# Neueſten Weltkunde.

Herausgegeben
von Malten.

Sumite materiam vestris, qui scribitis aequam viribus.
Q. Hor. Flacci Sent.

Virtute ambire oportet, non favitoribus.
M. Accij Plauti Sent.

Sechster Theil.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

# Bibliothek

der

# Neueſten Weltkunde.

Geſchichtliche Ueberſicht der denkwürdigſten Erſcheinungen bei allen Völkern der Erde, ihrem literariſchen, politiſchen und ſittlichen Leben.

Herausgegeben

von Malten.

Sechster Theil.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

## Die Reformation in Italien.

Wo war der Proteſtantismus vor Luther? fragen die Anhänger der römiſchen Kirche. Die Reformirten haben darauf immer geantwortet: „In der Bibel.“ Die Antwort iſt richtig. Aber man kann noch eine andere geben.

Seit Entſtehung des Chriſtenthums hat es immer eine Geſellſchaft von Gläubigen gegeben, die vielleicht ſo verborgen war, als die Siebentauſend in Israel. Der Name einer wirklichen Kirche konnte vorzüglich auf ſie anwendbar gemacht werden. Mitten in der allgemeinen Sittenverderbung folgten ſie allein nur ihrem heiligen Beruf.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, in wie fern ihr Glaube von dem des Papismus, vor der Reformation, verſchieden war. Erſt nach derſelben wurde er genauer bekannt. Die römiſche Kirche rühmt ſich, Jahrhunderte lang ohne innere Spaltung beſtanden zu haben; das war auch nicht ſchwer in einer Zeit, wo das furchtbarſte Joch auf allen Gewiſſen laſtete.

Eine Reformation, wie die Luthers, iſt weniger das Werk eines Menſchen, als das der Meinung und der Zeit. Schon mehrere Jahrhunderte vor ſeiner Geburt, und ſelbſt in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums, gab es im ſüdlichen Frankreich, in England, in den Thälern der Alpen, in Kalabrien, in Böhmen und ſogar in Spanien Sekten, welche

dieſelben Lehrſätze befolgten, die von der Reformation aufgeſtellt wurden.

Die Verbreitung der Ideen, während der Finſterniß des Mittelalters, iſt keineswegs erſtaunlich; die Verbindungen zwiſchen den Völkern ſind ſo neuen Urſprungs nicht, als man gewöhnlich glaubt. Man braucht ſich nur der häufigen Wallfahrten zu den im hohen Rufe ſtehenden Heiligenbildern, des Handels mit Reliquien und geweiheten Roſenkränzen, ſo wie der großen Meſſen an verſchiedenen Punkten zu erinnern. Mehrere Pilgrimme, Männer und Frauen, begaben ſich drei- oder viermal nach Jeruſalem, nach Rom, nach Bologna, nach Kölln und zum heiligen Jakob von Compoſtella. Rom, dieſe Hauptſtadt der Chriſtenheit, dieſe Quelle aller geiſtlichen Würden vorzüglich, wurde von tauſend und tauſend Wallfahrern beſucht. Es war gewiſſermaßen das chriſtliche Mekka, obgleich des Erlöſers Grab ſich nicht daſelbſt befand. In gewiſſen feierlichen Epochen rief es, wie Jeruſalem, Chriſten aus allen Ländern zu ſich, und durch dieſe wurde die Ideenmaſſe unaufhörlich erneuert.

Der Papſt verfügte über die meiſten geiſtlichen Aemter in allen chriſtlichen Staaten, deshalb waren die Prieſter beſtändig im Briefwechſel mit den Freunden, die ſie in ihrem Vaterlande gelaſſen. Die Studenten der berühmteſten Univerſitäten waren oft aus den entfernteſten Gegenden, und die Gelehrten und Profeſſoren begaben ſich häufig aus einem Lande in das andere. In Ermangelung der Preſſe war dies das einzige Vehikel der Ideen.

Das Lateiniſche war die Univerſalſprache der Wiſſenſchaft, der Literatur und der Politik. Die

Verſchiedenheit der mannichfachen Landesſprachen hemmte alſo die Verbreitung der Aufklärung nicht.

Die Freimaurer, eine Art Nomadenſtamm, reiſeten von Land zu Land, und bezeichneten, wie die Patriarchen, ihr Verweilen durch Errichtung ihrer Altäre zum Ruhme des großen Baumeiſters des Weltalls, und wahrſcheinlich auch durch einige Diskuſſionen über Glaubensartikel. Wenigſtens darf man dies daraus ſchlieſſen, daß ſie als Verbreiter mehrerer Ketzereien verfolgt wurden.

Der berühmte Johann von Gent, Beſchützer Wikleffs *), war ebenfalls Freimaurer.

Auſſerdem zogen die Minneſänger von Abtei zu Abtei, von Burg zu Burg. Ueberall erzählten ſie ihre Abenteuer, und die der Reiſenden, mit denen ſie zuſammengetroffen waren. Das Volk, wie jedes, das nicht lieſet, war äuſſerſt begierig auf ihre Geſchichten. Dazu kamen noch ganze Bettelhorden, die in Mönchskutten das Land in allen Richtungen durchſtreiften.

Durch alle dieſe Mittel und Wege waren mehrere religiöſe Maximen, welche die Reformation in ein Ganzes verſchmolz, bereits allgemein im katholiſchen Europa verbreitet, als Luther auftrat. Er gab nur das Zeichen zur Auflehnung der Vernunft gegen die Mißbräuche und den ſorgfältig genährten Aberglauben des Papismus.

Man betrachtet gewöhnlich Wikleff als Hußens Vorgänger, und Huß als den Luthers. Aber Wikleff

*) Johann Wikleff war Doktor der Univerſität Oxford. Er predigte und ſchrieb gegen die Souveränität des Papſtes, gegen die Transſubſtantiation und mehrere andere Lehrſätze der römiſchen Kirche.

ſelbſt war nur der Vertreter und das Organ einer bereits feſtbegründeten Meinung. Er glaubte weder an die geiſtliche Oberherrſchaft der Päpſte, noch an die Transſubſtantiation, noch an das Monopol, welches ſich die Geiſtlichkeit über die heilige Schrift anmaßte. Ein Konzilium verſammelte ſich zu Lambeth, und Wikleff wurde aufgefordert, vor den Biſchöfen zu erſcheinen. Das Volk erklärte ſich für ihn, und verlangte ſeine Freilaſſung, während ſeine Schüler überall ſeine Lehren verbreiteten.

Schon einige Jahrhunderte vor Wikleffs Ueberſetzung des neuen Teſtaments, hatte man mehrere Theile des Evangeliums ins Angelſächſiſche übertragen.

Aehnliche Meinungen, wie die ſeinigen, waren auch in Böhmen laut geworden, und ſeine Werke, die man dort viel geleſen hatte, wurden mit Interdiktion geſchlagen. Die Albigeſen, die der heilige Dominik, der Stifter der Inquiſition, der Folter überlieferte, wurden ebenfalls von dem heil. Bernhard verflucht.

Zu derſelben Zeit lehrte Peter Waldo (der ſeinen Namen den Waldenſern gab) zu Lyon. Rom ſchleuderte den Bannſtrahl gegen ihn und ſeine Anhänger, die ſich in die Hochalpen zurückzogen, und dort ihren Glauben rein erhielten. 1370 hatte ihre Bevölkerung in den Thälern von Pragela ſehr zugenommen. Sie ſendeten eine Kolonie nach Kalabrien. Die Gegend, wo ſie ſich niederließ, war öde und unfruchtbar. Aber in Kurzem gewann ſie eine ganz andere Geſtalt. Mehrere Dörfer wurden erbaut; die Hügel bedeckten ſich mit Reben, die Niederungen mit Feldern und Baumgärten. Ein ſo ſchnelles Aufblühen erregte den

Neid und — das Mißtrauen der umwohnenden Eingebornen. Sie meinten, die neuen Ankömmlinge ſeien im Bunde mit dem Teufel, weil ihnen Alles ſo wohl gelinge. Indeſſen vermehrte ſich die Kolonie bedeutend, und beſtand zwei Jahrhunderte lang, wo ſie, auf Befehl des Papſtes und der neapolitaniſchen Regierung, vollkommen ausgerottet wurde.

Wie eiferſüchtig auch die Geiſtlichkeit auf das Recht ſein mochte, allein die heilige Schrift erklären zu dürfen, gab es doch bereits im vierzehnten Jahrhundert in Italien mehrere mit Anmerkungen begleitete Ueberſetzungen derſelben. Die Malerni's, eines Kalmadulenſermönchs, wurde 1471 zu Venedig gedruckt, und hatte in dreißig Jahren neun Auflagen. Die Einſetzung und Beibehaltung der Inquiſition beweiſet ſchon allein, wie groß der Widerſtand gegen die Lehren der römiſchen Kirche war. Auch Dante in ſeiner Hölle ſagt, „daß das Ketzerquartier bevölkerter ſei, als man gewöhnlich glaubt“:

Què con gli eresiarche
Co' lor segnaci d'ogni setta; e molto
Più che non credi, son le tombe carche.
(*Inferno*, Buch IX.)

Die ketzeriſch genannten Lehren beſtritten alſo ſeit Langem den Papismus. Sie erwarteten nur einen günſtigen Augenblick und einen unerſchrockenen Häuptling, um ihm offen die Spitze zu bieten. Es iſt jedoch vorauszuſetzen, daß dieſe Kriſis ſich noch lange verzögert hätte, wenn die römiſche Kirche, durch ihre innere Verderbung, nicht dazu ſelbſt das Zeichen gegeben hätte. Das Betragen der Welt- und Kloſter-

geiſtlichkeit erregte immer mehr die Verachtung und den Abſcheu der Laien.

Die Verirrung der Geiſter jener Zeit beurkundet ſich unter andern auch in Dante's Divina Commedia. Roſetti, ſein Kommentator, behauptet, daß dies Gedicht, ein wahrhaft gibelliniſches Komplott, nichts als politiſche Anſpielungen enthalte; daß er den Papſt, als Haupt der welfiſchen Partei, angreiſe, und nichts als eine freimaureriſche Phraſeologie darbiete, zu welcher die Eingeweihten allein den Schlüſſel haben. Wenn der Dichter Amor ſchreibt, will er dadurch Roma andeuten. Das Wort Amore muß getheilt werden, und bedeutet alsdann: ich liebe den König, oder die Königswürde. Donna oder Madonna bedeutet „kaiſerliche Macht“; salute, die Perſon des Kaiſers. I morti (die Todten) ſind die Welfen; i vivi (die Lebendigen) ſind die Gibellinen.

Wie Dante zieht auch Petrarka, obgleich er ein eifriger Katholik war, gegen die Geiſtlichkeit und das Papſtthum zu Felde. In ſeinem 105. Sonnett ruft er das Feuer des Himmels über ſie herab. Im 106. Sonnett ſagt er: „Bachus und Venus ſind die alleinigen Gottheiten des neuen Babylons.“ Eben ſo bemerkenswerth iſt das 107. Sonnett. Wir führen es vollſtändig an:

Fontana di dolore, albergo d'ira,
Scola d'errori e tempio d'eresia,
Gia Roma or Babilonia falsa e ria,
Per cui tanto si piagne e si sospira.

O fucina d'inganni! o prigion d'ira,
Ove'l ben more e'l mal si nutre e cria,
Di vivi inferno, un gran miracol fia
Se Christo teco al fine non s'adira.

Fondata in casta ed umil povertate,
Contr'a'tuoi fondatori alzi le corna,
Putta sfacciata, e dov'hai posto spene?

Negli adulteri tuoi? nelle mal nate
Ricchezze tante? or Constantin non torna;
Ma tolga il mondo tristo chi'l sostene.

In ſeinen Briefen drückt ſich Petrarka noch viel ſtärker aus.

Vom fünfzehnten Jahrhundert an wurde es gebräuchlich, alle in Romanen und Novellen aufgeführten Abgeſchmacktheiten unter die Garantie des Zeugniſſes eines Biſchofs Turpin zu ſtellen. Pulci, in ſeinem Morgante Maggiore betitelten Gedichte, ruft beim Anfang jedes Geſanges einen Heiligen an, und vermiſcht die Schilderungen und Lehren der heiligen Schrift mit den leichtfertigſten Gegenſtänden. Er war nicht geradezu ein Religionsſpötter; aber einer von jenen tauſend Laien, die ungeſtraft auf dem Grabe ihres Glaubens tanzten.

Man findet dieſelbe unſchickliche Leichtigkeit auch bei mehreren ſpätern Poeten, z. B. bei Arioſt und Berni, vorzüglich aber in des Erſtern raſendem Roland Kap. XXXIV. u. f. Beide ſtarben, der eine zehn Jahre, der andere dreizehn Jahre vor Luther. Ihre Schriften waren allgemein verbreitet, und man betrachtete ſie als ſo ungefährlich, daß ſie mit beſonderer Erlaubniß des Papſtes und der hohen Geiſtlichkeit erſchienen.

Erasmus ſchonte in ſeinen geiſtreichen Satiren die Religion und ihre Diener ebenfalls nicht. Seine Geſpräche beweiſen das. Aber es war ihm keineswegs

darum zu thun, die römiſche Kirche ernſtlich zu bekriegen. Wie ein Rekrut, der zum erſten Male ins Feuer geführt wird, ſchoß er ſein Gewehr zwar ab, aber er drückte die Augen dabei zu.

Die Hauptgrundſätze der Religion, Eifer und Wachſamkeit, waren vernichtet. Die religiöſe Welt bildete eine Schaubühne, auf welcher die beiden Geſchlechter ihre Rollen ſpielten. Nicht mehr mit dem Herzen rief man den Ewigen an, ſondern mit Orgeln und einem theuern Orcheſter. Man feierte nicht mehr das Meßopfer in den Gewändern der Unſchuld, ſondern in Meßhemden von Brokat, mit goldenen Treſſen und Stickereien überdeckt. Die Gebete wurden für unwirkſam gehalten, wenn ſie ſich nicht durch Weihrauchwolken erhoben. Man ſuchte in den Tempeln nicht mehr eine der Frömmigkeit zuſagende Dämmerung zu erhalten, man wurde durch den Glanz vieler hundert Kerzen geblendet. Faſttage waren Feſttage geworden. Mit einem Worte: Luxus und Entartung waren aufs Höchſte geſtiegen.

Als die große Kriſis ihrem Ausbruche nahe war, wurde der Papſt ſelbſt ein Bewunderer des Bruders Martin (Luther). Er erblickte jedoch in ihm nur einen Abenteurer, der durch ſeinen Verſtand Glück zu machen ſuche. Er ging, in Jägerkleidung, im Gehölz von Oſtia, auf die Hirſchjagd, und zog nach derſelben Poſſenreiſſer an ſeine Tafel, um ſich zu beluſtigen, und mit ihnen über die Unſterblichkeit der Seele zu disputiren. Er hatte alſo viele Aehnlichkeit mit jenem Patriarchen von Konſtantinopel, der den Hochaltar in der St. Sophienkirche verließ und die Meſſe unterbrach, um ſich mit ſeinen prieſterlichen

Kleidern in den Stall zu begeben, und bei der Geburt eines Füllens zugegen zu ſein.

So groß war die träge Sicherheit und das üppige Leben des römiſchen Hofes, als Luther auftrat. Dieſer auſſerordentliche Mann würde zu jeder Zeit einen großen Einfluß über die Gemüther ausgeübt haben. Wenn jedoch die Kirche bei Zeiten einige Mißbräuche abgeſtellt, und einige ihrer Uebungen vereinfacht hätte, würde er wahrſcheinlich ihre Lehrſätze, wie irrig ſie auch ſcheinen mochten, nicht näher geprüft haben. Sein Eifer hätte ſich vielleicht darauf beſchränkt, einen neuen religiöſen Orden zu ſtiften, und man würde jetzt einen heiligen Martin zwiſchen einem heiligen Benedikt und einem heiligen Franz von Aſſiſi im Kalender erblicken.

Was ein Proteſtant jetzt verwerfen würde, konnte für den Mönch Martin, im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, noch kein Stein des Anſtoßes ſein. Denn der, welcher den Lehrſatz von der Conſubſtantiation predigte, konnte ſich wahrlich über den der Transſubſtantiation nicht ſkandaliren. Aber die Ablaßkrämerei, die Exzeſſe der Geiſtlichkeit, die Ausſchweifungen des römiſchen Hofes, deren Zeuge er geweſen, ſetzten ſein Gehirn in Gährung und riefen feurige Strahlen daraus hervor.

Schon hatte man die Nothwendigkeit einer Reform eingeſehen, und das Konzilium zu Piſa wurde deshalb zuſammenberufen. Aber es beſchäftigte ſich nur mit Kleinigkeiten, und ließ die Hauptgebrechen unbeachtet. Endlich wurde es ſogar durch die päpſtlichen Intriguen beſeitigt, und gab Luthern eine neue Waffe in die Hand.

Um dieſe Zeit wurde auch der Einfluß der Preſſe fühlbar. Es regnete von allen Seiten gegen den Katholizismus eine Menge Flugſchriften, Katechismen, Balladen und Zerrbilder. Letztere erblickte man faſt in allen Wirthshäuſern, an allen Kloſtermauern, wie z. B. einen im Prieſtergewande predigenden Fuchs, in deſſen Taſche eine erwürgte Gans ſteckte; einen Wolf, der in einem Schafſtall Beichte hörte und Abſolution ertheilte; einen Franziskaner, der mit der einen Hand dem Sterbenden das Kruzifix vorhielt, und mit der andern ſich den Beutel füllte.

Man ſuchte ein Mittel gegen dieſen Unfug in dem Konzil zu Trient, dem längſten und ſtürmiſchſten, das je gehalten worden. Es dauerte einundzwanzig Jahre.

In einer der erſten Sitzungen ſagte ein italieniſcher Biſchof ſpöttiſch zu dem franzöſiſchen Geſandten: Gallus bene cantat (der Hahn, oder der Franzos, ſingt gut); worauf dieſer ebenfalls auf Lateiniſch erwiederte: „Wolle Gott, daß Peter ſich bei dieſem Hahngeſchrei bekehre.“

In demſelben Konzil ſagte auch der Jeſuit Lainez, Nachfolger Ignatzens von Loyola: „Die übrigen Kirchen können nicht den römiſchen Hof reformiren wollen, weil der Sklave nie ein Recht über ſeinen Gebieter hat.“

Die ſchneidenden Entſcheidungen dieſes Konzils machten keinen beſondern Eindruck auf die Italiener. Luthers, Melanchthons und Zwingli's Schriften verbreiteten ſich immer mehr. Einige derſelben wurden ſogar überſetzt, mit falſchen Titeln verſehen und gelangten auf dieſe Weiſe bis in den Vatikan. Die

Reformation hatte beinahe in allen Städten zahlreiche Anhänger gewonnen. Ferrara wurde ſogar der Zufluchtsort fremder Proteſtanten. Clemens Marot begab ſich dahin, und Calvin lebte über ein Jahr am Hofe der Herzogin, von der er mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Der Biſchof von Modena beklagte ſich in einem Schreiben an den Kardinal Contarene, daß die ganze Stadt lutheriſch geworden ſei.

Weniger ausgedehnt war die Reformation zu Florenz. Aber Bruccidi, deſſen Ueberſetzung des neuen Teſtaments von dem Trienter Konzil verboten wurde, und Carneſeca, einer der Märtirer des reinen Evangeliums, waren beide aus dieſer Stadt. Die Einwohner von Bologna verlangten vom Kaiſer die Sicherung ihrer Gewiſſensfreiheit und den Gebrauch der Bibel.

Zu Venedig, das damals ſich auf dem Gipfel ſeiner Macht befand, wurden die vorzüglichſten Werke der deutſchen und ſchweizeriſchen Reformatoren überſetzt und gedruckt, und von dort aus in ganz Italien verbreitet. Die Reformation gewann von 1530 bis 1542 in dieſer Stadt ſo viele Anhänger, daß ſie auf dem Punkte ſtanden, ihre Verſammlungen öffentlich zu halten, und ſich Tempel zu erbauen. Mehrere Mitglieder des Senats begünſtigten dieſen Vorſatz. Melanchton wendete ſich deshalb an die Regierung; aber ſein Verlangen wurde abgelehnt. Hätte ſich der Zehnerrath in dieſem kritiſchen Augenblick für die Reformation erklärt, würde derſelbe Staat wahrſcheinlich nie ſeinen alten Glanz verloren haben.

Der Proteſtantismus hatte dieſelben Fortſchritte zu Vizenza, zu Treviſo und in andern Städten des

venetianiſchen Feſtlandes gemacht. Er hatte ſich auch von 1524 an im Mailändiſchen verbreitet, und ſchlug dort ziemlich tiefe Wurzeln. Die Waldenſerkolonie in Kalabrien hatte bereits viele Proſelyten gemacht. Luthers Lehre wurde zu Neapel durch die deutſchen Truppen verbreitet, welche 1527 die Beſatzung dieſer Stadt bildeten, nachdem ſie kurz vorher Rom geplündert hatten.

Valdes, Orchino und Peter vertheidigten dort die Reformation, und Letzterer opferte ſein Leben für ſie. Ihr Einfluß erſtreckte ſich ſelbſt bis nach Sizilien. Benedikt von Lorcana, einer der eifrigſten Schüler der Lehre Luthers, predigte ſie unter dem Schutze des Vizekönigs öffentlich zu Palermo und in den übrigen Theilen der Inſel. Erſt lange nachher kamen ihre vorzüglichſten Anhänger in den Autodafe's um.

Die römiſche Kirche begriff nun ſehr wohl, daß ihr Katechismus des Trienter Konzils nicht mehr hinlänglich ſei, die allgemeine Bewegung der Geiſter zu hemmen, wenn die Anwendbarmachung ihrer Logik nicht durch Verbannung, Kerker und Scheiterhaufen verſtärkt werde. Darum wurde 1543 zu Rom die Inquiſition eingeführt. In den zwanzig folgenden Jahren vertilgte dies ſchreckliche Werkzeug die Reformation in Italien ſo vollkommen, daß man nicht mehr die mindeſte Spur davon bemerkte.

Spione unter allen Geſtalten, oft unter dem liebenswürdigſten Aeuſſern, ſchlichen ſich in die Familien, erlauſchten die verborgenſten Geheimniſſe des Gewiſſens, und ſchleppten ſodann unbarmherzig ihre Opfer vor das furchtbare Tribunal. Zu Venedig, wo die In-

quiſition auch ein Hilfsgericht hatte, lieſet man an der Mauer eines ihrer Kerker folgende Worte:

Da chi mi ſido guardami Dio!
Da chi non mi ſido mi guardaro io *).

Der Mann traute ſeiner Gattin, der Vater ſeinen Kindern, der Herr ſeinen Dienern nicht mehr. Wie viele Perſonen verſchwanden, ohne daß man wußte, was aus ihnen geworden. Altieri, der venetianiſche Reformator, hatte auch dieſes Schickſal. Die Jeſuiten fanatiſirten das Volk, beſtärkten es in ſeinem Aberglauben und ſchrieben den Ketzern alles mögliche Unheil zu, wodurch das Land verheert wurde. Keine Liſt, kein Verrath wurde geſcheut, wenn er nur zum Zwecke führen und einen Ketzer in die Hände der Inquiſition führen konnte.

Bei alledem fand die große Volksmaſſe in Italien kein großes Behagen an den Blutſzenen, durch welche das heilige Offiz den ſchwankenden Romanismus zu unterſtützen ſich bemühte. In Spanien hingegen, wo der Haß der Proteſtanten dem Haſſe der Mauren folgte, wurden die Menſchen-Hekatomben als große Feierlichkeiten betrachtet.

Zu Venedig wurden die Proteſtanten ertränkt. Aber wenn die ſogenannten „Glaubens-Handlungen“ der Königin des adriatiſchen Meeres weniger barbariſch waren, als in Spanien, erregte dagegen das grauſenhafte Schweigen, mit dem ſie vollbracht wurden, ein noch größeres Entſetzen.

*) Gott behüte mich vor denen, welchen ich mich vertraue. Ich werde mich ſchon vor denen zu hüten wiſſen, welchen ich mißtraue.

Um Mitternacht verließ der Gefangene ſeinen Kerker, und wurde dann in eine Gondel geworfen. Ein Beichtvater begleitete ihn. Man ruderte ins offene Meer hinaus. In einer gewiſſen Entfernung, zwiſchen den beiden Schlöſſern, harrte eine zweite Gondel. Man legte ein Brett von der einen zur andern, und der mit Ketten und einem großen Stein belaſtete Unglückliche wurde darauf geſetzt. In demſelben Augenblicke ſtießen ſich die Gondeln gegenſeitig ab, worauf der vergeblich um Erbarmen Flehende in den Abgrund des Meeres geſtürzt wurde.

Einige der vorzüglichſten Märtirer des Evangeliums in Italien waren Faventino Fannio von Faenza; Aonio Paleario, ein ſehr ausgezeichneter Gelehrter, Profeſſor zu Lukka und zu Mailand (er war ſiebenzig Jahre alt, als er, wie der Erſtere, zum Scheiterhaufen verdammt wurde). Bartholomäus Bartoccio gehörte zu einer reichen Familie von Caſtello, im Herzogthum Spoleto; er wurde zu Rom lebendig verbrannt.

Die Waldenſer-Kolonie in Kalabrien war im vierzehnten Jahrhundert bis auf 4000 Seelen angewachſen. Sie bewohnten die beiden Flecken San-Sixto und la Guardia. Ihre urſprüngliche Einfachheit hatte ſich durch die beſtändige Berührung mit ihren Nachbarn etwas vermindert. Sie machten ſich ſelbſt keinen Skrupel daraus, zur Meſſe zu gehen. Aber als ſie von den Fortſchritten der Reformation unterrichtet wurden, kehrten ſie zu ihrer frühern Sittenſtrenge zurück, und ſchrieben nach Genf, daß man ihnen Pfarrer des reinen Evangeliums ſenden ſolle.

Ihre Abſicht wurde verrathen. Rom ſendete zwei Inquiſitoren an ſie, Namens Valero Malvoiſin und

Alphons Urbano. Dieſe ſtellten ſie auf die Alternative, „zwiſchen der Meſſe und dem Tod zu wählen.“ Die Einwohner von St Sixt flüchteten ſich in die Wälder. Die von Guardia, denen man vorgeſpiegelt, daß ihre Brüder ſich unterworfen, gaben der Gewalt nach.

Zwei Scharfſchützen-Kompagnien wurden gegen die erſtern ausgeſchickt, die ſich in guter Ordnung auf eine Höhe zurückzogen, und mit dem Anführer der Soldaten zu unterhandeln verſuchten. Sie beſchworen ihn, Mitleid mit ihren Weibern und Kindern zu haben.

„Unſere Vorfahren“, ſagten ſie, „haben ſeit Jahrhunderten dies Land bewohnt. Sie haben, wie wir, Niemandem etwas zu Leid gethan. Wir ſind bereit und willig, uns zu Lande oder zur See dahin zu begeben, wohin man uns ziehen laſſen will. Wir wollen nur das zum Leben Nothwendigſte mit uns nehmen. Wir verſprechen, auf immer dies Land, unſere Wohnungen und unſere Güter zu verlaſſen, inſofern ihr uns nur unſere Gewiſſensfreiheit laſſet, und uns nicht zur Verzweiflung zwingt.“

Statt aller Antwort befahl der Anführer einen Hauptangriff. Aber er wurde zurückgeſchlagen. Darauf verlangten die beiden Mönche Hilfe von Neapel, und man ſchickte ihnen eine Armee Banditen (das war in der That ihr Name), von der die unglücklichen Waldenſer den noch grauſamern Inquiſitoren überliefert, und, nach einem Antonio Caraccioli von einem Augenzeugen mitgetheilten Bericht, wie eine Heerde Schafe erwürgt wurden. Ihre Leichname wurden in Stücke zerriſſen, und auf allen Straßen durch ganz Kalabrien ausgeſtreut. Sechszehnhundert Perſonen wurden auf dieſe entſetzliche Weiſe umgebracht. Viele

wurden in der Mitte von einander geſägt, oder von hohen Felſen herabgeſtürzt. Nur wenige wurden zu den Galeeren verdammt. Weiber und Kinder wurden als Sklaven verkauft, eben ſo wie jetzt die Türken gegen die Griechen thun. Das iſt der Fanatismus, komme er nun von Rom oder von Konſtantinopel.

Alle italieniſche Proteſtanten, welche dieſen Schauderſzenen entgehen konnten, flüchteten ſich nach der Schweiz, nach Frankreich, Deutſchland, Flandern und England. Sie wanderten karavanenweis, mitten im höchſten Winter aus, und überſtiegen die Alpen, oft vom Nothwendigſten entblößt.

Eine Truppe neapolitaniſcher Proteſtanten verlor an dem ewigen Eiſe des Hochgebirges den Muth, und verſuchte es, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Aber die meiſten fielen in die Hände der Inquiſition, und ſahen ſich genöthigt, ihren Glauben abzuſchwören, um ihr Leben zu retten. So endete die Reformation in Italien.

Aber darum möge heute das alte Rom nicht wieder in den alten Wahn verfallen, daß nur durch abermalige Einführung von Jeſuiten und Inquiſitionen wieder eine Vormauer gegen alle weitere Reformationen errichtet werden könne. Eben die Hervorrufung ſolcher Mittel, welche die größte Indignation erregen, iſt dazu der Keim für die Zukunft. Es können und werden abermals Jahrzehende vergehen, aber es erfolgen ſo gewiß neue Reformationen, ſo lange Rom das alte Rom bleiben will. Nur wenn Rom ſich ſelbſt reformiren möchte, könnte es wieder zu großen Eroberungen in den chriſtlichen Gemüthern aller Welttheile gelangen. Schon dermalen ſind wir am Vorabend einer

großen kirchlichen Verwandlung, und es könnte wohl endlich auch ohne Rom, zumal in Deutſchland, vielleicht auch in Frankreich, eine rein evangeliſch-katholiſche Kirche entſtehen zur wahrhaften Beſeligung geſammter Chriſtenheit!

## Analytiſcher Verſuch über das Phänomen der Empfindung.

Von Bonſtetten.

Eine allumfaſſende, höchſt intereſſante Abhandlung über das „Phänomen der Empfindung" iſt von dem edeln Greiſe Bonſtetten der königlichen Akademie zu Lyon vorgelegt worden. Ein Mitglied derſelben, Herr Gilibert, hat darüber Bericht abgeſtattet. Er begann mit den eigenen Worten des Verfaſſers:

„Es würde mir leid thun," ſagt der vortreffliche Veteran der Literatur, „abzutreten, ohne die Reſultate ſechszigjähriger philoſophiſcher Nachforſchungen, die ich in einem langen, vielſeitigen, an Begebenheiten reichen Leben geſammelt, zurückzulaſſen.

„Eine ſechszigjährige philoſophiſche Erfahrung iſt in der gegenwärtigen Zeit kein verwerfliches Vermächtniß, wenn der, welcher es darbietet, mit den herrlichſten Geiſteseigenſchaften jene Herzensgüte, jene warme Menſchenliebe verbindet, die ſo nothwendig zur Aufrechthaltung der Miſſion eines wahren Philoſophen iſt, der zugleich Schriftſteller, gelehrter Metaphyſiker und der Wahrheit immer getreuer Ueberlieferer der Ereigniſſe der Zeit, der Phänomene des Gefühls ſein will.

„Um dieſen Philoſophen zu begreifen, iſt es nicht hinlänglich, jede ſeiner Ideen einzeln zu ſtudieren, man muß ſie auch im Ganzen und in allen ihren Beziehungen auffaſſen. Man muß ſich den Verfaſſer, mehrere geſellſchaftliche Verhältniſſe und verſchiedene philoſophiſche Zeitalter durchſchreitend, von jedem derſelben er einen beſondern Eindruck empfängt, denken, und wie er das Alles nun in einen großen Schatz geſammelt, reich und lebendig auf die Gegenwart anwendbar macht.“

Der Berichterſtatter geht, nach einer noch viel ausgedehntern Anerkennung der hohen Verdienſte des edeln Greiſes, zur Zergliederung ſeiner Denkſchrift ſelbſt über. Der Raum geſtattet uns nicht, ihm in allen ſeinen intereſſanten Entwickelungen zu folgen. Wir beſchränken uns, aus dem „Verſuch über das Phänomen der Empfindung“, deſſen Mittheilung wir der Güte des Verfaſſers verdanken, einige gedrängte Stellen zu entnehmen:

„Nichts in der Pſychologie iſt wichtiger, als zu wiſſen, was man unter Empfindung verſtehen muß. Locke, Condillac und Bonnet haben ihre Empfindung nicht dem neugebornen Kinde, ſondern dem abſtrakten Menſchen entnommen. Statt eine wirkliche Thatſache zu zergliedern, haben ſie den menſchlichen Geiſt nur mit Abſtraktionen erbaut. Sie haben die Geburt des Baumes in dem ausgewachſenen Baume ſtudiert, ſtatt ihn vom Keim an zu beobachten.

„Das neugeborne Kind ſieht, hört, fühlt und berührt nie einen einzigen Gegenſtand, wie Bonnet es in der Erklärung ſeiner Roſa-Empfindung vorausſetzt. Wenn das Kind zu leben beginnt, iſt ſein Aug-

apfel mit Lichtſtrahlen überdeckt, ſeine Ohren werden von Tönen angefüllt, ſein Geruch wird durch tauſend riechende Atome angeregt, und ſein Gefühl kommt mit tauſendfachen Punkten in Berührung.

„Aber alle dieſe dumpfen Eindrücke ſind keine Empfindungen. Die erſte Invaſion der äuſſern Gegenſtände auf die fünf Sinne des neugebornen Kindes läßt nichts ſehen, nichts unterſcheiden, nichts bemerken. In dieſem erſten Helldunkel des Gedankens verſpürt die Seele weder Gefühl noch Idee. Die durch die erſten Eindrücke angeregten Sinne ſind ein weißes, jetzt zur Aufnahme der Empfindung vorbereitetes Tuch, das jedoch an und für ſich ſelbſt nicht im Stande iſt, ſie zu erzeugen.

„Sehen wir jetzt, wie die Empfindung auf dieſem Tuche entſteht.

„Die fünf Sinne ſind ein Theil des Nervenſyſtems. Die Wirkung der äuſſern Gegenſtände auf die Sinne beſchränkt ſich nicht auf die äuſſern Organe allein. Sie dringt bis in das geheimnißvolle Organ der Empfindbarkeit, und „die Rückwirkung der Empfindbarkeit auf dieſen oder jenen Punkt der Organe“, die durch äuſſere Wirkung vorbereitet wird, iſt es, und nicht die Wirkung des äuſſern Sinnes, die jenen in der Seele bemerkten Punkt erzeugt, welchen man „Empfindung“ nennt.

„Entſtehen die erſten Empfindungen nicht durch die erſten Bedürfniſſe? Und dieſe erſten Bedürfniſſe, werden ſie nicht durch den innern Sinn angedeutet?

„Was bemerken wir im erſten Erwachen der äuſſern Sinne bei dem neugebornen Kinde? Seine Augen, ſeine Ohren, ſein Geruch werden auf einmal von

tauſend riechenden, ſichtbaren und klingenden Gegenſtänden berührt, und doch bemerkt es nur einen einzigen, die Bruſt ſeiner Mutter.

„Dasſelbe Phänomen einer oder zwei bemerkten Empfindungen, unter tauſend unbemerkten Eindrücken, ſtellt ſich im ganzen Gange des menſchlichen Lebens dar. Wie viele verſchiedenartige Gegenſtände berühren das Auge des Botanikers, wenn er auf einem hohen Berge den weiten Geſichtskreis mit der herrlichen Alpenkrone in ſeinem Auge hat, und doch nur die kleine Soldanella am nahen Eiſe erblickt.

„Kein fühlbarer Gegenſtand kann anders bemerkt werden, als durch ſeine hervorſtechende Beziehung mit irgend einem Punkt des innern Sinnes. Sticht man mich mit einer Nadel, wird dieſe Empfindung durch den Schmerz, den ſie verurſacht, bemerkt. Gäbe es weder Schmerz noch Vergnügen, wie könnte man dieſen Berührungspunkt unter tauſend andern unterſcheiden? Nur der innere Sinn läßt den Eindruck des äuſſern Sinnes bemerken, den ich „Empfindung“ nenne.

„Folgen wir der Empfindung in der Geſchichte des Neugebornen. Das Kind gehorcht zuerſt ſeinen materiellen Bedürfniſſen. Es iſt ſinnlich, bevor es empfindſam wird, und empfindſam früher als denkend. Im erſten Lebensalter iſt die Einbildungskraft (d. h. die Empfindſamkeit) vorherrſchend. Deshalb ſind auch die Ideen durch Gefühl an einander geknüpft, und nicht durch Ueberlegung verbunden.

„Ich habe in meinen „Studien des Menſchen“ gezeigt, daß die Phänomene der Einbildungskraft ſich in drei Klaſſen theilen. Das Gefühl der materiellen

Bedürfniſſe erwacht bei Geburt des Kindes vor dem Sinn des Schönen und vor dem moraliſchen Sinn. Erſt allmälig wird das Kind empfänglich für die Sorgfalt der mit ihm beſchäftigten Perſonen. Der moraliſche Sinn äuſſert ſich bei ihm. Es hat ſchöne Farben, Blumen, Bewegung und Geräuſch gern. Mithin geht es zum Sinne des Schönen über. Aber erſt im Jünglingsalter wird der Menſch denkend, weil er erſt da im Stande iſt, durch Beziehungen einige an einander geknüpfte Ideen zu verbinden, welche die Einbildungskraft ihm gelaſſen hat.

„Ideen entſtehen und entwickeln ſich durch die Energie der geiſtigen und materiellen Organiſation des Menſchen. Die Landſchaft, die ich betrachte, beſteht aus Lichtſtrahlen, welche dann die Empfindungen entwickeln, aus denen ich ſelbſt dieſe Landſchaft zuſammenſetze. Die äuſſern Gegenſtände ſind da nur einförmige Erreger. Daſſelbe Licht, dieſelbe Luft ſind da für alle Menſchen, für jedes Alter. Die Erreger der Empfindungen offenbaren und begegnen ſich in den reifſten Punkten des innern Sinnes, um in ihnen die Empfindungen zu erzeugen, die dem empfindſamen Zuſtand des Menſchen anpaſſend ſind....

„Ideen entſtehen eben ſo wenig aus äuſſern Gegenſtänden, als Blumen und Früchte allein von Luft, Waſſer oder Sonne herrühren. Die äuſſern Gegenſtände, in Berührung mit den organiſirten fühlenden oder nicht fühlenden Weſen, ſind nur die Erreger des Lebens dieſer Weſen, bei denen Alles vorausgebildet iſt.

„Bewegung, Geſtalt, Entwickelung entſtehen aus dem Keime, den man bei den Pflanzen Same, bei

fühlenden und denkenden Weſen **Geiſt**, **Seele** nennt. Dieſelbe Sonne, dasſelbe Licht und dieſelbe Atmoſphäre, die Blumen, Blätter und Früchte hervorlocken, erzeugen auch eine unendliche Menge Gefühle und Gedanken, die den Schmuck der Geiſteswelt bilden; jedoch mit dem großen Unterſchied, daß die nicht fühlenden Weſen nur den Raum bewohnen, während die fühlenden und denkenden Weſen ſich in der Zeit befinden, und ſo zu ſagen Bürger der Ewigkeit ſind.

„Eine Empfindung iſt angenehm oder unangenehm; ſie iſt anziehend oder zurückſtoßend. Das kann nur von der Bewegungsempfindung der Ideen herrühren. Aber wer lehrt dem Gefühl das Bedürfniß zu trinken? Wer gibt dem Menſchen, der Durſt hat, den Gedanken an Waſſer ein, und das Vergnügen, das er beim Anblick desſelben empfindet, wo nicht die Wirkung der Organiſation auf das Nervenſyſtem, und des Nervenſyſtems auf das Gefühl, das die Andeutung der materiellen Bedürfniſſe des fühlenden Weſens und der Erreger des Gedankens an Waſſer iſt?

„Die Phänomene, welche der Entſtehung der Empfindung voranſchreiten, ſind 1) die Wirkung des äuſſern Gegenſtandes auf den äuſſern Sinn; 2) die Wirkung des äuſſern Sinnes auf den innern; 3) die Wirkung des innern Sinnes auf die Organiſation; 4) die Rückwirkung der Organiſation auf den innern Sinn; 5) die Wirkung des innern Sinnes auf die Seele und die Erzeugung des Gefühls; 6) die Wirkung des Gefühls auf das äuſſere Organ; 7) die Entſtehung des Gedankens in der Seele und die Vereinigung des Gedankens mit dem Gefühl.

„Beweis, daß das Gefühl den Gedanken erzeugt, liegt in der tauſendmal bemerkten Thatſache, daß wir nach dem, was wir fühlen, ſehen. Ich habe drei Perſonen geſehen, die in der Ferne einen weißen Gegenſtand bemerkten. Der Jüngling glaubte ein in der Nähe wohnendes junges Mädchen zu erblicken, der Müller einen Mehlſack und der Holzſchläger einen Baumſtamm. Das Gefühl ſieht alſo mehr, als die Augen.

„Das beinahe immer fortwährende Phänomen der Aneinanderreihung der Gedanken beweiſet die Wirkung der Empfindungen auf die Ideen. Dieſe Wirkung findet ſtatt durch die Beziehung zwiſchen dem äuſſern und dem innern Sinne. In der Aneinanderreihung der Gedanken ereignet ſich dieſe Wirkung des innern Sinnes auf das Gedächtniß.

„Drei Geſetzſyſteme regieren das Ganze der Schöpfung. Dieſe Geſetze ſind: 1) die, welche über den Stoff gebieten; 2) die, welche das fühlende und denkende Weltall regieren; 3) die Geſetze der Vereinigung zwiſchen dieſen beiden Syſtemen, die ein Ganzes aus der Gemeinſchaft der Weſen machen, wie es unſern Blicken ſich darſtellt.

„Das geiſtige Syſtem hat ſeine Geſetze, wie das materielle. Jedes derſelben wird durch direkte Urſachen regiert, während das Syſtem der Harmonie zwiſchen dem Gedanken und dem Stoff durch Endurſachen regiert wird, die wir zu erkennen genöthigt ſind.

„Welche Verſchiedenheit, welcher Kontraſt zwiſchen dem wirklichen Menſchen, und dem Menſchen,

wie er uns von unſern Logikern und in unſern philoſophiſchen Büchern geſchildert wird. Im wirklichen Leben ſieht man nur Leidenſchaften, Egoismus, kleine und große Intereſſen, die ſich durchkreuzen und in jedem Sinne bewegen. Die Welle iſt nicht beweglicher, das Meer nicht ſtürmiſcher, als die Bewegung der Intereſſen, die wir bei den in Geſellſchaft vereinigten Menſchen erblicken.

„Betrachtet man den vereinzelten Menſchen, ſo ſieht man die Seele durch materielle Bedürfniſſe beherrſcht, durch Vergnügen oder Schmerz, durch Krankheiten, durch ſo viele Nervenübel, daß das denkende und fühlende Weſen wie ertränkt in ſeinen Organen iſt. Und demungeachtet ſehen wir aus dieſem unförmlichen, anſcheinend unfruchtbaren Chaos nach und nach die Offenbarung des Weltalls hervorgehen, und eine wachſende Ziviliſation ſich erheben, die nichts anderes iſt, als die Entwickelung der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit, die unzertrennliche Gefährtin der allgemein verbreiteten Aufklärung und des Lichts.“

## Geſchichte Napoleons.

### Fortſetzung.

### Neue Kriegsthaten.

Die Abſicht des erſten Konſuls ging dahin, aufs Neue das Königreich Neapel zu beſetzen, und, um England im mittelländiſchen Meere deſto beſſer die Spitze zu bieten, die Flotte von Toulon nach dem Hafen von Tarent zu verſetzen. Dieſer letzte wurde, wie Vließingen, ein Militärarſenal. Livorno und

Spezzia wurden befeſtigt. Piombino wurde mit Frankreich vereinigt. Von der Mündung der Elbe bis zum Hafen von Tarent war die ganze Küſte den Engländern geſchloſſen. Große Schiffsbauten fanden überall ſtatt.

Ungeachtet der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit durch den Frieden von Luneville, war die bataviſche Republik doch nichts weiter als eine franzöſiſche Provinz. Sie war gezwungen, Theil an dem Kriege der großen Republik mit Großbritannien zu nehmen.

Bonaparte verließ Paris am 25. Juni 1803. Er beſuchte die ganze Küſte, verweilte zu Vließingen und Gent, und kam am 20. Juli nach Antwerpen, von wo er ſich über Brüſſel wieder nach Paris begab. Am 14. Juni hatte er die Baſis der Organiſation der gegen England beſtimmten großen Armee gelegt.

Unmerklich verſchwanden die republikaniſchen Formen unter den politiſchen Gewohnheiten der Nation. Die Armee beſchützte die konſulariſche Königswürde. In England wollte man dagegen einen allgemeinen Aufſtand des britiſchen Volks verordnen, ſo ſehr befürchtete man die Landung, mit welcher der erſte Konſul das Kabinet zu London bedroht hatte. Der Herzog von York wurde zum Generaliſſimus ernannt. Die Hafen von Granville, Dieppe, Fécamp, Saint-Valery, Boulogne und Calais wurden von britiſchen Geſchwadern bombardirt; aber ohne Erfolg. Bonaparte begab ſich abermals nach Boulogne, wo er am 4. November ankam. Er bot den Briten eine Schlacht an, aber ſie unterblieb. Am 17. reiſete er wieder nach Saint-Cloud und am 18. leitete er von dort aus die Angelegenheiten der Regierung.

Zu derſelben Zeit ſollte ein Geſchwader von neun Linienſchiffen und ſechs Fregatten von Breſt aus, unter dem Befehl des Admiral Truguet, unter Segel gehen. Es war nach Irland beſtimmt.

## Verſchwörung Georgs. — Tod des Herzogs von Enghien.

Als Flüchtling aus den Wüſteneien von Synamary, kam Pichegru nach London. Er wurde als ein Opfer der Revolution aufgenommen. Die Emigranten begründeten ihre Hoffnung auf ihn. Aber er wußte ſehr wohl, wie wenig er auf irgend einen Anhang in Frankreich zählen konnte, und bezeichnete den Sieger von Hohenlinden (Moreau) als das Haupt der Gegenrevolution.

Die von England beſoldeten Verſchwornen gegen das Leben des erſten Konſuls, bildeten drei Banden, von denen die erſte, unter Georg Cadoudals Befehl, am 21. Auguſt 1803 landete. Die zweite, unter der ſich Coſter Saint-Victor befand, folgte ihr am 10. Dezember, und eine dritte, zu welcher Pichegru und Lajolais gehörten, kam am 16. Januar 1804 an. Eine vierte, die einen franzöſiſchen Prinzen nach Frankreich begleiten ſollte, wurde durch Gegenwinde zurückgehalten.

Mehrere dieſer Verſchwornen wurden bald entdeckt und verhaftet. Durch ſie erfuhr man die nähern Umſtände des Komplotts. Man wußte, daß Pichegru und Moreau geheime Zuſammenkünfte gehabt, und daß der Erſte dem Letzten Georg Cadoudal vorgeſtellt hatte. Bereits waren fünfundvierzig Verſchworne in den Gefängniſſen, nur Moreau, Pichegru und Ca-

doudal, die Triumvirn der Verſchwörung, waren noch frei. Endlich am 15. Februar wurde auch Moreau verhaftet. Pichegru wurde am 28. in der Chabanaisſtraße für 100,000 Franken von einem Privatmann ausgeliefert, zu dem er ſich geflüchtet hatte. Auch Cadoudal wurde am 9. März von zwei Agenten angehalten, von denen er den Einen tödtete und den Andern verwundete.

Auf der Polizei erklärte er ohne Anſtand: „daß er nach Paris gekommen ſei, um den erſten Konſul auf alle mögliche Weiſe anzugreifen; aber daß er vorerſt die Ankunft eines franzöſiſchen Prinzen zu Paris erwartet habe.“ Pichegru ſeinerſeits verneinte Alles. Moreau befolgte anfänglich auch dasſelbe Syſtem, bis er ſich gezwungen ſah, darauf Verzicht zu leiſten.

Am 8. März richtete er ein Rechtfertigungsſchreiben an den erſten Konſul. Er geſtand, daß man ihm, von Seiten der franzöſiſchen Prinzen, mancherlei Anträge gemacht, aber daß er ſie nie beantwortet habe. Er läugnete, an der letzten Verſchwörung irgend einen Antheil genommen zu haben; daß er wohl davon Kenntniß gehabt, aber daß Verrath nie in ſeinem Karakter gelegen.

Während dieſe große innere Kabale den erſten Konſul beſchäftigte, zog plötzlich eine andere im Aeuſſern angeſponnene ſeine Blicke gegen den Rhein. Der engliſche Miniſter Drake zu München und ſein Kollege Spencer Smith zu Stuttgard, zettelten beinahe öffentlich Verſchwörungen gegen Bonaparte's Leben und gegen die Ruhe Frankreichs an.

Die Pariſer Polizei entdeckte auf einmal alle

dieſe abſcheulichen Pläne des britiſchen Kabinets, durch die Verhaftung Méhée de Latouche's zu Kehl. Er war einer der Haupträdelsführer unter Leitung der britiſchen Geſandten. Man ſtellte ihm die Alternative, entweder hingerichtet zu werden, oder Agent der franzöſiſchen Regierung zu ihren Maßregeln gegen die fremde Verſchwörung zu werden. Er zögerte nicht, dieſer letzten Partei den Vorzug zu geben.

Drake wußte von dem Allem nichts. Méhée begann ſeinen Briefwechſel mit ihm, und der engliſche Miniſter ſprach ſich ohne allen Rückhalt aus. Es wurde ſogar ein Offizier, Namens Roſey, an ihn abgeſchickt, der ſich für den Adjutanten des Generals ausgab, welcher ſich, nach Méhée's Briefen, an der Spitze der Verſchwörung befinden ſollte. Daraus entſtand eine neue Korreſpondenz zwiſchen Drake und dem angeblichen General. Roſey reiſete zweimal nach München und Stuttgard, und erhielt auf der letzten Reiſe von Spencer Smith ohngefähr 130,000 Franken in Gold, die er dem Präfekten zu Kolmar übergab.

So ſtanden die Sachen, als der erſte Konſul erfuhr, daß der Prinz von Enghien, wohnhaft zu Ettenheim, im Großherzogthum Baden, viele Emigranten, unter denen ſich der General Dumourier befand, um ſich vereinigt habe. Bonaparte, durch die Unternehmungen des britiſchen Kabinets gegen ſeine Perſon, und durch die beſtimmte Aeuſſerung Cadoudals, „daß er nur die Ankunft eines franzöſiſchen Prinzen erwartet habe, um den erſten Konſul anzugreifen," aufs Aeuſſerſte gereizt, faßte plötzlich den Entſchluß, ſeinen Feinden das Entſetzen bis nach

London zurückzuſchicken. Er rief den Miniſterrath zuſammen, und am 10. März 1804 wurde der Befehl gegeben, den Herzog von Enghien, den General Dumourier, einen engliſchen Oberſten u. ſ. w. zu Ettenheim aufzuheben, weshalb der General Ordener ſich mit 300 Dragonern dahin begeben ſollte. Caulincourt ſollte ihn begleiten. Talleyrand ſchrieb unterm 11. März an den Kurfürſten von Baden, um ihn von dieſer Expedition zu unterrichten.

Der Herzog von Enghien wurde am 15., um fünf Uhr Morgens, in ſeinem Bette überraſcht. Der Marquis von Thumery (den man für Dumourier gehalten), der Oberſt Grünſtein, der Lieutenant Schmidt, der Abbé Wenborn, der Abbé Michel, der Geheimſchreiber des Herzogs, Saint-Jacques und drei Bedienten, wurden gleichfalls verhaftet.

Der Prinz wurde nach der Zitadelle von Straßburg gebracht, wo er den 16. und 17. blieb. Am 18. Nachts reiſete er, unter Begleitung, nach Vincennes bei Paris, wo er am 20. um neun Uhr Abends ankam. Er wurde vor eine Militärkommiſſion geſtellt, und von ihr ſchuldig befunden, „die Waffen gegen die Republik getragen, im Solde Englands geſtanden und Theil an den Verſchwörungen gegen die Sicherheit der Republik und das Leben des erſten Konſuls genommen zu haben.“

Gegen vier Uhr Morgens vernahm man eine Exploſion in dem Graben des Schloſſes. Der letzte Nachkömmling des Hauſes Condé ſtarb für die königliche Sache, am Fuße derſelben Feſtung, in welcher der große Condé eingeſperrt wurde, weil er die Waffen gegen den König von Frankreich erhoben.

Am 21. März wurde dies Ereigniß bekannt, und verbreitete eine allgemeine Beſtürzung.

Der Bruch des Friedens zu Amiens war für Frankreich und Europa in jeder Hinſicht folgenreich. Bonaparte fühlte, daß dieſer ſo theuer erkaufte Friede nur durch beſtändigen Kampf verdrängt werden konnte. Er prüfte die Zukunft mit zornigem Blick. Er ſah ſie furchtbar, groß, ungebändigt ſich emporthürmend vor ihm. Er glaubte ſich berufen, ſie zügeln, ſie bändigen zu müſſen. Aber er hielt weder ſich ſelbſt noch Frankreich in Sicherheit unter der Aegide der republikaniſchen Diktatur. Er rief die „kaiſerſerliche Diktatur“ zu Hilfe.

## Thronbeſteigung.

Montesquieu ſagt: „Die Tirannei eines Fürſten bringt einen Staat ſeinem Sturze nicht näher, als Gleichgültigkeit für das allgemeine Beſte eine Republik. Der Vortheil eines freien Staats beſteht darin, daß das öffentliche Einkommen beſſer verwaltet wird, und daß es keine Günſtlinge in ihm gibt. Aber wenn das Volk, ſtatt der Freunde und Verwandten des Fürſten, die Freunde und Verwandten aller derjenigen bereichern muß, die Theil an der Regierung nehmen, iſt Alles verloren. Die Geſetze werden auf eine noch gefährlichere Weiſe umgangen, als ſie von einem Fürſten übertreten werden, der, weil er der größte Bürger des Staats iſt, auch das meiſte Intereſſe an ſeiner Erhaltung hat.“

Die bonapartiſche Monarchie begann mit dem 20. Brumaire des Jahres VIII (11. Nov. 1799.) Ihre Umgeſtaltungen waren ſehr raſch. Wählbar und

zeitweis am 15. Dezember 1799; auf Lebenszeit am 2. Auguſt 1802; erblich, unter dem Namen Kaiſerthum, am 18. Mai 1804.

Dieſe Veränderungen entſprangen nicht aus dem alleinigen Willen Bonaparte's. Sie hingen auch von dem Gange der Begebenheit ab. Als zeitweiſer Konſul konnte ihn ein Staatsſtreich, eine Ueberraſchung beſeitigen, wie er ſelbſt das Direktorium beſeitiget hatte. Als Konſul auf Lebenszeit, konnte das Unternehmen eines Meuchelmörders, wie Georg Cadoudals und Konſorten, die alte Verwirrung wieder erzeugen. Bonaparte bediente ſich der Erblichkeit als eines Schildes, damit, wenn er unter irgend einer Verſchwörung falle, der Staat nicht untergehe mit ihm.

Das Kaiſerthum begann am 18. Mai 1804. Als Erbe der Revolution wollte Bonaparte ſich nicht zum Erben der Königswürde machen. Darum ernannte er ſich ſelbſt zum Kaiſer. Er proklamirte eine kaiſerlich-konſtitutionelle Monarchie, in der er allein unumſchränkt war, und in welcher die Revolution Freiheit der Perſonen, des Eigenthums, des Kultus, bürgerliche und politiſche Gleichheit, Zulaſſung zu allen Aemtern, Auszeichnung ohne Privilegien, Trennung des Staatseinkommens von dem Schatze des Souveräns u. ſ. w. feſtſtellte. Das war, während ſeiner Regierung, auch der Geiſt der Konſtitutionen, welche er Neapel, Holland, Weſtphalen, Italien, Warſchau und Spanien gab.

Napoleon gab Frankreich alle Freiheit und allen Despotismus, die es, ſeiner Meinung nach, ertragen konnte. Als er mit dieſem Lande die eine Hälfte von Europa vereinigt hatte, betrübte er ſich über dieſe

koloſſale Größe ſelbſt, und rief mehrmals aus: „Wer wird nach mir dieſe Laſt tragen können!“

Am 30. April machte der Bürger Curée, Mitglied des Tribunats, den Vorſchlag, den erſten Konſul zum Kaiſer zu ernennen, und die Erblichkeit in ſeiner Familie feſtzuſetzen. Ohne die Oppoſition Carnots, des Einzigen der dagegen ſtimmte, würde er einſtimmig angenommen worden ſein. Der geſetzgebende Körper faßte am 2. Mai denſelben Entſchluß. Ein Senatuskonſult vom 18. ertheilte dem erſten Konſul den Kaiſertitel und ſetzte die Erblichkeit in ſeiner Familie feſt. Der Senat begab ſich nach Saint-Cloud, mit ſeinem Präſidenten, dem Konſul Cambacérès, an ſeiner Spitze, um dem „Kaiſer“ den Senatuskonſult zu überreichen.

Bonaparte hatte dem Papſt immer eine hohe Achtung erwieſen, deshalb wurde er auch bei ſeiner Thronbeſteigung von der Geiſtlichkeit mit allen den Titeln begrüßt, welche die heiligen Bücher nur irgend ihrer pedantiſchen Vergötterung darbieten konnten. Er wurde Summa Summarum der neue Zyrus, der neue Moſes, der neue Salomo, der neue Onias, der neue Joſaphat u. ſ. w. u. ſ. w. genannt. Bei allem dem fand er bei dem römiſchen Hofe immer Schwierigkeiten, weshalb er ſagte: „Es würde mir hundertmal leichter geweſen ſein, in Frankreich die augsburgiſche Konfeſſion einzuführen, als den Papſt zur Vernunft zu bringen.“

Am 27. Mai empfing der Kaiſer den feierlichen Schwur des Senats. Bald darauf richtete Ludwig XVIII. von Warſchau, unterm 6. Juni, eine

Proteſtation gegen dieſe „Uſurpation Bonaparte's.“ Sie lautete folgendermaßen:

„Durch die Annahme des Kaiſertitels und die Erblichkeit desſelben in ſeiner Familie, drückte Bonaparte ſeiner Uſurpation das Siegel auf. Dies neue Verfahren einer Revolution, in der Alles, vom Urſprung an, nichtig geweſen, kann ohne Zweifel meine Rechte nicht verletzen. Aber da ich allen Monarchen, deren Rechte eben ſo gut, als die meinigen, verletzt, und deren Throne durch die gefährlichen Grundſätze, welche der Senat zu Paris vorauszuſetzen gewagt, erſchüttert ſind, von meinem Betragen Rechenſchaft ſchuldig bin, ebenſowohl als Frankreich, meiner Familie, meiner eigenen Ehre, würde ich glauben, die gemeinſchaftliche Sache zu verrathen, wenn ich unter ſolchen Umſtänden ſchweigen wollte.

„Ich erkläre alſo (nachdem ich zum Ueberfluß meine Proteſtationen gegen alle unrechtmäßigen Handlungen erneuere, die ſeit der Eröffnung der Generalſtaaten in Frankreich ſtatt gefunden, und die erſchreckliche Kriſis herbeigeführt haben, in welcher Frankreich und Europa ſich befinden), ich erkläre, in Gegenwart aller Souveräne, daß ich, weit entfernt den kaiſerlichen Titel anzuerkennen, den Bonaparte ſich durch eine Behörde hat ertheilen laſſen, die nicht einmal eine geſetzmäßige Exiſtenz hat, ich gegen dieſen Titel proteſtire und gegen alle ſpätern Verfügungen, die er veranlaſſen könnte.“

Napoleon ließ dieſe Proteſtation im Moniteur bekannt machen.

Wenige Tage nachher ließ er mehrere der in die

Verſchwörung gegen ſein Leben verwickelten Perſonen, die zum Tode verurtheilt waren, Gnade vor Recht widerfahren. Moreau wurde nach den vereinigten Staaten von Nordamerika exilirt. Zugleich wurden die Sektirer Loyola's, die unter dem Namen der Glaubensväter, der Anbeter Jeſu, der Paccanariſten, ſich wieder in Frankreich eingeſchlichen, aus dieſem Lande verbannt, um einige Zeit nachher, unter dem Schutze des Kardinals Fäſch, Oheims des Kaiſers, wieder dahin zurückzukehren. Fouché wurde zum Polizeiminiſter ernannt.

Am 18. Juli verließ Napoleon Saint-Cloud, um die Feldlager zu beſuchen, die England bedrohten. Er verweilte zu Boulogne, Vimereux, Calais, Dünkirchen, Furnes, Nieuport und Oſtende. Am 19. Auguſt ſchlug er ſein Hauptquartier zu Boulogne auf, wo die Landungsarmee ſich raſch zuſammenzog. Am 3. September langte er zu Aachen an.

Alle katholiſche Regierungen begrüßten ihn als Kaiſer der Franzoſen. Die Mehrheit der legitimen Fürſten war für ihn. Napoleon begab ſich nach Mainz, von dort nach Luxemburg, und kehrte, nach einer dreimonatlichen Abweſenheit, wieder nach St. Cloud zurück. Sogleich wurden die Vorbereitungen zur Kaiſerkrönung getroffen. Der Papſt verließ Rom am 9. November, kam am 18. zu Lyon an, und wurde am 28. von Napoleon zu Fontainebleau empfangen, von wo ſich beide nach Paris begaben.

Sechszigtauſend Regiſter waren in den hundert und acht Departementen Frankreichs eröffnet worden, um die Stimmen für oder wider die Erblichkeit der kaiſerlichen Würde in der Familie Napoleons aufzu-

nehmen. Von 3,574,569 Wählern waren 2569 verneinend. Dieſe republikaniſche Minderheit wurde täglich ſchwächer und bewies, daß die Sitten der Nation eine andere Geſtalt angenommen. Ein Senatuskonſult vom 1. Dezember machte dies Reſultat bekannt.

Am andern Tage fand, der ſtrengen Kälte ungeachtet, die Zeremonie der Kaiſerkrönung in der Kirche U. l. F. ſtatt. Die Seltſamkeit des Pontifikalprunks kontraſtirte auffallend mit der kaiſerlichen Pracht. Kaum hatte der Papſt die Krone geſegnet, ſo ergriff ſie Napoleon, ſetzte ſie ſelbſt auf ſein Haupt, und krönte ſodann die Kaiſerin.

Am 12. Dezember erklärte Spanien England den Krieg.

## Schlacht von Auſterlitz.

Die Verletzung des badenſchen Gebiets und die Hinrichtung des Herzogs von Enghien hatten das gute Verſtändniß zwiſchen Rußland und Frankreich geſtört. Das Kabinet zu Petersburg wollte den Kaiſer der Franzoſen nicht anerkennen. Ein Vertrag zwiſchen England und Rußland wurde am 11. April unterzeichnet. Die franzöſiſchen Geſandten verlieſſen Konſtantinopel und Petersburg faſt zu gleicher Zeit. Ruſſiſche Flotten paſſirten die Dardanellen und den Sund. Sie ſchifften Truppen auf den joniſchen Inſeln aus.

Am 2. Januar 1805 ſchrieb Napoleon an den König von England und unterrichtete ihn von ſeinen friedlichen Geſinnungen. Unterm 14. Januar antwortete Mulgrave auf dies Schreiben an Talleyrand,

und lehnte die Erbietungen des Vorſtehers der franzöſiſchen Regierung ab. Napoleon ließ dieſe Aktenſtücke öffentlich bekannt machen, und erregte dadurch einen unbeſchreiblichen Enthuſiasmus für ſeine Perſon. Am 12. Januar ſchloß er einen Vertrag mit Spanien. Eine Armee von 193,000 Mann konnte jederzeit eingeſchifft werden. Mehr als 200 Kriegsſchiffe waren in jedem Augenblicke bereit in See zu ſtechen, und Schrecken und Verheerung nach England zu bringen.

Am 16. März erklärte Napoleon dem Senate, daß er die ihm von der italieniſchen Nation angebotene eiſerne Krone annehme. Am 2. April begab er ſich mit ſeiner Gemahlin nach Mailand. Auf dem Wege dahin beſuchte er Brienne und Marengo. Erſt am 8. Mai hielt er ſeinen Triumpheinzug zu Mailand und am 26. ſetzte er ſich ſelbſt die Krone aufs Haupt. „Gott gibt ſie mir," ſagte er, „wehe dem, der ſie berührt." Sein Stiefſohn, Johann Beauharnais, wurde am 8. Juni zum Vizekönig von Italien ernannt. Tags darauf wurde die Vereinigung Genua's mit dem neuen Königreiche bekannt gemacht.

Sodann hielt Napoleon eine große Revue zu Caſtiglione, blieb bis zum 21. Juni zu Bologna und kam am 30. nach Genua. Am 8. Juli war er zu Turin und am 11. zu Fontainebleau.

Indeſſen hatte England neue Unterhandlungen angeknüpft, und am 9. Auguſt war Oeſterreich der Allianz zwiſchen Großbritannien und Rußland beigetreten. Am 16. ſetzten ſeine Armeen ſich in Bewegung. 90,000 Mann ſtanden unter dem Befehl des Erzherzogs Ferdinand. Am 7. September beſetzte er Baiern. Der Churfürſt flüchtete ſich nach Würzburg. Der

Erzherzog Johann hatte mit 30,000 Mann Tirol beſetzt. 100,000 Mann unter dem Erzherzog Karl marſchirten gegen die Etſch.

Napoleons Plan einer Landung in England ſchlug fehl. Der Admiral Villeneuve machte ihn durch ſein unbegreifliches Zögern ſcheitern. Sogleich wurde die an den Küſten verſammelte Armee nach Deutſchland gerichtet. Duroc wurde nach Berlin geſandt, um Preuſſens Neutralität zu gewinnen, was ihm gelang. Auch Neapel ſicherte ſeine Neutralität zu.

80,000 Franzoſen marſchirten gegen Oeſterreich. Einen Monat ſpäter waren ſieben Armeekorps und eine große Reſerve am rechten Rheinufer. Napoleon ſtand an der Spitze von 160,000 Mann. Maſſena ſtellte ſich mit 85,000 Mann dem Erzherzog Karl entgegen. Ganz Europa war unter den Waffen.

Ein Senatuskonſult vom 12. September ſtellte den gregorianiſchen Kalender wieder her. Napoleon verließ Paris am 24. Am 27. war er zu Strasburg und am 1. Oktober auf dem rechten Rheinufer. Bernadotte erhielt den Befehl, über Anſpach und Baireuth vorzudringen. Die Neutralität, um welche ſich Frankreich bei Preuſſen beworben hatte, wurde von dem erſten ſelbſt verletzt, und das letzte vergönnte den Ruſſen den Durchzug Schleſiens.

Der öſterreichiſche General Mack ſah ſich durch Napoleons Schein-Demonſtrationen gegen den Schwarzwald getäuſcht. Er erfuhr zu ſpät, daß die große franzöſiſche Armee auf dem Marſche gegen die Donau begriffen ſei. Es blieb blieb ihm beinahe nichts Anderes übrig, als ſeine Truppen zu Ulm zu konzentriren. Am 6. und 7. Oktober gingen 100,000 Fran-

zoſen zu Donauwerth, Neuburg und Ingolſtadt über die Donau. Dadurch wurde Macks Armee der Rückzug durch Baiern abgeſchnitten. Er wollte ſich der Brücke von Donauwerth bemächtigen, wurde aber bei Wertingen von Mürat und Lannes zurückgedrängt. Bald darauf entſchieden ſich die Treffen bei Günzburg und Haßlach auf gleiche Weiſe.

Soult, Lannes und Marmont blokiren Ulm. Am 4. Otober wird der Erzherzog Ferdinand geſchlagen. Drei Tage ſpäter ſieht Mack ſich gezwungen, zu unterhandeln. Am 18. Oktober ſtrecken 18,000 Mann unter dem General Werneck die Waffen. Tags darauf kapitulirte Mack ebenfalls.

Indeſſen hatte die Verletzung des preuſſiſchen Gebiets den Unwillen des Kabinets zu Berlin erregt. Kaiſer Alexander beſuchte den König. Am 25. Oktober ſchloſſen beide Monarchen einen Bund, der gewiſſermaßen auf dem Grabe Friedrichs des Großen beſchworen wurde.

Napoleon verweilte nur einige Augenblicke zu München, und überſchritt ſodann den Inn. Lannes beſetzt Braunau am 28. Oktober. Mürat iſt am 30. zu Mehrenbach. Bernadotte iſt zu Salzburg. Maſſena hat ein öſterreichiſches Armeekorps zur Kapitulation genöthigt. Der Erzherzog Karl beginnt ſeinen Rückzug. Ney hat am 7. November den Erzherzog Johann aus Tirol gedrängt. Am 11. entſchied ſich das hartnäckige Treffen bei Diernſtein zu Gunſten des Marſchalls Mortier.

Wien mußte fallen. Napoleon betrat es am 15. Aber die Hauptſtadt iſt nicht die Monarchie. Noch bieten ſich neue Schlachtfelder dar. Kaiſer Franz,

der ſich nach Olmütz begeben, ſendet am 27. Stadion und Giulay an Napoleon, um über den Frieden zu unterhandeln. Ein Waffenſtillſtand ſoll abgeſchloſſen werden.

Am 28. November vereinigt ſich die zweite ruſſiſche Armee zu Wiſchau mit der des Marſchalls Kutuſow. Napoleon läßt den Kaiſer Alexander begrüßen. Dieſer ſendet dagegen ſeinen Flügeladjutanten Dolgorucky an ihn ab, der die Lage der franzöſiſchen Armee für verzweifelt hält.

Aber Napoleon eilt nach Brünn, wo er wieder Meiſter des Terrains iſt. Auf der Ebene von Auſterlitz ſagt er zu ſeinen Generalen: „Studiert dies Schlachtfeld. In acht Tagen werden wir mit dem Feinde hier zuſammentreffen.“ — Die Verbündeten beginnen die Bewegung, welche Napoleon ihnen gewiſſermaßen durch ſeinen ſcheinbaren Rückzug vorgeſchrieben. Am 1. Dezember ſtehen die Armeen ſich gegenüber.

Endlich am 2. bei Sonnenaufgang iſt der Kaiſer der Franzoſen von ſeinen Generalen umringt. Er richtet nur wenige Worte an ſeine Armee: „Soldaten! wir müſſen dieſen Feldzug durch einen Wetterſchlag beendigen!“ Um ſieben Uhr verläßt die verbündete Armee die Höhe von Pratzen. Ihr Manöver iſt entſchieden. Eine heftige Kanonade deutet es an. Die Ruſſen glauben den rechten Flügel der franzöſiſchen Armee umgangen zu haben. Aber eben dadurch ſehen ſie die Höhen ſich entriſſen und vom Feinde umgürtet. Nach einigen Stunden wurde Napoleon von ſeinen Soldaten als Sieger begrüßt.

Am 4. Dezember beſuchte ihn Kaiſer Franz in

ſeinem Feldlager. „Seit zwei Monaten bewohne ich keinen andern Palaſt!“ ſagte Napoleon. — „Sie wiſſen ſo guten Vortheil von dieſer Wohnung zu ziehen, daß ſie Ihnen gefallen muß!“ entgegnete Franz I. Die beiden Monarchen verſtändigten ſich über den abzuſchlieſſenden Frieden. Die ruſſiſche Armee zog ſich durch Schleſien zurück.

Am 13. wird der Sieger feierlich durch die Maires von Paris beglückwünſcht. Eine proviſoriſche Uebereinkunft wird am 15. zu Wien zwiſchen Preußen und Frankreich abgeſchloſſen. Erſteres tritt Anſpach, Kleve, Berg und Neuenburg ab, und erhält dafür Hannover. Durch den Frieden von Preßburg wird der Kaiſer der Franzoſen als König von Italien anerkannt. Venedig, Dalmatien und Albanien werden ihm abgetreten. Tirol, öſterreichiſch Schwaben und Augsburg werden unter Baiern und Würtemberg getheilt. Die Fürſten dieſer beiden Länder werden zugleich zur Königswürde erhoben. Eine Proklamation vom 27. verkündet Europa, daß Napoleon den Thron von Neapel ſeinem Bruder Joſeph zugedacht. Der Vizekönig von Italien vermählt ſich mit einer Prinzeſſin von Baiern.

### Bildung neuer Königreiche. — Rheinbund.

Im Dezember 1805 war Napoleon gewiſſermaßen der Beherrſcher des europäiſchen Feſtlandes. Beinahe die ganze öſterreichiſche Monarchie war von ſeinen Armeen beſetzt. Nach der Feſtſtellung großer Intereſſen verließ er Schönbrunn, und kam am 31. Dez. nach München, wo Maximilian Joſeph am 1. Januar 1806 zum König ausgerufen wurde. Von dort begab

er ſich nach Stuttgart und Karlsruhe. Am 26. war er zu Paris. Zwei Tage ſpäter dekretirte der Senat „Napoleon dem Großen“ ein Denkmal.

Die Pforte anerkannte am 5. Februar den Kaiſer der Franzoſen, aller Vorſtellungen Rußlands und Englands ungeachtet. Am 24. erfuhr man die Beſetzung Neapels durch die Franzoſen. Die Sitzung des geſetzgebenden Körpers wurde am 2. März eröffnet. Der Vertrag zwiſchen Preuſſen und Frankreich wurde am 8. zu Paris unterzeichnet. An demſelben Tage fand die Vermählung des Großherzogs von Baden mit der Prinzeſſin Stephanie, Nichte der Kaiſerin, ſtatt.

Der König von Schweden erklärte am 27. April Preuſſen den Krieg. Aber zu Feindſeligkeiten zwiſchen beiden Mächten kam es nicht. Am 9. Juni verlangte Holland den Prinzen Ludwig, Bruder des Kaiſers, zum König. Der Erzkanzler von Deutſchland ernannte den Kardinal Fäſch zu ſeinem Koadjutor und Nachfolger. Schon am 5. war Bernadotte zum ſouveränen Fürſten von Ponte-Corvo und Talleyrand zum ſouveränen Fürſten von Benevent ernannt worden.

Eine große Begebenheit hatte die Aufmerkſamkeit Europa's in Anſpruch genommen. Pitt war am 23. Januar geſtorben, und Fox hatte ſeine Stelle eingenommen. Dieſer Letzte hatte den erſten Konſul zu Paris kennen und achten gelernt. Er hatte lange, vertraute Unterredungen mit ihm gehabt. Es war vorauszuſehen, daß jetzt oder nie eine Näherung zwiſchen Frankreich und England ſtatt finden könne. Fox ſchrieb am 20. Februar an Talleyrand, daß ein Franzos ihm den Vorſchlag gemacht habe, Napoleon zu

ermorden. Dadurch war die Unterhandlung gewiſſermaßen eröffnet. Der Briefwechſel zwiſchen beiden Miniſtern wurde immer lebhafter. Napoleon ſchickte ſelbſt Lord Yarmouth, der als Kriegsgefangener zu Verdun lebte, nach London, mit dem Vorſchlag, Malta und das Vorgebirg der guten Hoffnung England zu überlaſſen. Dieſe Uebereilung war ſehr nachtheilig, weil ſie zu deutlich bewies, welchen großen Werth Frankreich auf den Frieden legte. Deſſen ungeachtet dauerten die Konferenzen zwiſchen Yarmouth und Clark fort. Sie ſchienen durch die Abſchließung des Vertrags zwiſchen Frankreich und Rußland, am 20. Juli, nur noch mehr begünſtigt zu werden. Acht Tage früher, am 12. Juli, war der „Rheinbund“ geſtiftet worden.

## Schlacht von Jena.

Im Gegenſatz zum Rheinbunde hatte Preuſſen einen nordiſchen Bund gebildet. Napoleon erklärte, er könne nicht dulden, daß Sachſen und Heſſen Mitglieder desſelben würden.

Lord Lauderdale kam nach Paris, um die durch Lord Yarmouth angeknüpften Unterhandlungen fortzuſetzen. Aber bald zeigten ſich große Schwierigkeiten. Die Abtretung Hannovers an Preuſſen war eine der unüberſteiglichſten. Der Schleier wurde endlich zerriſſen. Kaiſer Alexander weigerte ſich am 20. Auguſt, den Vertrag vom 20. Juli zu ratifiziren. Die auſſerordentlichen Zurüſtungen in Preuſſen verkündeten den nahen Ausbruch neuer Feindſeligkeiten.

Während dem ſtarb Fox plötzlich am 3. September. Englands Politik nahm dadurch eine andere

Wendung. Eine Näherung zwiſchen den Kabinetten von Berlin und London fand ſtatt. In der Nacht zum 25. September begab ſich Napoleon nach Mainz. Preuſſen verlangte den Rückzug aller franzöſiſchen Truppen an das linke Rheinufer, und eine entſcheidende Antwort für den 8. Oktober.

„Marſchall!“ ſagte Napoleon zu Berthier, „man gibt uns ein Ehren-Stelldichein für den achten. Nie hat ein Franzos ſo etwas abgelehnt. Aber da eine ſchöne Königin dem Kampfe beiwohnen will, müſſen wir pünktlich ſein, und ohne Raſt nach Sachſen marſchiren.“

Am 1. Oktober ging der Kaiſer der Franzoſen über den Rhein, und ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Armee. Am 9. wurde der Feldzug eröffnet. Ein preuſſiſches Armeekorps wurde bei Schleiz zurückgedrängt, während Soult die Stadt Hof beſetzte. Tags darauf fiel der Prinz Ludwig von Preuſſen bei Saalfeld.

Die preuſſiſch-ſächſiſche Armee war 132,000 Mann ſtark. Sie hielt Eiſenach, Gotha, Erfurt und Weimar beſetzt. Die Franzoſen waren am 12. zwiſchen Saalfeld und Gera. Die Stellung beider Armeen war ſonderbar. Die Preuſſen hatten dem Rhein den Rücken zugewendet und die Franzoſen hatten die Elbe hinter ſich.

In dieſem Augenblicke erhielt Napoleon die vom 5. Oktober datirte feindſelige Proklamation des Friedensfürſten Godoy, in welcher dieſer das ſpaniſche Volk aufforderte, ſich zu bewaffnen, um einem mächtigen Widerſacher (den er jedoch nicht nannte) die Spitze zu bieten.

Am 13. theilte der König von Preuſſen ſeine

Armee in zwei Hälften. Die eine, 70,000 Mann ſtark, marſchirt gegen Auerſtädt, ſechs oder ſieben Stunden von der andern. Napoleon dagegen vereinigt alle ſeine Maſſen auf einen Punkt. Am 14. Morgens begann er den Angriff. Nachmittags war die Schlacht entſchieden, während Davouſt bei Auerſtädt mit einer weit überlegenen Macht rang. Napoleon ſchickte die ſächſiſchen Offiziere in ihre Heimath und erklärte ſich zum Beſchützer ihres Landes.

Am 18. Oktober wurden Erfurt und Leipzig von den Franzoſen beſetzt. Das Hauptquartier ihres Kaiſers war am 25. zu Potsdam. Er beſuchte das Grab Friedrichs des Großen und ſendete den Degen des Helden nach Paris. An demſelben Tage kapitulirte die Feſtung Spandau, in der man 4000 vollſtändig equipirte Pferde fand. Am 27. hielt Napoleon ſeinen Einzug in Berlin.

Hohenlohe kapitulirte am 28. mit 16,000 Mann Infanterie, ſechs vortrefflichen Kavallerieregimentern, 60 Kanonen und 45 Fahnen. Am 29. ſtreckten 6000 Mann die Waffen zu Paſewalck. Die Feſtung Stettin öffnete an demſelben Tage ihre Thore, obgleich ſie durch 6000 Mann und 160 Feuerſchlünde vertheidigt wurde. Am 1. November fiel Küſtrin mit 4000 Mann und 90 Kanonen.

Indeſſen hatte Blücher einige zerſtreute Diviſionen des Herzogs von Braunſchweig-Oels und des Herzogs von Sachſen-Weimar an ſich gezogen, mit denen er ſich nach Graudenz, wo der König ſich an der Spitze von 15,000 Mann befand, durchzuſchlagen ſuchte; aber umſonſt. Er ſah ſich gezwungen, ſich nach Lübeck zu werfen, wo er am 5. November ankam und

ſich verſchanzte. Am 6. und 7. wurde er heftig angegriffen. Soult und Bernadotte drangen an den letzten Tagen in die Stadt, und nöthigten Blücher und den Herzog von Braunſchweig bei Ratkau zur Kapitulation. Am 8. ergab ſich die ſtarke Feſtung Magdeburg an Ney. Man fand 20 Generale, 16,000 Mann, 800 Kanonen und ungeheure Vorräthe jeder Art darin. Eine Kriegsſteuer von 160 Millionen wurde über Preuſſen verhängt.

## Englands und Rußlands Einfluß auf Aſien, im gegenwärtigen Augenblicke.

Man kann den Orient in zwei große Maſſen verſchiedenartiger Intereſſen theilen. Die eine gehört dem Islamismus, die andere dem Polytheismus. Rußland befindet ſich in näherer Berührung mit den Nationen, die in ihrer ganzen Reinheit die Geſetze des Propheten und Ali's befolgen. England dagegen hat vorzüglich mit den Anhängern Budha's, Brama's und den Schülern Nanaks, des Reformators der Seiken, zu ſchaffen.

Deſſen ungeachtet ſind die britiſche und die ruſſiſche Macht auf mehrern Punkten zuſammengeſtoßen, nicht allein in China, wo ihre beiderſeitigen Bemühungen größtentheils fruchtlos geblieben, ſondern vorzüglich in Perſien und in der Türkei.

Der eigentliche Mittelpunkt der engliſchen Politik, in ihren entfernten Beziehungen, iſt immer Indien, bis wohin der Einfluß der ruſſiſchen Politik noch nicht gedrungen iſt. Die Beherrſchung der Türkei dagegen iſt ein Zankapfel, den Pandora zwiſchen

beide Staaten geſchleudert hat. Beide möchten ihn ſich zueignen, beide hoffen ihn zu erhalten, beide erwarten nur den günſtigen Augenblick, ſich ſeiner zu bemächtigen. Aber theilen mögen ſie ihn nicht.

Alle Erläuterungen über das wahre Prinzip der britiſchen Handels- und Militärmacht in Oſtindien, ſind größtentheils abgeſchmackt. Man hat die engherzigſten Vorurtheile des albernſten, blindeſten Nationalgeiſtes geltend machen wollen, und man hat ſich getäuſcht. England ſtrebt nur nach Solidem. Es galoppirt nicht. Es geht Schritt vor Schritt, aber mit Sicherheit. Man bemerke nur, welche ungeheure Strecke es ſeit ſeiner letzten Revolution zurückgelegt. Man vergleiche, wie weit Frankreich ſeit der ſeinigen gekommen! — —

Die engliſch-oſtindiſche Kompagnie hat den bürgerlichen und politiſchen Karakter der von ihr beherrſchten Region von Grund aus ſtudirt. Sie hat allen äuſſerlichen Flitterſtaat unſerer diplomatiſchen Begriffe verworfen, und nur das wahre Genie ihres Intereſſe's in Rede geſtellt. Auf den erſten Blick hat ſie den Abſcheu bemerkt, den die Tirannei des Syſtems, auf welches der Thron der mogoliſchen Dynaſtie begründet war, den Eingebornen eingeflößt. Eben ſo hat ſie bald entdeckt, daß die Autorität der Maratten-Häuptlinge in der Ganges-Halbinſel weniger auf eine regelmäßige Organiſation der Stämme, als auf einen Räuberbund begründet war, und daß die Völker die Hand ſegnen würden, die ſie von einem ſo drückenden Joche befreite.

Nachdem ſie dieſen Zuſtand der Dinge vollkommen begriffen hatten, ſetzten ſie alle Hilfsmittel der ge-

wandteſten Politik, die den morgenländiſchen Fürſten eben ſo ungefährlich ſchien, als den europäiſchen Monarchen des fünfzehnten Jahrhunderts, in Bewegung. Sie bemühten ſich, ſie zu entzweien, und ſo gegenſeitig zu ſchwächen. Aber kaum waren Hyder Ali und Tippu Saib unter ihren Streichen gefallen, da war ihr erſtes Begehen, die alten bürgerlichen, militäriſchen und religiöſen Geſetze Indoſtans wieder feſtzuſtellen, und ſie mit dem ſchützenden Wall der europäiſchen Inſtitutionen zu umgeben.

Und auf einer ſolchen Baſis ruhet der Koloß der britiſchen Macht in Oſtindien.

Aber betrachten wir jetzt denſelben Gegenſtand unter einem andern Geſichtspunkte. Eine andere Macht, der engliſchen an Kraft und Beharrlichkeit beinahe gleich, von Jahr zu Jahr ſich vergrößernd, erhebt ſich und dehnt ſich immer mehr gegen Indien aus. Dieſe Macht iſt die der Seiken, die man mehr als eine furchtbare Sekte, denn als eine organiſirte Nation betrachten kann.

Der Stifter dieſer Sekte, Nanak, bemühte ſich, die Verſchmelzung der braminiſchen und mohamedaniſchen Lehre zu bewerkſtelligen. Er ſuchte zu beweiſen, daß beide derſelben Quelle, dem Monotheismus, entſprungen ſeien. Er beſtritt die Unduldſamkeit der Anhänger des Korans und ſchaffte die heidniſche Kaſtenordnung ab. Sein Glaube war auf den reinſten Deismus begründet, und allen Ideen des alten Indiens vollkommen fremd. Seine geſellſchaftliche Organiſation ſtützte ſich auf die Demokratie.

Man denkt ſich die Indianer immer als ein Volk

ohne Muth, ohne Energie, und man täuſcht ſich. Die Reiſenden haben höchſtens nur Bengalen beſucht. Und weil ſie dort ein handeltreibendes aber frömmelndes Volk geſehen, haben ſie ſich eingebildet und behauptet, es ſei überall ſo. Man vergißt, daß es im Innern Aſiens Volksſtämme gibt, die ſo zu ſagen unter den Waffen grau geworden ſind, daß ſie den größten Theil des weſtlichen Indiens bevölkern, und daß ſie vorgeben, von jenen Kriegern abzuſtammen, die in denſelben Gegenden dem ſiegreichen Vordringen Alexanders einen unüberſteiglichen Damm entgegenſtellten.

Und unter eben dieſem Volke legte Nanak den Grund zu ſeinen bürgerlichen und religiöſen Inſtitutionen. Als ſich im Laufe der Jahre dies Syſtem befeſtigt, die Zahl der Anhänger ſich vermehrt hatte, legten ſie ſich den Namen Sinhas oder Seiken (Löwen) bei, unter welchem ſie jetzt allgemein bekannt ſind.

Seit drei Jahrhunderten hat dieſe militäriſche Demokratie allmälig eine große Menge Indus, von allen Kaſten, mit ſich vereinigt, und ſie das Kriegshandwerk gelehrt. Die Seiken ſind auf eine ſolche Weiſe konſtituirt, daß das ganze Volk nichts als eine große Armee bildet, die beſtändig marſchfertig und kampfbereit iſt, und die nie einen Feldzug ohne eine bedeutende Eroberung beendet. Ihre Anführer ſind ſehr geſchickt, und würden ſelbſt an der Spitze eines europäiſchen Heeres nicht am unrechten Platze ſein. Schon haben ſich mehrere andere militäriſche Kaſten, unter andern die Raiputen, unterworfen.

Dies letzte Volk iſt ein Nachbar der britiſchen Macht im ſüdlichen Indien, gegen Kutſch und Gu-

zurate. Auch im Oſten ſtehen ihr die Seiken gegenüber, und ſtreiten ſich mit ihr um die Ueberreſte eines Theils des großen Mogolenreichs. Eben ſo bedrohen ſie England auch im Norden. Schon haben ſie ſich mehrerer Diſtrikte von Klein-Tibet bemächtigt, und bedrohen die britiſchen Beſitzungen von Nepal, die für ſie eine leichte Beute werden dürften. Ganz Kandahar und Afganiſtan, dieſe großen und beinahe unzugänglichen Provinzen zwiſchen Indien und Perſien, gehören ihnen.

Alle dieſe Eroberungen ſind nicht Werke des Zufalls. Sie ſind nicht mit jener Unvorſichtigkeit gemacht worden, die oft die Unternehmungen der Orientalen karakteriſiren, deren Armeen, wüthenden Waldſtrömen ähnlich, eben ſo ſchnell verſiegen, als ſie ſich gebildet haben. Man entdeckt in dem Gange und in den Fortſchritten dieſes „Löwenvolks“ ein tiefpolitiſches Syſtem und einen reiflich überdachten Plan, den es wenigſtens mit eben ſo großer Regelmäßigkeit und Ausdauer befolgt, als die engliſch-oſtindiſche Kompagnie. Seit Langem haben die Seiken die europäiſche Taktik und Disziplin angenommen. Mehrere franzöſiſche Offiziere, die von der britiſchen Politik auf alle mögliche Weiſe verfolgt worden, haben alle neuern militäriſchen Verbeſſerungen bei ihnen eingeführt.

Ungeachtet ihres Eifers, beſtändig neue Proſelyten zu machen, laſſen ſie dennoch allen von ihnen unterworfenen Völkern den freien, unbeſtrittenen Genuß ihrer Sitten und ihres alten Glaubens, weil ſie durch Erfahrung die Gewißheit gewonnen haben, eben dadurch die meiſten Anhänger ſich zuzuwenden. U-

zählige Ismaelitenſekten, die in Kandahar, Afganiſtan und den mahomedaniſchen Gegenden Indiens zerſtreut waren, haben ſich mit ihnen vereinigt.

Auſſer dieſer für Englands Oberherrlichkeit in Indien ſo drohenden Macht, gibt es noch eine andere nicht minder gefährliche, die der Maratten. Dieſes Volk kann eigentlich nur als eine mächtige Räuberhorde betrachtet werden. Es ſtammt von der vierten indiſchen Kaſte, der der Diener, ab, die nur militäriſche Sitten und Gewohnheiten hat.

Die Seiken, die ſich immer mehr der Ganges-Halbinſel nähern, werden ſich früh oder ſpät mit ihnen vereinigen, und ihren Muth wieder erheben. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß dieſe Verſtändigung zwiſchen den Maratten und den Seiken nicht mehr lange ausbleiben kann. Die britiſche Macht wird dadurch in eine ſehr kritiſche Lage verſetzt werden, weil ſie ſodann von einer doppelten, durchaus kriegeriſchen Macht wie umgürtet ſein dürfte.

In der That kann England dieſe moraliſche Macht durch eine andere derſelben Art bekämpfen. Sie kann den Fanatismus der Braminen gegen den Enthuſiasmus der Seiken bewaffnen, und durch die ausſchließliche Beſchützung des Syſtems der Sitten des Indoſtan, einen großen Einfluß gegen die Neuerer gewinnen. Aber man muß nicht vergeſſen, daß die erſte Maxime der Seiken „allgemeine Duldung" iſt, und daß ſie keineswegs das Ausrottungsſyſtem der Muſelmänner befolgen.

Der kriegeriſche Muth und die unwiderſtehlichen, beharrlichen Angriffe der Seiken dürften leicht über die europäiſche Taktik der indiſchen Soldaten unter

dem Befehl britiſcher Offiziere triumphiren. Die Zypayen ſind tapfer. Aber ſie ſind nur Söldner ohne patriotiſche Neigung. Sie haben keine Nationalſache zu vertheidigen, und dienen vorzugsweiſe der Macht, die ſie am beſten bezahlt.

Aber anderſeits muß man nicht aus den Augen verlieren, daß die engliſche Handelsgeſellſchaft, welche Oſtindien beherrſcht, nicht aus Napoleonen beſteht, daß ſie nicht Gefahren erſpäht, um ſich muthwillig ins Verderben zu ſtürzen. Zufrieden mit dem, was ſie beſitzt, ſucht ſie nur ſolche Eroberungen zu machen, die ihre Macht immer mehr befeſtigen, und nicht ſolche, die ſie ſchwächen können.

Die ganze Gebirgsregion von Gates, die ſich durch einen großen Theil der Halbinſel erſtreckt, iſt mit unüberwindlichen Feſtungen bedeckt. Die Vertheidigung zeigt ſich überall in ihrer furchtbarſten Geſtalt, und der indiſche Tiger, deſſen Zähne in ſeinem ſchrecklichen Rachen zu ſprühen ſcheinen, dürfte ſelbſt leichter anzugreifen ſein.

England vermeidet, ſo ſehr es kann, einen neuen Krieg in Indien. Es bemüht ſich aus allen Kräften, jenen Gegenden ſich nicht zu nähern, die es in mittelbare Berührung mit irgend einem gefährlichen Feinde bringen könnten. Ueberſchritte es ſeine Grenzen, würde es genöthigt ſein, entweder ſeine Eroberungen bis zu den Gipfeln des Badaſchan und des indiſch-perſiſchen Kaukaſus auszudehnen, und die Einfälle der Usbecken, die vielleicht bald unter ruſſiſche Botmäßigkeit gerathen dürften, unmöglich zu machen, oder jene Regionen, die den griechiſchen und mahomedaniſchen Eroberern immer die leichteſten In-

vaſionsmittel dargeboten haben, ohne irgend eine mögliche Vertheidigung zu laſſen.

Während des Krieges mit den Birmanen glaubte man bereits die britiſche Macht in Indien ihrem Sturze nahe. Aber ohne die fein berechnete Mäßigung der engliſchen Politik würde das Reich des Königs mit den goldenen Füßen bald eine britiſche Provinz geworden ſein. Der Leopard von Kalkutta kann ruhig bleiben. Er hat von dem weißen Elephanten zu Awa nichts zu beſorgen.

Das Birmanenland liegt öſtlich von den engliſchen Beſitzungen. Man hat die Wichtigkeit dieſes Volks ſehr übertrieben. Der Erfolg hat ſeine Schwäche bewieſen. Auch hat man viel von einer Allianz der Seiken, der Maratten und der Birmanen gegen England geſprochen. Aber man hat nicht bedacht, daß die große Entfernung der Orte, die Verſchiedenheit der Sprache und der Religion, ſie beinahe unmöglich macht. Darum fürchtet die beherrſchende Handelsgeſellſchaft einen ſolchen Bund auch nicht, wohl aber die Fortſchritte der Seiken und ihre bloße Näherung gegen die Maratten.

Angenommen, ein neuer Krieg breche zwiſchen England und Birmanien aus, könnte er für Erſteres nur nachtheilig ſein. Das entfernte Intereſſe würde die Regierung faſt ausſchließlich beſchäftigen, und ſie verhindern, dem Innern die Aufmerkſamkeit zu widmen, deren es in jeder Hinſicht bedarf.

Verlängerte ſich der Kampf, ohne entſcheidende Reſultate darzubieten, würden dadurch die Hoffnungen der Maratten aufs Neue geweckt, und den Seiken

die Mittel dargeboten werden, ſich immer mehr auszudehnen und zu verſtärken.

Die engliſche Regierung hat ſo viel als möglich gezögert, die Angriffe der Birmanen mit den Waffen in der Hand zurückzuſtoßen. Sie hat es vermieden, ſich zu vergrößern, wie ſie gekonnt hätte, und ſie hat ſich mit Arakan und einigen andern Punkten begnügt, die zur künftigen Sicherung ihrer Beſitzungen durchaus nothwendig waren. England weiß beſſer als jede andere Macht, daß der Eroberungsgeiſt keine Grenzen hat, daß die Erwerbung einer Provinz die einer andern nach ſich zieht, und daß durch eine auſſerordentliche Ausdehnung die mächtigſten Reiche endlich in ſich ſelbſt zuſammengeſtürzt ſind.

Der ottomanniſche Koloß iſt ſeiner Hinfälligkeit nahe. Eine neue moraliſche Welt wird ſich bald offenbaren. Europa, das für ſeinen Glauben zu ſtreiten vorgibt, iſt nur äuſſerſt ſchwach in ihm. Die Pforte dagegen hat noch den ganzen Fanatismus des Aberglaubens und der blinden Dahingebung.

Bei allem dem iſt die politiſche Meinung Europa's über die Energie und die Streitkraft des ottomanniſchen Reichs getheilt. Einerſeits ſieht man es von innern Flammen verzehrt, durch äuſſere Angriffe vernichtet und ſeine Aſche weit zerſtreut. Anderſeits erblickt man den Glutſand des Orients in den weiten Wüſteneien Aſiens ſich erhebend, furchtbare Gewitterwolken zuſammenballend, und ſie über Europa ſtürzend. Aber Wahrheit iſt weder in dem Traum des Ehrgeizes, noch in den Paroxismen eines wahnſinnigen Myſtizismus.

Man muß weder die Schwäche noch die Stärke

des türkiſchen Reichs übertreiben. Seit Rußlands Schwert in der Wagſchale des Feſtlandes ruht, hat ſich die Stellung Europa's in Bezug auf die Pforte ſehr verändert. Die Schweden waren die erſten, welche die ottomanniſche Macht als einen natürlichen Bundesgenoſſen betrachteten, als den bequemſten und ſtärkſten Feind, den man den Moskowiten entgegenſtellen könne. Franz I. hatte ihnen dazu, durch ſeine Vereinigung mit Karl V. gegen ſie, das Beiſpiel gegeben.

Als endlich der Tod Josephs II. die Entwürfe dieſes Monarchen unterbrach, war es im Intereſſe Oeſterreichs, wo nicht geradezu als Freund und Bundesgenoſſe des Divans ſich zu zeigen, doch zu verhindern, daß die europäiſche Türkei nicht zerſtückelt werde. Seine Politik hatte das am meiſten zu befürchten, nicht nur weil auf ſolche Weiſe Rußland ſich die ſlaviſchen Provinzen des ottomanniſchen Reichs zueignen könnte, ſondern auch, weil es ſodann mit den ſlaviſchen Theilen Ungarns und ſelbſt anderer Länder der öſterreichiſchen Monarchie in Berührung kommen, und ſie ſich vielleicht zueignen könnte.

England hat nur ſeit Offenbarung der Abſichten Katharinens II. auf die Türkei dieſem Reiche eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet. Es begriff auf einmal, welche überwiegende Wichtigkeit die ruſſiſche Seemacht gewinnen werde, wenn ſie zu Konſtantinopel ſich konzentriren, und durch die Geſchicklichkeit und Unerſchrockenheit der Griechen unterſtützt werden könne.

Rußland, in Berührung mit Perſien, und auf dem Punkte, ſich der Bucharei zu bemächtigen, würde der britiſchen Macht im Orient einen furchtbaren

Streich verſetzen, wenn es ſich auf den Trümmern der türkiſchen Herrſchaft in Europa niederlaſſen könnte.

Auf welche Weiſe man alſo auch den Vertrag betrachten mag, durch den Großbritannien als einer der Beſchützer Griechenlands auftritt, iſt es nichts deſto weniger unbeſtreitbar wahr, daß es zugleich der natürlichſte und der vorzüglichſte Bundesgenoſſe des ottomanniſchen Reiches iſt.

Frankreich hat kein Intereſſe in Aſien zu vertheidigen. Es hat im Gegentheil viel dort zu erwerben, zu erobern. Seine Niederlaſſungen in Oſtindien ſind nur von geringer kommerzieller Wichtigkeit. Sie werden von England geduldet, weil ſie durchaus nichts Politiſches haben. Aber es übt noch einigen Einfluß zu Teheran, und vorzüglich zu Konſtantinopel, aus. Es bietet noch den Abſichten Englands auf Bagdad und Aleppo Schach.

Indeſſen wird Frankreichs Politik im Orient nie tiefe Wurzel ſchlagen, ausgenommen wenn das türkiſche Reich plötzlich zuſammenſtürzte, und England ſich genöthigt ſähe, mit ihm die ottomanniſchen Domänen in Aſien zu theilen.

Die Zukunft verbirgt in ihrem Schooſe alle mögliche Begebenheiten, und entzieht ſie dem Auge menſchlicher Vorſicht. Kann ſich Rußland mäßig zeigen, und, ohne die Pforte unter ſeinen triumphirenden Tritten zu vernichten, ſie zum Frieden nöthigen? Wenn aber durch den Widerſtand der Türken ſelbſt dieſe Mäßigung unmöglich wird, dürfte Rußland, ohne irgend einen Vorwurf in den Augen der europäiſchen Mächte, durch ſeine Redlichkeit mehr noch gewinnen, als durch den gewandteſten Machiavellismus.

Wenn alſo kein moraliſcher Stoff zu einem offenen Bruche zwiſchen England und Rußland ſich darbietet; wenn der türkiſche Krieg durch die ottomanniſche Herausforderung und ihren Angriff ſelbſt gerechtfertigt wird, wie der Perſiens gegen Rußland, bei dem ſich das britiſche Kabinet auch mit Rath und Zuſchauen begnügen mußte: was werden Oeſterreich, England und Frankreich unter ſolchen Umſtänden thun? —

Wird man, in einem größern Maßſtabe, die Theilung Polens erneuern? Wird man den Griechen, deren Bevölkerung ſo ſchwach iſt, und die ſtärker auf dem Meere als zu Lande ſind, einen bedeutenden Theil an der Unabhängigkeit ihres ehemaligen Vaterlandes zugeſtehen? Oder wird man pomphaft und unmächtig den Sultan zu Konſtantinopel vegetiren laſſen, wie den Großmogol zu Delhi? —

Vorausgeſetzt, Rußland begnüge ſich mit der Moldau und Wallachei, Oeſterreich erhalte Servien und Bosnien, zwei ſlaviſche Provinzen, die ſich mehr zu dem erſtern angezogen fühlen, ſo müſſen Frankreich und England immer noch die aſiatiſche Türkei erobern. Denn vermehrt ſich Rußlands Macht in Europa, muß nothwendigerweiſe England ein Gegengengewicht in Aſien aufſtellen.

Ohne Kleinaſien, wo die wahren kommerziellen Intereſſen des Orients ſich konzentriren, würden der Sultan, oder die Griechen, nur eine ſehr unbedeutende Macht bilden, wenn nicht Konſtantinopel nach wie vor der Mittelpunkt des Reichs bliebe.

Angenommen, die Türken würden gänzlich aus Europa vertrieben, hätte man alsdann von ihnen

nichts mehr zu befürchten? — Mehr als je. Sie könnten ſich in die hohen Regionen Armeniens und in das alte Medien werfen, ſich entweder ein Königreich erobern, oder Perſien verſtärken. Der Kaukaſus würde ſodann der immerwährende Schauplatz eines entſetzlichen Krieges werden.

Oder wenn ein Theil der ottomanniſchen Bevölkerung ſich nach Oſtperſien zöge und ſich in Afganiſtan niederließe, würde England nicht mehr ruhig für ſeine Beſitzungen in Indien ſein.

Die große Aufgabe der vermittelnden Mächte beſteht alſo darin, die Türken zu zähmen, ſie zu verhindern, ſich wieder der Exiſtenz der Feldlager zu überlaſſen, in Folge derſelben die Aſiaten ohne Schwierigkeit die größten Räume überwandern, die kühnſten Entwürfe in Ausführung bringen, die ſchnellſten und bedeutendſten Eroberungen machen, und in einem Blutmeere ihre alte Tapferkeit wieder gewinnen. Die Türken zu ziviliſiren, nachdem man ſie der europäiſchen Beherrſchung unterworfen, einen Theil der aſiatiſchen Türkei zwiſchen Frankreich und England zu zerſtückeln, die Griechen in Kleinaſien zu befeſtigen, das ſind die wahrſcheinlichen Probleme, die man aufzulöſen haben wird.

---

## Gegenwärtiger Zuſtand der Deputirtenkammer in Frankreich.

Die neuen Wahlen hatten ſeit einem Monat dargethan, welches die vorherrſchende Meinung in Frankreich ſei, als Villèle an den Fingern zählte, ob es unter den Neuerwählten mehr Miniſterielle oder Kon-

ſtitutionelle gebe. Er ſchien die offene Wahrheit noch immer nicht begreifen zu können, oder zu wollen. Bei alledem hatte er nicht das Selbſtbewußtſein, zu glauben, es ſei gleichviel, laut und ſtolz vor einer knechtiſchen Verſammlung oder vor einer ſolchen zu ſprechen, die ihre Würde fühlt und ihren Beruf kennt. Aber es wurde ihm ſchwer, ſich zum Rückzug zu entſchlieſſen.

Wäre er geblieben, hätte er dem Sturme trotzen wollen: er würde ſehr heftig geweſen ſein. Sein Sturz und die unvermeidliche Beſeitigung ſeines Syſtems würden plötzlich und vollkommen geweſen ſein. Die ganze Kraft der vertretenden Regierung würde ſich auf einmal beurkundet haben.

Aber Vernunft, Vorſicht und Friedensliebe ſind ſo allbeherrſchend in Frankreich, daß eine ſolche Kriſis mit Schrecken von allen Ständen betrachtet wurde. Man fürchtete, daß die königliche Gewalt, die man allgemein als das Sinnbild der öffentlichen Ordnung, als die Schutzwehr gegen jede Revolution betrachtete, in einem ſolchen Kampfe auf irgend eine Weiſe verletzt werden könne. Es war alſo der beinahe einſtimmige Wunſch der Nation, daß Villèle und ſeine Genoſſen aus dem Miniſterium treten möchten.

Die neuernannten Miniſter nahmen gewiſſermaßen nur ihre Stellen ein, damit Villèle und die Seinigen ſich nicht mehr darin befänden. Sie begriffen ihre Rolle leicht. Das macht ihrem Karakter und ihrem Geiſte Ehre. Bei alledem konnte man ſelbſt durch die Ungewißheit ihrer proviſoriſchen Stellung den Wunſch einiger von ihnen erkennen, in der neuen

Deputirtenkammer die alte Villèliſche Wahrheit wieder zu finden.

Das iſt leicht zu begreifen. Zuerſt war dabei nur eine geringe Umgeſtaltung denkbar. Man konnte beinahe dieſelbe Stellung, dieſelben Menſchen, dieſelben Grundſätze beibehalten. Es war hinlänglich, Exzeſſe und Mißbräuche zu vermeiden, von dem Syſtem Villèle's die Jeſuiten und einige andere anſtößliche „Zufälligkeiten" abzuſondern.

In ſolcher Hinſicht konnten die Miniſter ihre Aufgabe für leicht halten. Eine beſiegte Partei, oder wenigſtens eine ſolche, die ihre ganze Schwäche gefühlt, läßt ſich leicht disziplиniren. Sie iſt nicht zu anmaßlich gegen diejenigen, denen ſie zur Stütze dient, weil ſie eben ſo leicht ſich eine andere wählen könnten. Zudem fordert die in Rede ſtehende Partei keine Garantie. Sie verlangt nichts, als die Befriedigung ihrer Leidenſchaften und ihrer Intereſſen.

Es war alſo in jedem Betrachte die bequemſte, die wünſchenswertheſte Mehrheit für Miniſter, die mehr mit der Gegenwart als mit der Zukunft ſich beſchäftigten; und wie viele gibt es, bei denen dieſer Fall nicht vorherrſchend iſt?

Auſſerdem jagten die alten Benennungen „Royaliſten und Liberale, rechte und linke Seite", wie abgenutzt und wie wenig anwendbar im gegenwärtigen Augenblicke ſie auch ſein mochten, den Miniſtern dennoch eine gewiſſe Furcht ein. Wie hätten ſie es wagen dürfen, ſich der „Linken" zuzuneigen, die ſeit ſieben Jahren politiſch exkommunizirt, und beſchuldigt war, theils durch ihre Theorien, theils durch ihre Ver-

ſchwörungen, Alles über den Haufen ſtürzen zu wollen? . . .

Zögernd und furchtſam einherſchreitend, vorzüglich aber ohne ſich durch irgend ein öffentliches Wort zu kompromittiren, unternahm ein Theil des Miniſteriums die Ausführung des Entwurfs, den Villèle während ſeinem Todeskampfe ausgeſonnen hatte, die Royaliſten aller Schattirungen gegen den gemeinſchaftlichen Feind, d. h. gegen Alles zu vereinigen, was dieſelben Meinungen hatte, die durch die Wahlen beurkundet worden waren.

Unherhandlungen wurden angeknüpft, um das Miniſterium in dieſem Sinne zu verſtärken. Châteaubriand weigerte ſich, zu einer Fahne zu ſchwören, die nicht die ſeinige war. Er konnte und wollte ſich nicht von ſeinen Freunden und ſeinen Meinungen trennen. Labourdonnaye machte ebenfalls ſeine Bedingungen. Er durfte nur in das Miniſterium treten, wenn ſeine Meinung als allbeherrſchend anerkannt wurde. Ohne dem hätte er es einige Wochen ſpäter wieder verlaſſen müſſen.

Um indeſſen das Publikum zu beſchäftigen, wurde Vatismenil zum Miniſter des öffentlichen Unterrichts ernannt, was durchaus nichts bedeuten wollte, als daß man einen Mann, der nicht ohne Verdienſt war, ſeiner eigenthümlichen Laufbahn entriß, um ihn an die Spitze einer Verwaltung zu ſtellen, von der er nicht den mindeſten Begriff hatte.

Man ernannte auch einige Kommiſſionen zur Prüfung der Gegenſtände der Verwaltung und Geſetzgebung, mit denen das Publikum ſich am meiſten beſchäftigt hatte. Die Art und Weiſe, auf welche ſie

gebildet wurden, bewies, daß man dabei nicht die Meinung der Kammern zu Rathe ziehen wolle. Sie ſollten nur die Mittel ſein, Zeit und Rath zu gewinnen.

In dieſem Zuſtande der Ungewißheit und Furchtſamkeit konnten die Miniſter keinen großen Einfluß auf die neue Kammer ausüben. Der Geiſt der Unabhängigkeit und des weiſen Selbſtbewußtſeins, der einer der Hauptzüge der Wahlen geweſen, und der ſich gleich beim Beginn der Sitzung offenbarte, war etwas Neues und Unbekanntes für die miniſterielle Welt. Seit ſieben Jahren hatte man nichts Aehnliches geſehen. Man hatte ſich bereits an einen ganz andern Mechanismus der vertretenden Regierung gewöhnt.

Gleich anfänglich bemerkte man, daß die Scheidung in Royaliſten und Liberale, die Villèle ſorgfältig genährt hatte, und die vielleicht auch ſeine Nachfolger noch einigermaßen zu erhalten wünſchten, nichts mehr als eine Erinnerung der Vergangenheit ſei. Aus dieſer Entdeckung ergab ſich die beſte und populärſte Eröffnungsrede, welche man ſeit Einführung der Charte vernommen hatte.

Aber bei alledem bleibt die Stellung des Miniſteriums immer dieſelbe. Die Thronrede iſt wohl ein Zeichen der Richtung, welche das Miniſterium zu verfolgen gedenkt; aber ſie gewährt nichts ſo Beſtimmtes, wie Handlungen und Geſetzentwürfe. Die öffentliche Meinung hat ihre Kraft erkannt. Sie iſt ruhig und geduldig. Die drohendſte Gefahr iſt verſchwunden. Sie geſteht freiwillig den Miniſtern einen langen Kredit zu.

Die Sitzung der Kammer iſt eröffnet, und die

Diskuſſionen über Prüfung der Vollmachten hat ſie länger als vierzehn Tage beſchäftigt. Bei dieſer Gelegenheit hat man ſchon beſſer die verſchiedenen Meinungen der Deputirten erkannt, und die neuen Kombinationen, welche ſich daraus ergeben können.

Die auffallendſte Verſchiedenheit zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart beſteht ohne Zweifel in der vollkommenen Verſchmelzung der beiden Theile der alten Oppoſition, die man unter dem Namen „linkes Zentrum und linke Seite“ bezeichnete. Dieſe beiden Theile bilden die Mehrheit in der gegenwärtigen Kammer. Durch die neuen Wahlen wird ſie noch mehr verſtärkt.

Auf der entgegengeſetzten Seite erblickt man die Trümmer und Anhänger des letzten Miniſteriums. Von ihren Anführern verlaſſen, die ein willkommenes Aſyl in der Pairskammer gefunden haben, iſt ihre Stellung nicht mehr ſo breit und pochend, als früherhin. Sie haben, nach der Niederlage des Syſtems, deſſen Leibeigene ſie waren, Vieles zu vertheidigen, das ſich nur durch ſeinen Erfolg rechtfertigen läßt. Vormals beantworteten ſie alle Einwürfe der Vernunft, der Gerechtigkeit und Wahrheit nur durch ein barbariſches Gebrüll. Jetzt, wo ſie Erklärung geben, Rechenſchaft ablegen müſſen, fehlt es ihnen an Beweiſen, an Logik und an Talent.

In der That, ihre Stellung iſt ſehr ſchwierig. Die öffentliche Meinung verhöhnen und ihr Trotz bieten, die Ruhe des Staats und das Schickſal des Throns aufs Spiel ſetzen, ungeſetzmäßige Handlungen und Betrügereien über einander thürmen, und bei alledem nur den Zweck zu haben, an die öffentliche

Gewalt ſich feſtzuklammern, das ſind Dinge, die nicht leicht als Grundſätze aufgeſtellt, oder auf irgend eine ehrenvolle Weiſe emporgehoben werden können.

Wollte man dagegen den Schleier ganz wegreiſſen und offenherzig geſtehen, daß der einzige Zweck des letzten Miniſteriums darin beſtand, den ganzen Anblick des Landes umzugeſtalten und alle ſeine Freiheiten zu vernichten, würde man ſich dadurch ſelbſt im höchſten Grade kompromittiren.

Der Hauptmißſtand dieſer Partei iſt, daß ſie gegenwärtig weder Anführer noch Redner hat. Natürlicherweiſe ſcheint Labourdonnaye zu dieſem Doppelpoſten berufen. Aber er ſelbſt befindet ſich in einiger Verlegenheit. Er kann ſich nicht gut zu Villèle's Vertheidiger aufwerfen, nachdem er ihn ſo lange und ſo heftig angegriffen hat, und einer der Haupturheber ſeines Sturzes geweſen iſt. Vertheidigt er das Syſtem und den Mechanismus der frühern Verwaltung, wie er die Abſicht gehabt, wird man ihm den Einwurf machen, daß ſeine Oppoſition nur perſönlich geweſen.

Uebrigens iſt dieſe Verlegenheit nur augenblicklich. Labourdonnaye iſt ſo zu ſagen, der „Hauptredner der Gegen-Oppoſition.“ Das iſt wenigſtens die Beſtimmung, der er ſich ſeit zwölf Jahren unterworfen hat, und der er treu geblieben iſt. Wenn Villèle erſt ein wenig vergeſſen ſein, und man nicht mehr ſo viel von ſeiner Verwaltung ſprechen wird, dann werden Labourdonnaye und die Ueberreſte der alten Mehrheit nur ein Herz und eine Seele bilden.

Mit ſtarker, dumpftönender Stimme wird er das nahe, unvermeidliche Elend der Revolution prophezeihen, wird er von Schafotten und Maſſakern (ſeinem

Lieblingsthema) bei allen Veranlaſſungen, ſei es hinſichtlich der zuzugeſtehenden Munizipalverwaltung, oder der Controlle der öffentlichen Ausgaben, ſprechen, und ſeine alten Freunde werden ihn beklatſchen und für das erregte Trugentſetzen danken.

Die andern Deputirten der Gegen-Oppoſition haben ſich, wie das zu erwarten ſtand, in einem ganz andern Lichte gezeigt. Von dem Augenblicke, wo die Spaltung zwiſchen ihnen und den ſogenannten Royaliſten entſtand, näherten ſie ſich durch ihre Grundſätze und ihre Sprache den Vertheidigern der öffentlichen Freiheiten.

Die Verungnadung Châteaubriands war nicht die Veranlaſſung, aber das Entſtehungszeichen dieſer neuen Partei. Alle diejenigen, welche die Reſtauration mit einiger Größe begriffen, für die ſie eine patriotiſche Tugend, eine freie, ehrenvolle Dahingebung, und nicht eine knechtiſche Verzichtleiſtung ihrer eigenen Vernunft geworden, die den vernünftigen Glauben hatten, daß der König von Frankreich nicht einzig und allein den Thron ſeiner Väter beſtiegen habe, um eine eben ſo beſchränkte als anmaßliche Ariſtokratie mit dem Fette des Landes zu mäſten, alle die ſo dachten, wendeten ſich immer mehr von einer unedeln, brutalen Gewalt ab. Als wahre Freunde des Throns bemerkten ſie, daß er eben durch dieſe Anmaßlichkeit, durch dieſe Beſchränktheit ſich aufs neue den größten Gefahren ausſetzte, und ſie hielten es für ihre Pflicht, ihn und das Land vor neuen Umwälzungen zu bewahren.

Durch ein ſolches Betragen haben ſie der Monarchie die größten Dienſte geleiſtet. Sie haben eine Nation, in der die Erinnerung und das Prinzip des revolutio-

nären Mißtrauens noch lebendig war, gelehrt, daß die Verfechter der Intereſſen des Landes ſelbſt aus den Reihen derjenigen hervorgehen können, die es immer als ſeine gefährlichſten Feinde betrachtet.

Dieſe Allianz der höchſten Intereſſen des Volks mit den höchſten Intereſſen des Throns, iſt die Veranlaſſung der jämmerlichſten Zornausbrüche geworden. Man hat von Ueberläufern und Treuloſen geſprochen. Es iſt überflüſſig, ſolchen Aeuſſerungen eine nähere Beachtung zu ſchenken.

Seit drei Jahren bekämpfen die Konſtitutionellen der beiden Schattirungen gemeinſchaftlich den miniſteriellen Despotismus. Bei den Wahlen haben ſie ſich vereinigt. In der erſten Bildung des Miniſteriums waren beide beſeitigt worden. Ihre Verſchiedenheit war in der Vergangenheit, ihre Uebereinſtimmung iſt in der Gegenwart, und ohne allen Zweifel um ſo ſtärker auch in der Zukunft. Nichts hindert ſie mehr, gemeinſchaftlich Hand an das große Werk zu legen, die Verwaltung in Uebereinſtimmung mit der Charte zu bringen. Dies Reſultat wird um ſo leichter zu erlangen ſein, da es ſich mehr darum handelt, es durch Geſetze und feſte Regeln, als durch die Wahl der Menſchen zu erhalten. Bis jetzt iſt es wenigſtens ſchon ſo weit gediehen, die Mehrheit in der Kammer zu erzeugen.

Ein anderer Theil der Kammer hat ſich ebenfalls zur Mehrheit gewendet; aber er hat ſich zu keinerlei Verpflichtung gegen ſie verſtanden, und ſich manchmal ſelbſt der entgegengeſetzten Seite zugewendet. Er gibt ſeine Stimme bald der einen, bald der andern, nach den obwaltenden Umſtänden.

Aber obgleich die Mitglieder dieſes Theils gewiſſermaßen ein fliegendes Lager zu bilden ſcheinen, ſind ſie doch im Ganzen den patriotiſchen und vernünftigen Meinungen mehr zu- als abgeneigt. Gerechtigkeit und Freiheit gefallen ihnen. Sie haben einen tiefen Abſcheu für alles Falſche und Unredliche. Sie begreifen und ſchätzen den Werth des neuen Regierungsweſens, und ſuchen es aus allen Kräften zu befeſtigen. Viele von ihnen zeichnen ſich durch ihre Talente und durch eine große Uneigennützigkeit aus. Was ſie nähert, vereinigt und von den übrigen Theilen der Kammer unterſcheidet, iſt eine gewiſſe Furchtſamkeit in ihren Meinungen, wie wahr ſie auch ſein mögen.

Bei Einigen rührt dieſe Furchtſamkeit von ihrem Karakter und ihren Erinnerungen her. Sie wünſchen nicht, wie ihre Nachbarn auf der rechten Seite, blindlings und unbedingt das alte Regierungsweſen zurück; ſie deklamiren nicht mit lächerlichem Entſetzen gegen eine eingebildete Revolution. Aber ſie laſſen ſich durch Alles erſchrecken und verwirren, wodurch die Gemüther einigermaßen in Bewegung geſetzt werden. Die Möglichkeit des Exzeſſes hemmt ihren natürlichen Hang zur Freiheit. Die Diskuſſion beunruhigt ſie, ſobald ſie laut und lebhaft wird. Die aufgeſtellten Fragen, die nur durch Ja und Nein entſchieden werden können, ſtürzen ſie in Verzweiflung, und ſie bemühen ſich aus allen Kräften, einen Mittelweg zu finden.

Zu dieſen Schwierigkeiten kommen bei Einigen noch die ihrer geſellſchaftlichen Stellung, und die Verhältniſſe, in denen ſie ſich dem Hofe und ihrer

Familie gegenüber befinden. Ihre Entſchlüſſe ſind gut, ihr Wunſch zum Guten iſt rein; aber oft, wenn ſie dem Ziele nahe ſind, zögern ſie, können ſie den verſchiedenen Rückſichten ſich nicht entziehen, von denen ſie umwickelt ſind.

Eine andere Abtheilung der Kammer, die viel zahlreicher und mächtiger iſt, gehört ebenfalls zu keiner der beiden Hauptmeinungen. Zu ihr gehören die königlichen Prokuratoren, die Präfekten und alle Militär- und Zivilbeamten, die von Miniſterium zu Miniſterium ruhig den Weg der öffentlichen Aemter verfolgen, die weiße Kugel beſtändig in der Hand.

Die gegen ſie geſchleuderten Spottpfeile ſind abgenutzt. Es würde ungerecht und übertrieben ſein, wenn man dieſe, größtentheils unterrichtete und in den Geſchäften ergrauten Männer, als Hausgeräthe betrachten wollte, die allen Miniſtern als Zugabe anheimfallen.

Ihre Gefälligkeiten gegen die beherrſchende Macht ſind freilich groß, oft ſelbſt unbeſchränkt; aber man würde ihnen Unrecht thun, wenn man das nur für blinden Gehorſam und perſönlichen Kalkul halten wollte. Bei den meiſten iſt eine wirkliche Meinung, eine aufrichtige Ueberzeugung, die man der langen Gewohnheit ihres Geiſtes zuſchreiben muß. Eine tägliche Beſchäftigung läßt ſie Alles nur unter einem Geſichtspunkt erblicken. Mit der Verwaltung der öffentlichen Intereſſen beauftragt, denken ſie mehr daran, als an Privatrechte, und Ordnung ſcheint ihnen noch nothwendiger, als Gerechtigkeit. Sie erkennen ſich nicht mehr als Diener des Publikums,

ſondern als ſeine Herren. Darum bemühen ſie ſich, ſein Eigenthum unter ihrer Vormundſchaft zu behalten, und beſeitigen Alles, was ſie auf irgend eine Weiſe beſchränken könnte.

In ihren Augen iſt jede freie Berathung im höchſten Grade abgeſchmackt. Ihre Gefälligkeit würde ſelbſt ſo weit gehen, nie verbündeten Bürgern irgend eine Gewalt zuzugeſtehen.

Sie ſind voller Ehrfurcht für den verwaltenden Mechanismus, den der königliche Mantel vor allen Augen verbergen ſoll. Sie verlangen dasſelbe Stillſchweigen der Bürger über ihre Handlungen und eine geſetzlich feſtgeſtellte Achtung. Ueberdem ſind ſie die erklärteſten Feinde der Preßfreiheit.

Die Hauptaufgabe der Kammer von 1828 beſteht darin, nach und nach die Verwaltungsreform zu bewerkſtelligen. Die Erhaltung der Charte beruhet darauf. Schon war ſie auf dem Punkte, in ſich ſelbſt zu zerfallen, weil das Verwaltungsſyſtem, welches eine unumſchränkte Gewalt Frankreich hinterlaſſen, ſie nicht feſte Wurzel faſſen ließ.

Welche Rolle wird unter ſolchen Umſtänden das Miniſterium ſpielen? Ein natürlicher Inſtinkt ſcheint es zum Villèliſchen Syſtem anzuziehen. Es iſt nicht zu verwundern, daß es ungern Alles ſieht, wodurch ſeine Macht vermindert wird. Man kann nicht verlangen, daß die Miniſter nicht miniſteriell ſeien.

Bis jetzt ſind ſie beobachtend geblieben. Sie haben zu erſpähen geſucht, auf welcher Seite ſich die Mehrheit befinde. Vielleicht hat der Erfolg ſie nicht ganz

befriedigt. Indeſſen haben ſie ſich bis jetzt eben ſo zurückhaltend als beſonnen gezeigt. Martignac vorzüglich hat ſeine ganze Klugheit aufgeboten. Er hat ſich, in Leitung der Diskuſſionen, in ſeiner ganzen Ueberlegenheit gezeigt. Er vermeidet es ſorgfältig, irgend eine Meinung zu kompromittiren, und jede Partei kann hoffen, mit ihm auf gutem Fuße zu ſtehen.

Aber wenn, wie es ſcheint, die Mehrheit ſich ſtark und lebhaft gegen Alles ausſpricht, was mit der Liſt und Umgehung des alten Miniſteriums einige Aehnlichkeit hat, wenn ſie wirkliche und ſolide Garantien verlangt, wenn ſie fordert, daß das Netz der Geſetze die Verwaltung feſter umſchlinge: dann dürfte er nicht mehr im Stande ſein, ſie durch zierliche aber ausweichende Verſprechungen zu befriedigen. Er iſt von keinem ſo großen Hauſe, um ſich erlauben zu dürfen, lange die Szene des Don Juan mit M. Dimanche mit der Kammer zu ſpielen.

---

## Die Armenier in der Türkei.

Von allen Chriſten, die das Morgenland bewohnen, ſind die Armenier die am meiſten geachteten. Sie ſind mäßig, beharrlich, redlich, und ſehr geſchickt in Behandlung der Geſchäfte. Sie unterziehen ſich den Gebräuchen anderer Völker, ohne ihren individuellen Karakter zu verleugnen. Man findet ſie überall und überall ſind ſie gerngeſehen. Sie haben ſich in mehrern großen Städten Aſiens und Europa's niedergelaſſen; aber ſie haben kein eigentliches Vaterland. Wie die Juden, ſind ſie überall zerſtreut und

fremd. Deshalb werden ſie in der Türkei mehr auch als eine Sekte, denn als ein Volk betrachtet.

Indeſſen iſt das Ebengeſagte doch nur auf die handeltreibenden Armenier anwendbar. Die übrigen, die, wie die Griechen, unter einer despotiſchen Regierung leben, und noch phlegmatiſcher als jene ſind, intereſſiren ſich nicht für das Land, wünſchen nicht einmal ihre Emanzipation, ſind Sklaven, die nur ein einziges Ziel, ſich zu bereichern, im Auge behalten. Ihre Schriftſprache iſt wenig oder nicht kultivirt, und wird nur von einigen Gelehrten begriffen. Deshalb ſind auch die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und Künſte bei ihnen ſo beſchränkt geblieben. Den Griechen ähnlich, ſind ſie nicht allein unter das Joch der Türken, ſondern auch unter das ihrer Prieſter gebeugt, und werden durch den abgeſchmackteſten Aberglauben tiranniſirt.

Die Armenier haben verſchiedene Gebräuche, welche die Europäer eben ſo ſeltſam finden, als die Türken. Gehen ihre Frauen aus, ſind ſie gewöhnlich vollkommen unter ihrer Kleidung verborgen, und zeichnen ſich von den Türkenweibern nur durch ihre Firidgen oder Kaputzen aus, die ihnen über den Rücken herabhängen.

Ihre Hochzeitgebräuche ſind eben ſo beſchwerlich und lächerlich, als bei den meiſten orientaliſchen Völkern. Die Vermählungen werden im Voraus von den Aeltern beſtimmt, und nicht allein im zarteſten Alter ihrer Kinder, ſondern ſelbſt vor ihrer Geburt. Die künftigen Gatten haben ſich oft nie vorher geſehen. Demungeachtet ſind ſie meiſtentheils glücklich in der

Ehe, und der Ehebruch iſt bei ihnen, wo nicht unbekannt, dennoch äuſſerſt ſelten.

Die Armenier ſind von Natur äuſſerſt religiös. Sie betrachten die Ehe als die allerfeierlichſte Verpflichtung. Die Weiber ſind ſanft und folgſam. Alle heftige Leidenſchaften ſind ihnen gänzlich unbekannt. Ihr Daſein beſchränkt ſich allein auf ihr häusliches Leben. Sie exiſtiren nur für ihren Mann und ihre Kinder.

Die ausgezeichnetſten Armenier zu Konſtantinopel ſind, wie die Juden (Sarraffen), Banquiers. Sie ſind mit der Prüfung aller Münzen beauftragt, die durch ihre Hände gehen. Gewöhnlich kaufen ſie alle Münzgattungen auf, wenn ſie niedrig im Preiſe ſtehen, und leihen ihr Geld den Türken gegen zwanzig oder dreißig Prozent Intereſſen. Dieſer Wucher iſt die Hauptquelle ihres Reichthums. Mehrere Armenier, die Kornhandel treiben, leben gleichfalls im Wohlſtand, ſo wie die Goldarbeiter, weil die übrigen Nationen dies Gewerbe wenig oder nicht treiben.

Sie ſind auch Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Bäcker, Baumeiſter, Tiſchler, Drechsler, Bierbrauer und Schloſſer in Konſtantinopel. Die armeniſchen Laſtträger ſind auſſerordentlich arbeitſam und ſehr ſtark. Viele Armenier ſind auch Waſſerträger, Sorbetthändler, Matroſen, Fiſcher, Seiden- und Bandweber und Zeltenmacher. Man hält ſie für die beſten Kutſcher und Reiter im ganzen Lande. Ihre Indienne- und Muſſelindrucker übertreffen ſelbſt die europäiſchen. Aber ihre Muſter ſind von franzöſiſchem Urſprung.

Mit einem Worte, die Armenier ſind die nützlichſten und induſtriöſeſten Menſchen im ottomanniſchen Reiche.

Nach dem Bericht des Doktor Walſh gibt es gegenwärtig zu Konſtantinopel und in den umliegenden Dörfern 200,000 Armenier, von denen eine gewiſſe Zahl die Oberherrlichkeit des römiſchen Stuhls anerkennt *). Aber die eigentliche armeniſche Kirche erkennt keine andere Autorität, hinſichtlich der Doktrine und der Disziplin, als die der vier Patriarchen von Etſchmiazia, Sis, Kaſchahar und Achtamar, deren Vorſteher den Titel „katholiſch“ annimmt, und in einem Kloſter unfern Erivan wohnt. Zwei andere befinden ſich in Kleinaſien, und der vierte in der jetzt zu Rußland gehörigen Provinz Schirwan. Dieſe Patriarchen werden von den Biſchöfen und Erzbiſchöfen erwählt.

Die Armenier zu Konſtantinopel zeichnen ſich durch die Einfachheit ihrer Sitten aus. Ihre Anhänglichkeit an ihre Familie endet ſelbſt nicht mit ihrem Leben. Lange nach ihrem Tode erſcheinen ſie noch ihren Verwandten, vorzüglich ihren Kindern. Dieſer Aberglaube iſt die Urſache eines der ſonderbarſten Gebräuche dieſes Volks.

In den Umgebungen Konſtantinopels hat jede Nation ihren eigenen Friedhof. Der der Armenier nimmt mehrere hundert Morgen Landes auf einem

*) Die armeniſche Kirche zählt in Rußland 42,000 Individuen, in der Türkei 1½ Millionen, in Perſien 70,000; zuſammen 1,612,000, wozu man noch diejenigen rechnen muß, die in Indien und in andern Ländern leben, und deren Zahl man auf nicht weniger als 50,000 anſchlagen kann, der Armenier nicht zu gedenken, die ſich zur römiſch-katholiſchen Kirche bekennen.

Hügel ein, der den Bosphorus beherrſcht. Die Türken pflanzen bei dem Tode eines Freundes eine Zypreſſe auf ſein Grab, und obgleich ſie dieſen Gebrauch den Griechen entlehnt haben, erlauben ſie doch keinem Nagah, einen ſolchen Baum zu pflanzen. Die Armenier erſetzen ihn deshalb durch die Tanne *), deren Harz oder Terpentin einen ſtarken Geruch verbreitet, und die Luft von der Ausdünſtung der Gräber befreit. Dieſe Fichten werden ſehr groß und bilden maleriſche Gebüſche, welche die Landſchaft ſchmücken, und dem Friedhofe ein hübſches Anſehen gewähren.

Die armeniſchen Familien, die oft drei oder vier Generationen umſchließen, verſammeln ſich beſtändig um die Gräber ihrer verſtorbenen Mitglieder, unterhalten ſich mit ihnen und überlaſſen ſich ihren Viſionen.

Sie glauben, daß die Seelen der Abgeſchiedenen einen Ort bewohnen, den ſie „Gayant“ nennen. Dieſer Ort iſt nicht das Fegfeuer. Die Seelen verſpüren weder Schmerz noch Wonne darin. Sie bewahren allein nur das Gewiſſen ihres vergangenen Lebens. Durch Almoſen und die Gebete der Ueberlebenden können ſie jedoch aus dieſem Zuſtande befreit werden.

Zu dieſem Zwecke verſammeln ſich die Armenier jeden Sonntag, und ſelbſt manchmal an Wochentagen. Aber vorzüglich am Oſtermontage findet eine feierliche Verſammlung ſtatt. Der Prieſter ſchreitet voran. Auf dem Begräbnißplatze angelangt, lieſet er die Gebete für die Todten. Gleich darauf zerſtreuen ſich die Familien und bilden mehrere Gruppen. Andere ſondern ſich ganz ab, und ſetzen ſich auf die Gräber der-

*) Pistachia terebinthus, vielleicht der Ailan der Hebräer.

jenigen, die ſie lieben. Sie rufen ihnen, und ihre lebhafte Einbildungskraft läßt ſie die Erſcheinung der Verſtorbenen erblicken, mit denen ſie ſich ſodann unterhalten.

Dieſe Dialoge, oder vielmehr dieſe Monologe, ſind einer der höchſten Genüſſe dieſes Volks. Nur ungern entreiſſen ſich die Armenier demſelben, um ſich nach irgend einem angenehmen Orte zu begben wo ſie allerlei Erfriſchungen einnehmen.

Die Inſel Marmora, dieſem Friedhofe beinahe gegenüber, iſt ſehr reich an Marmor. Man bedient ſich ſeiner zur Erbauung der Gräber, von denen mehrere reich und zierlich ſind. An allen Ecken ſieht man kleine Aushöhlungen, in die Waſſer gegoſſen wird, um damit die Vögel zu tränken, welche die Bäume bevölkern. Auf den Grabſteinen iſt überdem ſorgfältig das Gewerbe des Verſtorbenen angedeutet; auch ſind die Werkzeuge eingegraben, deren er ſich dazu bediente. Die Urſache ſeines Todes iſt ebenfalls nicht vergeſſen; eben deshalb findet man auch ſo viele Gehängte, Erwürgte oder Enthauptete auf dieſen Steinen. Im letzten Fall hat der Unglückliche — wie die Heiligen auf der Hof- und Kapellbrücke zu Luzern — ſeinen Kopf in den Händen.

Mehrere Inſchriften deuten an, warum der Armenier ermordet worden. Ihr Reichthum iſt gewöhnlich die Urſache ihres Todes. Denn ſobald er die Habgier der Türken reizt, finden ſie bald Mittel, den Beſitzer bei Seite zu ſchaffen, und ſeine Güter zu konfisziren. Eine dieſer Inſchriften lautete folgendermaßen:

„Ihr ſehet die Stelle, wo ich unter dieſem Raſen

ruhe. Ich habe mein Vermögen den Räubern gegeben, meine Seele den Regionen des Todes. Ich überlaſſe die Welt Gott; und mein Blut habe ich vergoſſen im heiligen Geiſte. Ihr, die ihr hier mein Grab ſehet, ſaget für mich: Herr! ich habe geſündiget. 1187."

Die Türken achten bei alledem die Armenier viel mehr, als alle übrigen Völker unter ihrer Botmäßigkeit. Sie betrachten die Griechen als Sklaven (Yechiren), die Juden als Fremdlinge (Moſaphire), weil ſie aus Spanien gekommen ſind, und die Armenier allein als Ragahs oder Unterthanen des Reichs. Ihr Land iſt eine türkiſche Provinz, und ſie ſelbſt ſind ein Theil der Nation. Ihrem Reichthum, den ſie durch Induſtrie und Thätigkeit ſich erworben, verdanken ſie die gute Meinung, welche die meiſten Türken von ihnen haben. Sie befinden ſich faſt in allen Aemtern; ſie leiten faſt alle innere Operationen; ſie ſind die eigentlichen Schatzmeiſter, Mannfakturiſten und Fabrikanten des ottomanniſchen Reichs; ſie allein treiben Handel mit Kleinaſien.

Nie hat eine wahre Verſchmelzung der Geſinnungen und Anſichten zwiſchen den Armeniern und den Griechen ſtattgefunden. Erſtere haben ſich nie zu Gunſten der Letztern erklärt, und ſie haben ihnen nie die mindeſte Hilfe geleiſtet. Ihre Sitten haben einige Aehnlichkeit mit denen der Quäcker. Wie dieſe ſind ſie ruhig, mäßig und über Alles dem Kriege abgeneigt. Zwiſchen ihnen und den Griechen findet einige Verſchiedenheit, hinſichtlich ihrer religiöſen Lehrſätze, ſtatt. Dieſe unbedeutende Spaltung reizt ſie gegen einander. Zudem verachten die Griechen die Armenier wegen

ihrer Furchtſamkeit, und weigern ſich beinahe, ſie als Chriſten anzuerkennen.

Die Armenier haben keine beſondere Liebe zur Literatur. Ihre Bibliotheken beſtehen nur aus Kirchenbüchern. Sie kaufen viele der Bibeln, welche die britiſchen, deutſchen, franzöſiſchen und andere Bibelgeſellſchaften herausgeben. Ihr Patriarch unterſtützt ſelbſt die Bekanntmachung einer beſondern Ausgabe des neuen Teſtaments, welche Lewis, Agent der britiſchen Bibelgeſellſchaft, in armeniſcher Sprache zu Konſtantinopel drucken läßt. Erſt vor Kurzem iſt eine armeniſche Buchdruckerei zu Froron-Schesme, unfern Konſtantinopel, errichtet worden. Eine zweite hat der Patriarch, eine dritte befindet ſich im St. Lazarus-kloſter zu Venedig.

Von 1697 bis 1823, alſo in 126 Jahren, ſind unter der Preſſe des Patriarchen zweiundfünfzig Werke hervorgegangen, von denen einige mehrere Auflagen gehabt haben. Siebenundvierzig derſelben enthalten Kommentare über die Bibel, Predigten, Gebete, Heiligen-Biographien, Hymnen, Pſalmen und ein Panegyrikum der Engel. Die übrigen fünf Werke über profane Gegenſtände ſind: eine armeniſche Grammatik, eine Geſchichte Etſchimiazins, eine moraliſche Abhandlung, eine andere über Edelſteine und ein Roman.

Nur die untere Volksklaſſe ſpricht noch Armeniſch. Wohlhabende Perſonen bedienen ſich der türkiſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Sprachen. Viele von ihnen ſprechen ſie beſſer, als ihre Mutterſprache.

Ihr Kalender deutet ſehr ſorgfältig die Temperatur der Luft in gewiſſen Jahreszeiten an. Sie nennen den 8. Februar Gemrey iwel Bihawa, d. h.

Tag wo die Sonnenhitze ſich mit der Luft vermiſcht. Der 25. desſelben Monats heißt Gemrey salis fillaurab, oder Tag, wo die Sonnenhitze in die Erde dringt. Die Zeit zwiſchen dem 8. und 17. März wird Birduil adgus, oder der Altweiberwinter genannt. Vor und nach dieſer Periode iſt die Luft gewöhnlich ſehr mild; aber während derſelben erhebt ſich ein ſtarker Nordoſtwind, der über das ſchwarze Meer wehet, Schnee herbeiführt, und den Thermometer oft bis zum Gefrierpunkt fallen macht.

## Die vereinigten Staaten Nordamerika's im Jahr 1827.

Der Präſident der vereinigten Staaten, Quincy Adams, machte 1825 folgende impoſante Schilderung von dem Gedeihen ſeines Vaterlandes:

„Seit der letzten Zählung, folglich ſeit ſechsunddreißig Jahren, hat ſich die Bevölkerung von vier auf zwölf Millionen erhoben. Der Miſſiſipi bildete die Grenze unſeres Landes; wir haben ſie bis zum ſtillen Meere ausgedehnt. Die Union hat ſich durch faſt eben ſo viele neue Staaten verſtärkt, als ſie urſprünglich zählte. Friedens-, Freundſchafts- und Handelsverträge ſind mit allen Mächten der Erde abgeſchloſſen worden.

„Neue Nationen, deren Gebiet unſern Geſetzen unterworfen worden, ſind als integrante Theile des Staats und zum Genuſſe aller unſerer Rechte und aller der Wohlthaten aufgenommen worden, deren Quellen unſere Inſtitutionen ſind.

„Die alten Wälder dieſer neuen Welt fallen unter

des Anſiedlers Axt. Unſere Landwirthe haben den Boden gezwungen, ſich mit Aernten und verſchiedenartigen Erzeugniſſen zu bedecken, die einem über alle Meere verbreiteten Handel eine immer größere Ausdehnung geben.

„Freiheit und Geſetzeskraft begleiten uns überall hin. Ueberall werden ſie durch unſere Sorge erhalten, unmittelbar durch unſere Kräfte geſchützt. Der Zweck aller menſchlichen Geſellſchaften iſt bei uns ſo ſchnell, ſo ſicher erreicht, als in den alten auf eine andere Weiſe regierten Staaten. Und um uns alle dieſe Vortheile zu verſchaffen, ſie uns zu erhalten, bezahlen wir weniger während der ganzen Dauer einer Generation, als die andern Völker in einem Jahre."

Fügen wir dieſer glänzenden Darſtellung einige nothwendige Erläuterungen bei:

Das Gebiet der vereinigten Staaten erſtreckt ſich vom 24. bis zum 49. Grade nördlicher Breite, und vom 67. bis zum 135. Grade weſtlicher Länge. Ueber die weſtliche Grenze finden zwiſchen Mexiko und den vereinigten Staaten noch einige Streitigkeiten ſtatt, die jedoch auf dem Punkte ſind, ganz zum Vortheile der letzten beigelegt zu werden. Dieſe ungeheure Oberfläche kommt der des ganzen Europa gleich.

Die allgemeine Geſtaltung des amerikaniſchen Kontinents hat gegen Norden eine beſondere Anordnung der Gebirgsketten, der Becken, der Flüſſe und der Ebenen beſtimmt. Alles iſt dort in einem bei weitem größern Maßſtabe, als in Europa, und kann höchſtens nur mit ähnlichen Gegenſtänden im Oſten, Norden und Süden der alten Welt verglichen werden.

Die guten und böſen Eigenſchaften des Bodens

ſind auf einer ſo weiten Ausdehnung, nach dem Klima und dem Zuſtande der Vegetation, die von der Kultur bis jetzt nur ſehr wenig verändert worden iſt, verſchieden. Aeuſſerſt fruchtbare Gegenden werden nur geſund, wenn die ſtehenden Gewäſſer abgeführt, ein freier Luftzug bewerkſtelligt, die Erde aufgeriſſen und von den ſchädlichſten Dünſten befreiet worden iſt.

Die Bevölkerung hat eine noch ſchnellere Zunahme gewonnen, als das Land. 1790 belief ſie ſich auf 3,929,326 Seelen; 1800 auf 5,305,666; 1810 auf 7,239,903; 1820 auf 9,638,226. In dieſe Zahl ſind 1,351,436 Negerſklaven, von denen 1,145,500 zu den ſüdlichen Staaten gehören, mit inbegriffen. Folglich bilden die Sklaven faſt den ſechsten Theil der Geſammtbevölkerung. Die alten Staaten hatten 1820 7,387,723 Einwohner, und die neuen 2,250,503.

Es ergibt ſich aus dieſen zeitweiſen Zählungen, daß die Zunahme der Bevölkerung jährlich $^3/_{100}$ beträgt, und daß ſie in weniger als fünfundzwanzig Jahren ſich verdoppelt. Man ſchätzt, daß die Geſammtbevölkerung ſich zu Ende 1827 auf 12,276,000 Seelen belief, und daß ſie gegen die Mitte dieſes Jahrhunderts auf 25 Millionen ſtiegen dürfte.

Das Verhältniß zwiſchen den Ackerbauern und den Fabrikanten iſt wie 20 zu 3. Die handeltreibende Klaſſe bildet nur den zwanzigſten Theil der Bevölkerung. Im Staate Maſſachuſſets, in Virginien, Nord- und Südkarolina, ſind faſt alle Einwohner von europäiſcher Race, britiſchen Urſprungs. In Penſylvanien und in den Zentralſtaaten haben Irland und Deutſchland bedeutende Kontingente zur Bevölkerung geliefert. Zu Neu-York ſtammen ſehr viele Einwohner

aus Holland, und in Luiſiana ſind die franzöſiſchen Abkömmlinge bis jetzt noch vorherrſchend.

Eine ſo große, aus ſo mannichfachen Elementen zuſammengeſetzte Republik, iſt ein politiſches Phänomen, von dem die Geſchichte uns kein ähnliches Beiſpiel darbietet. Seit dem letzten Frieden mit England ſchreiben ſich die größten Verbeſſerungen in der Union her. Neue Straßen und Kanäle haben die Verbindungen zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Staaten erleichtert und ihren Wohlſtand vermehrt. Die zu gleicher Zeit unternommenen großen Arbeiten geben uns einen hohen Begriff von dieſer Nation.

Ein Kanal wird in Kurzem den atlantiſchen Ozean mit dem Ohio verbinden, und Virginien durchſchneiden. Auch die Delaware und die Cheſapeake werden mit ihm in Verbindung ſtehen. Eine andere Waſſerſtraße, zwiſchen der Schuylkill und der Susquehanna, wird bald beendigt ſein. Der Entwurf, die Delaware mit dem Hudſon, und die Cheſapeake mit dem Ohio zu vereinigen, ſollen unverweilt in Ausführung gebracht werden. Mit auſſerordentlicher Thätigkeit arbeitet man an dem großen Kanal, der bei Neu-York beginnen und ſich bis zum mexikaniſchen Meerbuſen erſtrecken ſoll. Er wird zum Hudſon, dem Erieſee, dem Ohio und dem Miſſiſipi führen. Er iſt ſo äuſſerſt wichtig für die vereinigten Staaten, daß er beſondere Erwähnung verdient.

Die Verbindung zwiſchen dem Ozean und dem Erieſee, durch den Hudſonfluß, rührt vom Staate Neu-York her, der ſie auf ſeine Koſten bewerkſtelligt hat. Man kann leicht die ungeheure Menge Kaufmannswaaren ſchätzen, die auf dieſem Wege, über

hundertundſiebenzig Stunden, durch ein Land eingeführt werden wird, deſſen Bevölkerung, Kultur und Induſtrie ſich ſo auſſerordentlich vermehren.

Der Entwurf dieſes Kanals beſtand ſchon vor Begründung der Unabhängigkeit. Waſhington nahm ebenfalls ein großes Intereſſe an einer andern Waſſerverbindung, derjenigen zwiſchen dem Potomak und dem Ohio, die ebenfalls in Ausführung gebracht werden ſoll. Er erblickte ſehr viele politiſche Vortheile in dieſen Verbindungsmitteln, und betrachtete ſie als die ſicherſte Garantie des Bundesſyſtems. Er fürchtete, daß die Briten, als Herren von Kanada und der Schiffahrt auf den Seen, ſie bis zum Ohio ausdehnen dürften, deſſen ganzer Lauf ſodann ihnen gehört haben würde. Die Amerikaner würden ſich dann, von allen Seiten umſchloſſen, in einer ſehr peinlichen Lage, ſowohl im Frieden als im Kriege, befunden haben.

Kein Land iſt ſo gut zu einem großen innern Schiffahrtsſyſtem geeignet, als das der vereinigten Staaten. Selbſt China kann in dieſer Hinſicht mit ihm nicht verglichen werden. Das Alleghanygebirg, das öſtlich das Miſſiſſipibecken begrenzt, ſtuft ſich gegen die Seen ab, und verliert ſich in der Hochebene, in welcher ſich ungeheure Waſſerbehälter befinden. Es iſt alſo leicht, ſobald man dieſe Ebene erſtiegen hat, ſich in das Becken des großen Fluſſes hinabzuſenken, und einen Kanal zu graben, der ſich mit einer ſeiner ſchiffbaren Zuſtrömungen verbinde.

Gegen den atlantiſchen Ozean bietet der St. Lorenzfluß, der dem Ontarioſee entſtrömt, eine bereits beſtehende Schiffahrt dar. Man verſichert ſelbſt, daß,

unter einigen beſondern Umſtänden, die Gewäſſer des Oberſees ſich in das Miſſiſipibecken ergieſſen. Eine Barke iſt auf dieſe Weiſe bei einer Ueberſchwemmung fortgeriſſen worden, und endlich in den großen Fluß gelangt.

Der obere Theil des Fuchsſtroms, der ſich in den Michiganſee ergießt, iſt dem Uskonſin, einem Zufluſſe des Miſſiſipi, ſehr nahe. Es würde ein Leichtes ſein, ſie in Verbindung zu ſetzen. Freilich würden noch einige Waſſerbauten erforderlich ſein, um z. B. den Niagaraſprung, und andere ſtarke Strömungen, zu umgehen. Aber dergleichen Kleinigkeiten, obgleich ſie bei weitem bedeutender als alle mögliche Rheinfälle und Rhoneverläufe ſind, werden in Amerika nicht als unüberſteigliche Hinderniſſe betrachtet.

Zwiſchen Buffalo am Erieſee und Albany, wo der 1817 vom Staate Neu-York begonnene weſtliche Kanal den Hudſonſtrom erreicht, beträgt die Entfernung 121 Stunden. Der Erieſee iſt 564 Fuß über dem Hudſon erhaben, um wie viel alſo der Kanal ſich hinabſenken muß. Es gibt ſelbſt bei Rom einen Theilungspunkt, wo die Gewäſſer ſich einerſeits in die Mohauk, und anderſeits in die Seneka ergieſſen, ſo daß dieſer Punkt, den man überſteigen mußte, noch 48 Fuß über den See erhaben iſt.

Die ſich darbietenden Schwierigkeiten waren nicht gering. Aber die Beharrlichkeit der Unternehmer beſeitigte ſie alle. Die Koſten, mit Einſchluß deren eines ſechs Stunden langen Seitenzweiges, gegen den Champlainſee, beliefen ſich auf zehn Millionen Dollare (25 Millionen rhein. Gulden). Hinzufügen muß man noch, daß dies Rieſenwerk binnen acht Jahren voll-

kommen beendet wurde, und daß im erſten Jahre, nach Eröffnung des Kanals, der erhobene Zoll ſich auf 500,000 Dollare (1½ Millionen rhein. Gulden) belief. Man berechnet, daß er ſich in Kurzem bis auf zwei Millionen Dollare (5 Millionen rhein. Gulden) erheben dürfte.

Bald wird ſich die innere Schiffahrt vom Erieſee bis zur Mündung des Miſſiſſipi, auf eine Strecke von mehr als 400 Stunden, erſtrecken. Gegen Nordweſten wird ſie die äuſſerſten Punkte des Oberſees erreichen. Von dort bis zum nordiſchen Meere können, durch Kanäle und Schiffbarmachung der Ströme, leicht Verbindungen bewerkſtelligt werden.

Iſt es möglich, den kleinen Raum über das Felſengebirg, der den Jefferſon, einen Zufluß des Miſſuri, von dem Ludwigsſtrom (Lewis River), der ſein Gewäſſer nach Kolumbien trägt, mit einem Kanal zu durchſchneiden, ſo iſt auch die Verbindung zwiſchen den beiden großen Meeren bewerkſtelligt, und eine direkte Straße von Europa nach China iſt durch den amerikaniſchen Kontinent, vermittelſt einer großen innern Schiffahrt, eröffnet.

Der große weſtliche Kanal hat den Staat Neu-York über alle andern Staaten der Union erhoben. Virginien ſelbſt hat, ungeachtet ſeiner großen Reichthümer, welche der Tabaksbau ihm zugewendet, den erſten Rang verloren.

Die Eröffnung der Kanäle läßt jedoch keinesweges die Vervollkommnung der Landſtraßen, die ſo unendlich viel zum Wohlſtande jeder Gegend beitragen, überſehen. Die Chauſſeen werden nach Mac Adams Syſtem erbaut. Sie gehen von allen größern

Städten aus. Es gibt in Penſylvanien nicht weniger als 667 Stunden Weges vortreffliche Landſtraßen, die aufs beſte unterhalten werden. In Virginien gibt es zur Erbauung derſelben ein beſonderes Ingenieurkorps. Eine Eiſenbahn wird Reiſende und Kaufmannsgüter mit großer Schnelligkeit von Baltimore zum Ohio führen.

Mit einem Worte, Alles was man bis jetzt in den vereinigten Staaten gethan, und was man noch in Ausführung zu bringen gedenkt, führt ohne den geringſten Umſchweif zu dem Zwecke einer weiſen Regierung, dem Wohlſtand, der Stärke und der Dauer des Staats. Es iſt jetzt unmöglich, dies Bundesband zu zerreiſſen, das allen Theilen des Landes von Tag zu Tag immer nützlicher wird. Selbſt wenn die Konſtitution verändert werden ſollte, der politiſche Körper würde demungeachtet unverſehrt fortbeſtehen.

Als eine natürliche Folge der Vermehrung und Verbeſſerung der Verbindungsmittel, erhob ſich 1825 die Ausfuhr auf 66,944,745 Dollare für die Erzeugniſſe des Bodens und der Fabriken des Landes, und auf 99,535,388 Dollare mit Einſchluß der fremden Artikel. Nach dem Kriege mit England belief ſich die Ausfuhr nur auf ſieben Millionen Dollare.

In den vereinigten Staaten, wo alle Angelegenheiten unter den Augen der Bürger verhandelt werden, kann man volles Vertrauen in die öffentlichen Aktenſtücke ſetzen. Obengedachte 66,944,745 Dollare entſpringen aus folgenden Quellen: Ertrag der Fiſchereien 1,595,065 Dollare; der Waldungen, an Holz, Potaſche und Pelzwerk, 4,938,949; des Ackerbaues

54,237,751; der Fabriken 3,169,115; mehrerer nicht beſonders bezeichneten Gegenſtände 3,003,865 Dollare.

Im Laufe desſelben Jahres betrug die Einfuhr jeder Art 96,340,075 Dollare, wovon allein auf Groß-britannien und ſeine Kolonien 42,394,812 kommen. Englands Handel mit Nordamerika iſt alſo eben ſo bedeutend, als mit allen übrigen Nationen zuſammengenommen.

Die Kriegsmarine der vereinigten Staaten iſt bis jetzt, im Vergleich mit der britiſchen, noch gering; aber ſie wird täglich vermehrt, und auf allen Schiffswerften wird mit unermüdlicher Thätigkeit gearbeitet. Sie beſteht gegenwärtig aus 12 Linienſchiffen, 12 Fregatten, 9 Schaluppen und mehrern kleinern Fahrzeugen. Sieben Linienſchiffe, angeblich von 74 Kanonen, die jedoch bequem 98 Feuerſchlünde aufnehmen können, ſind vor Kurzem vom Stapel gelaſſen worden.

Der Kongreß beſtimmt die Größe der Schiffe. Hätte das Marine-Departement größere verlangt, er würde ſie nicht zugeſtanden haben. Man hat ſich alſo genöthigt geſehen, ſeine Zuflucht zu einem patriotiſchen Betrug zu nehmen, um nicht kleinere Schiffe, als die europäiſchen, zu haben. Eben dieſer Fall findet auch mit den Fregatten ſtatt, die nur für 44 Kanonen beſtimmt ſind, demungeachtet aber bis 60 tragen.

Die Penſylvania wird in Amerika für das größte Schiff gehalten. Es hat drei Verdecke, iſt 220 Fuß lang und trägt 3000 Tonnen. Seine Artillerie beſteht aus 140 vierundvierzigpfündigen Kanonen. Schiffsbauten ſind in Amerika ungefähr eben ſo theuer, als in England. So koſtete z. B. das amerikaniſche Linienſchiff Nord-Karolina, von 74 Kanonen, 343,251 Dollare

(858,130 rhein. Gulden), während das britiſche Linienſchiff, die Rache, von 88 Kanonen, für 61,000 Pf. Sterling (732,000 rhein. Gulden) erbaut wurde.

Die Militärmacht der vereinigten Staaten beſteht aus der Miliz, d. h. aus allen Bürgern, die im Stande ſind, die Waffen zu tragen, und aus einem Armeekern, der im Nothfall, durch Einverleibung der Milizen, zur Bildung einer wirklichen Armee dienen kann. Ein ſolches Militärſyſtem iſt das geeignetſte für eine Republik. Vielleicht möchte es auch mit der Zeit in monarchiſchen Staaten das koſtſpielige Syſtem der ſtehenden Armeen erſetzen.

Verſchieden nach den Umſtänden war der Militärſtand der Union. Er beſteht gegenwärtig nur aus dem zur militäriſchen Verwaltung am Allernothwendigſten: aus dem Geſundheitsdienſt, dem Staab des Ingenieurkorps, mit dem die Ingenieur-Geographen vereinigt worden, aus 4 Artillerie- und 7 Infanterie-Regimentern; im Ganzen 6183 Mann, mit Einſchluß der Offiziere. Die Ausgaben des Kriegsdepartements beliefen ſich 1824 auf 5,270,254 Dollare (13,175,700 rhein. Gulden). Nach dieſem Maßſtabe würde eine Armee von 100,000 Mann jährlich 230 Millionen rhein. Gulden koſten, folglich drei Mal ſo viel, als eine eben ſo ſtarke europäiſche Armee.

Obgleich nun wohl die Ausgaben für eine Armee von 6200 Mann ungeheuer ſind, ſtehen ſie doch in keinem Vergleich mit denen der europäiſchen Staaten. Auch die innere Verwaltung iſt weniger koſtſpielig für die Steuerpflichtigen, wie man aus folgender Ueberſicht entnehmen kann:

| | | |
|---|---|---|
| Geſetzgebender Körper, vollſtreckende Gewalt, Gerichtsweſen . . . | 1,336,266 | Doll. |
| Verſchiedene Ausgaben . . . . | 678,942 | „ |
| Departement der auswärtigen Angelegenheiten . . . . . . . . | 5,140,099 | „ |
| Summa: | 7,155,307 | Doll. |

oder 17,888, 270 rhein. Gulden.

Das Netto-Einkommen der vereinigten Staaten belief ſich 1824 auf 20,385,430 Dollare (50,963,600 rhein. Gulden). Am 11. Oktober desſelben Jahres betrug die Nationalſchuld noch 90,797,920 Dollare. Am 1. Oktober 1825 war ſie bereits bis auf 80,985,537 Dollare vermindert. Inſofern dieſe Abzahlungsordnung fortdauert, wird die Republik im Jahr 1834 keine Schulden mehr haben.

Die Funktionen eines Präſidenten der vereinigten Staaten ſind bei weitem ſchwieriger, als man gewöhnlich glaubt. Er iſt genöthigt, mit auſſerordentlicher Vorſicht die entgegengeſetzteſten Intereſſen, die widerſprechendſten Meinungen zu behandeln. Seine Botſchaften, ſeine Maßregeln, ſeine Verordnungen dürfen weder gegen den Kongreß, noch gegen die Intereſſen der Privatperſonen verſtoßen. Nebſt dem muß er eine große Thätigkeit und Beharrlichkeit haben. Er allein iſt verantwortlich, und nur von ſeinen eigenen Agenten umringt.

Man hat den vereinigten Staaten oft ihre Gleichgültigkeit in religiöſer Hinſicht zum Vorwurf gemacht. Aber es iſt nicht zu leugnen, daß der achtungswürdigſte Theil der Bevölkerung aufs Sorgfältigſte alle Pflichten der Religion erfüllt, und aus eigenen Mitteln

die Koſten des öffentlichen Gottesdienſtes beſtreitet. In Philadelphia, einer Stadt von 170,000 Seelen, gibt es achtzig Kirchen, die am Sonntage angefüllt ſind. In Pittsburg, einer kaum entſtehenden Stadt, gibt es bereits zehn Tempel, von denen einer ſich nur mit den ſchönſten Kathedralkirchen in Europa vergleichen läßt. Man weiß in den vereinigten Staaten nicht, was religiöſe Zwiſtigkeiten ſind.

---

## Gegenwärtiger Zuſtand Portugals.

Nie war eine Revolution nothwendiger als die, welche im Auguſt 1820 in der Stadt Porto ausbrach. Sie war gerecht in ihren Grundſätzen, gemäßigt in ihren Fortſchritten. Sie entſprang nicht aus dem ungezähmten Verlangen nach Veränderung, nicht aus dem zügelloſen Wunſche, ſich von allem Zwang zu befreien. Eben ſo wenig wurde ſie durch den geringſten Verſuch bezeichnet, die eigentliche Form und die Baſis der Monarchie umzugeſtalten.

Dieſe Revolution ſchien nur ein plötzliches und ruhiges Beſtreben der Nation zu ſein, ihre Regierung einigermaßen zu reformiren, oder vielmehr ſie wieder in das Verhältniß zu verſetzen, in welchem ſie ſich in der glänzendſten Epoche ihrer Geſchichte befunden hatte.

Soldaten und Volk umarmten ſich gegenſeitig, und verſprachen ſich, aus allen Kräften eine Sache zu unterſtützen, in der ſie gleichmäßig intereſſirt waren. Der Marſch der Junta von Porto, und der ſie begleitenden Truppen gegen die Hauptſtadt, war ein wirkliches Volksfeſt, an dem Jedermann Theil nahm, von den höchſten bis zu den niedrigſten Ständen.

Die Korporationen jeder Stadt beeilten ſich, ihre Glückwünſche einzureichen. Von den entfernteſten Punkten des Königreichs ſtrömte die Jugend herbei, um Zeuge eines Schauſpiels zu ſein, das das ganze Land mit den reichſten Hoffnungen erfüllte. Der Segen des Himmels wurde über ein Unternehmen erfleht, deſſen Gelingen die Nation dem Zuſtande der Herabwürdigung zu entreiſſen verſprach, in dem ſie lange geſchmachtet hatte.

Alle Klaſſen der Geſellſchaft vereinigten ſich brüderlich, und eine wichtige Revolution war beendet, ohne daß ein Tropfen Bluts vergoſſen worden, ohne daß ein einziges Volksvergehen ſie beſudelt hatte. Mit einem Worte, Alles ſchien vollbracht, und die Umgeſtaltung ſchien ſo einſtimmig, daß man unter den erſten Urhebern dieſer Revolution mehrere Perſonen bemerkte, die ſpäter ſich als die vorzüglichſten Anführer und Stützen der abſolutiſtiſchen und apoſtoliſchen Faktion auszeichneten, und von denen man nur den Vicomte von Canellas, Oheim des bekannten Marquis von Chaves, und den Baron von Molellos zu nennen braucht.

Welchen Urſachen nun muß der Sturz der konſtitutionellen Verwaltung zugeſchrieben werden? — Der geringen Energie der Kortes; der blinden Sicherheit, mit der ſie zu Werke geſchritten; ihrer Entmuthigung bei der Invaſion Spaniens durch die Franzoſen, im Anfang 1823, und vorzüglich der Vereinzelung, in welcher ſich das Land befand, das ſich, von Feinden umgeben, nicht auf einen einzigen Bundesgenoſſen ſtützen konnte.

England war damals weit entfernt, irgend eine

Bewegung zu Gunſten der portugieſiſchen Nation und ihrer Konſtitution zu machen. Es ließ ſich ſelbſt nicht ſo weit herab, ihr irgend einen heilſamen Rath zu ertheilen. Man kann leicht den wahren Grund dieſes Verfahrens entdecken. Erzürnt war das Kabinet von St. James über die Maßregeln der Kortes hinſichtlich des Handelsvertrags zwiſchen den beiden Ländern. Es ſuchte ſich zu rächen, und bot deshalb indirekt zur Beſeitigung der Konſtitution die Hand.

Schon Anfangs 1822 erſchien zu London eine Flugſchrift, deren Verfaſſer einer der Unter-Staatsſekretäre war, und in welcher angedeutet wurde, der König Johann VI. habe ſich bei den fremden Kabinetten über die Beſchränkung beklagt, in welche die Kortes ihn verſetzt hatten.

Nichts war jedoch falſcher, als dieſe Angabe. Nie hatte ſich ein unumſchränkter König bereitwilliger gezeigt, den Wünſchen ſeines Volks zu entſprechen. Dieſe Thatſache wird aufs Klarſte durch ein Rundſchreiben ſeines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, an die verſchiedenen Höfe, beurkundet, in welchem er ihnen auf Befehl des Monarchen meldet, daß dieſer freiwillig und in voller Ueberzeugung, daß er dadurch das Beſte ſeines Volks bezwecke, die Konſtitution beſchworen habe.

Man erinnert ſich ebenfalls noch, wie offen und frei Johann VI. ſich gegen den diplomatiſchen Körper, nach dieſer feierlichen Handlung, äuſſerte. Er ſagte ihm, „daß er freiwillig und von ganzem Herzen die Konſtitution beſchworen habe, und daß er ſie erſuche, ihre Höfe davon zu benachrichtigen.“

Und ſeitdem die Gegenrevolution ihm ſeine ganze

unumſchränkte Gewalt wiedergegeben, erklärte er mehrmals den fremden Geſandten und allen Perſonen, die mit ihm in näherer Berührung ſtanden, daß er nie ruhiger geweſen, als während der Verwaltung der Kortes.

Es ging nun das Beſtreben der britiſchen Politik dahin, von Johann VI. die Unabhängigkeits-Anerkennung Braſiliens zu erhalten. Auf ihren Betrieb wurde ein neues Miniſterium gebildet, und der König wurde vermocht, dem engliſchen Diplomaten Sir Karl Stuart unbeſchränkte Vollmacht zu ertheilen, um in ſeinem Namen mit dem Kaiſer Don Pedro zu unterhandeln. Dieſer Schritt ließ keinen Zweifel mehr über die Rolle des Beſchützers, die Großbritannien künftig gegen Portugal ſpielen wollte.

Das Reſultat dieſer Unterhandlungen ergab ſich bald. Ein Vertrag wurde abgeſchloſſen, durch welchen Johann VI. ſeinen Sohn als Kaiſer von Braſilien anerkannte. Aber er behielt ſich zugleich auch den Kaiſertitel vor, und ſein älteſter Sohn blieb Kronprinz von Portugal und rechtmäßiger Nachfolger ſeines Vaters nach wie vor. Dies ganze Kunſtſtück war alſo nur eine politiſche Charade, ein bloßes Wortſpiel, deſſen Sinn folgender war: „Johann VI. iſt Kaiſer von Braſilien und König von Portugal. Sein Sohn Don Pedro iſt Regent des erſten Landes bei Lebzeiten ſeines Vaters, und trägt als ſolcher den Titel Kaiſer von Braſilien. Nach dem Tode Johanns bleibt er Kaiſer von Braſilien und erbt die Krone Portugals, die er behalten oder abtreten kann, wie er will. Folglich findet keine Veränderung ſtatt.“ Jedermann begriff

das, ausgenommen der große Haufe, für den dieſe unverſtändliche Wortfügung erdacht worden war.

Kaum war dieſer Vertrag abgeſchloſſen, als Johann VI. ſeine Laufbahn nach einem äuſſerſt kurzen Krankenlager, deſſen beſondere Umſtände eine Vergiftung vermuthen ließen, beendete. Gleich darauf wurde ein Teſtament bekannt gemacht, durch welches der König eine Regentſchaft ernannte, an deren Spitze ſich ſeine Tochter, die Infantin Donna Iſabella Maria, befinden ſollte.

Bald war dieſe Nachricht in Braſilien angelangt, und Don Pedro beſtätigte die Regentſchaft. Er ſuchte ſich auch die Meinung der Portugieſen dadurch zu erwerben, daß er ihnen eine Konſtitution gab, die er den Bedürfniſſen des Landes entſprechend glaubte. Die neue portugieſiſche Charte war nach dem Muſter der braſilianiſchen entworfen, nur ariſtokratiſcher. Er glaubte dadurch alle Intereſſen und alle Meinungen zu verſchmelzen. Eine vollkommene Amneſtie wurde allen Perſonen zugeſtanden, die ihrer politiſchen Meinungen wegen verfolgt wurden. Er ernannte die Pairs des Königreichs, und trat die Krone von Portugal an ſeine ſiebenjährige Tochter Donna Iſabella Maria unter zwei Bedingungen ab: 1) die Konſtitution zu beſchwören und zu vollſtrecken; 2) dem Infanten Don Michael als Gemahlin die Hand zu reichen. Indeſſen fügte er ausdrücklich hinzu, daß ſeine Abdankung nur nach vollkommenem Abſchluß der Ehe ſtattfinden werde.

Der Gang, den ſeit dieſem entſcheidenden Schritte das engliſche Kabinet verfolgt hat, macht es ſehr wahrſcheinlich, nicht nur daß es Don Pedro keineswegs den Rath ertheilt, Portugal eine ſolche Kon-

ſtitution zu geben, ſondern daß es ſelbſt gewünſcht, ſie komme in dieſem Lande nie in Ausübung.

Don Pedro hatte vorausgeſetzt, ſeine Charte werde mit Enthuſiasmus und Erkenntlichkeit von den Portugieſen aufgenommen werden, weil Jedermann durch die ihm garantirten Rechte befriedigt ſein konnte.

Der Adel, der früher keinen geſetzmäßigen Antheil an der Staatsverwaltung hatte, wurde dadurch ein vollkommen konſtituirter, mächtiger Körper; ein beſonderer Theil der Geſetzgebung. Die Biſchöfe, die ebenfalls ihren Sitz in der Pairskammer hatten, gewannen auch einen großen politiſchen Einfluß, während die Nation ihre Vertreter in der Deputirtenkammer erblickte, die von den meiſten Bürgern erwählt wurden, welche ein Eigenthum oder irgend ein Gewerbe hatten.

Kein Intereſſe, kein geſetzmäßiges Beſitzthum war verletzt, und die königliche Macht, obgleich einigermaßen beſchränkt, behielt dennoch eine überwiegende Kraft, ſich Ehrfurcht und Gehorſam zu verſchaffen.

Aber der Kaiſer von Braſilien bemerkte bald, daß er zu ſehr auf Privilegien gerechnet, deren Maximen er nicht genugſam kannte. Die neue Charte war ein Gewitterſtrahl für das portugieſiſche Miniſterium, an deſſen Spitze ſich der apoſtoliſche Söldling Saldanha (ſeitdem Graf von Porto Santo) befand, derſelbe, der ſich ohne allen Auftrag nach Laybach begab, um den Dazwiſchentritt der dort verſammelten Monarchen in den Angelegenheiten ſeines Vaterlandes zu erbitten, und der ſich immer als eifrigſter Gegner des vertretenden Syſtems gezeigt hatte.

Er und ſeine Kollegen, mit Ausnahme eines einzigen, boten alles Mögliche auf, die Bekanntmachung

der Charte zu verzögern. Aber drohende Gährungen zu Porto zwangen das Miniſterium, die Befehle des Königs zu vollſtrecken, deſſen legitime Autorität es bereits anerkannt hatte.

Ein neues Miniſterium wurde gebildet. Man ſchritt zur Wahl der Deputirten. Die ganze Nation beſchwor die Konſtitution. Nach einiger Zögerung zeigte ſich auch der Infant Michael dazu bereit, und unterzeichnete ſeine Verlobung mit ſeiner Nichte. Aber die verwittwete Königin weigerte ſich, dieſe Konſtitution eben ſo wohl, als die der Kortes (wahrſcheinlich aus denſelben Gründen) zu beſchwören.

Jetzt begann denn auch der offene Widerſtand gegen die neuen Inſtitutionen und gegen den ſouveränen Willen Don Pedro's. Im Verſtändniß mit Spanien und der Prieſterfaktion in Frankreich, ſchwang der Marquis von Chaves die Fahne der Empörung, und rief Don Michael zum unumſchränkten König von Portugal aus. Zugleich ſtellte der engliſche Botſchafter Sir William A'Court die Behauptung auf: der Infant habe ein unbeſtreitbares Recht an die Regentſchaft des Königreichs, ſobald er fünfundzwanzig Jahre alt ſei, alſo im Oktober 1827. Dieſe Vorausſetzung gab den Rebellen neuen Muth, und war ſehr niederſchlagend für die konſtitutionelle Partei.

Die Armee wurde durch Beſtechungen in ihrer Treue erſchüttert, und 5000 Mann deſertirten nach Spanien, wo ſie neu gekleidet und reichlich mit Munition verſehen wurden. Sie machten ſodann auf verſchiedenen Punkten, von Algarvien bis Minho, Einfälle in Portugal, wurden viermal geſchlagen und

nach Portugal zurückgeworfen, und ſahen ſich endlich genöthigt, auf ihr Unternehmen zu verzichten.

Bei ihrem letzten Einfalle hatten ſie ſich der Provinz Tras-os-Montes und eines großen Theils der Provinz Minho bemächtigt. Sie waren bis auf zwei Stunden von Porto vorgedrungen, hatten große Fortſchritte in Beira gemacht, Almeida, Lamego, Viſeu und Guarda genommen, und überall die größten Exzeſſe verübt.

Obgleich das Miniſterium vollkommen von den Abſichten der Rebellen unterrichtet war, während ſie ſich in Spanien organiſirten, hatte es dennoch Alles aufgeboten, die Wahrheit den Kortes und dem Publikum zu verbergen, dergeſtalt, daß, als Chaves in Tras-os-Montes einfiel, nichts vorbereitet war, um ihm Widerſtand zu leiſten. Die Gefahr war drohend und allgemein.

Aber das britiſche Kabinet konnte es nicht dulden, daß Portugals Schickſal durch ſpaniſchen Einfluß entſchieden werde. Es ſendete ſchnell, auf Begehren der portugieſiſchen Regierung, ein Truppenkorps nach dieſem Königreiche. Dieſe Verſtärkung erhob den Muth der Anhänger der Konſtitution, und trug viel zum Siege der Nationalarmee über die Rebellen bei. Indeſſen zeigte ſich das Miniſterium eben nicht ſehr eifrig in Befeſtigung der Charte, und die Intriguen, ſie zu beſeitigen, dauerten immer fort.

Unter andern verweigerte es den Kortes die Mittheilung der aufgefangenen Briefe, welche der Marquis von Chaves, der Vicomte von Montalegro, und einige andere Rebellen-Häuptlinge, an die ausge-

zeichnetſten Perſonen des Königreichs geſchrieben. Nur durch einige Briefe, welche der General Stubbs, Statthalter von Porto, bekannt machen ließ, erkannte man den wahren Herd der Verſchwörung. Eins dieſer Schreiben war von dem Vicomte von Montalegro an die verwittwete Königin gerichtet, und ließ nicht den mindeſten Zweifel über den Antheil, den ſie an dem Entwurfe genommen, die Charte zu vernichten, Don Pedro und ſeiner Tochter den Thron zu rauben, und ihn dem Infanten Don Michael zu geben.

Nach dem Schluß der Sitzung der Kortes hielt man es nicht mehr für nöthig, ſich zu verſtellen, und die Verſchwörung gegen Don Pedro und ſeine Konſtitution wurde öffentlich organiſirt Früher ſchon hatte man die durch die Charte zugeſicherte Preßfreiheit verletzt, und die Zenſur eingeführt. Auch das Amneſtiegeſetz war verworfen worden. Bald blieb kein Zweifel mehr, daß die ſchwache, zarte Regentin vollkommen unter dem Einfluſſe ihrer Mutter und deren Kreaturen ſtehe, und daß man nur darauf hinwirke, Alles in Portugal auf Don Michaels Erſcheinung vorzubereiten, damit er kein Hinderniß zu ſeiner Thronbeſteigung und zum Umſturz der Charte finde.

Sowohl in dieſem Königreiche, als in Frankreich und in andern Ländern, wurden von den zahlreichen Agenten der apoſtoliſchen Faktion mehrere Schriften bekannt gemacht, in denen man Sophismen auf Sophismen häufte, um zu beweiſen, daß Don Pedro alle ſeine Rechte auf die Krone verloren habe, daß die Charte folglich null und nichtig und daß Don

Michael allein rechtmäßiger König von Portugal ſei. Die Miniſter weigerten ſich mehrmals, die ihnen von Rio-Janeiro überſandten Dekrete des Kaiſers zu vollziehen.

Nach mehrern Miniſterveränderungen gewann die Nation einige Hoffnung durch die Ernennung des Generals Saldanha, dem man auf ſeinem Marſche gegen die Rebellen in Algarvien in einem Kloſter Gift beigebracht, woran er lange krank gelegen. Er hatte ſich immer als entſchiedener Anhänger der Charte gezeigt, und die konſtitutionelle Partei begründete die größten Erwartungen auf ihn. Aber dieſe Hoffnung wurde bald vernichtet. Saldanha beſtand auf der Vollſtreckung der königlichen Befehle, und da er dazu nicht die Gutheißung der Regentin erhalten konnte, die durch ihre Mutter, deren Anbeter und die Agenten der abſolutiſtiſchen Faktion beherrſcht wurde, forderte er ſeine Entlaſſung.

Die Anmaßlichkeit und die Ausſchweifungen der Feinde Don Pedro's und ſeiner Charte kannte nun keine Grenzen mehr. Das neue Miniſterium ließ auf die Bürger von Liſſabon, die ihr Vergnügen über Saldanha's Ernennung durch Freudenbezeugungen beurkundeten, ſchießen. Sehr viele ausgezeichnete Perſonen wurden eingekerkert, beſonders die Redaktoren der konſtitutionellen Zeitungen. Wer ſich nur irgend den neuen Inſtitutionen günſtig gezeigt hatte, wurde verfolgt. Man trieb die Schamloſigkeit ſelbſt ſo weit, den General Stubbs, deſſen Muth und Feſtigkeit die Stadt Porto gerettet, nebſt mehrern andern Offizieren, die gegen die Rebellen geſtritten hatten, vor ein Kriegsgericht zu ſtellen.

Man war auf dem Punkte, viele Deputirte, Pairs und ſelbſt einige Biſchöfe zu verhaften, die laut gegen die willkührlichen Maßregeln der Regierung und gegen die Faktion geſprochen, die Portugal in den Abgrund des Verderbens zu ſtürzen ſich bemühete. Der Polizeiminiſter, eine Kreatur der Königin, zeigte ſich in Allem als ein würdiger Nacheiferer ſeines Vorgängers Renduffe. Er wurde aus allen Kräften von dem Miniſter des Innern, Santarem, unterſtützt, deſſen Unfähigkeit kein Geheimniß war.

Schon triumphirte die verwittwete Königin, ſchon war Alles auf Don Michaels Ausrufung zum unumſchränkten König vorbereitet, und man erwartete ſeine Ankunft mit der größten Ungeduld, als eine unerwartete Begebenheit plötzlich ganz Portugal in eine neue, allgemeine Verwirrung ſtürzte.

Don Pedro war von der ſonderbaren Krankheit der Infantin-Regentin unterrichtet. Er ſchrieb ſie einer andern Urſache zu, als ſie wirklich hatte, hielt ſie für gefährlicher, als ſie war, und fürchtete, daß, wenn ſie etwa ſtürbe, ein Verſuch zu Gunſten Don Michaels unternommen werden könnte, der ſich bereits mehrmals geweigert hatte, dem Befehle ſeines Bruders zu gehorchen, und ſich nach Braſilien zu begeben. In dieſer kritiſchen Lage faßte er den auſſerordentlichen Entſchluß, ihn ſelbſt zu ſeinem Stellvertreter in Portugal, und zum Regenten des Königreichs zu erklären. Zugleich gebot er ihm, die Konſtitution zu beſchwören, und ſeine Dekrete unmittelbar in Ausführung zu bringen.

Dieſe Nachricht verbreitete eine allgemeine Beſtürzung bei den Freunden der Charte. Auch die entgegen-

geſetzte Partei wurde dadurch keineswegs befriedigt, denn ſie verlangte einen deſpotiſchen König, ein gehorſames Werkzeug ihrer Rachepläne, und nicht einen dem Willen eines konſtitutionellen Königs unterworfenen Stellvertreter.

Das Mißvergnügen der Königin war ſehr groß, als ſie vernahm, der Infant habe nicht allein die Regentſchaft unter den ihm auferlegten Bedingungen angenommen, ſondern er begebe ſich zuerſt nach England, bevor er nach Portugal komme, ohne daß es den Rebellenhäuptlingen erlaubt ſei, ihn wie tolle Hunde anzufallen, und ihn ſo raſend zu machen, als ſie ſelbſt waren. Die vortrefflichen Lektionen, die er auf ſeiner Reiſe durch Spanien hätte erhalten können, gingen nicht nur für ihn verloren, es war ihm auch unmöglich, ſich an die Spitze der Rebellen zu ſtellen, mit ihnen Portugal zu betreten, und ſich von ihnen zum unumſchränkten König ausrufen zu laſſen. Er ſollte es erſt nach einem falſchen Eide, und nach den empörendſten Gewaltthätigkeiten ſo weit bringen.

Das iſt der Zuſtand der Angelegenheiten in Portugal, im gegenwärtigen Augenblicke. Die Entſagung des Kaiſers Don Pedro von Braſilien auf alle Anſprüche und Rechte der Krone von Portugal, und die Uebertragung derſelben auf ſeine Tochter Donna Maria II., die als Königin von ihm ernannt worden, wird entweder das drohende Ungewitter abwenden, oder den Ausbruch der Anarchie und des Bürgerkrieges in dieſem unglücklichen Lande beſchleunigen.

# Ueber den Verfall des türkiſchen Reichs in Europa.

Ein Volk, das die reichſten Provinzen Aſiens und Europens mit Sturm genommen, das durch ſeine Energie, durch die ſtrenge militäriſche Diszipliu, der es unterworfen war, eine furchtbare Armee bildete, die der jedes chriſtlichen Staates die Spitze bieten konnte, hätte mit Leichtigkeit ſeine Eroberungen über Ungarn, Oeſterreich und Italien ausdehnen können. Aber will man ſelbſt ſo weit nicht gehen, muß man ſich immer fragen, warum die Türken ihre innere Verwaltung nicht verbeſſert haben, um gleichen Schritt mit den chriſtlichen Monarchien halten zu können?

Die erſten Eroberungen der Ottomannen wurden durch Urſachen unterbrochen, die damals dunkel blieben, jetzt aber leicht gewürdigt werden können. Nach ihrer Verbreitung über ein großes, fruchtbares Land überließen ſie ſich allen Genüſſen des Reichthums, des Luxus, des Ueberfluſſes.

Eine andere Urſache trug ebenfalls viel dazu bei, die Fortſchritte der Türken zu hemmen. Wären die übrigen europäiſchen Nationen in dem Zuſtand der unvollkommenen Ziviliſation geblieben, in welchen ſie ſich zur Zeit des Falles des morgenländiſchen Reichs befanden, würden die Türken ihre Eroberungen wahrſcheinlich noch weiter ausgedehnt haben.

Aber die Erfindung des Schießpulvers, und die Vervollkommnung aller Künſte, der man, beim erſten Blick, nicht alle Wichtigkeit angedeihen läßt, die ſie wirklich hat, gaben Europa einen nenen Schwung, gerade in dem Augenblicke, wo es ſeiner am meiſten bedürftig war.

Die Ottomannen hatten von allen dieſen Entdeckungen keinen Begriff, und als ſie endlich, auf vielen Umwegen, zu demſelben gelangten, wurden ſie ſo zögernd angenommen, daß ſie bald nicht mehr im Stande waren, ihren Gegnern, denen ſie früher ſo ſehr überlegen geweſen, das Gleichgewicht zu halten. Während ihrer fünfhundertjährigen Macht, und beinahe vier Jahrhunderte nach der Einnahme Konſtantinopels, findet man ſie noch in demſelben Zuſtand der Unwiſſenheit, in dem ſie waren, als ſie zum erſten Male die Geſtade des Oxus verheerten.

Alle europäiſchen Erfindungen waren für ſie verloren. Sie verachteten jede vor der Epoche ihrer erſten Eroberungen unbekannte Wiſſenſchaft. Der Freiherr von Tott fragte, in einer Konferenz mit den Geometern der Pforte, den erſten und gelehrteſten derſelben, wie viele Rechtwinkel ein Dreieck habe? Der Groß-Mathematiker des Staats nahm eine ſehr ernſte Miene an, und nachdem er einige Minuten nachgedacht, entgegnete er: „das hänge von von der Größe des Dreiecks ab; ein kleines habe zwei bis vier, ein größeres fünf, ſechs, ſieben und mehr.“

Einige Jahre nachher befragte ein türkiſcher Admiral einen Kriegsgefangenen über den Gebrauch des Zirkels, und geſtand ihm offenherzig, daß er nicht den geringſten Begriff von dem Nutzen des Kompaſſes habe, und nicht wiſſe, „wozu ſolch ein Ding diene.“

In allen übrigen Kenntniſſen ſind die Türken eben ſo unbewandert. Sie haben nur einige ſehr unvollſtändige und falſche Andeutungen über Geſchichte und Geographie. Der Koran enthält für ſie alle Moral und alle Beredſamkeit. Die Logik und die

Philoſophie, welche man bei ihnen lehrt, iſt ein unverdautes Gemiſch von Theorien und Worten, von ideenloſen Lauten, eine wiſſenſchaftliche Unwiſſenheit.

Dagegen ſteht die Aſtrologie in großen Ehren. Der Hof hat einen General-Aſtrologen, der nach Willkühr entſcheidet, ob und wann die Armeen ſich in Bewegung ſetzen ſollten. Das abergläubige Vertrauen, welches Fürſt und Volk in Wahrſager, Zeichen und Wunder haben, obgleich der Prophet alle dieſe Alefanzereien verdammt, übt noch jetzt einen großen Einfluß aus.

Soliman I., einer der größten Monarchen der Türkei, hob die Belagerung von Korfu auf, weil ſein Aſtrolog einen Hagelſchlag übel ausdeutete. Umſonſt machte man ihm bemerkbar, daß der Platz ſich nicht länger halten könne. Er hörte auf nichts, und zog ſich eilig mit ſeiner Armee zurück.

Den erſten Worten, die ein Sultan bei ſeiner Thronbeſteigung, beim Eintritt in den kaiſerlichen Palaſt ausſpricht, wird ebenfalls eine abergläubige Wichtigkeit verliehen. Amuret III. kommt zu Pferde von Adrianopel, um die Krone auf ſein Haupt zu ſetzen. „Ich habe Hunger," ſagte er, „gebt mir zu eſſen." Alle Miniſter zittern, und alle aufgeklärten Menſchen im ganzen Reiche ſehen die Hungersnoth und alle Uebel ſeiner Regierungszeit voraus.

Die barbariſche Unwiſſenheit der Türken iſt oft der mahomedaniſchen Religion, und ihrem blinden Glauben an Vorausbeſtimmung, zugeſchrieben worden. Man muß jedoch nicht vergeſſen, daß dieſelbe Religion auch die der Erfinder der Algebra, und der Araber in Spanien war. Im Anfang des ſechszehn-

ten Jahrhunderts ließ der Kardinal Ximenes eine ungeheure Bibliothek vernichten, weil ſich keine Bücher über chriſtliche Theologie darin befanden. Hätte man damals nicht eben ſo gut behaupten können, die Religion Mahomets ſei den Wiſſenſchaften günſtig, und die chriſtliche Religion ſei ihnen abgeneigt? —

Hätten die Araber nicht triumphirt, wenn ſie das Wort Mahomets angedeutet: „Gott ſchützt eben ſo ſehr die Dinte des Gelehrten, als das Blut des Märtyrers?“

Der Glaube an Vorausbeſtimmung ſelbſt iſt kein hinlänglicher Beweis für ächte Barbarei. Die presbyterianiſchen Schottländer und die kalviniſtiſchen Genfer, zwei der aufgeklärteſten Völker der Erde, theilen, unter dieſem religiöſen Geſichtspunkte, den Glauben der Muſelmänner.

Kann man aber nicht geradezu die Unwiſſenheit der Türken ihrer Religion zuſchreiben, ſo kann man doch nicht läugnen, daß ſie viel dazu beigetragen; daß ſie, wo nicht die Barbarei befördert, ſie doch erhalten habe. Ein gut oder übel ausgedeuteter Artikel des Korans verbot den Anhängern Mahomets, Gebräuche und Sitten anderer Völker zu ſtudieren.

Die Türken eigneten die Buchdruckerei ſich nicht zu, weil es für ſie eine religiöſe Handlung war, das heilige Buch abzuſchreiben. Sie verwarfen den Gebrauch der Glocken, weil die Art, das Volk mit lauter Stimme zum Gottesdienſt zu rufen, Etwas von der Ehrfurcht verloren hätte, die ſie bis dahin eingeflößt. Sie behandelten alle fremde Nationen mit der größten Verachtung, weil ſie ſich zu einem Glauben bekannten, den ſie für falſch hielten. Darum

waren ihnen auch alle ihre Künſte und Entdeckungen im höchſten Grade zuwider.

Dieſelbe Bemerkung kann auch auf die Vorausbeſtimmung anwendbar gemacht werden. Es gibt vielleicht kein Volk, das dieſen metaphyſiſchen Glauben mehr in das thätige Leben verflocht. Daher rührte auch ſein unbezähmbarer Muth in den erſten Zeiten ſeiner Größe. Bei einem Sturm ſtellten ſich die Türken kaltblütig vor die feindlichen Kanonen, weil ſie die Ueberzeugung hatten, die Kugel könne ſie nicht treffen, wenn es im großen Schickſalsbuche nicht alſo geſchrieben ſei. Nach den blutigſten Niederlagen tröſteten ſie ſich damit, daß Gott es alſo gewollt, und daß alles Beſtreben der Menſchen nichts gegen ſeine Beſtimmung vermöge.

Aber als das Reich den Gipfel ſeiner Macht gewonnen, als die Künſte des Friedens beliebter wurden, als die des Kriegs, brachten dieſelben Lehrſätze eine entgegengeſetzte Wirkung hervor, und wurden ein unüberſteiglicher Wall für die Fortſchritte der Ziviliſation. Sie wurden ein Vorwand zur Trägheit, eine Entſchuldigung für Schlaffheit und Unwiſſenheit.

Tödtet ein Arzt ſeine Kranken: es iſt Gottes Wille. Verheert ein Statthalter die ſeiner Verwaltung anvertraute Provinz: es iſt abermals Gottes Wille. Unterwerfung unter jede Ungerechtigkeit und Tirannei iſt ein Beweis großer Frömmigkeit. Aber die Peſt vermeiden, durch menſchliche Vorſichtsmaßregeln den öffentlichen Geſundheitszuſtand verbeſſern, neue Künſte erlernen, endlich Gefahren und Hinderniſſe überſteigen, die ſich uns auf unſerm Lebenswege

entgegenſtellen, um unſerer Induſtrie, der Entwickelung unſerer Kräfte zum Sporn zu dienen, das Alles iſt in den Augen eines Türken ein verbrecheriſches, ein heilloſes Unternehmen gegen den Willen des Allmächtigen.

Wenn man alſo dem Islamismus nicht durchaus die Beharrlichkeit der Türken in ihrer Unwiſſenheit zuſchreiben kann, muß man wenigſtens geſtehen, daß er ſie mit ihrer Barbarei ausſöhnt, und ſie ſelbſt ſtolz auf ihre Herabwürdigung macht.

Die eigentlichen, wahren Urſachen ihres ſtationären Zuſtandes liegen darin, daß ſie zu einer Race gehören, die weder das Genie der Literatur, noch das der Künſte kennt. Dieſe Folgerung iſt vielleicht nicht rein logiſch. Aber ſie iſt die einzige, durch die man z. B. den wilden Zuſtand der Indianer auf dem amerikaniſchen Feſtlande erklären kann, wo Briten und Spanier alle Künſte der Ziviliſation eingeführt haben. Zudem iſt die Türkei, von ihrem Entſtehen an, von einer viel gefährlichern Plage, als Peſt und Simoom der Wüſte, heimgeſucht worden, nämlich vom Deſpotismus.

Der Deſpotismus iſt ein Hauptbeweggrund der Barbarei: Niemand wagt dies zu beſtreiten. Die Frage allein, welche eine nähere Prüfung verdient, beſteht darin, zu wiſſen, welches die wahren Urſachen ſind, die ihn erzeugen.

Nichts iſt leichter, als die willkührliche Monarchie jener Gegenden der Natur ihres Klima's zuzuſchreiben. Aber obgleich die Glut des Himmelsſtrichs ſehr geeignet ſein mag, die Einbildungskraft zu überſpannen und die Thätigkeit des Körpers zu hemmen;

obgleich ſie in dieſer Hinſicht dem Deſpotismus günſtig ſein kann, hat ſie doch nicht immer und überall die Stärke der von Menſchenhand geſchaffenen Inſtitutionen zerbrochen oder gelähmt.

Bei allem dem iſt es möglich, daß, ſobald irgend eine willkührliche Regierungsform einmal feſtgeſtellt iſt, ein warmes Klima den Bewohnern nicht die nothwendige Energie gewährt, ihr Joch abzuſchütteln, während ſich der Menſch unter dem nordiſchen Himmel nothwendigerweiſe in beſtändiger Thätigkeit befindet, und ſich bewegen muß, um ſich zu kleiden, ſich zu ſchirmen. Die langen Winter, die Abendgeſellſchaften, erzeugen Studium, Nachdenken und gegenſeitige Berichtigung der Meinungen.

Aber unter einem warmen Klima machen Sonne und Atmoſphäre alle Genüſſe leicht, und laden zur Trägheit ein. Die daraus entſtehende wollüſtige Erſchlaffung zieht den Menſchen von jeder politiſchen Kombination ab, und tröſtet ihn ſelbſt in der Sklaverei.

Rein-phyſiſche Urſachen erklären jedoch die Knechtſchaft eines Landes nicht, deſſen Felſen von dem Blute eines Leonidas gefärbt ſind, in deſſen Städten die Stimme eines Demoſthenes erſchallt iſt. Es muß andere, moraliſche Beweggründe geben. Türken und Ottomanen waren anfänglich ſo frei, als die Nationen, deren Sitten den ihrigen ähnlich waren, wie die Hunnen, die Szythen, die Tataren. Der Krieg, die beſtändige Beſchäftigung dieſer Völker, anerkennt **nur ein** Haupt. Aber Verdienſt und Tapferkeit derjenigen, die ihm folgen, beſchränken ſeine Rechte.

Daher rührt ein Anſchein der Feudalität in dieſer Geſellſchaftsform, daher ein Regierungswesen,

ähnlich demjenigen, unter welchem ſich noch heute die Zirkaſſierſtämme an den Grenzen Rußlands befinden. Das Haupt von hundert Familien kann nur durch ſeine überlegenen Eigenſchaften Vertrauen einflößen. Seine Unternehmungen dürfen nie die Geſinnungen oder die Vorliebe des Volks verletzen. Wie iſt es nun möglich geweſen, daß dieſelben feudalen Grundſätze ſich in zwei ſo durchaus verſchiedenartige Regierungsformen, wie die Deutſchlands und der Türkei, ſich entwickelt haben? —

Die Eroberer des übrigen Europa's, die Franken in Frankreich, die Normänner in England, die Gothen in Spanien, haben ſich nach und nach mit den Völkern vermiſcht, welche ſie ſich unterworfen hatten. In der Türkei hat dieſe Verſchmelzung nie ſtatt gefunden. Die individuellen Meinungen der Türken, mehr vielleicht als der Text des Korans, verhindern jede Verbindung zwiſchen einer Mahomedanerin und einem Chriſten oder Juden. Die beiden Nationen, die der Eroberer und die der Beſiegten, ſind vollkommen von einander geſchieden geblieben, wie am erſten Tage ihres Zuſammenſtoßens.

Man begreift leicht, welches Hinderniß dieſe Trennung den politiſchen Fortſchritten einer Regierung entgegenſtellt. Die eroberten Unterthanen bilden in der Türkei gerade die Stände, die der Freiheit im übrigen Europa zuerſt die Bahn gebrochen haben. Sie ſind Handwerker, Künſtler, Kaufleute, Gelehrte; aber ſie können keinen politiſchen Einfluß gewinnen, ſie ſind auf immer von allen öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen. Die regierende Klaſſe hält ſie in einer beſtändigen Abhängigkeit.

Zu dem muß man noch bemerken, daß die Trennung der beiden Völker viel dazu beigetragen, die Fortſchritte bei den Türken ſelbſt zu verhindern. Geborne Souveräne eines knechtiſchen, induſtriöſen Volks, verfallen ſie in die Schlaffheit und Gleichgültigkeit einer erblichen Ariſtokratie, und wenn ſie Etwas von der Würde und Höflichkeit der alten adelichen Orden haben, findet man auch dieſelbe Anmaßlichkeit und Sinnlichkeit bei ihnen. Sie handhaben die Gewalt, ohne Freiheit zu genieſſen. Das neue Sparta war voller Iloten, und keine freie Menſchen wohnten inner ſeinen Mauern.

Die politiſche Knechtſchaft der Türken erfordert noch einige Erklärung. Der europäiſche Adel machte ſeine Landbeſitzungen unabhängig und erblich. Hinter den Mauern und Thürmen ſeiner Burgen trotzte er dem Monarchen, deſſen Forderungen ſeine Rechte zu überſchreiten ſchienen.

Bei Wiedergeburt der Literatur nahm er eine andere, nicht minder wichtige Stellung in der Geſellſchaft ein. In England machte er gemeinſchaftliche Sache mit den Freunden der Freiheit. Aber in Deutſchland, in Frankreich, in Spanien bildete er eine hochmüthige, eiferſüchtige, unzerſtörbare Kaſte, die durch den kombinirten Einfluß der beſtehenden Geſetze, der Höflichkeit der Manieren und der entſtehenden Literatur, oft den Launen der Fürſten einen mächtigen Damm entgegenſtellte.

Wenn in der zweiten Periode, ſeit Wiedergeburt der Wiſſenſchaften, der Adel ein Hinderniß zur Anerkennung der Rechte des Volks wurde, hat er dafür in der erſten den Geiſt des Despotismus beſchränkt,

und ihm gewiſſermaßen das Anſehen einer geſetzmäßigen Monarchie gegeben.

In der Türkei hat nie eine Zwiſchengewalt dieſer Art exiſtirt. Was nicht zur Regierung gehört, iſt Sklav. Der Sultan iſt vollkommen unumſchränkt. Er kann ſeine Miniſter aus einer Backſtube, oder von einer Fleiſchbank nehmen, wie es ihm behagt.

Dieſe demokratiſche Gleichheit dürfte lobenswerth ſein, wenn Verdienſt und Fähigkeit die Beweggründe einer ſolchen Wahl wären. Aber der unwiſſendſte, der unfähigſte Unterthan des Sultans kann ſeine Blicke feſſeln, ſeine Laune oder irgend eine ſchmutzige Leidenſchaft können ihm die Zuneigung des Gebieters gewinnen, der ihn mit Blitzesſchnelle zu den wichtigſten Poſten des Reichs erhebt.

Der Fall iſt oft eben ſo raſch, als die Erhebung. Der Großvezier ſelbſt, obgleich gewiſſermaßen alle Macht in ſeinen Händen ruht, kann in jedem Augenblick unter dem leichteſten Vorwand abgeſetzt und ſelbſt erwürgt werden.

Die Geburt gewährt kein Vorrecht in der ganzen Ausdehnung des Reichs. Die türkiſche Regierung hat Alles aufgeboten, die Privilegien des Adels in den griechiſchen Provinzen zu vernichten. Bei den Türken ſelbſt gibt es keine andere Ehre, keinen Rang, keine Größe, als die Auszeichnung, welche von dem Willen des Sultans abhängt. Er iſt wie eine Pyramide mitten in einer unermeßlichen Ebene, der wahre Typus des Deſpotenkoloſſes auf dem gleichförmig beackerten Boden des Volksrechts.

Dieſelben Urſachen, die ſo lange den Deſpotismus in der Türkei erhalten haben, ſind dort ſo feſt

eingewurzelt, daß ſie immer denſelben Einfluß erzeugen werden. Die Religion ſagt, daß der Monarch, Sultan und Iman zu gleicher Zeit, unumſchränkter Herr und Gebieter des Lebens und des Eigenthums aller ſeiner Unterthanen ſei. Die ganze Konſtitution der Geſellſchaft iſt die Baſis dieſer Macht.

Die Türken verdanken ihre Macht dem militäriſchen und religiöſen Fanatismus. Je mehr aber ihre Eroberungen ſich ausgedehnt haben, um ſo mehr hat der militäriſche Geiſt ſich geſchwächt. Der religiöſe Fanatismus iſt geblieben, und hat ihnen allein die Kraft gegeben, den europäiſchen Armeen bis jetzt widerſtehen zu können.

Seitdem aber der Krieg eine Kunſt geworden, ſtellt ſich den Ottomannen eine neue Schwierigkeit dar. Es handelt ſich jetzt nicht mehr darum, ſich wüthend zu ſchlagen, und bind hinein zu morden in ſeinen Feind, ſondern ihn durch geſchickte Manöver zu verwirren, zu überflügeln, zu lähmen. Ein General beweiſet weniger ſein Talent dadurch: daß er ſeine Armee tollkühn ins Feuer führt, als dadurch: daß er ſie zu ſchonen, dem Feind allen möglichen Abbruch zuzufügen, ihn zu ermüden verſteht.

Die Türken müſſen alſo entweder die Kenntniſſe ihrer Gegner ſich zuzueignen wiſſen, oder in den ſauern Apfel ihrer Unwiſſenheit beiſſen und ſich ſchlagen laſſen. Suchen ſie ſich nun aufzuklären und zu unterrichten, ſtudieren ſie die Theorien und Kombinationen, die heut zu Tage zum Siege führen, werden ſie nothwendigerweiſe ihren Fanatismus verlieren. Und geben ſie dem kriegeriſchen Geiſte vor der Gewandtheit des Taktikers den Vorzug, welches wird

alsdann das Mißverhältniß eines Kampfes zwiſchen einem undisziplinirten Heere und den Legionen ſein, unter denen das Genie Napoleons erlegen iſt und die Europa's Schickſal beſtimmt haben?

## Gallerie merkwürdiger Perſonen Frankreichs.

### Benjamin Conſtant.

Benjamin de Conſtant de Rebecque, Deputirter des Unterrhein-Departements, iſt von einer franzöſiſch-proteſtantiſchen Familie, und wurde 1767 zu Genf, wohin ſie ſich geflüchtet hatten, geboren. Sein Vater war General in holländiſchen Dienſten. Er begab ſich 1795 nach Frankreich, wo er Bekanntſchaft mit den ausgezeichnetſten Männern jener Zeit machte. Im folgenden Jahre gab er eine Flugſchrift unter dem Titel: „Von der Stärke der gegenwärtigen Regierung in Frankreich und von der Nothwendigkeit, ſich ihr zuzuneigen", heraus. Kurz darauf ſprach er im Rathe der Fünfhundert zu Gunſten aller proteſtantiſchen Familien, die durch die Widerrufung des Edikts von Nantes zur Auswanderung gezwungen worden. Mehrere Schriften, die er nach und nach bekannt machte, verſchafften ihm den Ruf eines geiſtreichen Publiziſten.

Einige Monate vor dem 18. Fructidor war er Mitglied des konſtitutionellen Zirkels geworden, und trug viel zur Wahl Talleyrands zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten bei. 1799 trat er in das Tribunat, und erklärte ſich von nun an offen gegen die Anmaßungen der Konſulargewalt. Mit Anfang des neuen Jahrhunderts erſchien ſein vortreff-

von dem Lot-Departement in die Deputirtenkammer geſchickt, und ſchlug ſich, aus natürlichem Inſtinkt, zur Mehrheit, in der er, um ſich einigermaßen auszuzeichnen, durch ſeine Heftigkeit und durch ſeine Forderungen für die Geiſtlichkeit, ſich bemerkbar machte. Erſt mit Hilfe des Doppelvotums erſchien er wieder in der Kammer, und ſtimmte für alle Maßregeln des Miniſteriums, dem er, welches auch ſeine mannigfachen Umgeſtaltungen ſein mochten, unwandelbar treu blieb.

Als Mitglied der ſiebenjährigen Kammer, ſprach er 1825 für die Entſchädigung der Emigranten, für die Jeſuiten und für die Vortrefflichkeit ihrer Grundſätze. Aus allen Kräften und mit dem bewunderungswürdigſten Eifer unterſtützte er alle mögliche Geſetzentwürfe des Miniſteriums, gleichviel welches ihre Tendenz und ihre wahrſcheinlichen Folgen ſein mochten. Er ſprach mit großer Wärme für das Sakrilegiengeſetz, für die Dreiprozent, für das Erſtgeburtsgeſetz, für das Preßzwanggeſetz u. ſ. w. Mit einem Worte, Sirieys de Mayrinhac iſt das Muſter aller miniſteriellen Diener, der Typus der Servilität in Frankreich, der Advokat der Jeſuiten und der Kongregation, und der unermüdliche Befeinder aller Volksrechte und Privilegien. Er leitet zugleich die königlichen Stallungen und den Ackerbau, und behauptet, der letztere erzeuge zu viel, obgleich man in demſelben Augenblicke, wo er dieſe ſeltſame Behauptung aufſtellte, ſich genöthigt ſah, die Einfuhr fremden Getreides zu erlauben, um den ſehr fühlbaren Mangel im Innern wenigſtens einigermaßen zu vermindern.

Bei alledem iſt Sirieys de Mayrinhac kein Ge-

lehrter, und ſcheint es nicht der Mühe werth gehalten zu haben, viel Zeit auf das Studium ſeiner Mutterſprache zu verwenden. In der diesjährigen Sitzung der Deputirtenkammer, von der er, der vielen zu ſeiner Wahl behilflich geweſenen falſchen Wähler wegen, beinahe wäre ausgeſchloſſen worden, hat er bereits von ſeiner Gelehrſamkeit die poſſirlichſten Beweiſe abgelegt. Sein Gebrauch des Wortes „folgliche" (conséquente) ſtatt „beträchtliche" (considérable), von deren Verſchiedenheit er nicht den geringſten Begriff zu haben ſchien, hat in der Kammer ein ſo allgemeines Gelächter erregt, daß er ſchnell den Redeſtuhl verlaſſen, und ſich in die Reihen ſeiner gleichgebildeten und folglich mit ihm vollkommen ſympathiſirenden Freunde flüchten mußte.

Einige Wochen darauf war er nicht glücklicher, und das mitleidige Gelächter hätte ſich faſt in ein ſchneidendes Pfeifen verwandelt, wenn man ſich an einem andern Orte befunden hätte. Der beredte Stalldirektor behauptete nämlich: „Der König habe viele Feinde in Frankreich." Ein allgemeiner Schrei des Unwillens erhob ſich, und er gewann weiter nichts von dieſer gegen-revolutionären und jeſuitiſchen Gambade, als ernſt und würdevoll von dem Präſidenten der Kammer, Royer-Collard, zur Ordnung gemahnt zu werden.

---

## Karl Dupin.

Karl Baron Dupin, Mitglied der Deputirtenkammer und des franzöſiſchen Inſtituts, Oberſtlieutenant im See-Geniewesen und Ritter der Ehrenlegion, wurde am 6. Oktober 1784 zu Varzy, im

Nièvre-Departement, geboren. Er iſt Bruder des berühmten Advokaten Andreas Dupin. 1801 war er der erſte aller Kandidaten, die in der polytechniſchen Schule zu Paris aufgenommen wurden. Schon als Schüler ſchrieb er ſeine erſte geometriſche Abhandlung, durch welche er ſich die Achtung und Freundſchaft des berühmten Monge erwarb. Seitdem hat er noch zwölf ſehr intereſſante Denkſchriften, in demſelben Zweige der Wiſſenſchaft, der er ein größeres Gebiet angewieſen, herausgegeben.

Während dem Kriege von 1803 und 1804 diente er als Ingenieur auf der Flotte, 1805 zu Antwerpen bei den Hafenarbeiten, 1806 in Italien und 1807 in der Provence. Im Winter 1808 ſchiffte er ſich freiwillig auf dem Geſchwader des Admirals Gantheaume ein, und leiſtete dieſem große Dienſte. Er war Sekretär der joniſchen Akademie zu Korfu, ſtiftete die olympiſchen Preiſe und überſetzte die Olynthiaken Demoſthens, über deſſen Beredſamkeit er auch beſondere Betrachtungen ſchrieb.

Er begab ſich 1811 nach Italien, wo er 13 Monate lang durch die anſteckenden Fieber ans Krankenlager gefeſſelt wurde. Erſt 1813 gab er ſeine vortrefflichen geometriſchen Entwickelungen heraus, ſchuf das Seemuſeum zu Toulon und begann dort ſein Gemälde des Seebauweſens im 18. und 19. Jahrhundert, das er bis 1815 fortſetzte.

Nach langem Zögern erhielt er endlich vom Miniſterium die Erlaubniß, die Häfen Großbritanniens und Irlands zu beſuchen, worauf er vier Reiſen und einen zwanzigmonatlichen Aufenthalt verwendete, während dem er zweitauſend Stunden Weges zurücklegte.

Er gab nun ſeine großen Werke über Englands Land-, See- und Handelskräfte heraus, auf welche ähnliche über Frankreich folgten, die ihm einen auſſerordentlichen Ruf verſchafften. Bei der letzten Bildung der Deputirtenkammer trat er in dieſelbe, und zeichnete ſich darin als eines der vorzüglichſten Mitglieder der Oppoſition aus. Seine ſtatiſtiſchen Berechnungen und Vergleichungen ſind im höchſten Grade intereſſant, und haben der Sache der Freiheit und der Vernunft in Frankreich bereits große Dienſte geleiſtet.

## Seguier.

Der Baron Anton Johann Matthias Seguier, Pair von Frankreich, erſter Präſident des königlichen Gerichtshofes, Commandeur des Ordens der Ehrenlegion, wurde am 21. September 1768 zu Paris geboren. Er iſt ein Sohn des Generaladvokaten Seguier, der ein erklärter Gegner der Revolution und der Philoſophie war. Beim Ausbruch der Revolution war er bereits Subſtitut des Generalprokurators. Er emigrirte mit ſeinem Vater, kehrte aber nach deſſen Tode, im J. 1794, nach Frankreich zurück, und wurde 1800 vom erſten Konſul zum Regierungskommiſſär bei den Gerichtshöfen, 1802 zum Präſidenten des Appellationsgerichts und 1810 zum erſten Präſidenten des kaiſerlichen Gerichtshofes ernannt.

Am 5. April 1814 ſtimmte er dem Dekret der Entthronung Napoleons bei, beglückwünſchte am 13. April den gegenwärtigen König über ſeine glückliche Rückkehr nach Frankreich, wurde nach Napoleons Rückkehr von Elba exilirt, nach der zweiten Reſtauration aber zum Pair und zum Präſidenten des könig-

lichen Gerichtshofes ernannt. Seitdem war er eine der vorzüglichſten Stützen der Geſetzmäßigkeit und Volksfreiheit, und eins der ausgezeichnetſten Mitglieder der Oppoſition in der Pairskammer.

## Guizot.

Franz Guizot, Profeſſor der Geſchichte zu Paris, wurde 1787 zu Nimes geboren. Er ſtudirte zu Genf, und begab ſich ſodann nach Paris, wo er ſich ausſchließlich der Pflege der Literatur widmete. Er nahm thätigen Antheil an der Herausgabe mehrerer Zeitſchriften, und ließ 1809 ein neues Wörterbuch der franzöſiſchen Sprache erſcheinen. Bis 1814 hat man von ihm noch mehrere andere ausgezeichnete Werke.

Nach der zweiten Reſtauration wurde er, durch Fürſprache des Abbé von Montesquiou, zum Generalſekretair des Miniſters des Innern ernannt. Nach Napoleons Rückkehr von Elba begleitete er Ludwig XVIII nach Gent, und wurde ſpäter Rentmeiſter und 1817 Staatsrath. Aber bei Decaze's Austritt aus dem Miniſterium wurde auch er verabſchiedet und widmete ſich mit größerm Eifer als je vorher ſeinen literariſchen Arbeiten. Mehrere ausgezeichnete Werke, vorzüglich ſeine Geſchichte der engliſchen Revolution, machten ihn berühmt. Er hielt Vorleſungen in der Normalſchule, als 1822 dieſe aufgehoben und ſein Kurſus vertagt wurde. Erſt im April 1828 erhielt er die Erlaubniß, ihn aufs neue zu beginnen.

## Lafitte.

Jakob Lafitte, Banquier, Mitglied der Deputirtenkammer, wurde 1767 zu Bayonne geboren. Von

Jugend auf hatte er eine große Vorliebe für den Handel, und war 1788 in dem Hauſe des Banquier Perregaux beſchäftigt. Sein Fleiß und ſein Betragen gewannen ihm die Zuneigung deſſelben, und er geſtand ihm einen Antheil in den Geſchäften zu. Kaum hatte der junge Lafitte einiges Geld gewonnen, ſo rief er ſeine ganze aus 10 Geſchwiſtern beſtehende Familie zu ſich, und unterſtützte ſie.

1804 ernannte ihn Perregaux zu ſeinem Aſſocié, ſeinem Teſtamentsvollſtrecker und ſeinem Nachfolger. Von nun an, und ſeit dem Tode ſeines Theilnehmers, dehnten ſeine Geſchäfte ſich ſehr aus, und er erwarb ſich ein großes Vermögen. 1809 wurde er zum Vorſteher der franzöſiſchen Bank, und zum Präſidenten der Handelskammer von Paris ernannt. 1814 wurde er Gouverneur der franzöſiſchen Bank, und Mitglied der Deputirtenkammer. Im folgenden Jahre lieh er dem Schatz zwei Millionen aus ſeiner eigenen Kaſſe, und trat 1816 abermals in die Kammer.

Seine Lage hat ſich vielfach verändert, ſein Karakter iſt unveränderlich geblieben. Er gehörte beſtändig zur konſtitutionellen Oppoſition und bekämpfte alle geſetzwidrige Maßregeln der verſchiedenen Miniſterien. 1827 vermählte er ſeine Tochter mit dem älteſten Sohn des Marſchalls Ney, und wurde abermals zum Mitglied der Deputirtenkammer ernannt.

# Ueber die Quellen des Brahmaputra und des Irawaddy.

## Nach Klaproth.

Der groſse Fluſs in Tibet, den man als den obern Theil des Brahmaputra betrachtet, iſt durchaus davon verſchieden. Nach ſeinem Austritt aus Tibet durchſtrömt er das Land der Mun, Hlokba oder Lokabadga genannt, wonach er die chineſiſche Provinz Yun-nan, nahe bei der alten Stadt Yung-ſcheu, betritt und den Namen Pin-lang-kiang, oder Fluſs des Arek Indiens, erhält. Er flieſst ſodann in das Königreich Mian oder Awa, und vereinigt ſich oberhalb der Stadt Bammo mit einem andern beträchtlichen Strom, der vom Norden kommt. Er bildet nun den Irawaddy, bewäſſert die Stadt Amirapura und ergieſst ſich in den bengaliſchen Meerbuſen.

Jeden Sommer ſchwillt er an, wie der Nil, und überſchwemmt das Land zu beiden Seiten. Aber es iſt unmöglich, daſs ſeine ungeheure Waſſermenge nur von den Bergen des Landes Hlokba herrühre, welches er unter 28° 40′ nördl. Breite und 94° 22′ öſtlicher Länge von Paris betritt. Der Irawaddy ſteigt im Juni, erreicht ſeine höchſte Waſſermaſſe gegen Ende Juli, und bewahrt ſie bis Ende Auguſts, wo ſie wieder zu weichen beginnt. Dieſe Ueberſchwemmung wird nicht durch groſse Regengüſſe, ſondern, der allgemeinen Verſicherung der Bewohner des Landes zufolge, durch das Schmelzen des Schnees in Tibet verurſacht.*) Folglich muſs er wohl aus dieſem Lande kommen.

*) M. ſ. Two years in Ava. London 1827. in 8. S. 233.

Der Lieutenant Burlton iſt dem Brahmaputra, den man in Aſſam „Lohit oder Bor-Lohit“ nennt, bis zu dem Punkte entgegengeſchifft, wo er aufhört ſchiffbar zu ſein. Dieſer Punkt iſt unter 27° 54′ oder 27° 47′ nördlicher Breite und 93° 4′ öſtlicher Länge von Paris. Der Fluß ſtrömt dort ſehr ſchnell in einem höchſtens 3 bis 4 Fuß tiefen Felſenbette und war etwa 150 Yards (450 engliſche Fuß) breit.

Dieſer Umſtand beweiſet aufs Klarſte, daß dieſer Fluß nicht der tibetaniſche Yaru-dzangbo-ſchu, der beträchtlicher als der Hang-ho und der große Kiang iſt, ſein kann.

Die Landesbewohner verſicherten den britiſchen Reiſenden, daß der Lohit dem Brahma-kund, einem kleinen See, in welchen ſich mehrere kleine Flüſſe ergießen, entſtröme, und daß dieſer See ſich zehn Tagereiſen öſtlich befinde.

Eine Verordnung Kang-hi's, die ſich im 12. Bande des Tung-hua-lu, oder der handſchriftlichen Geſchichte der gegenwärtig in China regierenden Mandſchu-Dynaſtie, befindet, gibt einige nähere Andeutungen über die chineſiſchen Ströme.

„Alle großen Flüſſe, wie der große Kiang, der Huang-ho (gelbe Fluß), der He-ſchui (ſchwarze Fluß, auf Mogoliſch Kara-uſſu), der Kin-ſcha-kiang (Goldſandſtrom), und der Lan-thſang-kiang, haben ihre Quellen in dieſem Lande. Alle großen Flüſſe China's entſtrömen dem ſüdöſtlichen Abhange der großen Gebirgskette Nomkhun-ubaſchi (unter 33° 17′ nördlicher Breite und 91° 6′ öſtlicher Länge von Paris), die das hydrographiſche Syſtem des Innern von dem des Aeuſſern trennt.

„Der Urſprung des Huang-ho iſt auſſerhalb der Grenze von Si-ning, öſtlich vom Berge Kulkun. Unzählbare Quellen entſtrömen der Erde und verbreiten einen Glanz, der dem der Sterne ähnlich iſt. Die Mogol n nennen ſie Udun-tala, die Tibetaner Solom, und die Chineſen Sing-ſu-hay (Meer des Verweilens der Geſtirne). Durch die Vereinigung aller dieſer Quellen wird der Huang-ho erzeugt, der die Seen Dzaring und Oring bildet, zuerſt nach Südoſt ſtrömt, ſodann nach Norden ſich wendet, wieder nach Oſten ſich neigt, und die Feſtungen Kuei-te-phu und Tſy-ſchy-kuan berührt, wonach er China, bei der Landſchaft Lan-ſcheu, betritt

„Der Min-kiang entſpringt weſtlich von Huang-ho, an dem Berge Bayan-kara-tſitſirkana, der auf Tibetaniſch Miniak-tſuo und in den chineſiſchen Büchern Min-ſchan genannt wird. An demſelben Berge, auſſerhalb der weſtlichen Grenze China's, entſteht auch der Kiang. Der Kinſcha-Kiang, mit dem der erſte ſich vereinigt, entſpringt nordöſtlich in den Staaten des Dalai-Lama, am Fuße des Uni-jin-uſſu-Berges, der auf Chineſiſch Ju-nieu-ſchan, oder Kuhberg, heißt. Die Quellen aller dieſer Flüſſe ſind in Si-fan (dem öſtlichen Tibet), von wo aus ſie China betreten.

„Der Lan-tſang-kiang entſteht aus zwei Armen. Der eine kommt von dem Berge Gergi-dzagar, im Lande Kam, und heißt Dza-ſchu. Der andere entſpringt am Dſiruking-tala und wird Sum-dgo genannt. Sie vereinigen ſich ſüdlich von dem Tempel Schamdo und bilden den Lak-tſchu, der weiter unten ſich in den Yun-nan ergießt, und ſodann den Namen Lan-tſang-kiang annimmt. Weſtlich von ihm ſtrömt der Kara-

uſſu (Schwarzwaſſer), der ebenfalls aus dem nördlichen Theile der Staaten des Dalai-Lama, und aus dem Kara-noor (Schwarzſee) kommt. Weſtlich von dem letztern iſt der Lüng-ſchuan-kiang. Seine Quelle iſt ebenfalls im Kam, auf dem Schumdo-Berge.

„Ein anderer Fluß, der Pin-lang-kiang (Fluß des Arek) berührt die äuſſerſte Grenze von Yun-nan. Er entſpringt in der tibetaniſchen Provinz Ngari, weſtlich vom Berge Gangdis, auf dem Damd-guk-kaba, oder Pferdsmaul. Weiter unten wird er Yaru-dzangbo genannt.“

Nach Rennels Verſicherung ſtrömt der Irawaddy durch die chineſiſche Provinz Yun-nan, und iſt von dort, bis zur Stadt Awa, vollkommen ſchiffbar.*)

In der großen kaiſerlichen Geographie von China (Sekt. CCCLII. Fol. 13 und 14) heißt es:

„Der Tſang-pu, oder König der Tibetaner, wohnt an den Ufern des Pha-pu und des Lo-ſa. Der erſte iſt ſüdweſtlich von dem andern. Er wird auch Dzang, und von den Bewohnern des Landes Tian (Yun-nan) Ta-kin-ſcha-kiang (großer Goldſandſtrom) genannt**). Er kommt aus dem weſtlichen Theile Tibets, und entſpringt am Berge Kuen-lun. Der Siao (der kleine) Kim-ſcha-kiang, oder der obere Theil des großen chineſiſchen Kiang, der Lan-tſang und der Lu-kiang entſtehen ebenfalls in dem Lande der Tibetaner; aber die Quellen des Takin-ſcha-kiang ſind ſehr weit von denen dieſer drei Ströme entfernt.“

*) Es iſt wahrſcheinlich derſelbe Fluß, den die Birmanen Su-lien-kiup (Goldſandſtrom) nennen.

**) Memoir of a Map of Hindoostan. London 1793. In 4. S. 357.

# Reiſe nach den Bädern von Pietrapola auf Korſika, im Juni 1827.

Am 12. Juni, um drei Uhr Nachmittags, lichteten wir die Anker im Hafen von Baſtia. Es war ſchönes Wetter. Der Landwind hatte ſich noch nicht erhoben. Am nächſten Morgen, bei Sonnenaufgang, waren wir noch dem Sant-Angeloberg gegenüber, der den reichen Kanton Caſinca beherrſcht, und deſſen Hügelwellen das anmuthigſte Gemiſch von Feldern, Weinbergen, Baumgärten und Oel- und Kaſtanienbaumgebüſchen darbieten. Vescovato verbarg ſich in einem tiefen Thalgrunde. Aber die Dörfer Loreto, Porri, la Penta, la Venzolasca und Caſtellare erhoben ihre zierlichen Glockenthürme und ihre dichten Maſſen über die dunkeln Kaſtanienwälder, die ſich bis zum Gipfel des Berges erſtrecken. Weiterhin umſchloſſen die Kantone Tavagna und Moriani, wie ein grüner Vorhang, das reizende Gemälde.

Mittags hatten wir das Städtchen Cervione, ehemals Reſidenz des Biſchofs von Aleria, im Geſichte. Es liegt am Abhang des Berges, der ſüdlich den Geſichtskreis von Baſtia begrenzt. Die Höhen ſind größtentheils von Holz entblößt; darunter entwickeln ſich ſchöne Hügel, die einen in den letzten Zeiten ſehr berühmt gewordenen, feinen Wein erzeugen. Leider iſt das Klima hier nicht geſund, und die Landhäuſer, welche die Höhe krönen, bleiben größtentheils unbewohnt.

Die Sonne verbarg ſich am Abend hinter den hohen Gipfeln der Pietra de Verde und der Berge, an welchen der Alezani entſpringt. Während der

Nacht ſchifften wir an der Küſte von Aleria und an den Diana- und Urbinoteichen vorüber. Am 14. durchforſchten wir aus der Ferne den großen Tannenwald, der das Ufer bis zum Fiumorboſtrom bedeckt.

Das Gemälde, welches ſich vor uns ausbreitete, war ſehr ſchön. Die Berge Ghiſoni und Raparo umgürten amphitheatraliſch eine zehn Stunden lange und beinahe zwei Stunden breite Ebene, und der Schnee auf ihren Gipfeln macht die ſengende Hitze am Geſtade noch fühlbarer. Die Dörfer Iſolaccio, Prunelli, Ornaſo und Sari, die Trümmer des Schloſſes Covaſina, ſind kaum bemerkliche Punkte in der Mitte der ſie umgebenden Felſenmaſſen. Der Fiumorbo bildet, hinter einem Sanddamme, einen von Ulmen und Erlen überſchatteten und mit einer Weinlaubguirlande bekränzten, vielfach ſich windenden Kanal. Aber ein früher Tod erwartet den Unvorſichtigen, der von allen dieſen Reizen ſich anlocken und hier ſich niederlaſſen wollte.

Etwa dreißig Bäuerinnen erwarteten unſere Landung, und ſtritten ſich um unſer Gepäck. Für dreißig Sous (10 Batzen) tragen ſie bis auf die Höhe von Pietrapola, vier Stunden weit, ſiebenzig, achtzig bis hundert Pfund ſchwere Laſten auf dem Kopfe. Man kann ihnen unbeſorgt Alles überlaſſen, und nie hat ſich ein Reiſender beſchwert, daß ihm irgend etwas entwendet worden ſei. Die Männer finden ſich mit ihren Maulthieren ein, und man bezahlt drei Franken (20 Batzen) für jedes.

Unſere Sonnenſchirme ſchützten uns nur ſehr wenig gegen die faſt ſenkrechte Sonnenglut. Wir ließen die friſchen aber gefährlichen Ufer des Fiu-

morbo hinter uns, und überſchritten die große, fruchtbare und durch die Streitigkeiten zwiſchen den Spinolas von Genua und den Einwohnern von Iſolaccio bekannt gewordene Herrſchaft Migliaciaro, auf der mehr als eine Aernte mit bewaffneter Fauſt gewonnen wurde. Auf jedem Schritte erkennt man, wie ſehr der Ackerbau auf Korſika noch vernachläſſigt, oder vielmehr, wie weit er zurückgeſchritten iſt. Die Luft wird auf dieſer Ebene als ſehr ungeſund betrachtet, ein Umſtand, der ſich durch die vielen ſtehenden Gewäſſer oder Sümpfe von ſelbſt erklärt.

Nach einem dreiviertelſtündigen Marſche kamen wir an den Trümmern des Schloſſes Spinola vorüber, das während den letzten Unruhen niedergebrannt wurde. Die Mauern ſtehen noch aufrecht und tragen die Spuren ſeiner ehemaligen Größe und Pracht.

Bald darauf betraten wir einen Kaſtanienwald, an welchem ein hübſcher Bach eine Mühle in Bewegung ſetzte. Weiterhin öffnet ſich eine Schlucht, welche der Abbatesco durchſtrömt, an deſſen linkem Ufer man höher wandert. Sein Bett iſt mit gewaltigen grauen und grünlichen Granitbrocken überdeckt, zwiſchen denen er donnernd vorübereilt. Rechts erhebt ſich der beinahe ſenkrecht abgeriſſene Fels, hier und da mit leichtem Gebüſch, wie ein matter Schattenſchlag, begrünt.

Zwei Stunden lang folgt man den Windungen des Abbatesco, überſchreitet eine große Menge Bäche, die ſich darein ergießen, und gelangt endlich zu einem durch tiefe Furchen von dem eigentlichen Berge getrennten Hügel, auf welchem ſich die Quellen von Pietrapola befinden.

Von dem höchſten Punkte des ſchmalen Fußweges, auf dem man zur Höhe emporklimmen muß, und wo der Kommandant des Poſtens Prunelli ein hübſches Häuschen hat erbauen laſſen, bemerkt man den Dampf der Quellen und des darum befindlichen Erdreichs, wo gewöhnlich die Zelte aufgeſchlagen werden. Der Eigenthümer dieſer Stelle läßt ſich von jedem Beſucher dreißig Sous zahlen, und eben ſo viel für einen Frascato oder eine kleine Laube, in welcher man gegen die Sonnenhitze geborgen iſt. Wer keine ſo ſtarke Ausgabe machen kann oder will, ſchlägt ſeinen Bivouak rechts oder links neben dem ſchmalen Fußpfade auf. Ein über zwei Stangen ausgeſpanntes Leintuch iſt das einzige Obdach, welches ärmere Perſonen ſich verſchaffen können.

In den letzten Jahren hat man ſo viel Holz zu den Frascati verbraucht, daß man jetzt daran bereits Mangel leidet. Bald wird man genöthigt ſein, es aus ziemlicher Entfernung herbeizuſchaffen.

Die warmen Quellen dringen an verſchiedenen Punkten aus dem Hügel, und verlieren ſich größtentheils in dem tiefer ſtrömenden Bach. Eine derſelben verſorgt zwei große Behälter, von denen das eine für die Weiber, das andere für die Männer beſtimmt iſt. Sie iſt ſehr ſtark und hat 44½ Grad Reaumur Wärme. Ihre Waſſermaſſe kann in jeder Minute auf dreißig Maß geſchätzt werden. Die beiden Bäder befinden ſich am linken Ufer des Abbatesco; ſie werden gegen Sonne und Regen nur durch ein Laubdach geſchützt. In jedem Becken können ſich vierundzwanzig Perſonen zugleich baden. Nach zwölf oder fünfzehn Minuten verläßt man es, mit Schweiß übergoſſen,

um, in eine Decke gehüllt, unter dem Zelte vollkom auszuſchwitzen.

Mehrere andere Quellen, rechts und links Fußwege, bilden, 35 bis 40 Schritte lang, kle ſchlammige Stellen, an welchen das Waſſer aufk und hin und wieder Luftblaſen bildet. Nahe Hauſe des Kommandanten verſieht eine dieſer Quel ein in den Felſen gehauenes Becken, in welchem bis fünf Perſonen zugleich baden können. Dieſe quemlichkeit wird vorzüglich von Frauen benutzt.

An der ſteilen Felswand am Bache ſtrömt einer gewiſſen Höhe eine andere Quelle. Perſon die an offenen Wunden, Geſchwüren und and ähnlichen Uebeln leiden, bemühen ſich dort in allerunbequemſten Stellung, und der ganzen Gl der Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, gegen die man ſich durch nichts ſchützen kann, durch Schilf- oder Ei blechröhren das Waſſer auf die kranken Punkte leiten. Einige Schritte von da ergießt ſich eine ſtarke und noch viel wärmere Quelle, als alle übrig unbenutzt in den Strom.

Auf der Höhe des Felſens, über dem Fußwe dehnt ſich eine kleine Ebene aus, in welcher ſich ſechs Klafter langer Sumpffleck befindet, der ebenf von warmen Quellen gebildet wird. Südlich da iſt ein Militärpoſten. Einer der wohlhabendſten E wohner von Iſolaccio hat auf dieſem Punkte Haus mit fünfzehn Zimmern und einem Bade bauen laſſen.

Das Waſſer aller Quellen, welches auch i Wärme ſein mag, iſt ſehr klar, und hat den Ger und Geſchmack hartgeſottener Eier. Man rühmt i

Wirkſamkeit bei eingewurzelten Krankheiten ſehr. Aber oft bedient man ſich ihrer auch in ſolchen, wo ſie nothwendigerweiſe eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen müſſen.

Zu Guagno, im Kanton Vico, des Arrondiſſements Ajaccio, gibt es ähnliche warme Quellen. Man hat nichts geſpart, ſie in der letzten Zeit in Aufnahme zu bringen, und man hofft nun, daß die Verwaltung der Inſel ihre Aufmerkſamkeit auch auf Pietrapola richten werde. Leider ſtellt der ungeſunde Lauf des Fiumorbo ein großes Hinderniß auf.

Am Sonntag, den 24. Juni, begaben wir uns zu Pferde nach Iſolaccio. Man braucht eine Stunde bis dahin. Unterwegs bemerkten wir, wie reich an Bächen, Eichwaldungen und fruchtbarem Erdreich dies Gebirg iſt. Viele kleine Ebenen und ſanfte Abhänge könnten in die herrlichſten Wieſen verwandelt werden. Ueberall gedeiht der Weinſtock. Aber wir haben nicht einen einzigen Obſtbaum, und nur einen neuerlich erbauten Gemüſegarten geſehen.

Obgleich die Gemeinde Iſolaccio aus 312 Haushaltungen beſteht, ſind doch nur höchſtens 20 Häuſer auf einem Punkte zuſammengruppirt. Die übrigen Wohnungen ſind mehrere Stunden weit zerſtreut. Das Dorf liegt ziemlich hoch, und das Klima iſt mild. Nahe dabei brechen einige vortreffliche, friſche Quellen aus der Erde, von ungeheuern Kaſtanienbäumen beſchattet, unter welchen der üppigſte Graswuchs emporwuchert.

Große unordentlich über einander geworfene Granitbrocken, von grünen Eichen bedeckt, bilden weite Grotten, die Hirten und Heerden beim Regen zum Zufluchts-

ort dienen. Einige Stunden höh
ſcher, von denen die unzählbar
gegend genährt werden.

Vor der Meſſe beſuchten wi
achtzehn Monaten auf Koſten de
worden, und von Brüdern der
halten wird. Die Ausſicht von h
die große Ebene von Fiumorbo
das Meer, iſt ſehr groß. Ring
zieht ſich ein kleiner Garten, de
hübſch werden kann. Die Ein
begreifen, warum die Mönche d
Obſtbäume pflanzen, da ſie doch
der Regierung beziehen. Haben
Schweinefleiſch und Käſe, ſagen
größtes Vergnügen darin, im
oder eines Felſens zu ſchlafen.

Der Vorſteher dieſer Schul
Jahre alt; aber beſchwerliche
fernteſten Theilen der Erde hat
gealtert. Mit Hilfe eines Brude
mit dem Hausweſen beſchäftigt)
Beiſtand der Moniteurs, hundert

Der Kanton Fiumorbo, au
ſtehend, welche die ehemalige
deten, iſt, obgleich ſehr fruchtba
mit Waldungen und ſchönen Bäch
einer der ärmſten und wildeſten
früher der Aufenthaltsort aller
in ſeinen Schluchten in vollkom
fanden. Erſt unter der Verwa
Montélégier, der im November 1

Ziviliſation begonnen. Der Militärpoſten auf den Höhen von Prunelli trägt das ſeinige zur Erhaltung der Ordnung bei.

Die Kinder, welche zum Schulbeſuch angehalten werden, machen ſehr raſche Fortſchritte, und wir ſahen mehrere Proben einer hübſchen und korrekten franzöſiſchen Schrift. Viele Andere haben eine wirklich erſtaunliche Leichtigkeit im Rechnen. Ueberhaupt ſind die Lehrer mit ihnen vollkommen zufrieden. Strafen werden nur äuſſerſt ſelten nothwendig. Dagegen überſteigt ihr Bemühen, ohne irgend eine Belohnung zu erwerben, alle Beſchreibung. Seitdem eine zweite Schule zu Prunelli gegründet worden, hat ſich die Anzahl der Schüler vermindert, und beläuft ſich jetzt nur auf fünfundachtzig.

Wir begaben uns zur Kirche. Die Frauen ſind von den Männern getrennt, und viel reinlicher gekleidet, als in mehrern Kantonen der Inſel. Ihr weißer Kopfputz verbirgt den Gipfel des Hinterkopfs und nimmt das Ende der Haarzöpfe in ſich auf, die ſie um Stirn und Vorderkopf flechten. Auch die Kinder waren reinlich und ſchienen aufmerkſam zu ſein.

Das erſte Zeichen des Wohlſtandes und des öffentlichen Geiſtes in den meiſten Dörfern Korſika's verkündet ſich durch Erbauung einer Kirche, die von allen Einwohnern nach Kräften, und oft darüber, ausgeſchmückt wird. Man kann auf ſie anwendbar machen, was Salluſt von einem andern Volke ſagt: „In suppliciis Deorum magnifici, domi parci, in amicos fideles.“

Der Geſundheitszuſtand des Kantons wurde uns eben ſo angenehm als geſchickt von dem erſten Wund-

arzt des Poſtens von Prunelli, dem jungen Berner, Herrn D..., beſchrieben, der ſeit einem Jahre dieſer abgelegenen Gegend, in welcher früher die Heilkunde vollkommen unbekannt war, die größten Dienſte geleiſtet. Die Einwohner betrachten den Tag, wo das Schweizerregiment wieder nach Frankreich zurückkehren wird, als einen allgemeinen Trauertag. Es haben die Gemeinden die dringende Bitte an die betreffende Behörde gerichtet, ihnen wenigſtens Herrn D. als beſtändigen Oberarzt von Prunelli zu laſſen.

Nach einem Spaziergange zur Spitze von Vaciké, wo man eine herrliche Ausſicht hat, fanden wir eine große Menge Kinder auf dem öffentlichen Platze verſammelt. Sie hatten dicke Bücher unterm Arm. Wir forderten einige von ihnen auf, uns daraus etwas vorzuleſen, was ſie ohne Anſtand und ſehr geläufig thaten. Sie beantworteten alle unſere Fragen ſehr gut auf Franzöſiſch, und man darf vorausſetzen, daß in zehn Jahren ganz Iſolaccio Franzöſiſch ſprechen wird. Man darf auch hoffen, daß dieſer Unterricht nach und nach die Induſtrie der heranwachſenden Generation erwecken, und ſehr viel zu ihrer moraliſchen Vervollkommnung beitragen werde.

Wir kehrten über Prunelli, deſſen prachtvoller Anblick die reichſten Gemälde anderer Gegenden hinter ſich läßt, nach den Bädern zurück. Am 30. Juni reiſeten wir ab, und am 2. Juli langten wir wieder zu Baſtia an.

# Feldzug eines europäiſchen Offiziers in Arabien.

Seit Europa's Zuſtand wieder ruhig geworden, lieſet man militäriſche Abenteuer gern. Mit Theilnahme folgt man den kriegeriſchen Streifereien in nahe und entfernte Gegenden. Als Augenzeuge der Begebenheiten eines Krieges, deſſen die Zeitungen in Europa keine Erwähnung gethan, entwirft ein britiſcher Offizier davon ein getreues Gemälde, deſſen Originalität nicht unintereſſant iſt.

Als Bundesgenoſſe des Fürſten oder Imans von Maskate, nahm England Theil an ſeinem Kriege gegen die Wechabiten. Ein Zipayen-Regiment, auf europäiſche Weiſe disziplinirt und vom Kapitän Thomſon befehligt, ſo wie das ſiebenzehnte leichte Dragoner-Regiment, wurden ihm zu Hilfe geſchickt.

Die Hauptſtadt und Feſtung der Wechabiten, Ben-Buh-Ali, liegt ungefähr dreiundzwanzig Stunden von der Küſte, und wird von Maskate durch eine jener großen Sandſteppen getrennt, aus denen beinahe der ganze Boden des „glückſeligen Arabiens" beſteht.

Der Hauptmann Thomſon ſetzte ſich gegen dieſen Ort in Bewegung. Seine bis auf den Tod ermüdeten Soldaten waren kaum noch eine halbe Stunde vom Fort entfernt, als ſie von einer wilden Wechabitenhorde mit wüthendem Geſchrei überfallen, und größtentheils niedergemacht wurden. Mehr als 450 Zipayenleichen bedeckten den Sand der Wüſte. Nur wenige entkamen. Auch Thomſon war geblieben.

Die britiſche Regierung in Indien glaubte jedoch auf ſolche Weiſe die Parthie nicht verlaſſen zu dürfen,

und eine zweite Expedition wurde ausgerüſtet. Sie beſtand aus dem fünfundſechszigſten Regiment, dem europäiſchen Regiment von Bombay, einem leichten Zipayen-Bataillon, einem andern ebenfalls aus Eingebornen beſtehenden, vier oder fünf Artilleriekorps und zwei Pionnier-Kompagnien, im Ganzen 3000 Mann. Der Generallieutenant Sir Lionel Smith befehligte ſie.

Die Flotte beſtand aus zwanzig Fregatten und vierzig Patamaren, oder flachen Fahrzeugen, die mit Mundvorrath, Munition, Pferden und der Artillerie beladen waren. Sie ging am 12. Januar 1821 unter Segel. Die Ueberfahrt war glücklich und der Wind günſtig. Die ganze Reiſe war ein beſtändiges Feſt.

„Es würde mir ſchwer ſein,“ fährt der Erzähler fort, „genau den Punkt der Küſte des perſiſchen Meerbuſens anzudeuten, wo unſere Flotte vor Anker ging. Ich habe auf keiner Karte das kleine Vorgebirg entdecken können, an dem wir ausſchifften. Selbſt die nächſte Stadt, Zoar genannt, iſt auf keiner Karte angedeutet.

„Der Befehlshaber und ſein Generalſtab blieben zurück, während wir gegen Zoar marſchirten. Je weiter wir in die traurige Sandwüſte hinausdrangen, um ſo entſetzlicher wurde der ungeheure Geſichtskreis, der ſich vor uns entwickelte. Es war uns unbegreiflich, warum das ehrwürdige Alterthum dieſem abſcheulichen Lande den Namen „glückſeliges Arabien“ gegeben, und warum man dieſe abgeſchmackte, lügneriſche Benennung noch jetzt beibehält.

„Nicht ein Baum in dieſer unermeßlichen Ebene, nicht ein Grashalm, an dem ſich das Auge erquicken

könnte; nichts als ein flammender Himmel, eine brennende Erde und glühende Felſen. Vor, um und hinter uns immer ein und dasſelbe Schauſpiel: eine Wüſte, wie Dante's Hölle, die nicht die entfernteſte Hoffnung der Ruhe läßt.

„Zeitweiſe Regengüſſe erfriſchen hier nicht, wie in Indien, die Erde. Unter dieſem Klima können höchſtens nur zwei Gattungen lebendiger Geſchöpfe exiſtiren: die Geier und die Araber, und ſelbſt die erſten würden dieſe Gegend längs verlaſſen haben, wenn ſie nicht durch die blutigen Mahlzeiten, welche die letztern ihnen beſtändig bereiten, daran gefeſſelt würden.

„Wir erreichten endlich das von den Eingebornen unverdienterweiſe mit dem Namen „Stadt“ beehrte Zoar. Einige Dattelbäume, deren Anblick uns eine unbeſchreibliche Freude verurſachte, umgeben es. Unſere Schritte beflügelten ſich. Wir ruheten nicht eher, bis wir ſie erreicht hatten.

„Der Ort mag ungefähr zehn Minuten lang ſein. Er enthält einige Gärten. Keiner der Einwohner verließ bei unſerer Ankunft ſeine gewöhnliche Beſchäftigung. Die Männer gingen vorüber, ohne den Kopf umzuwenden. Die Weiber ſtanden am Brunnen, und zogen Waſſer, wie die Iſraeliten der Vorzeit. Sie waren groß, ſchmächtig, wohlgebaut, und trugen durchaus alle kleine Larven vor dem Geſichte.

„Dieſer Gebrauch, der ihre meiſtentheils wenig ausgezeichneten Züge verbirgt, und die Aufmerkſamkeit auf die übrigen Theile ihres Körpers lenkt, iſt für ſie nicht wenig vortheilhaft.

„Die Neugier ſchien allein auf unſerer Seite zu ſein. Die Einwohner thaten, als bemerkten ſie uns nicht. Ein gewiſſer wilder Stolz, eine träge Freiheit beurkundeten ſich als Hauptzüge ihres Karakters. Mehrere lagen vor den Thüren ihrer Hütten ausgeſtreckt und regten ſich nicht. Das Innere ihrer Wohnungen, ihre Kleider und ſie ſelbſt waren deſſen ungeachtet ſehr reinlich. Den Frauen ſchienen alle häuslichen Arbeiten obzuliegen.

„Die Häuſer ſind aus Baumzweigen erbaut und mit Erde beſchmiert. Sie ſind ſehr zahlreich, und befinden ſich unordentlich neben und über einander. Im Mittelpunkte des Orts iſt ein Gebüſch von Dattelbäumen, in deſſen Schatten ebenfalls einige Hütten ruhen.

„Zwei oder drei Thürme, aus Erde erbaut, mit einem höhern Thurm im Mittelpunkt, bildeten den Palaſt des Scheiks und ſchienen das nec plus ultra des dortigen Architekturluxus zu ſein. Dies Schloß hatte ſich in einem Bazar verwandelt, wo die Kaufleute von Surat und Sind Shwals, wohlriechende Eſſenzen und verſchiedene Stoffe feilboten. Wir bemerkten auch mehrere Flachs ſpinnende Weibergruppen. Eine Menge beinahe ganz nackter Kinder, nur mit einem leichten Schurz um die Hüften, war ihnen bei ihren Arbeiten behilflich.

„Wir lagerten uns, in der Nähe des Orts, unter einigen zerſtreuten Dattelbäumen. Die Sprachverwirrung von Babel ſchien wieder in dieſe Wüſte zurückgekehrt zu ſein. Die verſchiedenartigſten Szenen boten ſich dar. Das Ohr wurde von der engliſchen, ſchottiſchen, arabiſchen, perſiſchen, hindoſtaniſchen

und bengaliſchen Mundart betroffen. Die mit unſerm Gepäck belaſteten Kameele ſchritten langſam einher, und die Zelte wurden nach und nach aufgeſchlagen.

„Der Iman von Maskate hatte verſprochen, uns eine Heerde Kameele und Führer zu ſenden. Ihre verſpätete Ankunft nöthigte uns, einige Tage länger, als wir gewollt, in Zoar zu bleiben. Der General war auf der Küſte geblieben, um die Ausſchiffung zu bewachen.

„Wir waren vollkommen ruhig, als ein von ungefähr abgeſchoſſenes Gewehr einen falſchen Lärm verurſachte. Aber eben dieſer Umſtand machte uns unglücklicherweiſe zu ſicher. Ein Piket, das auf Befehl des Offiziers nicht einmal geladen hatte, wurde von einer Truppe Araber überfallen und in Stücke gehauen. Nur einige Soldaten flüchteten ſich ins Lager, wohin ſie von den Barbaren mit wüthendem Geheul verfolgt wurden.

„Dieſe tödteten und verwundeten Alles, was ſie begegneten, Menſchen, Kameele, Pferde und Maulthiere. Unſere Soldaten ſtürzten halbnackt aus ihren Zelten und wurden vor denſelben niedergemacht. Wir verloren auf dieſe Weiſe vierzig Menſchen und mehr als dreißig Laſtthiere. Der Hauptmann Parr erhielt acht Wunden und fiel endlich unter den Streichen der Feinde.

„Schon waren die Wechabiten bis zum Zentrum des linken Flügels vorgedrungen, als der rechte gegen ſie vorrückte. Aber kaum hörten ſie die gemeſſenen Schritte unſerer Soldaten, als ſie in der dicken Finſterniß entflohen und nur die zwei Todten auf dem Platze ließen, die Parr durchbohrt hatte.

„Dieſer Ueberfall machte uns vorſichtiger. Unſer Lager wurde regelmäßiger aufgeſchlagen und der General beſuchte ſeine Armee. Der Iman begleitete ihn. Er war ziemlich übel gekleidet, und ſeine ganze Armee brachte uns keinen beſonders hohen Begriff von der Macht dieſes Fürſten der Wüſte bei. Sein Geſicht war ohne Ausdruck. Man bemerkte in ſeinen unbedeutenden Zügen jenen impoſanten Karakter, jene ſtolze Wildheit der Araber nicht. Er empfing ſeine Beſuche ohne alle Zeremonie, und in halb ſitzender, halb liegender Stellung. Während der Audienz ſtopfte er ſich ganze Hände voll Datteln und Reis in den Mund. Er iſt in Arabien ſeiner auſſerordentlichen Gutmüthigkeit und Menſchenfreundlichkeit wegen berühmt. Wahrſcheinlich wollte er uns davon einen ſprechenden Beweis geben. Er ließ nämlich, gleich nach ſeiner Ankunft, ſechs von ſeinen Leuten, die er als Spione im Verdacht hatte, ohne Weiteres hängen. Nach dem unveränderlichen Gebrauch im Morgenlande, hat er ſeine Würde nur durch die Ermordung ſeines ältern Bruders erlangt.

„Endlich langten die Kameele des Imans und ſeine 500 Beduinen an. Wir bemerkten ſie ſchon von fern, wie ſie die Sandwellen mit Blitzesſchnelle durcheilten. Bald verſchwanden ſie unter Staubwolken, bald zeigten ſie ſich wieder am Horizont. Sie ſchlugen mit ihren Schwertern auf ihre Schilde, bewegten ihre Lanzen, und ſtießen ein langes Freudengeſchrei aus. Wir gingen ihnen entgegen. Nichts war maleriſcher in dieſer Wüſte, als das Zuſammentreffen zweier ſo durchaus verſchiedenartigen Armeen.

„Man denke ſich dieſe ſchnell daher eilenden Ka-

meele, dieſe arabiſchen Pferde und wilden Eſel ohne Sattel, Zaum und Zeug; dieſe halbnackten Menſchen in der Nähe eines europäiſchen Feldlagers. Man mache ſich einen Begriff von unſerm Erſtaunen bei ihrem Anblick, und von dem ihrigen, als ſie unſere Uniformen anſichtig wurden. Für die einen und die andern war Alles ſeltſam und neu in der alliirten Armee.

„Ihr Platz wurde auf unſerer Rechten beſtimmt. Sie ſchlugen ihr Lager in der größten Unordnung auf. Der Länge nach ausgeſtreckt und in ihre Mäntel gehüllt ſchliefen ſie in der ſengendſten Sonnenglut, von ihren Pferden umgeben. Die Kameele blieben vom Morgen bis zum Abend unbeweglich wie Statuen. Der Glanz der Waffen blendete uns. Das Geräuſch der kurzen Kehlenlaute, ihre ſeltenen, aber energiſchen Geſten, ihre kriegeriſch-patriarchaliſche, heroiſch-wilde Lebensweiſe, Alles an dieſen Bundesgenoſſen erregte unſere angeſtrengte Aufmerkſamkeit.

„Wir beſuchten unſere Nachbarn oft, und bewunderten vorzüglich das gute Verſtändniß und die urſprüngliche Gleichheit, die zwiſchen den Zwei- und Vierfüßlern vorherrſchend war. Sie dagegen waren bei Weitem weniger neugierig, als wir. Unſer Zudrängen, unſere Unbekanntſchaft mit ihren Gebräuchen machten ihnen vielen Spaß. Dazu miſchte ſich noch eine gewiſſe Verachtung, die vorzüglich dann ſichtbar wurde, wenn wir uns bemüheten, mit beiden Händen ihre großen zweiſchneidigen Schwerter emporzuheben. Sie ihrerſeits ließen ſich nicht ſo weit herab, unſere kleinen Säbel und Degen, die ſie für Bratſpieße hielten, zu berühren.

„Manchmal ſtellte ſich ein ſolcher Beduin einem unſerer Rothröcke gegenüber, ſchnitt ein furchtbares Geſicht und that als wolle er ihn verſchlingen. Ließ der Sohn der Themſe oder der Tweed einige Furcht durchſchimmern, ſo zeigte ſich der Araber befriedigt. Wirklich, es war ein ſonderbarer Kontraſt, auf der einen Seite den mit Purpur, ſchönen Stickereien und vergoldeten Knöpfen bedeckten britiſchen Dandy, und auf der andern den wilden Krieger der Wüſte, mit dem braunen Geſichte, den gigantiſchen Formen, voller Kühnheit, Kampfluſt und eben ſo geſchmeidiger als robuſter Muskelkraft, mit dem ſprühenden Auge, dem ſchwarzgelockten Haar, mit einem majeſtätiſchen Turban, einer Tunika ohne Aermel, einem großen Schilde, einem Dolch und einem Degen im Gürtel, und in der Hand ein koloſſales Schwert, zu ſehen.

„Dieſe Zuſammenſtellung fiel nicht zu unſerm Vortheil aus. Und wenn nun der Beduin ſein wildes Roß beſtieg, verdunkelte die heroiſche Schönheit des Ganzen, die ſchreckliche Grazie, die Reiter und Pferd zu beleben ſchien, die zierliche und kleinliche Schniegelei der europäiſchen Uniform vollkommen.

„Bei uns war Alles künſtlich. Ihre einfache Größe war rein-natürlich. Wenn dieſe homeriſchen Helden die Sonne hinter dem Felſen ſinken ſahen, verlieſſen ſie ihr Lager, theilten ſich in mehrere Banden, und begaben ſich in die Ebene, um ihre Gebete zu halten. Zum Zeichen der Demuth beſtreuten ſie ſich ihre Häupter mit Sand, bedeckten ihr Geſicht mit den Händen, und neigten ſich langſam bis zur Erde. Sodann erhoben ſie ſich wieder, und blickten mit tiefer Andacht zum Himmel empor, wobei ſie ihre

Gebete murmelten. Das waren die einfachen und feierlichen Zeremonien dieſer Männer der Wüſte.

Endlich brachen wir nach Ben-Buh-Ali auf. Einem Maler würde dieſe ſonderbare, unordentliche Szene unſers Aufbruchs manche herrliche Skizze dargeboten haben. Die Verwirrung, das Gemiſch der Trachten Aſiens und Europa's, war im höchſten Grade intereſſant.

„Unſer Marſch durch weite Sandſteppen war auſſerordentlich beſchwerlich. Auf jedem Schritte verſank man in den tiefen, von dem Feuer der Wendekreiſe durchglühten Sand. Der geringe Waſſervorrath, den wir mit uns genommen, reizte unſern Durſt mehr, als er ihn ſtillte. Unſer Blut ſchien zu brennen und unſer Gehirn zu vertrocknen. Die einzige Linderung gewährten uns einige Tropfen Brannteweín, den wir mit dem Waſſer vermiſchten.

„Eines Tages, nach einem höchſt ermüdenden Marſche, vernahm ich ein Freudengeſchrei. Vor uns zeigte ſich ein Dorf, wo wir hoffen konnten, Erfriſchung zu finden. Jch ſehe noch die ſchönen Dattelbäume, die friſchen Quellen, die Hütten und Thürme, ſelbſt die Kameele, die mit Waſſerſchläuchen beladen uns entgegen kamen ....

„Ach, alles das war nur eine jener optiſchen Täuſchungen, die ſich ſo oft in der Wüſte zeigen, die neckend den Reiſenden umgaukeln, und endlich in nichts zerſtieben.

„Hitze und Durſt wurden von Tag zu Tag immer unerträglicher. Wir überklimmten die ſteilen Gautfelſen, die ſich bedeutend erheben, mit unbeſchreiblicher Mühe. Sie ſind vollkommen nackt. Kein Halm hat

darauf Wurzel gefaßt. Mehrere Soldaten ſtürzten todt zurück.

„Von dem höchſten Punkte des Ueberganges beherrſchten wir die ganze Wüſte, deren Sandwellen unter uns hoch über einander zu wogen ſchienen. Jenſeits in der Ebene fanden wir einige Bäume, die uns einen höchſt willkommenen Schatten- und Ruheplatz darboten.

„Gewöhnlich gegen vier Uhr Abends machten wir Halt. Unſere Führer waren Eingeborne, die uns die nächſte und bequemſte Richtung andeuten ſollten. Sie gingen mit den Pionniers voran, die ſich bemühten, uns ſo viel als möglich einen Weg zu bahnen. Demungeachtet ſtellten ſich uns noch ſehr viele Hinderniſſe entgegen. Wir mußten mehrere vereinzelte Felſen überſteigen, welche die Natur aufs Gerathewohl mitten in die Wüſte geſchleudert zu haben ſcheint. Sie ſind für den armen Reiſenden oft ſehr harte Geduldsproben.

„Waren ſchon unſere Tagemärſche ſehr beſchwerlich, ſo waren es die Nachtwachen nicht weniger. Seit dem Ueberfall der Wechabiten waren wir beſtändig auf unſerer Hut. Zu verwundern war es, daß ſie ſeitdem einen Angriff nicht mehr erneuerten, der ihnen doch ſo wohl gelungen war. Es würde ihnen ein Leichtes geweſen ſein, uns nächtlicherweile zu überfallen, und unſere ermüdeten, umſonſt mit dem Schlafe ringenden Vorpoſten nieder zu machen. Auch in den Engpäſſen, durch welche wir mußten, hätten ſie uns vielen Schaden verurſachen können. Glücklicherweiſe kam ihnen dieſer Gedanke nicht bei.

„Aber wir konnten das nicht wiſſen, darum wuchs unſere Beſorgniß immer mehr, je näher wir ihrer

Hauptſtadt kamen. Die Zipayen vorzüglich hatten eine große Furcht, und jagten durch ihre natürliche Aengſtlichkeit oft die ganze Armee auf. Die Lage der Offiziere war ſehr unangenehm, weil ſie eine doppelte Verantwortlichkeit hatten, entweder falſchen Lärm zu machen, oder ſich überfallen zu laſſen.

„Während den letzten Tagen unſers Marſches bot ſich uns nichts Bemerkenswerthes dar. Wir überſchritten die Trümmer eines Dorfs, das unſere Feinde zerſtört hatten, und befanden uns endlich im Angeſicht von Ben-Buh-Ali.

„Die Armee machte Halt. Einige Abtheilungen Scharfſchützen wurden vorausgeſchickt. Wir rückten in guter Ordnung der Wechabitenfeſtung näher. Aber vorher mußten wir das Schlachtfeld überſchreiten, das noch mit den Leichen der Soldaten Thomſons überdeckt war. Einige derſelben waren von der Sonne vollkommen gedörrt und noch ziemlich wohl erhalten; andere waren von den Geiern zerriſſen und ließen uns nur noch weiße Gerippe erblicken.

„Ben-Buh-Ali, mit ſeinen großen Thürmen und ſeinem ſchönen Dattelwald, erregte unſer Erſtaunen und unſere Freude. Seit Langem hatten wir nichts Aehnliches geſehen. Es war für uns ein bezaubernder Kontraſt.

„Der Feind begrüßte uns mit Kanonenſchüſſen. Thomſons Artillerie war in ſeine Hände gefallen, und er tödtete uns mit engliſchen Kugeln. Unſere Feldſtücke vergolten ihm jedoch reichlich die Verheerung, welche er uns verurſachte, und die mehr dem Zufall, als der Geſchicklichkeit der Araber zuzuſchreiben war.

„Während wir die Stadt beſchoſſen, erſchienen die Wechabiten auf den Wällen, ſchwangen ihre Säbel, ſtießen ein furchtbares Geſchrei aus, und forderten uns zum Kampfe auf. Wir zogen uns hinter einen hohen Sandhügel zurück, und erwarteten die Ankunft des ſchweren Geſchützes.

„Wir glaubten, daß wir genöthigt ſein würden, den Platz förmlich zu belagern; aber eine unerwartete Entdeckung erſparte uns dieſe Mühe, und beſchleunigte die Vernichtung des Feindes. Einige Offiziere wurden zur Erforſchung der Gegend ausgeſchickt. Ich befand mich unter ihnen. Wir drangen in ein ziemlich großes Dattelgehölz, in welchem der Feind verborgen ſein konnte. Wir durchſtreiften es in allen Richtungen ohne den geringſten Widerſtand.

„Am Ende des Gehölzes befand ſich ein Thurm, der eine Ebene beherrſchte, welche durch eine andere Waldung begrenzt wurde. Einer von uns erſtieg denſelben mit einem Fernrohre, und bemerkte in dem entfernten Gehölze einen ſtarken bewaffneten Haufen, der uns dort zu erwarten ſchien, um zu ſiegen oder zu ſterben.

„Hätten die Wechabiten, ſtatt in ihrem letzten Zufluchtsort zu verweilen, einen gut berechneten Ausfall unternommen, ſie würden uns dadurch in nicht geringe Verlegenheit geſetzt haben. Ihr unregelmäßiger Angriff wäre der Oertlichkeit vollkommen anpaſſend geweſen, und würde uns in jeder Hinſicht ſehr nachtheilig geweſen ſein. Aber ſie ließen die ihnen einzig günſtige Gelegenheit unbenutzt, und Alles war für ſie verloren.

„Das 7. und das 65. Regiment beſetzten die Ebene.

Unſere übrigen Streitkräfte bildeten den Hinterhalt. Ein Scharfſchützen-Bataillon drang in den zweiten Wald und zwang den Feind, ihn zu verlaſſen.

„Es war ein furchtbares und zugleich ſeltſames Schauſpiel, dieſe gigantiſchen Geſtalten unordentlich hervorſtürzen zu ſehen. Einige ſangen Kriegslieder, andere tanzten, Alle ſchwangen ihre Waffen. Es mochten ihrer ungefähr tauſend ſein. Sie ſchleuderten einen Steinhagel gegen uns, und ſchienen unentſchloſſen, auf welcher Seite ſie den Angriff beginnen ſollten.

„Wir ſuchten ihren Entſchluß durch einen Kugelregel zu beſchleunigen. Plötzlich beſchrieb dieſe große, verworrene Maſſe einen Halbzirkel, ſtürzte ſich auf das Zipayen-Regiment, und vernichtete es. Schon wurde das 65. Regiment mit derſelben Wuth angegriffen, als der Oberſt Warren, der es befehligte, mit zwei Kompagnien ein längliches Viereck bildete, ſo daß die Wechabiten von allen Seiten unſerm Feuer ausgeſetzt waren.

„Sie wichen, ſuchten uns zu umgehen, begegneten unſerm Hinterhalt und ſahen ſich endlich genöthigt, die Flucht mit einer Schnelle zu ergreifen, die nur mit dem Ungeſtüm ihres Angriffs verglichen werden konnte. Die Ebene war mit ihren Todten bedeckt, und nur Wenige entkamen.

„Sie warfen ſich in den großen Thurm des Palaſtes ihres Scheiks, der durch ziemlich gute Feſtungswerke vertheidigt wurde. Wir verfolgten ſie. Auf Kanonenſchußweite von der Feſtung bemerkten wir eine Menge Wechabiten, die auf Pferden oder Kameelen über die Ebene flohen. Wir ſchoſſen einige nieder, die andern entkamen.

„Wir richteten unſer Feuer gegen das Hauptthor des Thurms, das ſie ſich zu öffnen weigerten. Ich bemerkte eine alte Frau ganz in der Nähe desſelben. Sie ſchien uns gewiſſermaßen Trotz zu bieten. Später erfuhr ich, daß zwei ihrer Söhne, die tödtlich verwundet waren, ſich im Thurm befanden. Mit der größten Angſt erwartete die arme Mutter den Augenblick, wo das Thor durchſchoſſen ſein werde, und ſie ſich zu ihren Kindern begeben könne. Endlich verlangte die Beſatzung zu kapituliren, und bald wehete unſere Fahne auf dem Fort.

„Beim Eintritt in dasſelbe bot ſich uns ein grauſenhaftes Schauſpiel dar. In einem ſehr engen Raume lagen mehr als 150 Perſonen, Männer, Weiber, Kinder, die meiſten gefährlich verwundet und ſterbend neben und auf einander. Das Geſchrei der Frauen, die Worte Allah il Allah, Zeichen einer frommen Reſignation, erſchollen von allen Seiten. Nie wird dieſe furchtbare Szene meinem Gedächtniſſe entſchwinden. Wir boten dieſen Unglücklichen alle in unſern Kräften ſtehende Hilfe, und ſuchten wenigſtens das Leben derjenigen zu retten, die noch einige Hoffnung gewährten.

„Die Nacht brach an. Wir hüllten uns in unſere Mäntel und entſchliefen in Maſſe unter den düſtern Gewölben der Feſtung. Die Stadt war auf dieſelbe Weiſe erbauet wie Zoar, nur in einem größern Maßſtabe. Mehrere Magazine waren mit Datteln, getrockneten Fiſchen und Kaffee angefüllt. Sie gehörten der ganzen Republik, und Jeder konnte ſich daraus ſo viel Vorrath nehmen, als er mochte. Wir fanden auſſerdem keine Sachen von Werth. Schilde, Degen

und einige Luntengewehre waren alle unſere Siegeszeichen.

„Am andern Morgen beſuchten wir das Schlachtfeld, auf dem wir 500 Leichen und einige Sterbende fanden. Die meiſten waren Männer von mittlerm Alter, ſtarken Formen und düſtern Geſichtern. Mit Erſtaunen erblickten wir auch einige Weiber, Knaben und Greiſe mit weißen Bärten unter den Gebliebenen. Wir näherten uns den Sterbenden, die ihre Augen verſchloſſen, um ihre Sieger nicht zu ſehen. Warfen ſie ja einen flüchtigen Blick auf uns, ſo ſchienen ſie uns zu verfluchen, und uns noch mit ihren traurigen und unerſchrockenen Augen zu drohen.

„Sie weigerten ſich, aus unſern Händen das Waſſer zu empfangen, das ihren Todeskampf erleichtern konnte. Von der Hand eines Arabers nahmen ſie es jedoch an, und murmelten ſchwach das Wort Allah.

„Für Jemand, den eine lange Gewohnheit des Krieges und ſeiner Schauderſzenen noch nicht abgehärtet, war es ein entſetzliches Schauſpiel. Die Verheerung und der Schmerz, den unſere Mordmaſchinen, unſere europäiſche Vernichtungswiſſenſchaft, über dieſe einſame und entfernte Gegend verbreitet, regte die traurigſten Gefühle an.“

## Ausflug nach dem Gurnigelbade, im Kanton Bern.

Auf den erſten Hochwellen des Berner Rieſengebirgs, am nördlichen Saume der oſſianiſchen Felſenmauer, die vom Stockhorn ſich gegen das anti-pitto-

reske Guggisberg zieht, ruht, ungefähr 1900 Fuß über Bern und 3600 Fuß überm Meer, idylliſch-groß das eben ſo angenehme, als bequeme und heilſame Gurnigelbad.

Es war ein heiterer Sonntagmorgen im Juni 1827. Wir bildeten eine der ſonderbarſten und intereſſanteſten Kosmopoliten-Karavanen, wie man ſie vielleicht nur in der Schweiz ſehen kann. Die Glieder derſelben beſtanden aus moraliſchen und phyſiſchen Elementen aller Weltgegenden. Ein halbes Dutzend Köpfe, nebſt ihren reſpektiven Ingredienzien, waren aus beiden Amerika, aus England, Deutſchland und Frankreich. Einige Beine und gekrümmte Rücken gehörten Italien, Oeſterreich und Rußland an; drei oder vier Paar ſchöne Augen waren inländiſche Produkte. Das Ganze amalgamirte ſich vortrefflich.

Der Hauptweg von Bern nach dem Bade iſt angenehm. Er führt über die hübſchen Dörfer und Weiler Groß- und Klein-Wabern, Kehrſatz, Steinbach, Oberried, Toffen, Kaufdorf, Rümligen, Kirch-Thurnen, Mühlegraben, Riggisberg, Elbſchen, Blötſch, Stalden, Dürrbach oder Rüti und Laaß in 6 Wegſtunden, die man in 4 ½ bis 5 Stunden zurücklegt, nach dem Bade *).

*) Ein Seitenweg führt über den Längenberg in 7 St.; ein anderer über die Bütſcheleck in 8 St.; ein dritter über Könitz, Balm und Riggisberg in 8½ St.; ein vierter über Schwarzenburg und Guggisberg in 10½ St. von Bern nach dem Gurnigelbade. Von Thun beträgt die Entfernung 5 St.; von Freiburg dem Fahrweg nach 7¾ St. und für Reiter und Fußgänger über Guggisberg 6½ St.; vom Blumenſteinerbade Fahrweg 4 St., Fußweg 2 St.; vom Weiſſenburgerbade 5 St.; vom Bade von Schwarzſee 6 St.

Die liebenswürdigſte, heiterſte Geſellſchaft, der beſte Ton, die billigſte und zugleich befriedigendſte Bewirthung, die mannichfaltigſten Spaziergänge, die erhabenſten Ausſichten, die reinſte Luft, die ſchnellſte Geneſung, mit einem Worte Alles, was den Kranken und den Geſunden anziehen und angenehm zerſtreuen kann, vereinigt ſich auf dieſem reizenden Punkte.

Wir waren überraſcht, erfreut, entzückt. Ein buntes Gemiſch von Städtern und Städterinnen, von Landleuten in allen möglichen Trachten, vorzüglich in der karakteriſtiſchen des nahen Guggisberg, umwimmelte uns. Hier tanzte, dort zechte man. Die Jugend ſchäkerte, lachte, liebäugelte. Ein Bruder Studioſus, oder ſo Etwas, ſiegwarteriſirte, wertheriſirte und — blies gravitätiſch den Rauch aus einer drei Fuß langen Tabakspfeife.

Die 230 Fuß langen Badgebäude lehnen ſich an einen tauſend Hufen großen, der Landesregierung gehörigen, ſchönen Tannenwald. Hinter dieſem erheben ſich die Gipfel des Hoch-Gurnigels (4780 F. ü. M.), des Seelibühl (5400), des Schüpfen (5310) und der Pfeife (5100), von denen allen man die herrlichſten Ausſichten hat. Nördlich dem Bade gegenüber erhebt ſich die Gibeleck, und weſtlich das Guggishorn. Vor dem Badhauſe ſenkt ſich ein herrlich grüner mit weidenden Kühen belebter Abhang hin, der die aus Holzſtämmen erbaute Straße durchſchneidet.

Aus den Zimmern und von der Terraſſe hat man eine ſehr große und abwechſelnde Ausſicht über den ganzen Theil des Kantons Bern zwiſchen dem Jura

und den Emmenthalerbergen *). Man ſieht auch genau den Neuenburgerſee und die Stadt dieſes Namens. Auf dem Hoch-Gurnigel, den man in einer Stunde erſteigen kann, iſt die Ausſicht noch viel ausgedehnter, vorzüglich gegen den Thunerſee und das hohe Schneegebirg. Es iſt eine der intereſſanteſten Fernſichten der Schweiz.

Von den Heilquellen des Gurnigels wird unter der Benennung „Stockwaſſer" bereits in Aktenſtücken von 1561 Erwähnung gethan. Eine vor wenigen Jahren entdeckte unterirdiſche Gallerie, deren nirgends gedacht wird, beweiſet, daß dieſe Bäder ſchon lange vorher gebraucht wurden. Das Schwarzbrünnlein dagegen wurde erſt vor hundert Jahren zufällig entdeckt.

Die erſten Badgebäude ſind 1591 aufgeführt und ſeitdem ſehr vergrößert und verbeſſert worden. 1740 wurde das untere Haus erbaut. 1824 und 1825 wurde ein 100 Fuß langes Gebäude hinzugefügt, das auf der einen Seite mit dem zu geſellſchaftlichen Beluſtigungen beſtimmten Flügelgebäude und auf der andern mit dem 180 Fuß langen alten Wohn- und Wirthſchaftshauſe zuſammenhängt.

Die darin befindlichen 70 Zimmer ſind angenehm, gut möblirt und zum Theil mit Oefen und Kaminen verſehen. Sechszehn Badezimmer, mit zwei oder drei Badewannen, befinden ſich zu beiden Seiten eines hellen Ganges. Sie ſind 14 Fuß hoch, äuſſerſt reinlich und bequem. Auſſerdem ſind noch zwei Douchen des Schwarzbrünnliwaſſers eingerichtet worden.

Der Tiſch iſt ſehr gut bedient. Für Frühſtück,

*) M. ſ. Ausſichten vom Gurnigelbade, von Franz Schmid.

Mittag- und Abendeſſen zahlt man täglich am erſten Tiſche 18 Batzen, am zweiten 15 Batzen und am dritten 10 Batzen, ohne den Wein, den man von allen Qualitäten und zu allen Preiſen haben kann. Für ein Zimmer zahlt man täglich 13 Batzen, für jedes Bad 2 Batzen und ſobald man Schwarzbrünnliwaſſer dazu verlangt, 5 Batzen. Eine bequeme Kutſche, in welcher man 40 Batzen für den Platz bezahlt, geht regelmäßig zweimal wöchentlich von Bern nach dem Bade und zurück.

Ein ſehr unterrichteter Arzt, Herr Ed. Feuter von Bern *), hält ſich während der ganzen Badezeit mit einer wohlverſorgten Apotheke in den Bädern auf.

Herr Stadtſchreiber Zehender von Bern, Eigenthümer des Bades, ſcheut weder Koſten noch Mühe, dieſer nützlichen Anſtalt alle mögliche Vervollkommnung zu geben und den Wünſchen der Gäſte zu entſprechen. Ein Wirthſchafter, Herr Schlappacher von Bern, beſorgt die Verwaltung mit muſterhafter Umſicht. Man kann ſich im Voraus der Wohnungen und anderer Erkundigungen wegen an ihn wenden.

Die Badequellen beſtehen in dem Stockwaſſer, das eine Viertelſtunde über dem Badhauſe in einer ſumpfigen Wieſe, in der Nähe zweier Sennhütten, unter einer bedeckten Gallerie, entſpringt, und durch

*) M. ſ. deſſen höchſt intereſſante Schrift: „Les bains du Gurnigel.“ Bern 1827. In 8. von 23 Seiten. — Eben ſo die „Beſchreibung des Gurnigelbades“, von Dr. Rüſch. Ebend. 1826. In 8. von 20 S. — „Die Heilquellen des Gurnigels“, von Dr. Lutz. Bern 1823. In 8. von 68 S. — „XIII und XIV. Neujahrsgeſchenk der neuerrichteten Geſellſchaft zum ſchwarzen Garten zu Zürich.“ 1820 und 1821.

Röhren in die Bäder geleitet wird. Die Trinker begeben ſich dorthin. Die zweite Quelle iſt das Schwarzbrünnli, ein wenig höher, gegen Oſten. Sie iſt von einem von Säulen getragenen Gebäude bedeckt. Man hat von dort eine große Fernſicht. Ein kleines Zimmer iſt für diejenigen beſtimmt, die ſich dieſes Waſſers zu äuſſerlichen Douchen bedienen.

Vorzüglich zu empfehlen iſt der Gebrauch dieſer Bäder bei Hypochondrie; bei atoniſcher, mit Stockungen und Beſchwerden im Unterleibe verbundener Gicht; bei beſchwerlichen nicht fließenden Hämorrhoïden, vorzüglich Schleim-Hämorrhoïden; bei Bleichſucht; bei Amenorrhoe und Dysmenorrhoe; bei Leukorrhoe; bei Pollutionen; bei Dyspepſie von Schleim- und Säurebildung; bei der chroniſchen Roſe; bei Würmern, ſelbſt gegen den Bandwurm. Ferner dient die Kur bei Kopfweh, Huſten, Bruſtverſchleimung, Katarrh u. ſ. w.

Man benutzt dieſe Heilquellen zum Baden und Trinken, und ſie können im In- und Auslande nicht genugſam empfohlen werden.

## Reiſe eines franzöſiſchen Kriegsgefangenen durch Polen und Rußland.

### Erſter Artikel.

Ein franzöſiſcher Offizier, Kriegsgefangener mit der Garniſon zu Danzig, verließ am 2. Januar 1814 mit ihr die Stadt, und wendete ſich dem Innern des ruſſiſchen Reichs zu. Die prächtigen, von Kanälen durchſchnittenen Vorſtädte waren vernichtet. Die Bevölkerung war auf 20,000 Seelen geſunken. Handel,

Wohlſtand, Vergnügen waren verſchwunden. Zerſtörung, Jammer und Elend blickten dem letzten Ueberreſt der großen Armee im Norden aus allen Häuſern nach.

Ein ruſſiſcher Major übernahm den Befehl der kapitulirten Heerſchaar. Koſacken, auf ſchlechten Gäulen, eskortirten ſie zur Rechten und Linken.

Das erſte Dorf wimmelte von Juden, die ſich von allen Seiten eingefunden hatten, um den Franzoſen ihr Ueberflüſſiges abzuſchachern. Nahe dabei war ein Kalmucken-, Baskiren- und Tatarenlager, in welchem ſich auch einige Georgier, Zirkaſſier und andere Bewohner der Geſtade des ſchwarzen und kaspiſchen Meeres befanden.

„Am 16. Januar kamen wir nach Bromberg, einer angenehmen Stadt mit geraden Straßen und ungefähr 4000 Einwohnern. Zu Thorn paſſirten wir auf einer drei Viertelſtunden langen Brücke über die Weichſel. Die Stadt iſt gut gebaut und mit weitläufigen Feſtungswerken umgeben. Sie hat eine Bevölkerung von 9000 Seelen.“

Das durch den Frieden von Tilſit gebildete Großherzogthum Warſchau beſtand 1809 aus dem öſtlichen und weſtlichen Gallizien und aus dem preuſſiſchen Polen. Seine Bevölkerung war zwiſchen vier und fünf Millionen Seelen.

Seit 1791 waren die Bauern nicht mehr leibeigen. Aber ſie blieben beinahe eben ſo ſehr von den Grundeigenthümern abhängig, als vorher, weil ſie keine eigene Ländereien hatten, und vier oder fünf Tage wöchentlich für ihre ehemaligen Herren arbeiten mußten, wenn ſie leben wollten. Sie gewannen durch

ihre Freierklärung nur den Vortheil, nicht mehr einzeln, wie Laſtvieh verkauft, ſondern nur mit den Gütern auf einen andern Eigenthümer übertragen zu werden.

Sie leben in Schmutz, im Elend und in faſt beſtändiger Betrunkenheit, von den Juden geplündert, mit Ungeziefer und dem ekelhafteſten Ausſatze bedeckt, nur für den Branntewein lebend und durch ihn ſich tröſtend. Sie denken nicht daran, die Mittel zu gewinnen, um ſelbſt Eigenthümer zu werden, und der Zweck der Adelichen iſt erreicht.

Das Haus eines polniſchen Bauern bildet ein längliches Viereck, das durch einen Gang in zwei Theile geſchieden wird. Der eine iſt manchmal gediehlt und wird nur im Sommer bewohnt. Im Winter dient er als Vorrathskammer. Im andern iſt ein großer Ofen, auf welchem die Familie ſchläft. Längs der Mauer ziehen ſich Kaſten hin, die zugleich als Bänke dienen. Das übrige Hausgeräth beſteht aus einigen Schemeln, einigen irdenen Töpfen, einem Tiſche und einem Webſtuhle.

Das Haus hat keinen Schornſtein, und der Rauch muß ſich einen Ausweg durch die Thür ſuchen, die zugleich als Fenſter dient, weil man beinahe nie die kleinen Löcher öffnet, welche eigentlich dieſe Beſtimmung haben. Das Haus wird von ſtinkenden Pfützen und Miſthaufen umgeben, auf denen ſich Kinder, Schweine und Hausthiere bunt durch einander wälzen. Alle dieſe Thiere hauſen auch mit der Familie in einem und demſelben Gemache; folglich iſt die Vertraulichkeit feſt begründet, und kann leicht nicht inniger ſein. Der Rauch ſchwebt gewöhnlich, wie ein dichter

Flor, drei Fuß über dem Boden, oder er erhebt ſich in die höhere Region, wo eine ungeheure Schaar lärmender Grillen wohnt.

Dieſe feuchten, traurigen Wohnungen, nur durch Pfützen und Unrathhaufen von einander getrennt, ſind ohne alle Ordnung und Regelmäßigkeit aus Erde erbauet und mit Stroh bedeckt. Sie ſind ſo ſchwarz und verkohlt, daß alle Dörfer von Feuersbrünſten gelitten zu haben ſcheinen.

Alle polniſche Bauern tragen Schnurbärte. Die podoliſchen Leibeigenen, unter einem beſtändig m lden Himmel; die in Litthauen, ehemals Schlangenanbeter; die in Podlachien, einer wahren Sumpfprovinz; die in Volhinien, deren große Wälder noch jetzt von Wölfen und Bienen wimmeln; die in Polineſien u. ſ. w. ſcheeren noch jetzt ihr Haar wie eine Prieſterkrone.

Im Winter tragen ſie einen Rock von Bären- oder Hammelfell, Pelzſtiefeln, eine Pelzmütze und einen breiten Gürtel. Im Sommer bekleiden ſie ſich mit einem kleinen Gewande von himmelblauem Tuch, das ſie über die Bruſt zuſammenſchlagen, und einem breiten Gürtel darüber. Sie haben den Hals immer nackt. Von Natur ſind ſie unbekümmert und luſtig, und wenn ſie gewöhnlich ein melancholiſches Aeußere haben, muß man die Urſache mehr in ihrer großen Armuth, als in ihrem Karakter ſuchen.

Die Beleuchtung ihrer Wohnungen bewerkſtelligen ſie durch dünne Fichtenholzſplitter, die auf einem beſondern Geſtell angebracht ſind. Ein mit Waſſer angefülltes Gefäß, in welches ſie von Zeit zu Zeit einige Stücke Brod werfen, das darin zergeht, und dem

Waſſer einen ſäuerlichen Geſchmack gibt, bietet ihnen ihr gewöhnliches Getränk dar, das ſie „Guaß“ nennen.

Ihre Unvorſichtigkeit oder Trägheit iſt ſo groß, daß ſie in ihrem Hauſe nur gerade ſo viel Holz und Waſſer haben, als ſie für den Augenblick brauchen. Fehlt es ihnen daran, ſo laufen ſie barfuß weit ins Feld hinaus, um es zu holen. Es fällt ihnen nicht ein, einen gewiſſen Vorrath herbeizuſchaffen.

Sie ſind ihrem Herrn ſo viel ſchuldig, auſſer ihrer Tagearbeit, daß ſie im vollen Sinne eigentlich nichts beſitzen. Sie haben Kühe und keine Milch. Sie haben Pferde und gehen zu Fuß. Sie haben Vieh und eſſen nur Brod. Ihr Herr eignet ſich Alles zu, und läßt ihnen nur, was im äuſſerſten Nothfall ihr Leben friſten kann. Dies Verfahren entmuthigt ſie ſo ſehr, daß ſie beinahe alle Beſinnung verlieren, und nicht mehr wiſſen, was ſie thun. Der Zuſtand der Bauern, welche ſich unter preuſſiſcher oder öſterreichiſcher Botmäßigkeit befinden, iſt ſchon bei weitem erträglicher.

Die Weiber tragen im Sommer ein Hemd von grober Leinwand, das am Hals zugeknöpft iſt, und einen rothwollenen, über den Hüften befeſtigten Rock. Das Gewand, welches ſie im Sommer darüber werfen, iſt von Schaffell und ziemlich künſtlich gearbeitet. Sie gehen barfuß, ſind weiß, hübſch gebaut und ziemlich angenehm. Sie haben nicht mehr die Grauſamkeit der Sarmatentöchter, die ſich nur vermählten, wenn ſie einen Feind im Kriege erlegt hatten.

Eine nicht große Zahl ſchlecht gebauter Häuſer, nur aus einem Erdgeſchoß beſtehend, und um eine Halle, eine Synagoge oder eine hölzerne Kirche grup-

pirt, bilden in Polen eine Stadt. Aber die Einwohner leben auf dieſelbe Weiſe wie die Bauern, mitten unter ihren Gänſen und ihrem übrigen Groß- und Kleinvieh. Sie eſſen ohne Gabeln und ſchlafen auf Bänken oder auf dem Ofen.

Die Halle, oder der Bazar, iſt gewöhnlich aus Holz erbaut und mit Stroh gedeckt. An einigen Orten iſt er jedoch von Backſteinen aufgeführt und mit Ziegeln gedeckt. Seine Geſtalt iſt viereckig oder rund. Er hat im Innern einen Hof.

Alle Städte ſind auſſerordentlich lebhaft, weil ſich in ihnen aller Handel und alle Gewerbe konzentriren. Die Luxusartikel kommen vom Auslande.

Die Juden bilden beinahe zwei Drittel der Bevölkerung der Städte. Kaum wird ein Reiſender von ihnen bemerkt, ſo zieht ihm der ganze ſchmutzige Phalanx nach, und nur mit größter Mühe kann er ſich ſeiner entledigen.

Aller Handel iſt in den Händen der Juden, und ſie verſtehen ſich ſo gut untereinander, daß ſie jeden Fremden und Einheimiſchen in kurzer Zeit zu Grunde richten. Ihre Lieblingsgewerbe ſind die der Wechsler, Kleiderhändler, Makler, Gaſtwirthe, Pferdehändler, mit einem Worte alle diejenigen, in welchen ſich Stärke und Geſchicklichkeit durch Liſt und Schlauheit erſetzen läßt.

Sie ſind eben ſo träg als habgierig. Ein Wohlſtand, der durch Arbeit und Mühe gewonnen werden muß, iſt nicht nach ihrem Geſchmack. Darum, oder aus Nachgiebigkeit für die Grundſätze der brutalen Ariſtokratie, die ihre Rechte und Privilegien nur auf Dummheit und Entartung des Volks begründet, haben

ſie bis jetzt noch keine Manufakturen errichtet. Mehrere der chriſtlichen Städtebewohner ſind Zimmerleute, Tiſchler, Wagner, Maurer u. ſ. f. Sie ſind ziemlich wohlhabend in den Ortſchaften, die nur von der Regierung abhängen, während ſie ſich in den herrſchaftlichen Städten im tiefſten Elend befinden.

Feind aller Tirannei, obgleich ſelbſt im höchſten Grade tiranniſch, lebt der polniſche Adel auf ſeinen Landgütern, fern von aller Gemeinſchaft ſeines Gleichen, allein auf ſeinen melancholiſchen Egoismus beſchränkt. Er bildet einen beſondern Staat im Staate, iſt ehrgeizig und brav, mehr dem Schönen als dem Guten geneigt, mehr begierig auf Ruhm als auf wahre Ehre. Man kann ihn in drei Klaſſen theilen.

Zur erſten gehören diejenigen, welche durch Reichthum oder Geburt, Titel, Aemter und Würden erlangen. Sie haben vielen Anſtand, ſind unterrichtet und großmüthig. Dieſe letzte Eigenſchaft ihres Karakters zeigt ſich jedoch mehr im Auslande, als in ihrer Heimath, wo ſie die untern Stände, in Gemeinſchaft mit Juden und Mönchen, in der abſcheulichſten Barbarei zu erhalten ſich bemühen. Es gibt mehrere Grundeigenthümer, die 30, 40, 50,000 Bauern haben, wonach ſich ihr jährliches Einkommen berechnen läßt.

Sie hatten ehemals einen ſo großen Einfluß auf die Regierung, daß man ihnen den Namen Oligarchen beilegte. Im Grunde waren ſie unabhängige und ſouveräne Fürſten, die ihre Armee auf den Beinen, ihren Hofſtaat und ihr beſonderes Zeremoniel hatten, Abgaben erhoben und das Recht hatten, ihre Bauern hängen oder zu Tode prügeln zu laſſen.

Seit der Theilung Polens ſind alle dieſe Miß-

bräuche unterdrückt worden, und ſie begnügen ſich jetzt damit, ihre Schlöſſer zu verſchönern und im Schooße des Luxus und des Vergnügens zu leben. Ihre Feſte haben durchaus etwas Großartiges, jedoch ohne Steifheit und Zurückhaltung. Sie ſind wohlwollend und zuvorkommend gegen Fremde. Ihre Manieren ſind natürlich und edel Sie flößen zugleich Ehrfurcht und Vertrauen ein. Alle ihre Geräthe, ihre Kleidung, ihre Wäſche, ihre Kutſchen und Pferde ſind ſehr ſchön.

Der Adel zweiten Ranges wohnt in geweißten, manchmal noch mit Stroh gedeckten, und demungeachtet „Schlöſſer" genannten Häuſern. Durch mehrere Schlafzimmer gelangt man endlich in den Geſellſchaftsſaal, in dem ſo viele Möbeln nebeneinander geſchichtet ſind, daß man bequem das ganze Haus damit verſorgen könnte.

Dieſe Klaſſe hat noch viel Sarmatiſches in ihren Sitten und Gebräuchen. Sie kann oder will nicht begreifen, daß ein Mann zu Fuß eben ſo ehrenwerth ſein könne, als ein Mann zu Pferde. Sie lieben lärmende Beluſtigungen, Stier-, Wolfs- und Bärenhetzen. Wie ihre Väter, ſind ſie noch mit weiten Pelzen bekleidet, hüllen ſich des Nachts in Damhirſchfelle und ſtreichen ſich beſtändig ihre langen Schnurbärte. Wie bei ihren Vätern ſind ihre Bedienten in Lumpen gehüllt, während das Sattelzeug ihrer Pferde von Gold und Treſſen ſchimmert.

Sie könnten im Ueberfluß leben, und ſind nicht einmal wohlhabend. Oft fehlt es ihnen ſelbſt am Nothwendigſten. In mittlerer Schätzung beläuft ſich das Grundeigenthum eines Jeden auf nicht weniger als 25,000 Morgen Landes.

Die dritte Klaſſe des Adels würde in jedem andern Lande noch unter den niedrigſten Handwerkern ſtehen. Sie findet nur Wohlgefallen an Branntwein und Pelzwerk. Die „Edelleute“ dieſer Gattung leben im Dienſte der Großen, ohne dadurch etwas von der ihnen angeborenen Würde zu verlieren. Sie ſind Intendanten oder Aufſeher, Rechnungsführer, Verwalter und ſelbſt Kammerdiener. Bei alledem fehlt es ihnen an Unterrichtung nicht, und man kann ſie zu Allem gebrauchen. Sie leben auch als Pächter in kleinen Dörfern, und folgen dem Pfluge weniger lächerlich ſtolz als die ungariſchen Adelichen, das heißt ohne Sporen und ohne Pallaſch, aber doch immer noch mit in die Höhe geworfener Naſe, um ſich dadurch wenigſtens von den Bauern zu unterſcheiden, deren Stirn beſtändig zur Erde gebückt iſt.

Der neuerdings eingeführte Gebrauch, die Güter gleichmäßig unter alle Kinder zu theilen, trägt nicht wenig dazu bei, die Klaſſe der adelichen Bedienten zu vermehren. Ueberdem hat der ruſſiſche Kaiſer das Einkommen feſtgeſetzt, nach welchem man allein einen Titel annehmen darf. So muß man z. B. 625 Rubel reines jährliches Einkommen haben, um den Titel Baron tragen zu können, 1873 Rubel, um den eines Grafen, und 3125 Rubel, um den eines Fürſten ſich beilegen zu dürfen.

# Reiſe durch den weſtlichen Theil Penſylvaniens, die Staaten Ohio, Kentucky, Illinois, Miſſuri, Tenneſſee, Miſſiſſipi, Luiſiana und das Land Arkanſa, im J. 1826.

Von Sidon.

## Erſter Artikel.

Ich verließ Kittaning am Alleghanyſtrom, 35 Meilen (12 Stunden) von Pittsburg, im Oktober 1826. Meine Abſicht war, die ſüdweſtlichen Theile der vereinigten Staaten zu bereiſen. Ich wählte den Weg über Buttler, Old-Harmony und Griersburgh, obgleich er an mehreren Stellen ein kaum gangbarer Fußpfad iſt. Aber ich kannte die andere Straße über Pittsburg und Neu-Lisbon bereits. Die Bevölkerung von Kittaning, das im Schooße eines hübſchen Thales liegt, beläuft ſich auf 1206 Seelen, die in 200 Häuſern wohnen.

Ich überſchiffte den Alleghany. Der Weg bis Buttler iſt ſehr uneben, das Land mager, die Wohnungen ſelten. Es gibt kein Wirthshaus auf der ganzen Strecke, obgleich ſie von einer Poſtkutſche befahren wird. Zahlreiche Bäche verderben ſehr oft den Weg.

Das Städtchen Buttler liegt auf einem 600 Fuß hohen Hügel, hat nur 100 Häuſer und 450 Einwohner, aber 2 Buchdruckereien, 2 Zeitungen und 6 Wirthshäuſer. Es wird häufig von Reiſenden beſucht, und iſt 7 Stunden von Pittsburg entfernt. Sein Klima iſt kalt und unangenehm. Die Ebene wird von einem Arm des Beaver-river bewäſſert.

Old-Harmony liegt 5 Stunden von Buttler in einem ziemlich fruchtbaren Thale, am Beaver-river. Es iſt eine 1807 von würtembergiſchen Separatiſten gegründete Kolonie, und durchaus im deutſchen Geſchmacke gebaut. Rapp war der erſte Urheber derſelben. Später verkaufte er ſie, mit 7000 Acker Landes, an den deutſchen Menoniten Ziegler für 20,000 Dollare.

Celionopel liegt ganz nahe bei dieſem Orte. Es hat nur 50 Häuſer und eine Schmiede, die den Ort ſehr lebhaft macht. Der Weg nach Griersburgh iſt nur für Reiter zugänglich und 12 Stunden lang, während man auf der großen Straße über Pittsburg deren 28 zählt.

Ich verirrte mich. Aber ein Meier nahm mich gaſtfreundſchaftlich auf. Die Landbewohner nähren ſich vorzüglich mit gekochten oder gebratenen Maiskolben, die ſehr nahrhaft ſind. Meine Bezahlung wurde nicht angenommen. Das Land gegen den Biverfluß wird niedrig und iſt wenig bebaut. Der ebengenannte Strom ergießt ſich 5 Stunden weiter unten in den Ohio, iſt 300 Fuß breit und 12 Fuß tief. Er bildet mehrere Fälle, welche die Schifffahrt unterbrechen. Einige Quäkerfamilien haben Mühlen und Eiſenhämmer an demſelben erbaut.

Zwiſchen dem Biverfluß und Griersburgh, wohin ein Fahrweg führt, befinden ſich mehrere hübſche Meierhöfe. Demungeachtet iſt höchſtens nur ein Drittheil des Landes bebaut. Griersburgh wurde 1811 gegründet und hat jetzt 45 Häuſer und eine große Schule. Zwei Stunden davon zieht ſich die Grenze zwiſchen Penſylvanien und Ohio, und zwiſchen Penſylvanien und Virginien entlang. Das Alleghany-

Gebirg neigt ſich, und verliert ſich endlich ganz im ungeheuern Miſſiſſipithal. Der Anblick des Landes verändert ſich plötzlich, und wird ſehr fruchtbar. Statt der elenden Hütten im nordweſtlichen Theile Penſylvaniens, ſieht man ſchöne ſteinerne Häuſer.

Der Ohioſtaat, einer der ſchönſten und größten der Union, nimmt einen Flächenraum von 13,340 Quadratſtunden ein, und hat eine Bevölkerung von 720,000 Seelen. Er iſt in 71 Grafſchaften getheilt. Sein Klima iſt mild, und weniger veränderlich, als in andern Staaten. Zudem iſt er auſſerordentlich fruchtbar, vorzüglich in den nördlichen und ſüdweſtlichen Kantonen. Obgleich das Land bereits ſeit 0 Jahren bebaut wird, gibt die Erde doch immer noch 60 für eins. Man wirft den Miſt in die Flüſſe, oder läßt ihn anderweitig ſich verlieren.

Der nördliche Theil des Staats ſchifft ſeine Erzeugniſſe auf dem Erieſee ein, von wo ſie durch den großen Kanal nach Neu-York gehen Der ſüdliche Theil expedirt ſie durch Ohio und Miſſiſſipi nach Neu-Orleans. Der mittlere Theil wird durch einen Kanal, der 1829 beendigt ſein wird, mit Neu-York in Verbindung geſetzt. Dieſe Stadt und Neu-Orleans werden auf dieſe Weiſe durch eine innere 1000 Stunden lange Schifffahrtslinie in Verbindung ſtehen. Der Ohioſtaat hat zur Erbauung des Kanals ein Anleihen von drei Millionen Dollare (7½ Mill. rhein. Gulden) eröffnet.

Neu-Lisbon iſt die Hauptſtadt der Grafſchaft Columbia. Es wurde 1800 gegründet, liegt am Biverſtrom, der ſie in zwei Theile ſcheidet, hat 300 Häuſer und 1800 Einwohner. Die Umgebungen ſind ſehr

angenehm; aber die Fieber ſind häufig, vorzüglich in der Unterſtadt.

Man erſteigt eine Anhöhe, auf welcher ſich eine bedeutende Ebene befindet. Das Land wird immer fruchtbarer. Erlen- und Ahornbäume erſetzen die Eichen. Die Wohnungen werden zahlreicher. Zu Madrid frühſtückte ich bei einem Schmied, der drei Jahre vorher 80 Acker Landes zu 4 Dollare das Stück gekauft hatte.

Dahinter wird die Gegend moraſtig und ungeſund. Man ſieht häufig Holzdämme, die nicht am bequemſten zu überwandern ſind. Sehr viele Meiereien verkünden eine zahlreiche, thätige Bevölkerung. Canton liegt auf einer Höhe über dem Moraſte. Eine 250 Fuß lange Brücke führt dahin. Es würde ein Leichtes ſein, den Sumpf auszutrocknen. Man hat noch nicht daran gedacht, und die Fieber ſind hier ſehr häufig und gefährlich. Der Amerikaner beſchäftigt ſich nur damit, zu gewinnen, und ſo lange er nicht ein anſtändiges Vermögen hat, legt er keinen beſondern Werth auf ſeine Exiſtenz.

Canton wurde 1804 gegründet. Es hat 300 Häuſer und 1800 größtentheils deutſche Einwohner, 3 Kirchen, eine anglikaniſche, eine lutheriſche und eine katholiſche, zu deren Erbauung der römiſche Stuhl 4000 Pfund Sterling (48,000 rhein. Gulden) geſchickt hat. Gnadenhütten wird ebenfalls von Deutſchen, und zwar von würtembergiſchen Menoniten bewohnt, die ſich ſehr ſonderbar kleiden. Uebrigens ſind ſie höchſt arbeitſam und bauen Wein, der jedoch nicht zu dem beſten gehört, obgleich er eben ſo theuer iſt, als der beſte Madera zu Philadelphia. Ihre Län-

dereien werden von der vielfach ſich ſchlängelnden Tuskarawa bewäſſert. Die Meiereien ſind von Zucker- und Nußbäumen umgeben. Dieſe letztern meſſen häufig 6 Fuß im Durchmeſſer. Die Erde war mit Nüſſen überdeckt. Bei alledem iſt das Land noch nicht theuer und wird immer noch zu 1¼ Dollar der Acker verkauft. Aber in wenigen Jahren dürfte man umſonſt zehnmal ſo viel dafür bieten.

Neu-Philadelphia iſt Hauptort der Grafſchaft Tuskarawa. Es wurde 1802 gegründet, hat 75 Häuſer und iſt ſehr ungeſund. Wöchentlich erſcheint hier eine Zeitung. Der Ort iſt übel gebaut. Aber ſeine Lage am großen Ohiokanal wird ihm bald eine größere Wichtigkeit geben.

Zwiſchen dieſer Stadt und Zanesville, kam ich durch mehrere kleine Städtchen, die von Unternehmern erbaut und größtentheils noch unbewohnt ſind. Es iſt vorauszuſetzen, daß ſie ſich bald bevölkern werden, denn das Land iſt ſehr fruchtbar, obgleich nicht zum geſundeſten.

Zanesville liegt in einem hübſchen Thale, am linken Ufer des Muskingum, 10 Stunden oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Ohio. Dieſe Stadt, die 1807 nur von 60 Familien bewohnt wurde, hat jetzt bereits 400 beinahe durchaus ſteinerne Häuſer und 3000 Einwohner. Sie treibt bedeutenden Handel mit Neu-Orleans, von wo ſie 600 Stunden entfernt iſt, und mit den übrigen ſüdlichen Provinzen. Die Schiffe legen beladen ſtromabwärts die Reiſe in einem Monat zurück, und nachdem ſie verkauft worden, langen die Schiffer in 14 Tagen mit dem Dampfſchiffe wieder in ihrer Heimath an.

Einige große Wollfabriken, zwei Glashütten, mehrere Säge-, Oel- und Mahlmühlen beleben dieſen Ort. In ſeiner Nähe ſind große Steinkohlenminen. Die Lebensmittel ſind ſehr wohlfeil. Das Klima iſt geſund, und die Gegend äuſſerſt angenehm. Die deutſchen Koloniſten ſind hier und in der Nachbarſchaft beſonders zahlreich. Einer von ihnen hat eine Bierbrauerei errichtet, und ſich dadurch ein großes Vermögen erworben.

Die Straße von Zanesville nach Neu-Lancaſter iſt vortrefflich. Das Land iſt gut bebaut. Die Wälder werden durch Getreidefelder, Wieſen und Gärten erſetzt. Sommerſet, Hauptort der Grafſchaft Clearfield, hat 100 Häuſer, und Neu-Lancaſter, Hauptort der Grafſchaft Fairfield, hat deren 350 mit 2200 Einwohnern, meiſtentheils Deutſchen. Die Stadt iſt lebhaft, aber ungeſund. Die Wieſen in ihrer Umgebung ſind vortrefflich. Man zieht hier ſchöne Reitpferde, wovon das Stück 80 Dollare (200 rheiniſche Gulden) koſtet. Die große Ebene, welche hier beginnt, iſt die fruchtbarſte im ganzen Ohioſtaat. Aber die Fieber ſind hier häufig, und nur da, wo man viele Sonnenblumen pflanzt, bleibt man davon verſchont. Aus den Kernen dieſer Blumen wird ein ſehr gutes Oel gepreßt.

Columbus, Hauptſtadt des Ohioſtaats und Sitz der Regierung, liegt nahe am Scioto, auf einem ſich maleriſch erhebenden Hügel. Es giebt 3 Buchdruckereien, 3 Zeitungen und 13 Advokaten daſelbſt. Die vorzüglichſten öffentlichen Gebäude ſind: der Staatspalaſt, mit einem doriſchen Portal, der des Statthalters, die Bank und die anglikaniſche Kirche. Die

Lutheraner haben ebenfalls eine Kirche, und der Gottesdienſt wird abwechſelnd in deutſcher und engliſcher Sprache gehalten. Die Stadt wurde 1812 gegründet und hat ſeitdem ſehr raſche Fortſchritte gemacht. Sie verſpricht eine der ſchönſten Städte Nordamerika's zu werden.

Gegen Chilikothe iſt die Ebene ſtark bewohnt. Die rieſige Vegetation beurkundet ſich in der Fruchtbarkeit des Landes. Die Ahorn-, Nuß-, Maulbeer- und Akazienbäume meſſen 8 bis 10 Fuß im Durchmeſſer. Ich habe ſelbſt mehrere geſehen, die 12 bis 14 Fuß im Durchmeſſer hatten. Ueppige Rebengewinde ziehen ſich eine halbe Stunde lang auf ungeheuern Platanen, 40 bis 50 Fuß über dem Boden, längs der Straße hin. Die Trauben ſind ſüßer als in Penſylvanien, aber alle fremde Reben, die man hier pflanzt, arten vollkommen aus.

Die Lage von Chilikothe, unfern dem Skioto, iſt ſehr reizend. Die Stadt iſt regelmäßig gebaut. Die Hauptſtraßen ſind breit, und mit maſſiven Häuſern beſetzt. Man ſchätzt die Bevölkerung auf 5000 Seelen. In den Umgebungen gibt es mehrere Leinwandfabriken, Baumwollenſpinnereien und viele Mühlen. Ein Drittel des Landes iſt noch unbebaut. Die vorzüglichſten Erzeugniſſe ſind Weizen und Sorgo. Man pflanzt auch Tabak an einigen Orten. Das Klima ladet zum Seidenbau ein. Der Maulbeerbaum iſt hier zu Hauſe. Pfirſiche, Aepfel und Melonen ſind vortrefflich.

Jenſeits dem Skioto, Columbus gegenüber, liegt Franklintown. Beide Städte werden in Kurzem nur eine

bilden. Ich begab mich nach dem 23 Stunden entfernten Dayton. Das Land iſt fruchtbar, aber ſumpfig. Am Felſen Miami iſt das Flußbett ſehr tief. Man hat auf 60 Fuß noch keinen Grund gefunden. Anderthalb Stunden weiter oben iſt der Yellowsprings, eine Mineralquelle, bei der man zwei Wirthshäuſer und einige Gehöfte erbaut hat.

Dayton iſt ein hübſches Städtchen von 800 Einwohnern. Es liegt ſehr günſtig am großen Miami, iſt auſſerordentlich lebhaft und treibt bedeutenden Handel durch den Ohiokanal. In der Umgebung ſind Steinkohlenminen. Acht Stunden weiterhin kommt man nach Germantown, das beinahe ganz von Deutſchen bewohnt wird. Es hat 120 Häuſer und 600 Einwohner, und liegt in einem äuſſerſt fruchtbaren Thale, wo der Sorgo 80 Körner für eins gibt.

Cincinnati liegt in einer Ebene am Ohio. Es iſt unſtreitig die erſte Stadt im Innern der vereinigten Staaten. Seit acht Jahren iſt es beträchtlicher als Pittsburg geworden. Im Frühling wird es im untern Theile manchmal vom Ohio überſchwemmt, obgleich das Ufer 60 bis 200 Fuß über dem gewöhnlichen Waſſerſtand des Fluſſes erhaben iſt. Die ganze Waſſermaſſe ſtrömt von Kentuky her und bildet dort einen majeſtätiſchen See. Im Jahr 1780 war die Stelle, auf welcher dieſe ſchöne Stadt ſich erhebt, noch mit einem Urwalde bedeckt. Man erbauete zuerſt eine hölzerne Redoute, die ſpäter das Fort Waſhington wurde. Acht Jahre ſpäter gründete Symmes die Stadt, deren Bewohner in den erſten Jahren ſehr von den Angriffen der Indianer zu leiden hatten. Seit

dem Siege des Generals Wayne machte ſie jedoch raſche Fortſchritte.

Das erſte Fort iſt verſchwunden, und durch ſchöne Häuſer erſetzt worden, deren man 1825 1560 mit 12,000 Einwohnern zählte. Die Straßen ſind grade und breit. Längs dem Ohio zieht ſich ein Flußdamm hin. Die Stadt hat neun Kirchen, zwei große Schulen, eine des gegenſeitigen Unterrichts, fünf Buchdruckereien, fünf Zeitungen und ein rein literariſches Blatt. Nahe am Ohio iſt eine große Dampfmaſchine, die mehrere Sägemühlen und andere Werke in Bewegung ſetzt. Auſſerdem giebt es ſehr viele Eiſenſchmieden, Gerbereien, Tuch- und Kattunfabriken. Ein großer Theil der Bevölkerung beſteht aus Deutſchen und Franzoſen.

Cincinnati iſt der Hauptſtapelplatz des Handels auf dem Ohio. Alle Produkte werden nach Neu-Orleans eingeſchifft. Die Ausfuhr beſteht in Mehl, Branntewein, geſalzenen Fiſchen, Früchten und Getreide; die Einfuhr aber in Baumwolle, Kaffe, Reis, Indigo und Gewürz. Es gibt hier eine Verſicherungsgeſellſchaft. Auf den Werften herrſcht große Thätigkeit. Die Dampfſchiffe gehen in acht Tagen nach Neu-Orleans, und brauchen das Doppelte zur Rückkehr. Die gewöhnlichen Schiffe brauchen fünfzig Tage zur Hinabfahrt.

Der Luxus zu Cincinnati iſt groß. Die vielen Fremden, welche dieſe Stadt beſuchen, tragen das Ihrige dazu bei. Das Theater iſt dem Einſturz nahe, weil man ſich deſſelben nicht bedient. Die Straßen ſind zu beiden Seiten mit erhöhten, gut gepflaſterten Fußwegen verſehen. Die Lebensmittel ſind ſehr wohl-

feil. Alle Bewohner, ohne Unterſchied, befinden ſich im Wohlſtand. Die Häuſer ſind geſchmackvoll gebaut und die Frauen ſehr reinlich und liebenswürdig.

Ueberhaupt ſind die Bürger des Ohioſtaats vielleicht die glücklichſten und beneidenswertheſten in der ganzen Union. Es gibt keine zu reiche Perſonen, und keine Bettler unter ihnen. Ihr Karakter iſt freiſinnig und bieder. Sie ſind keine Frömmler, und glauben nicht, daß man dem Höchſten gefalle, wenn man ſich das Daſein zur Hölle mache. Sie haben zuerſt die Sklaverei abgeſchafft. Ihre Volksverſammlungen ſind ruhig, ernſt, würdevoll. Der Einfluß der Prieſterſchaft iſt bei ihnen 0.

Nach einem fünftägigen Aufenthalt verließ ich Cincinnati. Ich hatte im erſten Gaſthofe gewohnt und ſehr anſtändig gelebt. Deſſen ungeachtet belief ſich die Rechnung für mich und mein Pferd nur auf fünf Dollare (ungefähr zwölf rheiniſche Gulden).

Newport, Hauptort der Grafſchaft Campbell, liegt Cincinnati gegenüber. Es iſt das Arſenal der Union für die weſtlichen Staaten. Von dort bis Bigbonelig, im Mammuththal, rechnet man acht Stunden. Das Land iſt gebirgiger, als im Ohioſtaat, und der Reiſende bemerkt bald, daß er ſich in einem Lande befindet, in welchem es noch Sklaven gibt. Statt der ſchönen Meiereien und der hübſchen Baumgärten, ſieht er Tabaks- und Sorgofelder, mit vernachläſſigter Umzäumung, und dahinter ein einfaches Haus, in welchem die Küche die eine und die Zellen der Eigenthümer und ihrer Neger die andere Hälfte einnehmen.

Etwa eine Stunde von Bigbonelig wird das

Land unfruchtbar. Die Bäume verſchwinden und werden durch Geſträuche erſetzt. Dieſe Gegend iſt ohne Zweifel der Schauplatz einer großen Naturrevolution geweſen. Eine ungeheure Menge Mammuthsknochen ſind hier aufgehäuft. Sie ſcheinen angeſchwemmt zu ſein. Der Bigbonelig iſt eine große Sumpfſtelle, deſſen Waſſer einen ſtarken Schwefelgeſchmack hat. Kein Thier trinkt davon. Nach der Tradition der Indianer haben feuerſpeiende Berge hier große Verheerungen angerichtet.

Ich ſchlug den Weg nach Vevay ein. In den Niederungen, längs dem Ohio, meſſen die Bäume 14 Fuß im Durchmeſſer, und werden ſehr hoch. Der Boden iſt dunkelbraun und ſehr fruchtbar. Ich kam durch Adamsville, ſodann durch Gent, einem unbedeutenden Orte, Vevay gegenüber. Dieſe, durch ihre Weinberge bekannte Stadt iſt Hauptort der Grafſchaft Switzerland, und hat 450 Einwohner, die faſt alle franzöſiſche Schweizer ſind. Ihre Sitten ſind durchaus waadtländiſch. Der Wein iſt nicht ſo gut, als der von St. Saphorin und Pully am Genferſee. Nur fünfzehn Familien beſchäftigen ſich mit dem Weinbau. Die Regierung hat jeder derſelben 200 Acker Landes zugeſtanden. Der Anblick des Orts iſt eben nicht zum Vortheil der Kolonie, die ſich nur durch ihre große Tanzluſt auszeichnet.

Der Indiana- und Ohioſtaat gehören zum großen Miſſiſipithal, das ſich immer mehr abflacht, je mehr es dem Fluſſe ſich nähert. Zwei Hügelreihen durchſchneiden den erſten Staat, deſſen Oberfläche 13,000 Quadratſtunden mißt. Seit 1816 gehört er zur Union. Seine Bevölkerung beläuft ſich auf 215,000

Seelen, und ſeine Konſtitution iſt der des Ohioſtaats ſehr ähnlich. Die erſten Koloniſten waren Franzoſen aus Kanada. Nach und nach wurde dies Land der Zufluchtsort aller möglichen Abenteurer. Der Staat iſt noch arm, und es mangelt an Kapitalien. Man zählt ungefähr ſechszig Städte darin, die jedoch mit denen des Ohioſtaats nicht verglichen werden können.

Madiſonville, Hauptort der Grafſchaft Jefferſon, liegt am Ohio. Es wurde 1800 gegründet, und hat 1000 Einwohner. Das Land von dort bis Charlestown iſt fruchtbar, und der Ackerbau macht große Fortſchritte. Dieſe letzte Stadt liegt eine Viertelſtunde nördlich vom Ohio, auf einem fruchtbaren Hügel, und hat 700 Einwohner.

Bis Louisville rechnet man vier Stunden. Das Land iſt ſchön. Man ſieht viele große Meiereien, vorzüglich in der Nähe von Jefferſonville, das 1802 gegründet wurde, und bereits 800 Häuſer, eine Baumwollenmanufaktur und eine hübſche Kirche hat. Der Handel iſt beträchtlich. Die Stadt hat eine Bank. Drei Viertelſtunden darüber liegt Clarksville mit 300 Einwohnern. Es gehört zu den 150,000 Ackern Landes, die dem General Clarke, zur Belohnung ſeiner Dienſte, gegeben wurden. Zwanzig Minuten weiter oberhalb findet man Neu-Albany, das 1000 Einwohner hat. Es herrſcht dort eine große Thätigkeit. Eine Menge Mühlen und Werkſtätten werden durch Dampfmaſchinen in Bewegung geſetzt. Der Ort vergrößert ſich täglich und kann ſehr beträchtlich werden.

Das Bett des Ohio in der Nähe iſt eng und tief und die Strömung äuſſerſt ſchnell. Der Fall des

Fluſſes beträgt einen Fuß auf 370, und die Schnelle 4⅓ Stunden in einer Stunde Zeit. Zwanzig Minuten unter dieſer Stelle mißt die Breite des Ohio 5230 Fuß.

Der Weg nach Louisville durchſchneidet eine der ſchönſten und reichſten Ebenen, die der Ohio beſpült. Das Ufer iſt ſehr hoch, wodurch die Ueberſchwemmungen unmöglich gemacht werden. Man ſucht die nahen Moräſte, die beſtändige Fieber verurſachen, ſo viel als möglich auszutrocknen.

## Streifereien im Königreich Awa.

### Zu Ende 1826.

Wir verlieſſen Rangun am 1. September 1825 auf dem Dampfſchiff Diana, verweilten nirgends unterwegs, und langten am 1. Oktober in der Hauptſtadt des birmaniſchen Reiches an. Man erbaute ein beſonderes Haus für uns etwa eine halbe Stunde unterhalb dem Fort. Wir blieben vierzehn Tage darin, bevor wir ſeiner Gold-Majeſtät vorgeſtellt wurden. Während dieſer Zeit durften wir nicht die Stadt betreten. Indeſſen gab man uns doch die Erlaubniß, eine Wettſchifffahrt mit anzuſehen, bei welcher der König, mit ſeiner ganzen Familie, im größten Staat zugegen war. Die Birmanen ſind ſehr geſchickt in ſolchen Wettſpielen, und es war ein hübſches Schauſpiel, den mit vergoldeten Kriegsbooten bedeckten Strom zu überblicken.

Einige Tage nachher fand die Vorſtellung ſtatt. Elephanten trugen uns pomphaft nach dem Palaſte. Dieſer iſt ein herrliches Gebäude, ganz von Holz,

aber überall vergoldet, ſowohl im Innern, als im Aeuſſern. Mehrere Dächer erheben ſich, das eine über dem andern, und endigen in eine lange Spitze, die ein Ti oder Sonnenſchirm krönt. Alles nämlich, was mit der Königswürde oder mit der Religion in Bezug ſteht, iſt mit einem Sonnenſchirm bedeckt.

Der Palaſt iſt im Mittelpunkt einer kleinen, hübſchen Stadt (der Palaſtſtadt), die den nordöſtlichen Winkel von Awa bildet.

Der Etikette zufolge zogen wir unſere Schuhe aus und betraten einen großen Saal, in welchem der ganze Hof verſammelt war. Unſere Plätze waren dem Thron gegenüber. Nach einer kurzen Pauſe gab die Muſik das Zeichen. Eine doppelte Flügelthür öffnete ſich hinter dem Thron, und der König erſchien, mit Gold und Edelſteinen vom Kopf bis zu den Füßen bedeckt.

In dem Augenblicke, wo er hereintrat, warfen ſich alle Anweſenden, wir ausgenommen, auf den Boden nieder. Gleich hinter dem Könige folgte ſeine Gemahlin mit ihrer Tochter. Alle drei ſetzten ſich auf den Thron. Der König fragte: wer die Fremdlinge ſeien, die er vor ſich erblicke? Crawfurd entgegnete: es ſeien Unterthanen des Königs von Großbritannien, die mit Briefen des Generalſtatthalters von Bengalen angekommen, um Seine Majeſtät über den abgeſchloſſenen Frieden zu beglückwünſchen, und ihr einen Handelsvertrag zwiſchen den beiden Nationen vorzuſchlagen.

Der König fragte nun, wie lange wir unterweges geweſen, und ob der König von England geſund und im Frieden mit den benachbarten Völkern

ſei? Nach erhaltener Antwort ertheilte er einige Titel, ließ ſich die Liſte der von uns überbrachten Geſchenke vorleſen, befahl, uns Erfriſchungen zu reichen, und zog ſich ſodann zurück.

Dieſer Monarch iſt von gutem Anſehen, ungefähr vierzig Jahre alt, robuſt und wohlgebaut. Er trug ein Kleid von Goldſtoff, das ſeinen Körper wie eine Rüſtung umſchloß, und ihn breiter erſcheinen ließ, als er wirklich war. Ein mit Gold durchwebter, rothſeidener Gürtel ſchlang ſich um ſeine Hüften. Auf dem Kopfe trug er einen goldenen, zugeſpitzten Helm, der denen ähnlich war, welche man bei allen Bildſäulen Gautama's oder Budha's bemerkt. Er war mit einer auſſerordentlichen Menge Perlen und Diamanten überſäet. Seine Finger waren ganz unter Ringen verborgen. Eine vierundzwanzigfache Goldkette, das Zeichen des höchſten Ranges in dieſem Königreiche, hing über ſeine Bruſt herab. Ihm zur Seite lag auf einem mit Gold durchwebten rothen Sammetkiſſen ſein Degen, deſſen Scheide und Handgriff von Gold und mit Rubinen beſetzt waren.

Die Königin trug einen mit Gold durchwirkten rothen Sammetrock und darüber einen andern von Muſſelin und mit Goldblümchen beſetzt. Auf dem Kopfe hatte ſie etwas, das einem griechiſchen Helm ähnlich war. Er war von Gold und mit Edelſteinen geſchmückt. Sie iſt die erſte Königin der Birmanen, die ſich mit ihrem Gemahl auf den Thron geſetzt. Der König liebt ſie über Alles, aber das Volk fürchtet ſie. Ihre Frömmigkeit grenzt an Uebertreibung und Heuchelei. Sie errichtet für Budha beſtändig neue Tempel, und iſt überhaupt den Prieſtern ſehr geneigt.

Wir begaben uns in den Palaſthof, um den weißen Elephanten zu ſehen. Das Thier ſtand auf einem reichen Teppich. Sein Geſchirr war von rothem Sammet, mit Gold und Rubinen beſetzt. Der Stab, mit dem man es leitet, iſt ebenfalls von Gold, und mit Rubinen geſchmückt. Die Farbe des Elephanten iſt mehr rahmähnlich, als ſchneeweiß. Er wird „gnädiger Herr (oder Euer Gnaden)“ genannt, und hatte ehemals das Land Arrakan zu ſeinem Unterhalt, das ihm aber die Briten genommen haben.

Am andern Tage nach unſerer Vorſtellung wurde bekannt gemacht, daß die Fremden hingehen könnten, wo es ihnen gefalle. Demzufolge wurden uns die Thore der Stadt geöffnet. Wir beſuchten zuerſt den muthmaßlichen Thronerben, einen ſechszehnjährigen Jüngling und einzigen Sohn des Königs aus einer frühern Ehe. Die Königin hält ihn ſehr eingeſchränkt und erlaubt ihm nicht, öffentlich mit ſeinem Vater zu erſcheinen. Unſere Aufmerkſamkeit ſchien ihm ſehr zu ſchmeicheln.

Tags darauf begaben wir uns zu dem Prinzen Tharawatti, Bruder des Königs. Er erhielt den Oberbefehl der birmaniſchen Armee, nach dem Tode des berühmten Generals Bondulah, der zu Danabiu blieb. Er iſt ſeinem Bruder ſehr ähnlich und den Europäern geneigt.

Später wurden wir dem Mendagi oder Groß-prinzen, welchen Titel der Bruder der Königin hat, vorgeſtellt. Er empfing uns ſehr glänzend. Der Schlüſſel der Schatzkammer iſt ihm anvertraut. Sein Palaſt iſt viel prachtvoller, als der des Prinzen Tharawatti und die aller übrigen Glieder der königlichen

Familie. In ſeinem Audienzſaal erblickten wir eine groſe Menge ſchöner Frauen, alle in rothen mit Gold durchwirkten Sammet gekleidet, mit zugeſpitzten Kronen auf den Köpfen. Zu beiden Seiten des Saals waren ebenfalls ſchön gekleidete Frauen, die nach Muſik tanzten.

Bald nachdem wir uns niedergelaſſen, trat der Prinz mit ſeiner Frau und ſeiner Tochter herein. Er hat das Anſehen eines ſehr ausſchweifenden Menſchen. Von Karakter iſt er grauſam. Seine Tochter iſt ungefähr ſiebenzehn Jahre alt und ſehr ſchön. Ihre langen Haare fallen bis zu den Knien herab. Sie ſoll ſich mit dem Prinzen von Mendong, einem Halbbruder des Königs, vermählen. Man bot uns Betelnüſſe, Thee, Eingemachtes und gebratene Grillen an, welche letztern ſehr wohlſchmeckend ſind.

Nach Beendigung unſerer Beſuche räumte man uns ein Haus, dem königlichen Schloſſe gegenüber, am Ufer des Fluſſes, ein. Gegen Ende Novembers begleitete ich den Botaniker der Geſandtſchaft auf einem Ausflug ins Gebirg. Wir blieben ſieben Tage abweſend, während denen ich nichts beſonders Merkwürdiges ſah. Beinahe wäre ich vor Froſt auf einem Berge geſtorben, der 3000 bis 3500 Fuß über der Meeresfläche erhaben ſein mochte. Der Thermometer ſtand auf 56° (10° 66′ Réaumur).

Während meiner Abweſenheit ſchloß Crawfurd einen Handelsvertrag mit der birmaniſchen Regierung ab. Am 2. Dezember reiſeten wir nach Amerapura, der alten Hauptſtadt des Königreichs. Sie liegt zwei Stunden nördlich von Awa, an derſelben Seite des

Stroms. Bei unſerer Ankunft verweigerte man uns den Eintritt, und wir mußten wieder umkehren.

Zwei Tage nachher wurden wir eingeladen, der Zähmung eines wilden Elephanten beizuwohnen. Im nordweſtlichen Winkel der Stadt war eine von vier Mauern gebildete Loge. Gegen Sonnenuntergang erhebt ſich der königliche Pavillon. Der Eingang zu dem innern Raume wird durch zwei ſehr ſtarke Thore verſchloſſen. Ein ſtarker Verſchlag dient den Lanzenträgern und den andern Individuen, die den Elephanten necken müſſen, zum Verſteck.

Der wilde Elephant wird durch mehrere Weibchen aus dem Walde gelockt. Nahe bei der Loge beginnen ſie mit ihm zu ſpielen. Eins von ihnen ſchleppt ſeinen Rüſſel auf der Erde und ſchreit nach den andern. Dieſe ſtürzen ſich ſchnell in den innern Raum, den wilden Elephanten in ihrer Mitte. Kaum ſind ſie hineingetreten, ſo wird der Eingang verſchloſſen. Allmälig läßt man eins nach dem andern wieder heraus, bis endlich das wilde Männchen allein bleibt, das man ſodann durch Neckereien zur Wuth reizt, und auf dieſe Weiſe am beſten zähmt.

Zwei oder drei große zahme Elephanten werden hereingelaſſen. Sie mißhandeln ihn, werfen ihn nieder und ermüden ihn auf alle mögliche Weiſe. Gegen Abend nähert ſich ihm ein Mann, auf einem großen Elephanten ſitzend, wirft ihm eine Halfter über, und bindet ihn ſolchergeſtalt an einen Pfahl, daß er ſich nicht niederlegen kann. Man gibt ihm einige Zeit lang kein Futter, während er alle andern reichlich damit verſorgt ſieht.

Der König erſchien bei dieſem Schauſpiel nicht

in großem Staat. Wir waren ihm ganz nahe. Er unterhielt ſich mit uns, und ließ uns Erfriſchungen reichen, vorzüglich viel geſalzenen Thee und Zigarren. Nachdem der Elephant fortgeführt war, betraten Ringer den Kampfplatz. Kurz vor Ende des Schauſpiels kam der König zu uns, und lud uns zu den Zeremonien der Entwöhnung eines jungen Elephanten und zu einem Kampfe dieſer Thiere ein.

Wir begaben uns demnach in den königlichen Palaſt, am Ufer des Stroms. Nahe dabei iſt ein künſtlicher, mit Bäumen bepflanzter Berg. Dahinter befinden ſich die Lieblingselephanten des Monarchen in einem beſondern Raum. Alle Weibchen mit ihren Jungen wurden hereingeführt. Der König bezeichnete das Thier, das entwöhnt werden ſollte. Ein großer Elephant, mit einem Mann auf dem Rücken, näherte ſich ihm. Man warf dem Jungen eine Schleife um das Bein, und befeſtigte den Strick um den Hals des alten Elephanten. Dieſer zog ſich in einen Winkel zurück, und die Weibchen wurden hinausgetrieben. Der Junge wollte ihnen folgen, aber der Alte drückte ihn gegen den Boden und ſchlug ihm die Vorder- oder Hinterbeine mit dem Rüſſel. Er wurde nun gebunden und zwei großen Elephanten anvertraut, um ihn zum Gehorſam zu gewöhnen.

Der Elephantenkampf beſtand darin, daß einige dieſer Thiere auf andere losſprangen und ſie über den Haufen zu rennen ſich bemühten.

Der König beſtieg ſeinen Lieblingselephanten, das majeſtätiſchſte Thier dieſer Gattung, das ich je geſehen habe. Es hielt den Kopf hoch, wie wenn

es wüßte, daß es den Beherrſcher des Goldreichs auf ſeinem Rücken trage.

Zwei Tage nachher ſollten wir Awa verlaſſen. Vorher aber wurden wir noch eingeladen, uns im Palaſte einzufinden, um unſere Titel zu erhalten. Dieſe Zeremonie wurde durch die Gegenwart des ganzen Hofes verherrlicht. Das Diplom beſtand in einer Goldplatte, auf welcher der Name und Titel eingegraben iſt, den man in Zukunft im birmaniſchen Reiche haben ſoll. Man tritt einige Schritte vor. Ein Hofbeamter hält das Diplom in die Höhe und ruft den Titel aus. Sodann wird es dem neuen Würdeträger an den Kopf gebunden, und ſein Inhalt im Regiſter des Lutu oder Staatsgeſetzes eingeſchrieben. Mein Titel war: „Der welcher berühmt iſt durch den Sieg.“ Dieſe ganze Kyrielle iſt in der birmaniſchen Sprache nur ein Wort, und auf ſolche Weiſe ſollte ich künftighin im Königreich Awa titulirt werden.

Nach dieſer Feierlichkeit begaben wir uns auf unſer Dampfſchiff und verließen Awa am 12. Dezember 1826 gegen Mittag.

---

## Revolutionen des Erdballs.

Seit Bakon bewieſen hat, daß in den Naturwiſſenſchaften Beobachtung das einzige Mittel iſt, zur Kenntniß der Wahrheit zu gelangen, haben dieſe Wiſſenſchaften ſolche Fortſchritte gemacht, daß jener Kanzler ſelbſt darüber erſtaunen würde, wenn es ihm möglich wäre, jetzt eine kleine Exkurſion auf dem Erdball zu machen. Ihr progreſſiver Gang iſt vor-

züglich ſeit einem halben Jahrhundert auſſerordentlich ſchnell.

Ein Zweig der Naturwiſſenſchaft, der bis zur letzten Zeit beinahe ganz vernachläſſigt worden, die Geologie, hat ſich ſeit Werner, Pallas und Sauſſure am meiſten ausgedehnt.

Das Studium der Foſſilen oder Verſteinerungen hat, auſſer ihrer beſondern Nützlichkeit für die Theorie der Erde, auch jenen geheimnißvollen Reiz, der ſich über Alles verbreitet, was mit dem Firniß des Alterthums bekleidet iſt. Die Neugier, das Intereſſe werden dadurch im höchſten Grade erregt. Wir forſchen nach den uns unbekannten Urſachen, und bilden uns neue Syſteme, um mit ihrer Hilfe die Nacht der Vergangenheit zu durchforſchen.

Wir empfinden ein gewiſſes Erſtaunen, eine unerklärliche Ehrfurcht bei dem Anblick der Ueberreſte jener Urbewohner unſers Erdballs. Der ſcheue Gedanke bemüht ſich, die Grenze der Zeit zu ermeſſen, der ſie angehören mögen, und ſich alle die Begebenheiten darzuſtellen, die ſeit der Schöpfung ſtattgefunden haben; jene Umwälzungen, denen man die allmälige gegenwärtige Geſtaltung unſers Planeten zuſchreiben muß.

Wie viele tauſend Generationen ſind die Opfer dieſer Revolutionen geworden! Wie unendlich viele lebendige Weſen ſind durch ſie gänzlich ausgerottet worden, und auf immer von der Erde verſchwunden! Wie viele, gewiſſermaßen durchaus neue Schöpfungen haben ſeitdem ſtattgefunden, und von den ältern kaum noch einige wenige Spuren übrig gelaſſen!

Aber auſſer dieſem ſekundären Intereſſe, das aus-

ſchließlich nur die Einbildungskraft beſchäftigen kann, hat das Studium der Verſteinerungen auch ein direktes Intereſſe, nämlich das, die wahre Geſchichte unſers Erdballs zu kennen, ſo wie die Genealogie der lebendigen Weſen, die ihn bevölkert haben, ſeitdem das Leben auf ihm exiſtirt, und wo möglich die Natur und die Zahl der Umwälzungen zu erforſchen, die jene Weſen vernichtet oder umgeſtaltet haben.

Die Alten kannten zwar das Daſein der Verſteinerungen; aber ſie haben ſich nicht damit beſchäftigt, ſie mit den gleichartigen Weſen zu vergleichen, die ſie in der lebendigen Natur erblickten. Kaum haben ſie einige derſelben falſch benannt. Von ihnen rührt der irrige Gebrauch her, jene verſteinerte Muſcheln, von der Gattung der Kephalopoden, „Ammonshörner“ zu nennen, weil ſie Aehnlichkeit mit den Hörnern gewiſſer Widder, oder mit denen der Bildſäule des Jupiter-Ammon hatten. Sie nannten ebenfalls Gloſſopetra (Steinzunge) gewiſſe verſteinerte Zähne, ihrer dreieckigen Geſtalt wegen. Ueberdem ſchrieben ſie ihnen geheimnißvolle Tugenden zu, und behaupteten, daß ſie während der Zeit, wo der Mond nicht ſcheine, auf die Erde fallen.

Man baute damals Syſteme und ſtellte Hypotheſen auf, wie heut zu Tage. Indeſſen ſtimmten die meiſten Philoſophen wenigſtens darin überein, daß das Meer die Orte, wo man Verſteinerungen finde, früher überdeckt, und ſich allmälig zurückgezogen habe. Einige bemühten ſich, daraus eine ſonderbare Schlußfolge zu ziehen, und die Ewigkeit der Erde zu beweiſen, während im Gegentheil die Anweſenheit dieſer ehemals lebenden Weſen eine beſchränkte Dauer beurkundet

und aufs Augenſcheinlichſte darthut, daß die Bildung der Felſen, welche dieſe organiſirten Körper umſchließen, nicht ſo gar alt ſein könne. In dieſer Hinſicht hatte das Volk die ſeltſamſten Ideen. Mehrere verſteinerte Muſcheln wurden für Steine gehalten, die jeder Blitzſtrahl auf die Erde ſchleudere.

Seit der Wiedergeburt der Wiſſenſchaften haben ſich mehrere Schriftſteller mit Verſteinerungen beſchäftigt. Von Neuem hat man mehr oder minder ſonderbare oder ſcharfſinnige Hypotheſen aufgeſtellt, um zu erklären, wie dieſe fremden Körper ſich überall im Mineralreiche verbreitet haben.

Nach der Meinung der Einen hat die Erde zuerſt eine gleichförmige, leichte Rinde erhalten, die den Abgrund des Meeres überdeckte, und die zerborſt, um die Sündfluth zu veranlaſſen. Ihre Trümmer bildeten die Berge. Nach Andern wurde die Sündfluth durch ein augenblickliches Einſtellen der Verſchmelzung der Metalle erzeugt. Die ganze Maſſe des Erdballs wurde zerriſſen, und ihr „Teig“ wurde mit Muſcheln angefüllt. Einer dritten Meinung zufolge, erhob Gott die Berge, um den Ablauf der Sündfluthgewäſſer zu befördern, und pflanzte ſie an den Orten auf, wo die meiſten Steine beiſammen waren, um ihnen eine feſte Baſis zu geben. Nach einer vierten wurde die Erde durch die Atmoſphäre eines Kometen geſchaffen, und durch den Schweif eines andern Kometen überſchwemmt. Die Hitze, die ihr von ihrem erſten Urſprunge geblieben war, reizte alle lebendige Weſen zur Sünde; darum wurden ſie auch alle ertränkt, ausgenommen die Fiſche, die nicht ſo heftige Leidenſchaften hatten.

Erſt ſeit Leibnitz hat man die Verſchiedenheit

zwiſchen gewiſſen verſteinerten Meerkörpern, und den organiſirten Weſen, welche jetzt die Meere bevölkern, bemerkt. Aber bis in die neueſte Zeit hat man den Knochen ſelbſt nur eine geringe Aufmerkſamkeit geſchenkt. Gerippe großer vierfüßiger Thiere wurden allgemein für die der Rieſen gehalten, deren die Geneſis gedenkt, oder derjenigen, von denen uns die profanen Geſchichtſchreiber unterrichten. Unter den lebenden Gelehrten hat vorzüglich Cuvier dazu beigetragen, Licht über dieſen höchſt intereſſanten Gegenſtand zu verbreiten.

Alle ſeine Entdeckungen in dieſer Hinſicht ſind in vier großen geologiſchen Wahrheiten enthalten, die alle ſehr reich an Schlußfolgen ſind:

1) Die organiſirten Weſen, oder wenigſtens die wirbelbeinigen Thiere, deren Trümmer in den verſchiedenen Erdſchichten vorhanden ſind, aus welchen die ſogenannten ſekundären und tertiären Bildungen beſtehen, ſind immer durch die Gattungen und oft ſelbſt durch die Arten derjenigen derſelben Weſen verſchieden, welche jetzt auf der Erdoberfläche leben.

2) Die letzten Thiere, welche umgekommen ſind, waren nur ſehr wenig von den unſerigen verſchieden; die, welche ihnen vorangegangen, ſind es ſchon viel mehr. Die Summe der Verſchiedenheit vermehrt ſich alſo in dem Maße, als man weiter in die Vergangenheit hinausdringt, dergeſtalt, daß, je größer der Zeitraum iſt, welcher dieſe Zerſtörungen von einander trennt, um ſo mehr ſind die Thiere der einen von jener der andern verſchieden.

Auf dieſe Weiſe ſind die Verſteinerungen eine Art chronologiſcher Tabelle geworden, die den Rang

andeutet, welche die Schichten, in denen ſie ſich befinden, in der Zeit einnehmen. Wir bemerken nicht, daß während der Dauer einer Race die Individuen ihre Formen verändern, d. h. wie diejenigen, mit welchen die Race beginnt, denen, mit welchen ſie ſich beendet, vollkommen ähnlich ſind; wir müſſen daraus nothwendigerweiſe die Schlußfolge ziehen, daß ſie ihre Formen plötzlich verändert haben, und daß dieſe Neugeſtaltung entweder als eine neue Schöpfung, oder als eine ſo auſſerordentliche Veränderung zu betrachten ſei, daß dieſe Revolutionen eine vollkommene Umſtürzung des früher Beſtehenden veranlaßt haben.

Das Auffallendſte bei dieſen großen Kataſtrophen liegt unbeſtreitbar darin, daß jede ſolche Revolution neue, vollkommenere lebendige Weſen, die höher auf der Organiſationsleiter ſtehen, als die vor ihnen exiſtirenden, erzeugt. So bemerkt man Zoophiten in den Maſſen, in welchen man keine Muſcheln findet; Muſcheln und Schaalthiere in denen, in welchen keine Wirbelbeinthiere vorhanden ſind; Fiſche in denen, in welchen man keine Luftthiere ſieht; kriechendes Gewürm in denen, wo man umſonſt Mammiferen ſuchen würde, und eine große Menge Mammiferen in denen, wo man weder Quadrumanen noch Menſchen entdeckt.

Dieſe Thatſachen könnten den Philoſophen, wenn er von dem Ideengang abweichen wollte, den wir eingeſchlagen haben zu ſehr tiefen Betrachtungen über die Fatalität führen, die ſo zu ſagen die moraliſche Natur hinreißt, den Irrungen der phyſiſchen Natur zu folgen, dergeſtalt, daß, wenn man einen hiſtoriſchen Blick über die Form der verſchiedenen Exiſtenzweiſen der Völker, über ihre verſchiedenen Konſtitutionen zu

gleicher Zeit wie über den Bau unſers Planeten wirft, man gewiſſermaßen gleichlaufende Begebenheiten in der einen und in der andern Natur finden könnte.

3) Bis jetzt hat man noch keine Menſchenknochen unter den eigentlichen Verſteinerungen gefunden, wenigſtens nicht in den bis jetzt geologiſch bekannten Gegenden, deren Zahl noch ſehr gering iſt. Aber Alles läßt vorausſetzen, daß man ſie auch in andern nicht entdecken werde. Merkwürdig iſt es, daß man eben ſo wenig verſteinerte Quadrumanen als Menſchen gefunden hat.

4) Alle Schichten, aus denen die Rinde unſers Erdballs beſteht, ſind nicht im Meerwaſſer gebildet worden. Die ſüßen Gewäſſer haben auch Lagen erzeugt, die mit organiſirten Erd- und Waſſerkörpern angefüllt ſind, und die mit denen, welche das Meer angeſchwemmt hat, abwechſeln. Cuvier und Brongniart, die dieſe Entdeckung gemacht haben, ſcheiden alles Erdreich in zwei groſe Klaſſen: das See-Erdreich und das des ſüßen Gewäſſers.

Die Anſchwemmungen, welche noch heute die Flüſſe verurſachen, ſind eine ſichtbare Fortſetzung der Bildungen des ſüßen Gewäſſers. Was im Grunde der Meere geſchieht, wird uns wohl bis zu irgend einer neuen Kataſtrophe ein Geheimniß bleiben. Der Gang der erſten iſt beſtändig und regelmäßig, weil er von phyſiſchen Urſachen abhängt, die im Durchſchnitte immer dieſelben ſind. Es iſt alſo leicht, wenn man die Schnelle dieſes Ganges kennt, zu berechnen, wie lange Zeit die Dünen gebraucht haben, vom Ufer des Meers bis zu den Orten zu gelangen, wo ſie ſich gegenwärtig befinden, eben ſo wie die Anſchwemmun-

gen, um bis zu dem Punkte zu gelangen, wo wir ſie jetzt erblicken.

Die Geſchichte der Völker, ſei es, daß wir ihre Traditionen, oder ihren moraliſchen und politiſchen Zuſtand prüfen, beweiſet, daß die jetzt beſtehende Ordnung der Dinge nicht ſehr alt iſt. Die Chronologie keines der abendländiſchen Völker reicht über dreitauſend Jahre hinaus. Das älteſte Buch, welches wir kennen, der Pentateuk, und alle, welche ſeitdem geſchrieben worden, ſtellen uns die Nationen längs den Geſtaden des mittelländiſchen Meeres als neu und auf den unterſten Stufen der Ziviliſation dar, d. h. als Jäger- oder Fiſchervölker.

Moſes und die Geſchichtſchreiber aller Völker gedenken eines großen Kataklysmus, der ſich unlängſt ereignet und einen großen Theil des Menſchengeſchlechts vernichtet hätte.

Cuvier beweiſet ziemlich überzeugend, daß das auſſerordentliche Alter, welches man gewiſſen Völkern zuſchreibt, keinen Grund hat; daß die Chronologien und Chroniken der Indier, der Chaldäer, der Aegyptier und ſelbſt der Chineſen entweder falſch oder irrig ſind, und daß die aſtronomiſchen Beobachtungen, die man dieſen Völkern zuſchreibt, nicht ſo alt ſind, als einige geglaubt haben. Nach Delambre hat die Aſtronomie wirklich erſt mit Hipparch begonnen.

„Ich denke,“ ſagt Cuvier, „mit Deluc und Dolomieu, daß wenn irgend Etwas in der Geologie als erwieſen betrachtet werden kann, man annehmen dürfe, daß die Oberfläche unſers Erdballs das Opfer einer großen und plötzlichen Revolution geworden, die vor nicht länger als fünf- oder ſechstauſend Jahren

ſtattgefunden haben kann; daß dieſe Revolution das Land verſchlungen, welches früher von Menſchen und den jetzt am meiſten bekannten Thiergattungen bewohnt wurde; daß ſeit dieſer Revolution die wenigen verſchont gebliebenen Individuen ſich vermehrt und auf dem wieder trocken gewordenen Erdreich ſich verbreitet haben, und daß folglich nur ſeit dieſer Zeit unſere Geſellſchaften einen fortſchreitenden Gang genommen, daß ſie Niederlaſſungen gebildet, Denkmäler erhoben, natürliche Thatſachen geſammelt und wiſſenſchaftliche Syſteme erdacht haben. Aber die gegenwärtig bewohnten Länder, welche die letzte Revolution trocken gemacht, waren auch ſchon früher bewohnt, wo nicht von Menſchen, wenigſtens von Landthieren. Folglich muß eine frühere Kataſtrophe ſie in den Schooß der Gewäſſer geriſſen haben, und wenn man nach den verſchiedenen Thierordnungen alſo urtheilen darf, deren Ueberreſte man findet, haben ſie bereits zwei oder drei Meerüberſchwemmungen erlitten.“

In den erſten Rang dieſer antidiluvianiſchen Bevölkerung muß man den Mammuth der Ruſſen ſtellen. Dieſer Elephant war dem noch jetzt in Indien lebenden ſehr ähnlich, ausgenommen daß ſein Körper (wenigſtens in den nordiſchen Ländern) mit langem Haar, wie der des Bären, überdeckt war. Dieſer letzte Karakter iſt durch die vor etwa zwanzig Jahren ſtattgefundene Entdeckung eines vollkommen in den Gletſchern Sibiriens erhaltenen Individuums, in denen es ſeit der letzten Kataſtrophe gefroren war, bewieſen worden. Jene Kataſtrophe mußte demnach ſehr ſchnell ſein, ein plötzlicher ſtrenger Froſt mußte auf ſie folgen, weil ſonſt die Verweſung ſich bald der ungeheuern Fleiſchmaſſe

bemächtigt haben würde. Durch dies Ereigniß wird dann auch bewieſen, daß das Klima, in welchem dieſe Elephanten lebten, nicht ſehr warm war, weil die Natur ſie, wie alle nordiſchen Thiere, mit einem Pelz verſehen hatte. Man findet ſehr viele Elephantengerippe in Sibirien, in allen Ländern Europa's, in Nord- und ſelbſt in Südamerika.

Neben dem Elephanten gab es in denſelben Gegenden auch andere Thiere, die ihm an Größe und Stärke gleichkamen. Man nennt ſie Maſtodonten. Sie hatten Hauzähne und Rüſſel. Aber ihre Zähne boten mit denen des Elephanten dieſelbe Verſchiedenheit dar, die man bei den Land- und Waſſerratten bemerkt. Die Ueberreſte der größten Maſtodontengattung hat man bis jetzt in Nordamerika gefunden; die der kleinern ſind ziemlich häufig in Südamerika, Spanien, Frankreich, Italien u. ſ. w.

Verſteinerte Nilpferde ſind ebenfalls in großer Menge vorhanden; man kennt bereits mehrere Gattungen derſelben. Die Ueberreſte der größten Art ſind nirgends häufiger, als im Arnothal. Neben ihr zeigen ſich mehrere verſteinerte Rhinozerosgattungen, von denen man bis jetzt vier kennt. Profeſſor Neſti hat über die in Italien entdeckte, intereſſante Denkſchriften herausgegeben.

Die rieſigen Tapire, die, wie die Maſtodonten, vollkommen ausgerottet ſind, ſcheinen auch in einer nicht geringen Anzahl vorhanden geweſen zu ſein. In den Umgebungen von Orleans hat man im Sandſtein Gerippe anderer kleinerer Tapire gefunden, die immer noch viel größer waren, als die jetzt exiſtirenden.

Zu dieſen großen Thieren muß man noch das

Elasmotherium rechnen, das dem Rhinozeros ſehr ähnlich und nur durch ſeine Zähne von ihm verſchieden war.

Die Pferdeknochen ſind häufig mit denen der Elephanten, Rhinozeroſſe und Nilpferde vermiſcht. Aber die vergleichende Anatomie kann noch nicht verſichern, ob ſie denen unſerer heutigen Pferde vollkommen ähnlich ſind. Auch die Schweinegerippe ſind nicht ſelten.

Die fleiſchfreſſenden Thiere der antidiluvianiſchen Welt haben ihre Ueberreſte vorzüglich in Höhlen gelaſſen, die ſich in einem gewiſſen Magneſiafelſen befinden, der nicht geſchichtet iſt, und den Buch „Dolomit", nach dem Namen des Mineralogen, der zuerſt dieſen Karakter unterſchieden, genannt hat. Es ſcheint, daß ſie die in Deutſchland, Frankreich und England häufigen Höhlen bewohnten, oder ſich, während der Ueberſchwemmung, darin verbargen.

In denen Deutſchlands erkennt Cuvier, nach Blumenbach, Roſenmüller und Goldfuß, wenigſtens zwei große Bärengattungen, den ursus spelæus mit hohem gewölbtem Schädel, den ursus arctoideus mit flacher Stirn, und eine kleinere Gattung, den ursus priscus.

Buckland, in ſeinem wichtigen Werke über die Höhlen, betitelt „Reliquiæ diluvianæ", beſchreibt eine große Menge Knochen einer Hiäne, die von allen lebenden Gattungen verſchieden war. In den Höhlen Englands hat man auch viele Löwen-, Panther- und Tiegerknochen, die eines Haifiſches, eines Fuchſes, eines Marders und ſehr vieler Pferde und wiederkäuender Thiere, ja ſelbſt eines Elephanten und eines

Rhinozeros gefunden. Aehnliche Höhlen, die mit Knochen angefüllt waren, hat man auch ganz neuerdings bei Montpellier, Beſançon und Veſoul entdeckt. Als man 1779 zu Paris einen Keller graben wollte, fand man in der Erde ſogar einen ganzen Wallfiſchkopf.

Die große Ueberſchwemmung, welche den größten Theil des früher exiſtirenden Thierreichs vernichtete, ſcheint ſich nicht bis zu den Gipfeln der Hochgebirge erhoben zu haben. Man findet dort wenigſtens keine ähnliche Maſſen, wie die, in welchen ſich die verſteinerten Knochen befinden, die man, auf einer gewiſſen Höhe, umſonſt ſucht. Eben ſo wenig findet man ſie in hohen Thalgeländen, mit Ausnahme einiger warmen Theile Amerika's.

Die Knochen ſind im Allgemeinen nicht angeſchwemmt, noch weniger in Skeletten zuſammenhängend. Meiſtentheils findet man ſie vereinzelt, unordentlich übereinander geworfen und theilweis zerbrochen. Sie ſcheinen nicht weit hergebracht, ſondern an den Orten ſelbſt gelegen zu haben, wo das Erdreich ſie bedeckt hat, und wo ſie wahrſcheinlich nach und nach umgekommen ſind.

Nur an wenigen Orten, und unter beſondern Umſtänden, findet man ſie noch vereinigt, und manchmal ſelbſt mit ihren weichen Theilen bedeckt. Daraus kann man entnehmen, daß ſie plötzlich während der Kataſtrophe ergriffen worden.

Dem Allem laſſen ſich wichtige Beobachtungen und Winke über den frühern Zuſtand des Erdballs, über ſeine verſchiedenen Revolutionen, und endlich über ſeine gegenwärtige Geſtaltung, wie wir ſie jetzt

ſehen, entnehmen. Ungeheure Bergketten ſind die Gräber einer unzuberechnenden Menge von Trümmern organiſirter Weſen geworden. Mit Ausnahme einiger Zentralknoten der Urbildung, die bereits kriſtalliſirt waren, bevor das Leben auf der Erde erſchien, befindet ſich der Menſch überall nur auf einem großen Grabe. Mit den Ueberreſten eines frühern Lebens erbaut er ſeine Häuſer und Paläſte und Tempel; ſucht er ſich faſt alle ſeine Genüſſe zu verſchaffen.

Sollte man nicht glauben, die Natur habe alſo ihm täglich das Ende aller organiſirten Weſen, das unvermeidliche Reſultat des Lebens, den Tod, vor Augen ſtellen wollen!

## Die Goldminen im Ural.

Die Entdeckung des Goldſandes im Ural, der ohne Unterbrechung ſeit 1814 ausgebeutet wird, iſt ohne Zweifel ein wichtiges Ereigniß, das einen bedeutenden Einfluß auf die künftigen Schickſale des großen ruſſiſchen Reichs ausüben kann.

Bis jetzt iſt man noch nicht vollkommen über die Art und Weiſe, auf welche ſich der Goldſand im Ural gebildet, übereinſtimmend geweſen. Die Meinung Sokolows bietet jedoch, mehr als jede andere, eine beſondere Wahrſcheinlichkeit dar. Dieſer gelehrte Naturforſcher nimmt an, daß er von den Goldmaſſen herrührt, die ſich in den Gipfeln der Urkette des Ural befanden, daß er durch die Gewalt des Waſſers losgeriſſen, und in die Ebene geführt worden ſei..

Indeſſen wird man dadurch noch nicht belehrt, auf welche Weiſe ganze Goldſtangen ſich in der Ebene

und im Thon gebildet haben mögen, obgleich es an Erklärungen nicht fehlt. Einige Perſonen behaupten, die Goldſtangen ſeien unter den Felſen weggegleitet, und wie Eier gelegt worden. Andre meinen, das unterirdiſche Feuer habe ſie geſchmolzen. Dieſe letzte Annahme wird durch die Entdeckung Davys, der bewieſen hat, daß die in Staub aufgelöſete Platina, in Berührung mit dem Sauerſtoffgas, ſich entflammt, gewiſſermaßen bewährt.

Die Goldminen im Ural wurden zuerſt 1745, am Ufer der Berezowka und der Puiſchma, 5 Stunden von Yekatherinenburg, entdeckt. Ihr Ertrag gehörte von Rechtswegen der Krone, und die Privatperſonen erhielten nur eine gewiſſe Entſchädigung für ihre Entdeckung. Darum war die Ausbeute in 70 Jahren auch nur ſehr gering. Aber nachdem durch eine kaiſerliche Ukaſe von 1812 der Goldertrag den Eigenthümern des Bodens überlaſſen worden, und ſie nur 10 Prozent davon entrichten müſſen, hat ſich eine unerſchöpfliche Quelle des Reichthums für das Land geöffnet. In weniger als zehn Jahren hat man mehr als hundert Pud (4000 Pfund) reines Gold gewonnen.

Es gibt viel Goldſand an der nördlichen Seite des Uralgebirgs, nahe am Sudokoikaſtrom. Er erſtreckt ſich auf beiden Seiten der Kette, vorzüglich gegen Oſten, bis zu den Minen von Zlatouſt, unfern dem Uyſtrom. Man glaubt ſelbſt, daß der Goldfaden ſich ſüdlich noch weiter ausdehne. Aber man hat deshalb noch keine genauere Nachforſchungen angeſtellt. Man darf ſelbſt vorausſetzen, daß das Gumberlinkgebirg, das der Uralfluß an ſeinem Ende durchſchneidet, und das im Innern von ſehr vielen Bächen bewäſſert wird, nicht minder

goldreich ſei, als die übrigen Theile des Urals. Die Goldadern ſcheinen ſich ſelbſt durch das Land der Baſchkiren, bis zu den Feſtungen Kizilsk und Orsk und vielleicht ſelbſt bis in die große Kirgiſenſteppe zu erſtrecken. Auf dieſe Weiſe würde die Goldlinie ohngefähr tauſend Werſte (286 Stunden) lang ſein und einen Flächenraum von 50,000 Quadratwerſten (14,286 Quadratſtunden) einnehmen.

Die äuſſerſt vortheilhafte Ausbeutung des Goldſandes in den Minen von Berezow und auf andern Punkten in der Nähe von Yekatherinenburg, veranlaßte die Direktoren der Minen von Zlatouſt, das Beiſpiel nachzuahmen. Der erſte Verſuch wurde im Mai 1823 am rechten Ufer der Miaſſa angeſtellt. Hundert Pud Sand gaben nur ¼ und oft ſelbſt nur ⅛ Zolotnik Gold. Ein zweiter Verſuch war nicht glücklicher und die Arbeiten wurden hier, ſo wie an andern Orten eingeſtellt, weil jeder Zolotnik Gold die Krone 10 Rubel koſtete und ihr folglich keinen Vortheil darbot.

Im Mai 1823 entdeckte Medger zwei Werſte ſüdlich von der Mine von Perwopawlowsk, am rechten Ufer der Miaſſa, Goldſand, in welchem man kleine bis auf ½ Zolotnik ſchwere Goldſtangen fand. Im folgenden Jahre wurden die Arbeiten auch am linken Ufer fortgeſetzt, und der Ertrag war ſehr bedeutend.

Im Juni 1824 fand man 350 Klafter nordöſtlich von der verlaſſenen Mine von Perwopawlowsk, am rechten Ufer der Taſchkutarganka, eine Maſſe, die mehr als ein Pfund Gold auf 100 Pud Stoff gab. Man legte dieſer Mine den Namen Czarewo-Alexandrowsk bei. Am 16 Juni fand man zwei Goldſtangen darin, wovon die eine 7 Pfund 39 Zolotnik und die

andere 3 Pfund 93 Zolotnik wog. Endlich am 23. September, als der Kaiſer Alexander dieſe Mine beſuchte, fand man eine 8 Pfund 7 Zolotnik ſchwere Goldſtange. Der Raum, auf welchem ſich dieſe Schätze befanden, mochte höchſtens 20 Quadratklafter groß ſein.

Bis zur Entdeckung der Zaar-Alexandersmine wurden die von Kasnikowsk und Wladimir für die reichſten gehalten. Die erſte iſt zwei Werſt von Perwopawlowsk, an der Kutarganka, die andere aber in derſelben Entfernung nordöſtlich. 1823 hat man noch die Minen von Neu-Poliakow, Atliansky, Schernoretſchensky und Stefano-Petrowsk geöffnet. Die von Blagodatni wurde erſt 1824 entdeckt. Bei ſämmtlichen Minen ſind ungefähr 1200 Perſonen beſchäftigt. Der reine Goldertrag belief ſich bis Ende 1825 auf 108 Pud 19 Pfund 75 Zolotnik. Dazu muß man noch acht Goldſtangen rechnen, die zu Zlatouſt und Yekatherinenburg gefunden wurden.

Auch der Platina-Ertrag zu Turisk, Niasma und längs der Iſſow war bedeutend.

## Laing's und Clapperton's Tod.

Man kann jetzt leider das traurige Ende dieſer beiden muthigen Reiſenden nicht mehr bezweifeln. Es wird durch mehrere Briefe des franzöſiſchen Konſuls Rouſſeau zu Tripolis auſſer allen Zweifel geſtellt. Wir geben einen gedrängten Auszug aus den Mittheilungen, welche der gelehrte Barbié du Bocage der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften vorgelegt hat.

Der Major Laing, deſſen Tod man ſchon früher angekündigt, iſt wirklich das Opfer ſeiner Beharrlichkeit geworden, nachdem er vorher die berühmte geheimnißvolle Stadt Tombuktu betreten. Einige Zeit vorher war er auf dem Gebiete Tualt von Räubern angegriffen und verwundet worden. Ein Marabute hatte ihm das Leben gerettet, und er hatte Tombuktu erreicht.

Aber bald darauf überfielen die Fellaten, deren mächtiger und kriegeriſcher Stamm jetzt die ungeheuern Wüſteneien Zentral-Afrika's beherrſcht, die Stadt. Ihre Armee war 30,000 Mann ſtark. Sie verlangten die Auslieferung des Europäers, um ihn zu tödten, und dadurch die chriſtlichen Nationen zu verhindern, die ihnen von den Reiſenden zukommenden Nachrichten über den Sudan zu benutzen und dies Land zu erobern.

Bevor ſie ſich dieſer Stadt bemächtigten, wurde ſie von vierundzwanzig Häuptlingen, unter denen ſich eine Frau, Nana-Beira (die Prinzeſſin-Mutter), befand, beherrſcht. Einer dieſer Vorſteher, Namens Othman-Wuld-Quaid-Abubeckr, nahm den Major Laing auf Empfehlung des Scheik Il-Mocktar, zu dem er ſich (am Ufer des Nils der Neger) geflüchtet, gaſtfreundlich auf.

Als die Fellaten die Auslieferung ſeines Gaſtes verlangten, ließ er ihn während der Nacht entwiſchen, und gab ihm mehrere Bediente zur Bedeckung mit, unter denen ſich unglücklicherweiſe ein gewiſſer Rehhal vom Stamme der Barabiſchen befand, der ihn ſeinen Feinden überlieferte und ihm den erſten Dolchſtich verſetzte.

Alle dieſe Nachrichten hat man durch einen von

Gadames gebürtigen, ſeit langer Zeit zu Tombuktu angeſeſſenen Kaufmann erhalten, der ſie im Dgamari-il-aval 1242 (Dezember 1826) ſeinem Vetter, wohnhaft in der erſten Stadt, mitgetheilt. Das Schreiben dieſes Letztern iſt vom Moharem 1243 (Auguſt 1827), und iſt, nebſt dem Originalbriefe des Kaufmanns zu Tombuktu, im September 1827 nach Tripolis gelangt.

Man weiß, wie ſehr Denham und Clapperton in ihrer vor zwei Jahren zu London erſchienenen Reiſebeſchreibung den Sultan Bello, Souverän derſelben Fellaten, gelobt hatten, von denen Laing und Clapperton ermordet worden ſind. In den Briefen von Tombuktu, welche Rouſſeau geleſen hat, wird dieſer Sultan in der That als ein „unterrichteter Mann, der bereits mehrere Werke über Politik, Geſchichte und Jurisprudenz geſchrieben“, geſchildert.

Seine gewöhnliche Reſidenz iſt zu Sackatu. Sein Verwandter, Ahmed Labbu, hat die Ankunft des Major Laing zum Vorwand genommen, um ſich der Stadt Tombuktu zu bemächtigen, und die Oligarchie zu vernichten, von der ſie regiert wurde. Er hat den obengedachten Othman-Wuld-Quaid-Abubeckr zum alleinigen Statthalter ernannt, und ſich ſodann mit ſeiner Armee gegen die weſtlichen Regionen gewendet, um Bambara ſich zu unterwerfen.

Auch Clapperton's Tod kann nicht mehr bezweifelt werden. Er iſt zu Sackatu ſelbſt ermordet worden, aller Freundſchaftsbezeugungen ungeachtet, mit denen ihn der Sultan Bello während ſeiner erſten Reiſe überhäufte. Dieſe doppelte Treuloſigkeit ſcheint nur das Reſultat des Mißtrauens zu ſein, welches man ihm ſeitdem eingeflößt. Wahrſcheinlich hat man ihm die

beiden unglücklichen Reiſenden als Spione geſchildert, die nur deshalb nach Sudan geſchickt worden ſeien, um das Land zu durchforſchen und alle die Nachrichten einzuſammeln, die ſeine Eroberung erleichtern dürften.

## Elementarunterricht in Frankreich.

Die heranwachſende Generation muß der erſte Gegenſtand der Sorgfalt einer vernünftigen, das Gute wollenden Regierung ſein, weil ſie das Unterpfand des künftigen Wohlſtandes jedes Staats iſt. Um es mit Gewißheit zu erlangen, gibt es nur ein Mittel: „die Verbreitung der Aufklärung und des erſten Unterrichts.“

Auf eine Bevölkerung von 31,800,000 Seelen gibt es in Frankreich gegenwärtig noch über fünfzehn Millionen Einwohner, alſo beinahe die Hälfte der ganzen Bevölkerung, die nicht leſen können. Sechs Millionen Kinder (ein Fünftel der Bevölkerung) ſind im Stande, die Schulen zu beſuchen, was jedoch höchſtens nur von 1 ½ Millionen (1/25 der Bevölkerung) geſchieht, wovon 1 Million Knaben und ½ Million Mädchen ſind. Folglich befinden ſich 4 ½ Millionen Kinder (⅛ der Bevölkerung), auſſer 10 Millionen Erwachſener (⅓ der Bevölkerung), ohne den geringſten Unterricht.

Auf beinahe 40,000 Gemeinden in Frankreich fehlt es wenigſtens 16,000 noch durchaus an Knabenſchulen, während 25,000 keine Mädchenſchulen haben.

Von 27,000 jetzt beſtehenden Schulen iſt kaum in 450 der gegenſeitige Unterricht eingeführt. Die übrigen folgen dem alten Schlendrian, wie wenig entſprechend auch ſeine Reſultate ſein mögen. Die mittlere Zahl der in den alten Schulen befindlichen Kinder beträgt nur

38, während die in den Schulen des gegenſeitigen Unterrichts ſich auf 104 beläuft. Dieſe Zahl könnte ſelbſt ohne Mißbeſtand noch beträchtlicher ſein. Der Elementarunterricht, der nach dem alten Verfahren für jedes Kind 17 bis 18 Franken jährlich koſtet, verurſacht in den Schulen des gegenſeitigen Unterrichts nur eine Ausgabe von 7 bis 8 Franken jährlich. Dieſer letzte iſt zudem bei weitem vollkommener und ſchneller, als jener nach der alten Methode.

Man ſchätzt auf 17 Millionen die Summe, welche jährlich zur Unterhaltung der Knabenſchulen von Seiten der Gemeinden erforderlich iſt. Der Staat gibt für dieſen wichtigen Gegenſtand im Ganzen nur die Summe von 50,000 Fr., ſchreibe fünfzigtauſend Franken für ſechs Millionen Kinder, folglich für ſechs Kinder jährlich einen Sous, oder für achtzehn Kinder jährlich einen Batzen.

Mit obiger Summe könnte man ſtatt einer Million Knaben wenigſtens zwei Millionen unterrichten, und überdem etwas auf den ganz vernachläſſigten Unterricht junger Mädchen wenden. Mit einer nur ſehr geringen Koſtenvermehrung könnte man in denſelben Schulen vier Millionen Erwachſene Abends und Sonntags unterrichten.

Es gibt in Frankreich mehrere Geſellſchaften, die ſich mit der Verbeſſerung und Verbreitung des Elementarunterrichts beſchäftigen; aber ihr Beſtreben hat bis jetzt mit großen, unüberſteiglichen Hinderniſſen zu kämpfen gehabt. Der Jeſuitismus will keinen Unterricht, keine Aufklärung in den niedern Ständen. Er ſtemmt ſich mit ſeiner ganzen brutalen Gewalt den verbeſſernden Fortſchritten des Menſchengeſchlechs ent-

gegen. Man darf jedoch hoffen, daß endlich die geſunde Vernunft den Sieg über ihn davon tragen werde.

## Oeffentlicher Unterricht in Braſilien.

Kaiſer Don Pedro I, der bekanntlich Stifter der einzigen konſtitutionellen Monarchie in Amerika iſt, ſcheint keinen andern Ehrgeiz zu kennen, als den, über freie und aufgeklärte Völker zu herrſchen. Darum hat er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf den öffentlichen Unterricht gewendet. Durch eine Ordonnanz vom 11. Auguſt 1827 hat er die Errichtung zweier neuen Akademien zu S. Paul und Pernambuco verordnet. Jede von ihnen hat neun ordentliche Profeſſoren, zu 12,000 Franken jährlichen Gehalts, und fünf Hilfslehrer zu 6000 Franken. Die erſten haben den Rang eines Desembargador da relaçao (Raths des Kaſſationshofes). Die Studenten zahlen nichts, ausgenommen für ihre Kleidung und Koſt. Sie müſſen jedoch erſt einer Prüfung über lateiniſche und franzöſiſche Sprache, Rhetorik und Geometrie ſich unterwerfen. Die Vorleſungen betreffen allein nur die Rechtswiſſenſchaften.

Der öffentliche Unterricht iſt in allen Provinzen einem gleichmäßigen Syſtem unterworfen. Auſſer den bereits vorhandenen Schulen, in welchen die Jugend in den Elementen der verſchiedenen Wiſſenſchaften unterrichtet werden, ſind auch mehrere neue gegründet worden, in denen nur die höhern Studien betrieben werden ſollen. Die meiſten dieſer letztern befinden ſich in der Hauptſtadt. Man unterrichtet darin in der reinen und transzendenten Mathematik, und in allen

damit in Berührung ſtehenden Wiſſenſchaften, in der Philoſophie, der Logik, der Rhetorik, dem Griechiſchen, Lateiniſchen und in faſt allen europäiſchen Sprachen. Die vom König Johann VI geſtiftete mediziniſche Schule iſt ſehr verbeſſert worden, und einer ihrer ausgezeichnetſten Profeſſoren iſt ausdrücklich nach Paris geſandt worden, um die dortigen Anſtalten zu beſuchen.

Auch erhebt ſich zu Rio-Janeiro eine Militär-Akademie, die auf ſolche Weiſe eingerichtet iſt, daß ſie bald mit den vorzüglichſten in Europa rivaliſiren dürfte. Eben ſo iſt eine Marine-Akademie, eine andere der ſchönen Künſte, deren Sitzungen der Kaiſer in eigener Perſon eröffnet, eine Geſellſchaft zur Unterſtützung der Volksinduſtrie und ein Muſeum geſtiftet worden. Die Seminarien, die vor Don Pedro's Thronbeſteigung als Kaſernen gebraucht wurden, haben wieder ihre frühere Beſtimmung erhalten. Arme Waiſen werden in denſelben aufgenommen und für den weltlichen oder geiſtlichen Stand erzogen.

Seit fünf Jahren iſt der gegenſeitige Unterricht in Braſilien allgemein eingeführt. Eine gewiſſe Zahl Kinder werden auf Koſten der Regierung erhalten. Auch der tachigraphiſche Kurſus zu Rio-Janeiro iſt unentgeldlich.

Unter den verſchiedenen Bibliotheken der Hauptſtadt iſt vorzüglich die kaiſerliche bemerkenswerth. Sie iſt täglich geöffnet, und alle neuen Werke werden von ihr angeſchafft. Die Marinebibliothek iſt ebenfalls intereſſant. Mehrere Departemente der öffentlichen Verwaltung haben ihre beſondern Bibliotheken, und die in jenem der auswärtigen Angelegenheiten, welche

der Vicomte von Cachoeira gebildet hat, iſt eine der reichſten an Werken der neueſten europäiſchen Literatur.

Das Muſeum wird wöchentlich einmal dem Publikum geöffnet. Der Pflanzengarten iſt es täglich. Beide erregen und verdienen im hohen Grade die Bewunderung aller Fremden.

Im letzten Jahre hat der Kaiſer den Gehalt aller Lehrer an ſämmtlichen Primarſchulen im ganzen Reiche erhöhet. Ein Dekret vom 15. Oktober 1827 verordnet die Erbauung einer Sternwarte. — Die Preſſe iſt in Braſilien ſo frei, als man nur wünſchen kann. Es gibt zu Rio viele Buchdruckereien. Von der bedeutenden Zahl täglich und wöchentlich erſcheinender Zeitungen beſchäftigt ſich jedoch nicht eine mit Wiſſenſchaft und Kunſt. Alle ſind ausſchließlich der Politik gewidmet.

## Alterthümer.

### Alte Münzen im Kaukaſus.

Ein Bewohner des Dorfes Mtsketa, der ehemaligen Reſidenzſtadt der Könige von Georgien, fand auf ſeinem Felde beim Eggen ein kleines Gefäß, das, als er es berührte, in Stücke zerfiel. Es enthielt mehrere Silbermünzen, von denen einige noch vollkommen wohl erhalten waren. Kenner haben ſie, nach ihrem Gepräge, als von der Dynaſtie der Saſſaniden herrührend erkannt, folglich wurden ſie ungefähr 800 Jahre vor Chriſti Geburt geſchlagen.

Römiſche und griechiſche Alterthümer in Rußland.

In den Ruinen der alten Pantikapea, in der Nähe von Kertch, hat man einen Marmor mit einer griechiſchen Inſchrift gefunden, deren erſte Worte unlesbar ſind. Doch kann man daraus entnehmen, daß das Ganze ein der Ceres geweihtes Denkmal, unter der Regierung des bosphoriſchen Königs Spartacus, Sohns des Eumelus, war, der von 304 bis 284 vor unſerer Zeitrechnung regierte. Der Bosphor war zu jener Zeit die Kornkammer Griechenlands. Vor einigen Jahren hat man ein ähnliches Denkmal zu Anapa gefunden. Es iſt jetzt zu Theodoſia aufgeſtellt, und war ebenfalls der Ceres und ihrer Prieſterin Ariſtonia gewidmet.

Im Dezember 1824 entdeckte man bei dem Schloſſe Poniatowka, 7 Stunden nördlich von Cherſon, am Dnepr, einen ſchwarzen, mit griechiſchen Münzen angefüllten Topf. Sie rührten von der alten griechiſchen Stadt Olbia her, deren Trümmer man noch jetzt am rechten Ufer des Bug, bei ſeiner Vereinigung mit dem Dnepr, bemerkt. Auf den Münzen ſieht man auf der einen Seite einen Pan mit Hörnern und Bart, und auf der andern den Namen der Stadt Olbia. Auch hat man 1824 noch viele Münzen und Marmorbruchſtücke mit Inſchriften und Basreliefs auf der Inſel Tendra gefunden. Es bleibt demnach kein Zweifel mehr, daß die Achillesſpiele in dieſer Inſel gefeiert wurden, und daß ſich die berühmte Arena oder der Dromos Achilleos hier, und nicht auf der Landenge von Kinburn, befand.

Auf einem dieſer Marmorbruchſtücke ſieht man Achilles mit dem Helm und einem Schild am linken

Basreliefs, Bildhauerarbeiten und andere intereſſante Bruchſtücke. Der Boden von Avenches iſt unerſchöpflich, und man kann auf jeden Fall noch eine ſehr reiche Ausbeute erhoffen. Mehrere Muſivboden, die man bereits entdeckt hat, und andere ſehr ſchöne Denkmäler ſind wieder mit Erde bedeckt worden, um ſie vor Zerſtörung zu bewahren.

Am 14. April d. J. hat man 1 Fuß 6 Zoll unter dem Raſen einen neuen Muſivboden gefunden, der leider ſchon ſehr beſchädigt iſt. Er iſt 39½ waatländiſche Fuß lang, 23 Fuß breit, und iſt aus kleinen zugeſpitzten weißen und ſchwarzen Steinen zuſammengeſetzt, von denen jeder nur 4 bis 5 Quadratlinien mißt. Eine breite Blätterguirlande, aus denſelben Steinen beſtehend, umſchlingt das Ganze. Einige Tage vorher fand man, 4 Fuß unter der Oberfläche, eine Amphora von 3 Fuß Höhe und 9 Zoll im Durchmeſſer. Sie war vollkommen wohl erhalten.

Durch den vergangenen milden Winter begünſtigt, haben mehrere Privatperſonen Nachgrabungen angeſtellt, und ſehr viele Baumaterialien an den Tag befördert. Dieſe Trümmer bieten einen ſehr ſonderbaren Anblick dar. Seit undenklichen Zeiten finden jährlich ähnliche Ausgrabungen ſtatt, und doch ſind die Materialien lange noch nicht erſchöpft. Die Unternehmer beſchäftigen ſich jedoch nur mit der Ausgrabung des ihnen nützlichen Mauerwerks, und ſtellen daneben, oder im Innern der ehemaligen Gebäude, keine Nachforſchungen an. Es iſt demnach zu wünſchen, daß endlich regelmäßige Nachgrabungen angeſtellt werden, die gewiß die intereſſanteſten Reſultate darbieten würden.

# Neueſte Literatur.

## Frankreich.

Immer reich an neuen literariſchen Erzeugniſſen, ſchreitet Frankreich unaufhaltſam fort in der breiten Bahn der Ziviliſation und ſeiner innern Verbeſſerung. Wir führen hier bloß die vorzüglichſten Werke an, welche in der letzten Zeit erſchienen ſind. „Elemente der allgemeinen Anatomie, von Béclard.“ Die anatomiſchen Nachforſchungen der Alten waren nur auf die topographiſche Beſchreibung des menſchlichen Körpers beſchränkt. Der Traktat de usu partium von Galian iſt in dieſer Hinſicht das merkwürdigſte Werk. Aber die Wiſſenſchaft verlangt mehr. In den letzten Zeiten hat ſie reiche Kontingente erhalten. Das in Rede ſtehende Werk iſt eins derſelben, und kein unwürdiges. — „Anatomie des Menſchen, von Cloquet, herausgegeben von Laſteyrie.“ Die ſechsunddreißigſte und ſiebenunddreißigſte Lieferung dieſes intereſſanten Werks iſt erſchienen. — „Anatomiſche, phyſiologiſche und pathologiſche Nachforſchungen über das Adernſyſtem, von Breſchet.“ Ein verdienſtliches Unternehmen, das befriedigende Reſultate verſpricht. — „Geometrie in Beziehung auf Induſtrie, von Bergery.“ Das Beiſpiel, welches Karl Dupin in Unterrichtung der induſtriellen Klaſſen gegeben, macht immer erfreulichere Fortſchritte. Das angedeutete Werk iſt davon ein Beweis mehr. — „Geographiſcher und ſtatiſtiſcher Atlas der Departemente Frankreichs und ſeiner Kolonien; Wahlkräfte Frankreichs zu Ende 1827, und fortſchreitende Bewegung der Kräfte Frank-

reichs ſeit 1814, von Karl Dupin.“ Beide Erſcheinungen, vorzüglich aber die letzte, bieten ein hohes Intereſſe dar. — „Blick über die Fortſchritte der Ziviliſation im Jahr 1827, von Gondinet; Anſicht von dem Zuſtande der Ziviliſation in Frankreich, von Smith; Prüfung unſerer Wahlgeſetze u. ſ. w., von Duchesne; Vom Staatsrath, in Uebereinſtimmung geſetzt mit den Grundſätzen der konſtitutionellen Karte, von Mongalvy.“ Alle dieſe Werke berühren mehr oder weniger die politiſche Ordnung der Dinge, und gewähren darüber manche beachtenswerthe Anſichten. — „Bericht in der allgemeinen Verſammlung der Geſellſchaft zur Ausrottung der Bettelei in der Stadt Bordeaux, von Hauſſez; Mittel die Bettelei zu Marſeille zu vertilgen und ihr vorzubeugen.“ Die Bettelei in Frankreich, vorzüglich in den großen Städten, iſt auſſerordentlich ſtark. Man kann ſie durch Zwangsmittel nicht vermindern. Darum bilden ſich nach und nach Geſellſchaften, die denſelben Zweck durch andere Mittel zu erreichen ſuchen, was ihnen größtentheils auch gelingt. — „Hiſtoriſches Wörterbuch, von Feller.“ Die ſiebente Ausgabe dieſes Werks iſt erſchienen. Eben ſo die dritte von der „Geſchichte Frankreichs, von Montgaillard.“ — „Geſchichtliche und anekdotiſche Denkwürdigkeiten über die Königinnen und Regentinnen, von Dreux du Radier.“ Die Denkwürdigkeiten haben das Privilegium, die öffentliche Neugier in Anſpruch zu nehmen. Die gegenwärtigen ſind Auszüge alter Chroniken und Originalhandſchriften, die man mit Vergnügen lieſet. — „Hiſtoriſche und politiſche Briefe über Portugal, von Joſeph Pecchio.“ Kein Zeitraum iſt reicher an Stoff für

den Geſchichtſchreiber geweſen, als der gegenwärtige. Darum darf man ſich über die Menge der Mittheilungen nicht wundern. „Blick über die ägyptiſchen Hieroglyphen und über die Fortſchritte, welche man bis jetzt in ihrer Entzifferung gemacht hat, von Brown.“ Ueberſetzung eines beachtungswerthen Werks aus dem Engliſchen. — „Bertha und Robert, von Anglemont; O'Neill, oder der Rebell von Litton Bulwer, überſetzt von Preble; Elegien und Poeſien von Barbois; Dichtungen von Désormery.“ — „Der Kanzler und die Zenſoren. Sittenroman von Lamothe-Langon.“ Stechend, aber wahr und Punkt für Punkt aus der Geſchichte entlehnt.

## England.

„Vergleichende Tabelle über Frankreichs Handel mit allen Welttheilen, vor der Revolution und ſeit ſeit der Reſtauration, von Moreau.“ Gewährt eine Ueberſicht von den Fortſchritten, welche Frankreichs Ausfuhr, und überhaupt ſein Handel, gemacht. — „Zwei Jahre in Awa, von Trant.“ Schilderung der Reiſe der britiſchen Geſandtſchaft in Birmanien und ihrer Audienz bei dem Könige dieſes Landes. — „Denkwürdigkeiten Sir Kenelm Digbys.“ Intereſſante Mittheilungen über die Sitten der Höfe zu London, Madrid und Paris, zur Zeit Karls I. und Cromwells. — „Briefe über Griechenland, von Blaquière.“ Voll wohlwollender Geſinnungen für das griechiſche Volk, nebſt intereſſanten Seitenblicken auf ſeine Sitten, Hilfsquellen und Hoffnungen. — „Unparteiiſche Prüfung des Syſtems Hamiltons, den Sprachunterricht betreffend, von Santagnello.“ Ueber

denſelben Gegenſtand ſind noch zwei andere Schriften von Donato und Joachim de Prati erſchienen. — „Wörtliche Analyſe der Geſchichte der Verſchwörung zu Venedig im Jahr 1628, von St. Real.“ Dies Buch iſt zur Unterrichtung und Erlernung der franzöſiſchen Sprache, nach Hamiltons Syſtem, beſtimmt. — „Athenäum und der Sphinx.“ Das erſte iſt ein kritiſches und literariſches, das andere ein politiſches und literariſches Journal. Beide ſind neuen Urſprungs und können mit der Zeit ſehr gut werden. Die ſogenannte britiſche Freiſinnigkeit iſt durchaus egoiſtiſch. Sie beſchränkt ſich auf einige Hauptgrundſätze in der Literatur, wie in der Religion, und in der Geſetzgebung. Ueberall ſchimmert der unduldſame Inſtinkt des Anglikanismus vor, der ſich gegen den Pabſt inſurgirt, aber ſeine Pfalz-Biſchöfe beibehält; der verlangt, daß man die Transſubſtantiation verlache, aber daß man an die Conſubſtantiation glaube. Selbſt die Zeitſchriften und Revuen erkieſen ſich von Zeit zu Zeit ein Opfer, um es dem Baal der Volksalbernheit darzubringen. Die Rezenſenten dieſes Landes bemächtigen ſich eines fremden Schriftſtellers auf dieſelbe Weiſe, wie die alten mexikaniſchen Prieſter eines ſpaniſchen Gefangenen, um ihn unbarmherzig auf dem Altar des britiſchen Stolzes zu opfern, nachdem ſie ihn vorher alle Martern der entehrendſten Pedanterie haben ausſtehen laſſen. So wurde vor einigen Jahren der ehrwürdige Göthe von der Edinburger Revue mißhandelt. — Eine neue Zeitſchrift ſcheint von dieſem pöbelhaften Verfahren eine Ausnahme machen zu wollen. Sie erſcheint ſeit Kurzem unter dem Titel: „Dreimonatliche fremde Revue

(Foreign Quarterly Review)“ und gibt eine unpartheiſche Analyſe der merkwürdigſten Erzeugniſſe der verſchiedenen europäiſchen Literaturen.

## Nordamerika.

„Nordamerikaniſches Medizinal- und Chirurgikal-Journal. Herausgegeben von der Geſellſchaft Kappa Lambda (redigirt von Hugh, Hodge, Franklin, Bache und La Roche).“ Dieſe wichtige Zeitſchrift erſcheint mit vielem Erfolg zu Philadelphia. Sie enthält äuſſerſt intereſſante Abhandlungen, Entdeckungen und Theorien. — „Amerikaniſches Journal für Wiſſenſchaften und Künſte, von Silliman.“ Glücklicher Weiſe für die Wiſſenſchaften, war die Erſcheinung dieſer Zeitſchrift nur verzögert, und nicht eingeſtellt. Das neueſte Heft vom Januar 1828 iſt ſehr inhaltsreich.

## Südamerika.

„Hiſtoriſcher Geſammtüberblick der Revolution der vereinigten Staaten von Mexiko, von D. Pablo de Mendibil.“ Es gab bereits eine Geſchichte der mexikaniſchen Revolution, von D. Carlos Maria Buſtamente. Aber dies Werk war unzulänglich, oft parteiiſch und verworren, zudem unklar, unvollſtändig und dennoch zu bändereich, um populär werden zu können. Der gegenwärtige „Geſammtüberblick“ iſt ein vortrefflicher Auszug aus jenem Werke. Er verdient in jeder Hinſichtung die Beachtung der gelehrten Welt.

## Italien.

Es erſcheinen wohl noch einige neue Werke in der Halbinſel jenſeits den Alpen; aber beſonders wichtig

ſind ſie nicht, wie man auf den erſten Blick ſchon nach den Titeln ermeſſen kann. „Von dem Zuſtand des Ackerbaus im Norden Europa's und vom Getreidehandel überhaupt, von Lampato.“ Iſt nach engliſchen Hilfsquellen bearbeitet. — „Was iſt das Gedächtniß in ſeinem geſunden Zuſtande? von Romognoſi; Verſuch, dem gänzlichen Verfall der Beredſamkeit in Italien vorzubeugen, von Pezzi; die Georgika Virgils; die Braut von Meſſina, Trauerſpiel von Schiller, überſetzt von Maffei, nebſt einer Vorrede von Ambroſoli.“ Dieſe Ueberſetzung iſt geſchmeidig und gut; ſie läßt die Schönheiten des Originals unentſtellt, und gewährt ihm, durch die Harmonie der italieniſchen Sprache, ſelbſt neue, vollkommen anpaſſende. — „Grabgeſang über den Tod des berühmten Aſtronomen Joſeph Piazzi, von Gallo.“ — „Allgemeine Jahrbücher der Statiſtik, Staatswirthſchaft, Geſchichte, Reiſen und des Handels, Theologie; allgemeine Jahrbücher des Ackerbau's und der Landwirthſchaft; Zeitſchrift der chemiſchen Arzneikunde, von Cattaneo.“ Dieſe drei Journale erſcheinen zu Mailand, und ſind ſehr verdienſtlich.

---

## Rußland und Polen.

„Zeitſchrift der Verbindungswege.“ In ruſſiſcher und franzöſiſcher Sprache. Auſſerdem ein Paar Dutzend Sonnette von Mickiewitſch, eine Ueberſetzung der Apologe von Dmitriew, aus dem Polniſchen ins Ruſſiſche, und des Brunnens von Baktſchi Saray von Puſchkin, aus dem Ruſſiſchen ins Polniſche — das iſt Alles, was dieſe beiden Literaturen Merkwürdiges dargeboten

haben. Man ſieht, daß man dort noch moraliſch à la main chaude ſpielt.

---

### Niederlande.

„Elementar-Aſtronomie, von Quetelet.“ Aus dem Franzöſiſchen ins Holländiſche überſetzt. — „Baliſtiſche Theorien, von Scheer de Lionaſtre; Denkſchrift der Feldlager, von Urbain; Kalender des neunzehnten Jahrhunderts; Verhandlung über den niederländiſchen Kunſthandel, von van Omverkerk de Vries.“ Es iſt dieſes letzte Werk von der wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft zu Harlem gekrönt und herausgegeben worden. — „Plutarch der Niederlande, oder Leben berühmter Männer dieſes Königreichs, von Ader.“ Enthält kurze Biographien und Karakteriſtiken.

---

### Dänemark.

„Geographiſcher Pflanzenatlas, von Schuw; Tabelle über den Zuſtand des Klima's in Dänemark, von demſelben; Beiträge zur vergleichenden Klimatologie, von demſelben.“ Vielfach wichtig und intereſſant ſind die in dieſen drei Werken enthaltenen Beobachtungen. — „Die Edda und ihr Urſprung, von Finn Magnuſen; däniſche Edikte und Verordnungen der Könige des Hauſes Oldenburg, von Kolderup-Roſenwinge; däniſche Gerichte des Hofes und der Städte, von demſelben.“ Es bilden dieſe beiden Werke den vierten und fünften Band der däniſchen Geſetzſammlungen, und ſie ſind ſehr beachtungswerth.

---

### Däniſche Zeitſchriften.

Die erſte Zeitſchrift in Dänemark erſchien in den in den letzten Regierungsjahren Chriſtians IV. unter

dem Titel: Ordinaire Curanten, 1644; zwölf Jahre ſpäter folgte ihr eine zweite, und von 1656 bis 1677 wurde eine dritte, der däniſche Merkur genannt, herausgegeben.

Gegenwärtig zählt man in Dänemark achtzig Zeitungen oder Zeitſchriften, die entweder täglich, oder zweimal wöchentlich, oder in Heften von ſieben bis acht Druckbogen monatlich, oder alle drei Monate, erſcheinen. Siebenzig von dieſen Zeitſchriften werden in däniſcher Sprache redigirt und zu Kopenhagen und in den vorzüglichſten Provinzialſtädten herausgegeben, ſechs in deutſcher Sprache, im Holſtein, zwei in isländiſcher Sprache, für Island, und zwei in den däniſchen Kolonien in Weſtindien.

Die eigentlich däniſchen Zeitſchriften ſind folgende:

A. Theologie. Neue Bibliothek für Theologen, von Jens Möller. Sie iſt ſehr orthodox, aber ohne Unduldſamkeit. — Theologiſche Monatsſchrift, von Rudelbach und Grundtwig. Ihr Ton iſt ſtreng; aber ſie iſt gelehrt und gut geſchrieben. — Repertorium für theologiſche Gegenſtände, von Thiſted. Seine Anſichten ſind erhaben und ſtark. — Däniſches Religionsblatt, von Rönne. Beſchäftigt ſich vorzüglich mit Miſſionsangelegenheiten.

B. Jurisprudenz. Juriſtiſche Zeitſchrift, von Oerſted. Gang und Entwickelung der darin verhandelten Gegenſtände ſind klar und verſtändlich, und es iſt dieſes Werk wirklich klaſſiſch. Es wurde 1804 begonnen, und beſteht jetzt aus fünfundſiebenzig Bänden. Davon erſchienen die erſten dreißig unter dem Titel: Juriſtiſches Archiv, die folgenden dreißig unter dem

Titel: Neues juriſtiſches Archiv, und die fünfzehn letzten unter dem gegenwärtigen.

C. Militärweſen. Neues Magazin für militäriſche Wiſſenſchaften, von Ewald, Fibiger und Jahn. Es enthält ſehr viele gute Originalaufſätze, Auszüge und Ueberſetzungen aus fremden Werken. — Archiv für Seeweſen, von Coninck und Brun. Enthält mehrere ſehr intereſſante Mittheilungen.

D. Arzneiwiſſenſchaft. Bibliothek für Aerzte, von Saxtorph, Wiborg und Bang. Eine Sammlung merkwürdiger Thatſachen und Beobachtungen. — Neue Hygäa, von Otto. Original-Abhandlungen über Arzneiwiſſenſchaft und Wundarznei, Auszüge u. ſ. w. — Zeitſchrift für Phränologie, von Otto. Der Herausgeber iſt ein großer Bewunderer Galls und Spurzheimers.

E. Phyſik, Mathematik, Naturgeſchichte, induſtrielle Künſte. Zeitſchrift für Naturwiſſenſchaften, von Oerſted, Reinhardt und Hornemann. Steht im erſten Range aller däniſchen Journale. — Staatswirthſchaftliches Archiv, von David. Enthält wichtige Denkſchriften und kritiſche Andeutungen. — Neue landwirthſchaftliche Zeitung, von Kollin und Drewſen. Reich an Verbeſſerungsvorſchlägen. — Däniſche polytechniſche Zeitſchrift, von Thaarup. Verſpricht ſehr viel. Bis jetzt iſt nur ein Band erſchienen. — Magazin für Künſte und Handwerke, von Urſin. Unterrichtet das Publikum von den beachtungswertheſten Entdeckungen, Verbeſſerungen und allen merkwürdigen Ereigniſſen, in Bezug auf Künſte und Handwerke.

F. Geſchichte und Geographie. Für Geſchichte, von Kollin. Kann ſehr gut werden. — Archiv für Geſchichte und Geographie, von Riſe. Hiſtoriſche Denkſchriften aller Zeiten, aller Länder. — Nordiſche Zeitſchrift, von Molbeck. Sehr intereſſante Aufſätze über Geſchichte, ſchöne Künſte und Literatur. — Journal für Politik, Natur- und Menſchenkunde, von Wolf. Viele wichtige geſchichtliche Thatſachen, Anekdoten u. ſ. f. Im Ganzen ſechszig Bände. — Archiv für Pſychologie, Geſchichte, Literatur und Kunſt, von Oſt. Erläuterungen über merkwürdige oft nicht hinlänglich bekannte Thatſachen. Ein nützliches Werk. — Magazin für Reiſebeobachtungen, von Nyerup. Höchſt intereſſante Notizen. — Magazin für Natur- und Völkerbeſchreibung, von Gyntelberg. Beſchäftigt ſich vorzüglich mit Ethnographie, und verſpricht immer reichhaltiger zu werden.

G. Alterthümer. Antiquariſche Jahrbücher. Herausgegeben von der königlichen Kommiſſion für Alterhümer. Die bis jetzt erſchienenen vier Bände enthalten viele intereſſante Aufſätze und Beſchreibungen hinſichtlich der Archäologie und der alten Geſchichte. — Zeitſchrift für nordiſche Alterthümer. Herausgegeben von der Geſellſchaft der Alterthumsforſcher. Denkſchriften der Geſchichte, Sprache und Alterthümer des Norden.

H. Vermiſchte Werke. Bibliothek für Freunde der Erziehung, von Michelſen, Wisby und Börreſen. Beſchäftigt ſich mit allen auf Erziehung Bezug habenden Gegenſtänden. — Däniſche Literaturzeitung, von Moller. Die erſte Abtheilung wurde 1720 begonnen. Einige gute Aufſätze; aber wenig geſunde Kritik. — Nemeſis.

verhandelt ausſchließlich nur rein literariſche Gegenſtände. — Koppenhagens fliegende Poſt, von Heiberg Sohn. Angenehme Erzählungen und Scherze. Beobachtungen über Theater und Literatur. — Griechenfreund, von Stockpleth. — Hertha, von Liunge. — Nordlicht, von Blicher. — Der Hausfreund, von Wegener. — Neue Bibliothek für erheiternde Lektüre, von Riſe. — Leſefrüchte, von Elmquiſt. — Monatsroſen, von Owerskon. — Original-romantiſche Sagen, von Wildt. — Oſſian, von Löhde. — Der Schwan. — Schneelilien, von Elmquiſt. — Bibliothek für däniſche Leſer, von Schaldemoſe. — Der Telegraph, von Thaarup. — Forſetes, von N. N. Alle dieſe leichte Blätter enthalten Erzählungen, Anekdoten und Gedichte. — Der Bürgerfreund. Ein angenehmes und nützliches Unterhaltungsblatt. — Däniſche Bibliothek, von Thaarup. Verſpricht ſehr viel. — Theaterblatt, von Liunge. — Die Streifwacht und der krähende Hahn ſind unbedeutend. — Die Minerva und der Zuſchauer, von Rahbek und Pram, erſcheinen leider nicht mehr. Sie waren ſehr geiſtvoll und gediegen.

I. Zeitungen. Staatszeitung, redigirt von Knunſen. Sie exiſtirt ſeit 1720 und iſt keineswegs beliebt. — Der Tag, von Thaarup. Hat 1803 begonnen und iſt unparteiiſch. — Koppenhagens Schilderer, von Thaarup. Datirt von 1804 und enthält größtentheils wiſſenſchaftliche Abhandlungen. — Collegialſidenden. Offizielle Zeitung des Miniſteriums. Enthält die königlichen Verordnungen, Rundſchreiben u. ſ. w., und wird von Oerſted und Monrad redigirt. Sie exiſtirt ſeit 1798. — Tagesanzeigen. — Der

Polizeifreund. Eine Art Friedensrichter. — Handels- und Induſtriezeitung, von Slegel und Nawert. Tages-, Handels- und Schiffahrts-Neuigkeiten. — Waarenpreiſe. — Koppenhagens-Poſt. — Neue Freia. — Der weſtſeeländiſche Anzeiger, von Baſtholm. Dieſe letzte iſt ſehr intereſſant. Viele ſeiner Artikel werden ins Deutſche und Schwediſche überſetzt. — Finniſche Staatszeitung, von Hanck (bis 1827 von Iwerſen). — Finniſche Zeitung, von Hempel. — Thisleds Amtsanzeiger. — Wiborgiſcher Sammler. — Randers Amtsanzeiger. — Aarhuuſer Zeitung. — Ribeſer Zeitung. — Aalborger Zeitung. Die ſechs letzten erſcheinen in Nord-Jütland, und ſind ziemlich gut redigirt. — Zeitung der Inſeln Laaland und Falſter. Schlecht. — Helſingoer Anzeiger. — Bornholmer Amtszeitung. — Sundliſte zu Helſingör.

Deutſche Zeitſchriften.

Schriften der ſchleswig-holſteiniſchen patriotiſchen Geſellſchaft. Erſcheinen zu Altona und enthalten intereſſante Beobachtungen und Notizen über Induſtrie, Landwirthſchaft, Künſte und Handwerke. — Staatsbürgerliches Magazin, von Falk. Mehrere wichtige politiſche und geſchichtliche Abhandlungen. — Schleswig-holſteiniſche Provinzialberichte, von Peterſen. Von allgemeinem Intereſſe und ſehr nützlich. — Rendsburger Wochenblatt. — Glückſtädter Anzeiger. — Altonaner Merkur. Der letzte gibt die Tagesneuigkeiten.

Isländiſche Zeitſchriften.

Skirner, Fortſetzung des von 1817 bis 1826 beſtandenen Geſchichtswerks: Sagnablod. Sehr verdienſtvoll. — Die Kloſterpoſt von Stephanſen. Enthält viel Beachtungswerthes.

Von den beiden Kolonialzeitungen erſcheint die eine auf St. Thomas, die andere auf der heil. Kreuzinſel. Beide enthalten Tagesneuigkeiten, Anzeigen, Aufſätze in Verſen und in Proſa, Steckbriefe und königliche Verordnungen.

---

# Kritik.

## Die Zeitungen der Gegen-Revolution in Frankreich. (La Gazette de France. — La Gazette universelle de Lyon. — La Quotidienne. — Le Conservateur de la restauration.)

Als 1824 Châteaubriand in Ungnade fiel und vom Miniſterium ausgeſchloſſen wurde, ging mit dem Journal des Débats eine ganz eigene Umgeſtaltung vor, die Jedermann in Erſtaunen ſetzte und die Jedermann durch Freundſchaftsverbindung und verletzte Eigenliebe ſich zu erklären wußte. Aber man bemerkte nicht, daß das der Anfang einer neuen Aera für den „Journalismus“ ſei.

Bis dahin, und mit Ausnahme einiger Monate in den Jahren 1818 und 1819, wo die Freunde des von Decaze über den Haufen geſtürzten Syſtems ihre Herzenserleichterungen in Châteaubriands Conservateur niederlegten, gab es nur zwei ſcharf von einander geſonderte Parteien: die der miniſteriellen Blätter, im Solde der Schatzkammer, und die der konſtitutionellen Oppoſition.

Welchen Veränderungen auch das Miniſterium unterworfen ſein mochte, die beſoldeten Zeitungen ge-

hörten immer zum Hausweſen, und leiſteten ihrer neuen Herrſchaft dieſelben Dienſte, wie ihrer geweſenen. Ihre ſophiſtiſche Stiefelwichſe, vulgo Dinte genannt, war jedem Afterleder zugethan.

Die Oppoſitionsblätter ihrerſeits, die man mehr als Handelsſpekulationen, denn als wirkliche Meinungsposaunen betrachten konnte, bewahrten ebenfalls ihre Stellung und ſcharmützelten, mit dem Unterſchied einiger Muth- oder Schonungſchattirungen, ihrer Umſicht oder ihrer Vorurtheile, beſtändig mit den verſchiedenen Miniſtern.

Aber ſeit 1824 erlitt das Journal des Débats und die Quoitidienne eine vollſtändige Revolution, die jetzt ihre Früchte trägt, indem Villele und die Kongregation und ihre beiderſeitigen Organe ſie nachzuahmen ſich bemühen.

Keines der alten Miniſterialblätter iſt im Dienſte des neuen Miniſteriums geblieben, und Martignac hat ſich genöthigt geſehen, ſich ein neues Inſtrument (den Messager des chambres) zu ſchaffen, um ſich und ſeine Freunde zu vertheidigen.

Man muß Villele Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sein geſchmeidiger, ſchlauer Geiſt, ſeine in ſich ſelbſt vertrauende Kühnheit, hat das Spiel der neuen Inſtitutionen Frankreichs begriffen. Während er die Macht in Händen hatte, fürchtete er die Preßfreiheit wenig oder nicht. Und ſelbſt als die Hilfsquellen des ihm zu Gebote ſtehenden Jeſuitismus erſchöpft waren, als das brutale Geſchrei ſeiner Faktion immer ärger wurde, ſtand er lange an, ſie zu beſchränken.

Ein gewiſſer Inſtinkt ſchien ihm zu ſagen, daß er eines Tages ſeiner Roßſchweife beraubt und mit

Vorwürfen überhäuft, ihrer bedürfen werde; daß er unter ihrer Aegide, ſelbſt als Geſpenſt noch furchtbar, Gimpel und Mazetten lange ins Haſenpanier jagen werde.

Darum iſt er auch nicht einen Augenblick unentſchieden geblieben, ob er das Beiſpiel Deſerre's, Richelieu's, Pasquier's und Lainé's nachahmen, und eine Salon-Oppoſition in der Pairskammer bilden, oder ob er, wie ſein Todfeind Chateaubriand, mit ſeinen alten Commis und ſeinem in eine „Gazette" metamorphiſirten Stern, unter regelmäßiger, abſoluter Disziplin, fortboxen ſolle, gerade als befinde er ſich noch auf dem Gipfel ſeiner Größe und Macht.

Die Mitglieder der gegen-revolutionirenden Partei haben nichts Beſſeres gewußt, als ihren Meiſter nachzuahmen. Sie haben ſich bandenweis organiſirt, und jeder „Klan" ſchwingt ſeine beſondere Fahne. Denn obgleich ſie dieſelbe Deviſe „Una fides, unum baptisma" haben, ſind ſie doch eben ſo wenig einig, als die ſogenannten Liberalen.

In dieſer abſolut-monarchiſchen Parthei herrſcht ſelbſt noch mehr demokratiſche Freiheit, als in der rein-konſtitutionellen. Die arme, ſo oft verleumdete Preſſe druckt und druckt, und brütet die ſonderbarſten Dinge aus, die oft ſehr ſtark nach ariſtokratiſcher Ohnehoſerei riechen.

Aber das iſt alles in der Regel, und nach einem Geſetze, das man mit ſo vielem Bedauern unter der öffentlichen Verachtung hat fallen ſehen, iſt man jetzt ſehr froh, dieſer Freiheit ſich ſelbſt bedienen zu können. Alle Feudal-Eitelkeiten, alle Hof-Beſchränktheiten, die vor Kurzem noch über Skandal ſchrien, daß ein ge-

nialer Miniſter ſich zu vertheidigen wage, laſſen ſich jetzt zur Zeitungsfabrikation herab und ſchreiben ſich die albernſten Briefe von Melun, Monthery, Lille, Verſailles, Meudon, Charenton u. ſ. w. Deſto beſſer für Frankreich und für die Wahrheit.

Aber um Nutzen davon zu ziehen, muß man den Zorn verbannen, muß man die Lügen und Schlechtigkeiten, die den eigentlichen Grundſtoff dieſer täglichen Pasquille gegen das Land und gegen die Regierung bilden, nur als das betrachten was ſie ſind, als den Auswurf des Allerverächtlichſten, was die Erde trägt.

Kalt und aufmerkſam muß man die Märſche und Gegenmärſche der Bande betrachten, die Frankreich nur zu täuſchen und zu hintergehen ſucht, um deſto beſſer ſein Grundgeſetz, die Recht und Ehre und Freiheit ſchirmende Charte zu zerreißen, um Wahrheit und Vernunft mit Füßen zu treten, um den alten Feudal- und Kaſtengeiſt wieder zu erheben, mit einem Worte, um Frankreich mit dem kläglichen Spanien auf eine und dieſelbe Stufe zu ſtellen.

Unter den Organen dieſer Faktion zeichnet ſich beſonders eins aus, das gewiſſermaßen alle Hoffnungen und die ganze Rachelust der ehemaligen Adminiſtration Villele's in ſich konzentrirt. Dies Organ iſt die Gazette de France, weiland l'Etoile (Stern) und neuerdings la mère Duchêne genannt. Sie wurde von einer fanatiſchen und unwiſſenden Polizei erzeugt, erhielt ſodann die Halboffenbarungen des erſten Miniſters, und trug ſechs Jahre lang den Stempel dieſes Doppelberufs.

Bald wüthend, bald politiſch verſöhnend, bald den Abſolutismns und die Unverſchämtheit der Kon-

gegration durch die Autorität des Staatsmannes beſchränkend, bald die Langſamkeit und Beſorgniß des Staatsmannes mit dem Zorn und den Verwünſchungen der Kongregation angreifend, lebte ſie gewiſſermaßen von den Brocken, die ihr von verſchiedenen Tiſchen zugeſchleudert wurden. Sie war ein Gemiſch barbariſcher Unerfahrenheit geheimer Geſellſchaften und der Halbgewandtheit einer Verwaltung ohne Grundſätze, zudem heuchleriſch, treulos und anmaßlich wie ein Bankjude, oder wie ein wahrer Baalspfaff.

Nach Villele's Sturz glaubte man, daß ſich die Gazette dem neuen Miniſterium zuwenden werde, und ſie ſchien auch nicht wenig Luſt dazu zu haben, weil es ihr im Grunde ſehr gleichgültig war, wer ſie bezahlte, und welcher Sache ſie diente. Aber die neuen Miniſter wollten mit einem ſo ſehr verrufenen und entehrten Inſtitut nichts zu ſchaffen haben, und es blieb ihr nun nichts anderes übrig, als Hungers zu ſterben, oder ſich in die Arme ihrer alten Patrone zu ſtürzen, die ſie, zwei Minuten früher, recht gern beſchimpft haben würde, wenn man ſie nur dafür hätte bezahlen wollen.

Alle mögliche Liſt und Treuloſigkeit wurde nun aufgeboten, um den Hof zu erſchrecken, und das Wort „Revolution", deſſen die Kongregation wie einer Elektriſirmaſchine ſich bedient, um Nervenanfälle zu erzeugen, wurde wieder vorangeſtellt. Uebrigens bemerkte man in allem dieſem Gewäſch, gerade wie zur Zeit der Adminiſtration Villele's, nicht die mindeſte politiſche Anſicht, keinen Entwurf, keinen Plan, ausgenommen das Spiel der niedrigſten, der entehrendſten Intrigue; Deklamationen zum Angriff, Deklamationen

zur Vertheidigung; aber über Alles ein ſeltenes Talent, Thatſachen und Meinungen zu entſtellen, politiſche Widerſprüche ausgezeichneter Perſonen im ungünſtigſten Lichte darzuſtellen, und ſich aller möglichen Mittel, ſie mögen auch ſo ſchlecht und verworfen ſein als ſie wollen, zu bedienen, um zum Zwecke zu gelangen.

Mit derſelben Taktik, aber doch mit einer gegewiſſen Doktrine, tritt auch die Gazette universelle de Lyon auf. Dies Blatt iſt durchaus prieſterlichen und jeſuitiſchen Urſprungs, und bildet das Organ des großen Zentral-Ausſchuſſes der Kongregation im Oſten und Süden. Lange war es feindſelig gegen Villele geſinnt, und bedrohete ihn unaufhörlich im Namen der Religion. Nur wenige Staatsmänner nahmen offenen Antheil an ſeiner Redaktion; aber viele boten ihm heimlich ihr Opfer dar. Die Arbeiter dieſes Inſtituts ſind weit zerſtreut, wie die Jeſuiten und die Kongregation. Es ſind meiſtentheils junge Prieſter oder Laien, die noch unbeamtet, folglich von Rechtswegen mißvergnügt ſind. Ein gewiſſer Madrolle iſt der eigentliche Typus dieſer Faktion, deren Lehrſatz nichts anderes, als der materielle und rein-politiſche Katholizismus iſt, und die nur den Papſt und die Inquiſition als oberſte Gewalten anerkennt.

Auf den erſten Blick möchte es ſcheinen, die Quotidienne ſei derſelben Richtung gefolgt. Aber obgleich ſie in in ihren Träumereien mit denſelben Reſultaten ſich beſchäftigt, ſind ihre Farbe und ihr Gang dennoch verſchieden. Sie wurde durch einen Mann gegründet, der nur in der Erinnerung ſeiner Unglücksfälle lebte, und Alles in den ſchwärzeſten Farben ſah.

Sein Blatt war das Echo aller Leidenſchaften in der Vorſtadt Saint-Germain, aller Klagen des erbleichten Feudalſyſtems.

Sein Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten war groß, wie der des Journal des Débats gegen Decaze. Mehrere Deputirte und Pairs, und ſelbſt einige gewandte Schriftſteller, ſchworen zu ſeiner Fahne. Vitrolles, Blacas, Polignac fanden dort ihre natürlichen Stützen. Einige Jahre lang vertheidigte es, unter Chateaubriands Einfluß, Villele s Syſtem. Aber als jener 1824 aus dem Miniſterium trat, zog es ſich auch mit ſeinem Freunde zurück, und lieh ihm ſeine Waffen zur ſogenannten royaliſtiſchen Oppoſition.

Drei Jahre lang führte es dieſen ariſtokratiſchen Krieg gegen das anmaßliche Plebejer-Triumvirat, zwar ohne feſte Grundſätze, und ohne recht zu wiſſen, warum, aber doch mit einer gewiſſen Energie und Beharrlichkeit, bald parlamentariſch und liberal, bald monarchiſch und abſolutiſtiſch und ultramontaniſch wie Lamennais.

Während der letzten Kriſis des miniſteriellen Berges gab ſich die Quotidienne einen neuen Schwung, und nahm eine durchaus gemäßigte, tory-parlamentariſche Sprache an, welche die Theilnahme eines lange einflußreichen Miniſters (Talleyrand) zu verkünden ſchien. Aber kaum war dieſer Paroxismus vorüber, ſo verfiel ſie wieder in ihre alte, engherzige, ſentimentale Frömmelei.

Endlich ganz neuerdings iſt ſie in andere Hände übergegangen. Von ihren Redaktoren iſt Laurentie der einzige, der zu wiſſen ſcheint, was er will. Er iſt ein Zögling Lamennais, und durch ihn iſt der gan-

zer Klike des Mémorial catholique ein neuer Tummelplatz eröffnet worden. Dieſe Klicke predigt „Union“ wie die Gazette; aber nicht „Vergeſſenheit“, weil Rache für ſie Lebensſtoff iſt. Es iſt die Partei der hohen Kongregation, die man gewiſſermaßen als die Ariſtokratie derſelben betrachten kann.

Um dieſe drei Zeitungen ſchwärmen noch einige kleine ſogenannte „geiſtliche Blätter,“ die man als ihre Satelliten betrachten kann, und die keinen beſondern Einfluß ausüben.

Aber ein neuer Ankömmling, der Conservateur de la restauration, macht andere Anſprüche, und ſucht ſich denſelben Kredit, wie der erſte Conſervateur, zu verſchaffen. Man erblickt darin nichts weiter, als die Konvulſionen der Gazette, mit einigen abſtrakten Worten, vielen Verſprechungen und einigen Perſönlichkeiten überdeckt. Allem Anſchein nach iſt dies neue Produkt nichts weiter als ein Doppelzertifikat der vollkommenen Untauglichkeit der Villeliſchen Minorität. Seine Deviſe iſt eine ſymboliſche Blume mit der Umſchrift: „Ecce quam bonum ... habitare in unum.“ Der erſte Artikel iſt zum Todlachen. Man glaubt ſich beim Thurmbau zu Babel zu befinden. Die Sprache iſt das allerſeltſamſte Kauderwelſch. Bald verirrt man ſich in den Myſtizismus der Apokalypſe, bald in die abſtrakte Philoſophie à la Bonald, in der alle Worte unterſtrichen ſind, weil jedes derſelben als höchſt wichtig betrachtet wird.

Ein zweiter Artikel, betitelt: „Eine Paſſion zum Gebrauche der Royaliſten und der Könige“, parodirt die Leidensgeſchichte Jeſu Chriſti auf die unwürdigſte Weiſe, und profanirt die heiligſten Erinnerungen der

Religion dadurch, daß er ſie in politiſche Intriguen und ſchändliche Vergleichungen mit der allgemein verabſcheuten Jeſuitengeſellſchaft umſtaltet.

## Mannichfaltigkeiten.

### Meteora.

Wie ein Adlerneſt, auf dem Gipfel eines ſteil abgeriſſenen Felſen, unfern der Stadt Kalabaka oder Stagi, in Theſſalien (Griechenland), zeigen ſich die Häuſer von Meteora. Man erblickt es bereits in großer Entfernung, ſobald man das von der Salympria bewäſſerte Thal betritt. Am ſonderbarſten zeigt es ſich von Nordweſten. Man betritt eine ſchmale tiefe Schlucht, zu deren beiden Seiten ſteile, zugeſpitzte Felſen ſäulenartig emporſtreben, die mit der großen Felsmaſſe zuſammenhängen. Mehrere derſelben ſind hundert Fuß, andere aber 200 bis 300 Fuß hoch; einige mögen ſelbſt 500 Fuß meſſen. Die griechiſchen Klöſter, aus welchen Meteora beſteht, liegen theils auf dem Gipfel dieſer Felſen, theils in natürlichen und künſtlichen Höhlen. Sie ſind ſo gebaut, daß ihre Mauern zu den ſenkrechten Felſen zu gehören ſcheinen, auf denen ſie ruhen. Man kann nur an Stricken oder auf Leitern zu ihnen gelangen. Ehemals zählte man 24 Klöſter auf dem Felſen von Meteora. Jetzt gibt es dort nur 10, von welchen 7 bewohnt ſind.

Das Kloſter Ayos Stephanos iſt eins der auſſerordentlichſten. Es ſchwebt über einem 130 Fuß tiefen Abgrunde. Ein ſchmaler, ſteiler, gefährlicher Pfad klimmt ungefähr 30 Fuß empor Die Schlucht iſt hier nur 20 bis 30 Fuß breit. Der Felſen iſt ganz ſteil abgeriſſen. Ein Strick und ein Netz werden von oben herabgelaſſen. Man ſetzt ſich in letzteres, und wird in Zeit von 3 Minuten hinaufgezogen. Ein anderer Leiternpfad führt unterirdiſch zum Kloſter.

### Die kleinſte Republik auf der Erde.

Nicht St. Marino in Italien, die eine Bevölkerung von 7000 Seelen hat, iſt die kleinſte Republik, ſondern

Gouſt in den Pyrenäen. Dieſer Weiler, der nur aus einigen zerſtreuten Hütten beſteht und kaum 50 Bewohner hat, liegt auf dem Gipfel eines hohen Berges, ungefähr 3600 Fuß über den warmen Quellen in den Pyrenäen, und gehört weder zu Frankreich, noch zu Spanien, ſondern bildet einen eigenen unabhängigen Staat, der von einem Rath der Alten regiert wird, deſſen Weisheit Geſetzeskraft hat.

Dieſe Republik hat weder einen Prieſter noch einen Arzt, geſchweige denn Zenſoren und ein ſtehendes Heer. Der Staat iſt in das Dorf Laruns eingepfarrt, wo auch ſeine Bürger getauft, verheirathet und begraben werden. Seine Grenzſcheide berührt den Gottesacker des genannten Dorfes, und eine eigene Rinne dient dazu, den Sarg zu ihm hinabrutſchen zu laſſen, eine Operation, die mit auſſerordentlicher Schnelle vollzogen wird. Die Leute in dieſer Republik werden ſehr alt; es gibt einige Hundertjährige darin. Sie verheirathen ſich durchaus im Auslande, und rekrutiren ihre Ehehälften gewöhnlich zu Oſſau, wohin auch ihre Töchter ſich vermählen. Die Bevölkerung iſt auf dieſe Weiſe ſich ſeit Jahrhunderten gleich geblieben, eben ſo wie ihre Sitten, Gebräuche, Traditionen und ihr ganzes inneres Glück.

Niemand in dieſem Staate iſt reich oder arm, vornehm oder gering, Diener oder Herr. Alle Bewohner ſind ſich vollkommen gleich. Was ein Adelicher oder ein ein Sklav, ein Bürgermeiſter oder ein Schmarotzer ſei, davon hat man in dieſem glücklichen Lande nicht den geringſten Begriff. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man noch viel weniger würde begreifen können, zu welcher Vögel- oder Amphibiengattung ein Jeſuit, ein Gendarme und ein Zeitungsſchreiber gehören mögen.

### Gegend zwiſchen dem kaspiſchen und dem Aral-See.

Mehrere ruſſiſche Genie-Offiziere ſind beauftragt worden, die Landſtrecke zwiſchen dem kaspiſchen und dem Aralſee aufzunehmen. Als erſtes Reſultat ihrer Arbeiten

hat ſich ergeben, daß der letzte bei weitem höher liegt, als der erſte. Man erwartet die nähern Umſtände über dieſen wichtigen Gegenſtand mit Ungeduld.

## Potoſi.

Die Stadt Potoſi liegt auf ſehr ungleichem Boden, am Fuße der Felſen. Alle Straßen ſind abſchüſſig; die Luft iſt ſo dünn, und ſo leicht, daß man nicht fünfzig Schritte gehen kann, ohne ſtille ſtehen und Athem ſchöpfen zu müſſen. Man nennt das die Sorroſche. Die Eingebornen ſelbſt leiden daran. Das Klima iſt ſtreng und auſſerordentlich veränderlich. Im Sommer kann man in einem Tage den Wechſel der vier Jahrszeiten verſpüren. Es gibt zu Potoſi keinen Spaziergang, keinerlei Vergnügen. Die Umgebungen ſind nackt und ſteinigt; Früchte, Gemüſe, Holz, ſelbſt Heu, müſſen auf 30 Stunden weit herbeigeſchafft werden. Nach der Zählung von 1826 beläuft ſich die Bevölkerung auf 11,200 Seelen. Vor 30 Jahren zählte man deren noch 52,000. Dieſe Verminderung iſt ein Reſultat der Verheerungen des letzten Krieges. Potoſi iſt jetzt eine arme Stadt, ungeachtet ihrer reichen Goldminen, die jetzt nicht mehr bearbeitet werden, weil es an Menſchen und an Geld fehlt. Der dortige Aufenthalt iſt ſehr traurig; nur am 9. Dezember, dem Jahrstage der Schlacht von Ayacucho, wo öffentliche Freudenbezeugungen ſtattfinden, bietet dieſer Ort einiges Leben dar.

## Verſchiedenheit der Pulſation bei den Europäern und bei den Wilden.

Man hat mehrmals behauptet, daß das Blut bei den Wilden dicker ſei und langſamer fließe, als bei den Europäern. Der General Collot hat darüber einige Experienzien angeſtellt, deren Reſultate jene Vermuthungen zu beſtätigen ſcheinen. Er begab ſich mit ſeinem Adjutanten Warin, einem Dollmetſcher und zwei Bedienten zu den Eingebornen, die in der Nähe von St. Karl kampirten, und die erſt ſeit Kurzem von den obern Theilen des Miſſuri dorthin gekommen waren. Durch einige Geſchenke

bewog man einen Mandanen und einen Häuptling der großen Oſagen, dieſen Verſuch mit ſich vornehmen zu laſſen.

Der Mandane maß 5 Fuß 3 Zoll. Er war durchaus von demſelben Wuchs und derſelben Beleibtheit, wie einer der Bedienten des Generals, ein Amerikaner von Pittsburg. Der Oſage maß 5 Fuß 10½ Zoll, eben ſo viel als der General. Er war nicht ganz ſo ſtark, aber eben ſo alt, nämlich 45 Jahr. Drei, in dem Zwiſchenraum einer halben Stunde wiederholte Berührungen, geben folgende Reſultate für eine Minute: Der Amerikaner 69 Pulsſchläge, der Mandane 60; Verſchiedenheit 9. Der Oſage 62 Pulsſchläge, der General 75; Verſchiedenheit 13. Der Adjutant Warin war etwas kältern Temperaments, als der General. Man zählte bei ihm 72 Pulsſchlage und bei dem Oſagen 62; Verſchiedenheit 10.

Collot hat dieſe Experienz noch mit mehrern andern Indianern in Oberkanada, einem Wolf-Indianer, einem Schawaneſen und mehrern Orkanſen, wiederholt und überall eine Verſchiedenheit von wenigſtens 9 Pulsſchlägen und höchſtens von 16 in einer Minute, zwiſchen den Eingebornen und den Weißen gefunden.

### Erzeugniß der engliſchen Webeſtühle.

Es gibt in Großbritanien 58,000 Webeſtühle zu Verfertigung der Stoffe. Ihr täglicher Ertrag beläuft ſich auf 1,254,000 Yards oder Stäbe (1741 in jeder Minute), auf 7,524,000 in einer Woche, auf 31,300,000 in einem Monat, und auf 276,200,000 in einem Jahre. Berechnet man nun 6 Yard zur Bekleidung einer Perſon, ſo können mit dieſem jährlichen Ertrag 62,700,000 Menſchen vollkommen verſorgt werden. Auf der Erde ausgebreitet, würde er 62,700 Acker bedecken, und ſich auf eine Länge von 213,750 engliſche Meilen (71,250 Stunden) erſtrecken, folglich ſiebenmal über den atlantiſchen Ozean, von Europa nach Amerika, reichen.

### Geſchwornengericht auf Haiti.

Der 199. Artikel der Konſtitution Haiti's beſagt: „Die geſetzgebende Gewalt kann das Geſchwornengericht in Kriminalfällen einführen.“ Demzufolge iſt mit dem 1. Fbr. 1827 dies Gericht in der Negerrepublik eingeſetzt worden, und am 15. November hat es zu Port-au-Prince ſeine erſte Sitzung gehalten.

---

### Fortdauernder Sklavenhandel in den franzöſiſchen Kolonien des Senegal, Martinique und Guadeloupe.

Es ſcheint der franzöſiſchen Regierung keineswegs Ernſt zu ſein mit der Abſchaffung des Sklavenhandels. Wenigſtens beſteht er in ihren Kolonien noch in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit. Zu Saint-Louis du Senegal werden die Neger öffentlich, wie das Vieh, verkauft, und dieſe Niederlaſſung, die vielleicht dazu hätte beitragen können, allmählig der Ziviliſation in das Innere Afrika's den Weg zu bahnen, dient nur dazu, dies unglückliche Land entvölkern und herabwürdigen zu helfen. Ein Lehrer des gegenſeitigen Unterrichts zu St. Louis hat darüber an ſeine zu Liancourt in Frankreich wohnenden Eltern einen rührenden Brief geſchrieben. Er hat mit ſeinem erſparten Gelde zwei Sklaven, Namens Saer und Dhiambo, losgekauft, und ſie in ihre zweihundert Stunden entfernte Heimath geſchickt. Der letzte war ein Diener Hamet Ibrahims, König von Kayor, und dieſer hat den menſchenfreundlichen Epinat eingeladen, ihn zu beſuchen, was er auch gethan. Er iſt 20 Tage auf der Reiſe geweſen, und iſt von dem Negerfürſten mit allen möglichen Liebkoſungen und Freundſchaftsbezeugungen überhäuft worden.

---

### Univerſität zu Warſchau.

Durch ein kaiſerliches Dekret vom 19. November 1816 beſteht die königliche Univerſität zu Warſchau aus fünf Fakultäten: 1. Theologie; 2. Rechte und Verwaltung; 3. Medizin; 4. phyſiſche und mathematiſche Wiſſenſchaften;

5. ſchöne Literatur und ſchöne Künſte. Die erſte Fakultät hat 6 Profeſſoren, die zweite 8, die dritte 10, die vierte 10, die fünfte 14; im Ganzen 48, ohne die auſſerordentlichen Lehrer. Die Zahl der Studenten belief ſich im Durchſchnit jährlich auf 600. Von 1817 bis 1826 haben 1911 derſelben ſie verlaſſen.

### Univerſität zu Löwen.

Die Univerſität zu Löwen in den Niederlanden wurde 1817/18 von 230 Studenten beſucht, 1818/19 von 281, 1819/20 von 279, 1820/21 von 272, 1821/22 von 272, 1822/23 von 304, 1823/24 von 335, 1824/25 von 365, 1825/26 von 620, 1826/27 von 691. Im Ganzen von 3649 Studenten.

### Geſellſchaftsinſeln.

Es ſcheint leider, daß man auf die Hoffnungen, welche man auf dieſe Inſeln gegründet, Verzicht leiſten müſſe. Die Zeitung von Sidney, in Auſtralien, entwirft das traurigſte Gemälde von ihrem gegenwärtigen Zuſtande. Eine entſetzliche Krankheit, welche die Europäer den armen Inſulanern mitgetheilt haben, reibt ſie allmälig auf, beinahe auf dieſelbe Weiſe, wie der Branntewein die Eingebornen Nordamerika's. Von ſechs mannbaren Einwohnern leiden wenigſtens fünf an dieſer Krankheit.

### Schnelle des Diligencedienſtes in England.

Man kann ſich keinen beſſern Begriff von der Schnelle geben, mit welcher der Diligencedienſt in England verrichtet wird, als wenn man eine Beobachtung mittheilt, die letzthin zufällig auf der Straße zwiſchen Liverpool und Mancheſter gemacht worden. Die Umſpannung der Pferde, mit welcher ſieben Perſonen beſchäftigt waren, dauerte nicht länger als 34 Sekunden. Wie viele tauſend Sekunden braucht man in der Schweiz dazu, um nebenbei noch ein Schöpplein oder zwei zu leeren? — —

## Bubanhöhle.

Die Bubanhöhle befindet ſich in einer der niedrigſten Ketten des Coſſyagebirgs, ungefähr drei Stunden vom Wege, nordöſtlich von Punduz, einer Stadt Bengalens, die ehemals der Hauptort der ganzen Provinz geweſen. Die Höhe iſt ungefähr 600 Fuß über der Ebene. Ihre Neigung beträgt ungefähr 46 Grad. Der Eingang iſt nicht beſonders merkwürdig, aber die innern Aushöhlungen ſind ſehr groß. Die hohen, majeſtätiſchen Wölbungen ſind durchaus mit Tropfſtein, Kriſtallen und Verſteinerungen überdeckt. Die Höhe mißt an mehrern Orten zwiſchen 70 bis 80 Fuß, und die Breite faſt überall 15 bis 20 Fuß. Ihre Tiefe iſt noch nicht genau bekannt, dürfte aber wohl mehrere Stunden weit unter dem Felſen ſich erſtrecken.

# Inhalt
des
# vierten, fünften und ſechsten Theiles.

## Vierter Theil.

Seite.

Die Vernichtung der Janitſcharen, und das neue Militärweſen in der Türkei . . . . . . . . . 3

Ueber die Verhandlung der gemeinnützigen Geſellſchaft zu Baſel (1827). . . . . . . . . . . . . 18

Geſchichte Napoleons. (Fortſetzung) . . . . . . . 21

Der bewaffnete Dazwiſchentritt zur Pazifikation Griechenlands . . . . . . . . . . . . . . . 44

Gallerie merkwürdiger Perſonen Frankreichs . . . 53

Hiſtoriſche, chronologiſche und genealogiſche Ueberſicht der vorzüglichſten am 1. Januar 1828 in Aſien und Nordafrika regierenden Fürſten . . . . . . . . 63

Ertheilung der Tugendpreiſe durch die franzöſiſche Akademie . . . . . . . . . . . . . . . . . 69

Reiſe des Kapitän Andrews in Südamerika . . . . 73

Briefe über den Orient . . . . . . . . . . . . 82

Spaziergang nach Napoleons Grab . . . . . . . . 94

Die erſten Anbauer im Ohioſtaat (Nordamerika) . . 98

Aſiatiſcher Urſprung einiger der älteſten Völkerſtämme Europens . . . . . . . . . . . . . . . 102

Der türkiſche Karakter im Allgemeinen und der des Sultans Mahmud im Beſondern . . . . . . . 103

Leben zu Paris . . . . . . . . . . . . . . . . 115

Erinnerungen aus Italien (Fortſetzung) . . . . . . 118

Naturrevolutionen in Mittel-Frankreich . . . . 127

Die Bildung der neuen Deputirtenkammer in Frankreich, im Jahr 1827 . . . . . . . . . . . . 134

Reiſe in Neu-Griechenland, im Jahr 1827 . . . . 146

Betrachtungen über die Ziviliſation Afrika's . . . 161

Neue Bemerkungen über den Oberſee in Nordamerika und die ihn umwohnenden wilden Völker . . . 178

Die britiſchen Kolonien in Neuſüdwales . . . . . 186

Seite.
Der groſse Verbindungskanal zwiſchen dem atlantiſchen Ozean und dem ſtillen Meere, in Zentral-Amerika 194
Aehnlichkeit der ruſſiſchen und tatariſchen Sitten . 199
Perkins eigene Aeuſſerungen über die von ihm erfundenen Dampfwaffen . . . . . . . . . . . . . 205
Gas-Schiffahrt . . . . . . . . . . . . . . . 209
Alterthümer:
Denkmäler eines unbekannten Volks in Florida . . . 210
Vegetaliſche Subſtanzen in Mumien . . . . . . . . 211
Puniſche Inſchriften . . . . . . . . . . . . . . 212
Statiſtiſche Mittheilungen über die vereinigten Staaten Nordamerika's . . . . . . . . . . . . 212
Statiſtiſche Ueberſicht aller Staaten Europa's i. J. 1827 218
Neueſte Literatur . . . . . . . . . . . . . . 224
Kritik . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 229
Mannichfaltigkeiten:
Eiſendrath-Hängebrücken zu St. Petersburg . . . . 233
Groſse Kanone . . . . . . . . . . . . . . . . 233
Ruſſiſche Armee im Jahr 1732 . . . . . . . . . . 234
Bibliotheken zu Konſtantinepel . . . . . . . . . 234
Einiges über die Kantone Waat und Genf . . . . . . 235
Induſtrieausſtellung zu Paris im Jahr 1827 . . . . 236
Alter ſämmtlicher Thronerben in Europa am 1. Januar 1828 . . . . . . . . . . . . . . . . . 238
Erdbeben zu Bogota . . . . . . . . . . . . . . 239

Fünfter Theil.
Stimmung der Gemüther im Jahr 1828 . . . . . 3
Geſchichte Napoleons . . . . . . . . . . . . 12
Störung des öffentlichen Gottesdienſtes . . . . . 31
Moraliſche Splitter . . . . . . . . . . . . . 35
Fortſchritte des Volksunterrichts in Irland . . . 36
Unterſtützung des Primarunterrichts zu Paris . . . 43
Zuſtand der Univerſitäten Deutſchlands i. J. 1827 . 44
Gegenſeitiger Unterricht in Toskana . . . . . . 45
Phyſikaliſcher Unterricht in Dänemark . . . . . 46
Ueber die Goldminen im Innern Afrika's . . . . 47
Briefe über den Orient . . . . . . . . . . . . 57

Seite.
Skizze über Neapel . . . . . . . . . . . . . 65
Möglichkeit einer Reiſe von dem Kupferſtrom bis zum Eismeere und der Hudſonsbucht . . . . . . . 69
Gegenwärtiger Zuſtand der türkiſchen Regierung . . 72
Griechenlands Kampf und wahrſcheinliche Zukunft . 84
Die verſchiedenen Religionen in Oſtindien . . . . 95
Hinduswittwen . . . . . . . . . . . . . . . 99
Englands gegenwärtiger Zuſtand . . . . . . . . 107
Expedition gegen Algier . . . . . . . . . . . 117
Gallerie merkwürdiger Perſonen Frankreichs . . . 129
Ein Wort über das Fabrikweſen des öffentlichen Unterrichts . . . . . . . . . . . . . . . . 139
Die franzöſiſche Kolonie des Senegal . . . . . . 143
Erſter Ausflug der Portugieſen nach Oſtindien . . . 150
Einiges über Sizilien . . . . . . . . . . . . 154
Erinnerungen aus Italien . . . . . . . . . . 156
Lord Byron und einige ſeiner Zeitgenoſſen . . . . 164
Niederlaſſung der Türken in Europa . . . . . . 169
Fortſchritte der religiöſen Freiheit in England. . . 191
Blick auf die chineſiſche Philoſophie . . . . . . 198
Bevölkerung des Kantonsſpitals und des Irrenhauſes zu Lauſanne . . . . . . . . . . . . . . 202
Taubſtumme im Kanton Waadt . . . . . . . . . 203
Statiſtiſche Ueberſicht aller Staaten Amerika's . . 204
Vergleichung des Ertrages der amerikaniſchen Gold- und Silberminen mit dem der Steinkohlenminen Englands . . . . . . . . . . . . . . . 207
Alterthümer:
Das alte Duronum . . . . . . . . . . . . 208
Alte Feſtungswerke in Nordamerika . . . . . . . 209
Ogham-Inſchrift . . . . . . . . . . . . . . 210
Alte Münzen in Genf . . . . . . . . . . . . 211
Gräber in der Maurienne . . . . . . . . . . 212
Fréjus . . . . . . . . . . . . . . . . . 213
Birmaniſche Alterthümer . . . . . . . . . . 214
Römiſches Theater zu Lillebonne . . . . . . . 215
Alterthümer in Rußland . . . . . . . . . . . 215

Seite.
Neueſte Literatur . . . . . . . . . . . . . . . . 217
Mannichfaltigkeiten:
La Peyrouſe's Schiffbruch . . . . . . . . . . . 234
Dampfpflug . . . . . . . . . . . . . . . . . . 235
Quellen des Irawaddyſtroms . . . . . . . . . . 236
Schnelle der verſchiedenen Transportmittel . . . . . 237
Bompland in Paraguay . . . . . . . . . . . . . 238
Studierende zu Berlin . . . . . . . . . . . . . 238
Kurze Nachrichten über mehrere Reiſende . . . . . 238
Mädcheninſtitut zu Mühlhauſen . . . . . . . . . 239
Neger-Steckbrief . . . . . . . . . . . . . . . . 240

## Sechster Theil.

Die Reformation in Italien . . . . . . . . . 3
Analytiſcher Verſuch über das Phänomen der Empfindung . . . . . . . . . . . . . . . . . 19
Geſchichte Napoleons . . . . . . . . . . . . . 26
Englands und Rußlands Einfluß auf Aſien, im gegenwärtigen Augenblicke . . . . . . . . . . . 47
Gegenwärtiger Zuſtand der Deputirtenkammer in Frankreich . . . . . . . . . . . . . . . . 59
Die Armenier in der Türkei . . . . . . . . . . 71
Die Vereinigten Staaten Nordamerika's im Jahr 1827 79
Gegenwärtiger Zuſtand Portugals . . . . . . . . 90
Ueber den Verfall des türkiſchen Reiches in Europa 102
Gallerie merkwürdiger Perſonen Frankreichs . . . 113
Ueber die Quellen des Brahmaputra und des Irawaddy 122
Reiſe nach den Bädern von Pietrapola auf Korſika, im Juni 1827 . . . . . . . . . . . . . . 126
Feldzug eines europäiſchen Offiziers in Arabien . . 135
Ausflug nach dem Gurnigelbade im Kanton Bern . 149
Reiſe eines franzöſiſchen Kriegsgefangenen durch Polen und Rußland . . . . . . . . . . . . . 154
Reiſe durch den weſtlichen Theil Penſylvaniens u. ſ. w. im Jahr 1826 . . . . . . . . . . . . . 163
Streifereien im Königreich Awa zu Ende 1826 . . . 175
Revolutionen des Erdballs . . . . . . . . . . 182
Die Goldminen im Ural . . . . . . . . . . . 194

Seite.

Laing's und Clapperton's Tod . . . . . . . . . . 197
Elementarunterricht in Frankreich . . . . . . . . 200
Oeffentlicher Unterricht in Braſilien . . . . . . . 202
Alterthümer
Alte Münzen im Kaukaſus . . . . . . . . . . . . 204
Römiſche und griechiſche Alterthümer in Rußland . . 205
Der Römerwall in der Lauſitz . . . . . . . . . . 206
Nachgrabungen zu Avenches (K. Waat) . . . . . 207
Neueſte Literatur . . . . . . . . . . . . . . . 209
Kritik . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 221
Mannichfaltigkeiten:
Meteora . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 229
Die kleinſte Republik auf der Erde . . . . . . . . 229
Gegend zwiſchen dem kaspiſchen und dem Aral-See . 230
Potoſi . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 231
Verſchiedenheit der Pulſation bei den Europäern und bei den Wilden . . . . . . . . . . . . . . . 231
Erzeugniß der engliſchen Webeſtühle . . . . . . . 232
Fortdauernder Sklavenhandel in den franzöſiſchen Kolonien des Senegal, Martinique und Guadeloupe . . 233
Univerſität zu Warſchau . . . . . . . . . . . . 233
Univerſität zu Löwen . . . . . . . . . . . . . . 234
Geſellſchaftsinſel . . . . . . . . . . . . . . . 234
Schnelle des Diligencedienſtes in England . . . . 234
Die Bubanshöhle . . . . . . . . . . . . . . . . 235

Digitized by Google

Es erſcheint von dieſer Bibliothek mit Anfang eines jeden Monats ein Theil von 200 bis 250 Seiten. Es wird das Neueſte und Denkwürdigſte darin erſcheinen, was unter allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Intereſſe erregen kann.

Der Inhalt eines jeden Theils wird in folgende Hauptrubriken abgetheilt: Philoſophie. — Geſchichte. — Moral. — Reiſen und Geographie. — Sitten und Gebräuche. — Religion. — Politik. — Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft. — Erfindungen und Entdeckungen. — Statiſtik. — Naturgeſchichte. — Biographien. — Literatur. — Kritik. — Kunſt. — Korreſpondenz und Notizen mannigfaltigen Inhalts.

Herausgeber und Verleger haben die erforderlichen Maßregeln dergeſtalt getroffen, auch ihre Verbindungen auf ſolche Weiſe eingeleitet, daß alle Mittheilungen und Materialien des In- und Auslandes mit aller möglichen Beförderung ihnen zukommen, ſo daß ſie mit Anfang jeden Monats einen neuen Theil des Denkwürdigſten erſcheinen laſſen werden; auch wird dem Leſer jede Abhandlung, jeder Aufſatz von allgemeinem Intereſſe ſogleich vollſtändig mitgetheilt, und dadurch die unangenehme Störung vermieden, daß es nicht heißen wird: die Fortſetzung folgt, was in täglich oder wöchentlich erſcheinenden Zeitſchriften durchaus unvermeidlich und doch öfters ſehr unangenehm iſt.

Die ganze Sammlung eines Jahrgangs beſteht demnach aus zwölf Theilen, für die man ſich überhaupt mit 12 fl. oder 8 thlr. jährlich abonnirt, folglich iſt jeder Theil um den ungemein billigen Preis à 1 fl. angeſchlagen; einzelne Theile werden nicht beſonders erlaſſen, ſondern man abonnirt ſich für die jährliche Sammlung von 12 Theilen durch Vorausbezahlung bei allen Buchhandlungen und Poſtämtern von ganz Deutſchland und der Schweiz.

# Bibliothek
der
# Neueſten Weltkunde.

Herausgegeben
von Malten.

Sumite materiam vestris, qui scribitis aequam viribus.
Q. Hor. Flacci Sent.

Virtute ambire oportet, non favitoribus.
M. Accii Plauti Sent.

Siebenter Theil.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

## Inhalt des ſiebenten Bandes.


Seite.

Kronik des Hofes von Liſſabon . . . . . . 3
Spanien und ſeine Revolutionen . . . . . 46
Geſchichte Napoleons . . . . . . . . . . 76
Ueber Abſchaffung der Todesſtrafe . . . . . 100
Karl Dupins Rede gegen Loterien und Spielhäuſer . . . . . . . . . . . . . . . 107
Gegenſeitiger Unterricht in Dänemark . . . 116
Oeffentliche Vorleſungen zu Paris . . . . 117
Die geweſene Kaiſerin von Haiti . . . . . 119
Allgemeine Ueberſicht der Nordpolreiſe i. J. 1827 132
Reiſe eines franzöſiſchen Kriegsgefangenen durch Polen und Rußland. (Zweiter Artikel.) . 144
Kolumbus oder die Entdeckung von Amerika. 156
Reiſen im Innern Neuhollands . . . . . . 170
Ueber die Ungefährlichkeit des Biſſes der Giftſchlangen . . . . . . . . . . . . . 172
Alterthümer:
Karthago's Ruinen . . . . . . . . . . . 177
Zweitauſendjähriges Gefängniß . . . . . . 180
Größe der Türkei . . . . . . . . . . . 181
Ein Wort über das eidsgenöſſiſche Ehr- und Freiſchießen zu Genf im Juni 1828 . . 183
Die gelehrten und literariſchen Geſellſchaften Dänemarks . . . . . . . . . . . . . 187
Literatur . . . . . . . . . . . . . . . 193
Kritik . . . . . . . . . . . . . . . . . 208
Mannichfaltigkeiten:
Vollendung des Tunnels . . . . . . . . . 212
Lebendige Kröte in dem Magen eines Knaben . 213
Unterdrückung der Inſurrektion in China . . . 213
Neue britiſche Niederlaſſung auf Fernando-Po . 214
Größe eines engliſchen Linienſchiffes . . . . 215
Die Giraffe . . . . . . . . . . . . . . 215

# Bibliothek

der

# Neueſten Weltkunde.

---

Geſchichtliche Ueberſicht der denkwürdigſten Erſcheinungen bei allen Völkern der Erde, ihrem literariſchen, politiſchen und ſittlichen Leben.

---

Herausgegeben

von Malten.

---

Siebenter Theil.

---

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

## Kronik des Hofes von Liſſabon.

I.

Die Königin Mutter. — Ihre Erziehung. — Ihre Trennung vom Könige. — Geburt des Infanten Don Miguel. — Verſchwörung von 1805. — Abreiſe der königlichen Familie nach Braſilien. — Verhältniſſe der Königin mit dem Doktor Francia, Diktator Paraguays. — Der Marquis von Guarany. — Rückkehr der königlichen Familie nach Europa. — Ermordung des Marquis von Lulé.

Zur Zeit des franzöſiſchen Einfalls war Portugal in eine ſolche Entartung und Schlaffheit verfallen, daß man in ganz Europa es nur mit ſeinem Nachbarlande vergleichen konnte. Seit dem Marquis von Pombal hatte ſich kein ausgezeichneter Mann im Miniſterium befunden. Eine höchſt traurige Fatalität hatte es alſo gefügt, daß diejenigen, welche darin auf einander folgten, nur durch ihre Unfähigkeit ſich übertrafen. Alle waren gleich verdorben, ohne den geringſten Patriotismus, ohne Theilnahme für den wahren Ruhm ihres Königs, und allein nur mit der Sorge für ihre Bereicherung und die ihrer Verwandten beſchäftigt.

Als die Nachricht von dem Einbruche der Franzoſen nach Liſſabon gelangte, verbreitete ſie eine unbeſchreibliche Beſtürzung am Hofe. Er ſah kein anderes Heilmittel, als ſo ſchnell als möglich die Flucht zu ergreifen. Das Volk beobachtete ſchweigend die Abreiſe ſeiner Beherrſcher und empfing die Truppen des Eroberers mit demſelben dumpfen Schweigen.

Aber kaum bot ſich ihm die Möglichkeit dar, dieſen ſchmählichen Angriff zurückzudrängen, als es ſie mit lautem Jubel ergriff und plötzlich aus ſeinem mehrhundertjährigen Schlafe erwachte. Es vereinigte ſich in Maſſe mit der britiſchen Armee, und ſtritt unausgeſetzt mit ihr den langen, blutigen Kampf der Halbinſel.

Es wurde durch nichts abgeſchreckt. Die Verheerung der Felder, Dörfer und Städte, die Ströme Bluts, welche es auf den Schlachtfeldern vergoß, Entbehrungen, Arbeiten, Anſtrengungen, die in einem ſo auffallenden Kontraſte mit dem Müßiggange ſeines frühern Lebens kontraſtirten: es ertrug Alles mit wahrem Heldenmuth und großherziger Verzichtleiſtung.

Es kannte nur einen Zweck, die Vertreibung des Feindes. Es verlangte keine andere Belohnung für ſo rieſige Bemühungen und Gefahren, als — Verbeſſerung ſeiner politiſchen und bürgerlichen Juſtitutionen.

Dieſe in jeder Hinſicht ſo gerechten Hoffnungen aber gingen nach dem allgemeinen Frieden nicht in Erfüllung. Die Regierung hielt ihr Verſprechen nicht. Sie that nicht nur nichts, um die grenzenloſe Dahingebung der Unterthanen zu belohnen, und Rechte und Würde des Thrones mit dem allgemeinen Wohlergehen in Uebereinſtimmung zu bringen; ſie verſchlimmerte die Lage des Staats ſelbſt dadurch noch, daß ſie ſich in die Arme des Pöbels warf.

Der Anblick dieſes unglücklichen Landes beim Ausbruche der Revolution zu Oporto war im höchſten Grade traurig. Die Mehrheit der Nation betrachtete

alſo dieſe Begebenheit als den Vorläufer einer beſſern Zukunft. Aber auch dieſe Erwartung ſchlug fehl.

Die europäiſche Diplomatik fand, daß die Reformatoren nicht den rechten Weg eingeſchlagen, um zum beabſichtigten Ziele zu gelangen, weshalb ſie heimlich die Mißvergnügten unterſtützte. Es iſt möglich, daß die Volkshäuptlinge zu raſch und zu ſpekulativ in ihren Veränderungen geweſen. Um ſo auffallender iſt es aber auch, daß grade vom Auguſt 1820 bis zum 2. Juni 1823, alſo während der konſtitutionellen Regierung, Portugal ſich in der allerbefriedigendſten Lage befand. Die Freiheit der alten Kortes, welche die Morgengabe eines andern Zeitalters geweſen, ſchien von Neuem in der Nation erwacht. Mit Stolz erinnerte ſich das Volk an eine ruhmvolle Zeit. Alle Geſetze erhielten ihre frühere Kraft, und neue, zweckmäßige, zur Unterſtützung des Handels und der Induſtrie, zur Vermehrung der Hilfsquellen eines von einer ungeſchickten, unredlichen Verwaltung erſchöpften Königreichs, wurden geſchaffen.

Der Monarch ſelbſt ſympathiſirte mit den Vertretern der Nation, und ſchien aufrichtig geneigt, ihnen ſeine Unterſtützung zu allen den Maßregeln zu leihen, wodurch der Zuſtand ſeines Volkes verbeſſert werden könnte.

Leider ſollten alle dieſe günſtigen Andeutungen nicht in Erfüllung gehen. Es gab ein Weſen in dieſem Lande, das die Fabel von der Pandora verwirklichen ſollte. Die neue Regierung wurde bald in ihrem Herzen vergiftet. Die privilegirten Stände, die hohe Geiſtlichkeit, die Gerichtshöfe, alle diejeni-

gen, deren Opulenz nur das Reſultat der ſchreiendſten Mißbräuche war, oder die ihre Macht auf die Beſchränktheit und Leichtgläubigkeit des Volks begründeten, entſetzten ſich über den Geiſt der Prüfung, der nach und nach die verſchiedenen Klaſſen beſeelte. Sie wurden die geheimen Feinde der neuen Verwaltung, und reichten ſich gegenſeitig die Hände zu ihrer Vernichtung. Vorzüglich im Innern der Klöſter wurden die vernichtenden Plane verhandelt, und endlich in die Hände des ausführenden Inſtruments gelegt, dem es denn auch gelang, die Konſtitution von 1823 über den Haufen zu ſtürzen, und ſie durch ſeine Lieblingsattribute: „Anarchie und Verwirrung“, zu erſetzen.

Dies Inſtrument — unſere Leſer kennen es. Scharfſehend von Natur, aber blind durch Kalkul, kann man es im vollſten Sinne des Worts einen zyklopiſchen Mauerbrecher nennen, der unabläßlich das Staatsgebäude der Vernunft beſtürmt. Wer hat nicht von der Königin Mutter, von jener (wir möchten ſagen „berühmten“, wenn wir es wagen dürften) Charlotte von Queluz, reden gehört, die in der Halbinſel die thätigſte Agentin der apoſtoliſchen Partei iſt, und die unaufhörlich nicht allein gegen die Rechte des portugieſiſchen Volkes (die heut zu Tage wie reduzirte Bankzettel behandelt werden), ſondern auch gegen die Rechte, die Krone, die Freiheit und das Leben ihres Gatten und Königs konſpirirt hat.

Dies auſſerordentliche Weſen, in deſſen Gehirn ſo viele gigantiſche Pläne ausgebrütet worden; dies ſonderbare Gemiſch ſeltener Talente, heftiger Leidenſchaften und einiger fixen Ideen; dieſe Tochter einer

wollüſtigen und intriganten Prinzeſſin, der ſie in allen ihren Eigenſchaften vollkommen ähnlich iſt; dieſe gefährliche Frau, in der Liſt und Grauſamkeit ſich vereinigen, deren ſtolze Seele nie einige Jahre der Demüthigung vergeſſen wird, und die ſich dafür an einem unſchuldigen Volke zu rächen geſchworen, wird beſtändige Gährung in einem Lande verbreiten, das für ſie eine Bühne zur Verbreitung des Entſetzens und der Vernichtung geworden iſt, um ſo mehr, da ſie einen unumſchränkten Einfluß über einen ſchwachen Prinzen ausübt, der ſich auf ihr Anſtiften gegen ſeinen legitimen Monarchen und Bruder empört.

Charlotte, Infantin von Spanien und verwittwete Königin von Portugal, wurde am 25. April 1775 geboren. Sie iſt alſo neun Jahre älter, als ihr Bruder Ferdinand VII. (geb. 14. Oktbr. 1784), und gegenwärtig dreiundfünfzig Jahre alt.

Schon in ihrer zarteſten Jugend zeigte ſie dieſelben Neigungen und dieſelbe Lebhaftigkeit wie ihre Mutter. Ihre glühende Einbildungskraft gab ihr die ſeltſamſten Gedanken ein. Obgleich ſie an einem eben ſo verdorbenen als leichtſinnigen Hofe lebte, erlangte ſie doch ſehr verſchiedenartige Kenntniſſe, wenn auch nur auf eine oberflächliche Weiſe.

Der Pater Scio, ein Mann, dem es nicht an Verdienſt fehlte, war ihr Hauptlehrer. Aber da während jener Zeit ſich ſehr viele Italiener am ſpaniſchen Hofe aufhielten, ließ ſie auch von dieſen ſich mannichfachen Unterricht ertheilen. In einem Alter von zwölf Jahren unterzog ſie ſich, in Gegenwart ihres Großvaters, einer Prüfung, die gewiſſermaßen öffentlich war, weil ſie in Gegenwart des ganzen

Hofes und der fremden Geſandten ſtatt fand. Sie wurde über weltliche und heilige Geſchichte, über Geographie, lateiniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und portugieſiſche Sprache u. ſ. f. befragt. Ihre Antworten waren ſehr richtig, und ſetzten alle Anweſenden in Erſtaunen.

Mit ſo verſchiedenartigen Kenntniſſen verband ſie eine leichte, zierliche Sprache. Ihre Handſchrift iſt ſehr hübſch. Vielleicht hat nie ein Frauenzimmer frühere und ſeltenere Talente in ſich vereinigt. Hätte man ihnen nun, von ihrer erſten Jugend an, eine gute Richtung gegeben, ſo iſt es nicht zu bezweifeln, daß ſie die Zierde ihres Geſchlechts und ihrer Zeit, die Wohlthäterin ihrer Unterthanen geworden, und jetzt mit ihren Segnungen überſchüttet ſein würde.

Einige Monate nach der ebenerwähnten Prüfung wurde ſie mit dem Prinzen Johann, Infanten von Portugal, verlobt, und 1790 begab ſie ſich, kaum fünfzehn Jahre alt, zu ihrem Gemahl nach Liſſabon. Von neun Kindern, die ſie gehabt, ſind noch ſechs am Leben. Ihre ſämmtlichen Kinder ſind:

1. Maria Thereſia, geboren am 12. April 1793;
2. Don Antonio, geboren am 21. Mai 1796, geſtorben 1802;
3. Maria Iſabella, geboren am 19. Mai 1797, vermählt mit Ferdinand VII., ihrem Oheim, und geſtorben 1818;
4. Don Pedro von Alcantara, Kaiſer von Braſilien, geboren am 12. Oktober 1798;
5. Maria Franziska, geboren am 20. April 1800, vermählt mit dem Infanten Don Karlos von Spanien;

6. Iſabella Maria (ehemalige Regentin), geboren am 4. Juli 1801;
7. Don Miguel (Regent), geboren am 26. Okt. 1802;
8. Maria von der Auffahrt, geboren am 25. Juli 1805;
9. Anna von Jeſus-Maria, geboren am 23. Sept. 1806, und verheirathet mit einem ganz gewöhnlichen portugieſiſchen Edelmann.

Kurz nach Geburt des erſten Kindes war bereits das gute Verhältniß zwiſchen dem Prinzen und ſeiner jungen Gemahlin geſtört. Aber der öffentliche Bruch erfolgte erſt 1806, und dauerte bis zum Tode Johanns VI., deſſen Tage dadurch über alle Beſchreibung verbittert wurden. Während dieſer ganzen Zeit wohnten beide Gatten getrennt und ſahen ſich nie, ausgenommen während der Verwaltung der Kortes, wo ſie ſich bei Gelegenheit der Feierlichkeiten, welche zu Ehren der neuen Ordnung der Dinge veranſtaltet worden, in derſelben Loge zeigten.

Es iſt nicht an uns, die Urſachen dieſer traurigen Spaltung näher andeuten zu wollen. Unſere Feder iſt der Geſchichte, und nicht der Skandalkronik gewidmet. Wir begnügen uns alſo zu ſagen, daß im Publikum das Gerücht vorherrſchend war, Johann VI. habe bei der Geburt des gegenwärtigen Uſurpators des portugieſiſchen Thrones, in Gegenwart vieler Mitglieder des diplomatiſchen Körpers, geäuſſert: „er betrachte ſich nicht als Vater des Neugebornen, weil er ſeit zwei Jahren nicht die mindeſte Gemeinſchaft mit der Mutter gehabt; aber er wolle ihn als ſeinen Sohn anerkennen, um öffentlichen Skandal zu vermeiden und ſich den Frieden zu erhalten.“ Dieſe

wahre oder falſche Anekdote iſt um jene Zeit in alle Zeitungen eingerückt worden.

Hatte einerſeits die Prinzeſſin Gegner am Hofe ihres Gatten, ſo konnte ſie anderſeits auch auf zahlreiche Anhänger ſich ſtützen. Ihnen mußte Johann VI. das 1805 angeſponnene Komplott zuſchreiben, durch welches er ſeiner Autorität als Regent beraubt werden ſollte.

Er war um jene Zeit in tiefe Schwermuth, die eine Folge ſeines häuslichen Unfriedens zu ſein ſchien, verfallen. Er ſuchte die Einſamkeit und zeigte ſich nur äuſſerſt ſelten. Seiner Gewohnheit zuwider war der Zutritt bei ihm äuſſerſt ſchwer geworden. Er hatte ſich nach Alentejo begeben, um andere Luft zu athmen und ſeine zerrüttete Geſundheit wieder herzuſtellen.

Seine Feinde verbreiteten nun das Gerücht, „er habe den Verſtand verloren.“ Sie ſchmiedeten den Plan, ihm ſeine oberſte Gewalt zu rauben, und die Zügel des Staats in die Hände der Prinzeſſin von Braſilien, ſeiner Gemahlin, zu übertragen, die unter dem Titel Regentin unumſchränkt herrſchen ſollte.

In Kurzem war jedoch die Geſundheit des Prinzen-Regenten wieder hergeſtellt, und er erſchien zu Liſſabon in demſelben Augenblicke, wo die Polizei die gegen ihn angezettelte Verſchwörung entdeckt, und mehrerer gedruckter Proklamationen und anderer materiellen Beweiſe ſich bemächtigt hatte.

Eine gerichtliche Unterſuchung fand ſtatt. Aber der gutmüthige Johann VI. wollte nicht, daß man die Sache bis zum Schaffot ausdehne. Er begnügte ſich damit, einige Schuldige zu verbannen. Bald

darauf wurde Joſe Anaſtaſio, einer der vorzüglichſten Polizeibeamten, und zwei andere Perſonen, die ihm bei Entdeckung des Komplotts behilflich geweſen, zu Mafra vergiftet, der erſte mit einer Schüſſel Spargelkohl, die beiden andern mit Schokolade. Daher rührt das noch jetzt gebräuchliche Sprichwort: „Gardate dos brocolos y chocolate de Mafra. (Nehmt Euch vor dem Brokoli und der Schokolade von Mafra in Acht).“

Der Prinz ſchien über die Verſchwörung höchſtbetrübt, und der Kummer, den ſie ihm verurſachte, dauerte bis zu ſeinem Tode. Seitdem war er beſtändig über die ehrgeizigen Abſichten der Mutter ſeiner Kinder beſorgt. Er lebte in immerwährender Furcht, und hielt ſich von allen Seiten bedroht. Darum auch verzichtete er auf das Vergnügen der Jagd, und lebte zu Mafra in der größten Zurückgezogenheit, ohne einen vertrauten Freund zu haben, in deſſen Buſen er ſeinen Kummer hätte ausſchütten können.

Solches war der Zuſtand der königlichen Familie, als die Franzoſen die Grenzen Portugalls überſchritten und raſch gegen Liſſabon vordrangen. Der Prinz ſchiffte ſich mit ſeinem Hofe am 28. November 1807 ein. Er befand ſich am Bord eines Schiffes von achtzig Kanonen, mit ſeiner Mutter, ſeinem Sohn Don Pedro und ſeinem Eidam Don Pedro Karlos, während die Prinzeſſin ſich auf einem andern Fahrzeuge mit dem Ueberreſt ihrer Familie befand.

Gleich nach Ankunft der königlichen Familie zu Rio-Janeiro wählte der Prinz das eine Stunde von der Stadt entfernte Landſchloß San Criſtoval zu

ſeiner Wohnung. Er nahm Don Pedro, Don Miguel und die Prinzeſſin von Beira, Wittwe eines ſpaniſchen Infanten, die jetzt mit ihrem am 4. November 1811 zu Rio-Janeiro gebornen Sohne zu Madrid lebt, zu ſich.

Die Prinzeſſin von Braſilien wohnte mit ihren drei Töchtern in der Stadt. Sie hielt beſondern Hof und ſah ihren Gemahl nur an Gallatagen. Bei jeder Gelegenheit ging ihr Beſtreben dahin, der Regierung Johanns VI. das öffentliche Vertrauen zu rauben. Ihre ehrgeizigen Abſichten hatten ſich auf dem neuen, größern Schauplatze, auf welchem ſie ſich jetzt befand, nur noch vermehrt.

Rio war bald mit den Exilirten der verſchiedenen Staaten angefüllt, die ſich in Südamerika gebildet hatten. Sie wurden von der Prinzeſſin ſehr zuvorkommend aufgenommen, und mehrere wurden in ihren Händen nützliche Werkzeuge zur Ausführung ihrer Entwürfe. Aus der Unterhaltung mit ihnen ſchöpfte ſie genaue Nachrichten über den innern Zuſtand der Nachbarrepubliken, und gründete darauf ihre Plane. Sie knüpfte auch Verbindungen mit den Reiſenden an, die während der Gefangenſchaft Ferdinands VII., ihres Bruders, aus Spanien und Portugal kamen, und hatte den Gedanken, ſich zur Regentin des erſtern Landes ernennen zu laſſen.

Sie ſchickte deshalb einen Agenten nach Kadix, um ſich dort Anhänger zu verſchaffen und ihren Abſichten den Weg zu bahnen. Der Doktor Padron, Mitglied der Kortes, der ſehr heftig gegen die Inquiſition geſprochen, wurde einer ihrer thätigſten Fürſprecher. Der Vorſchlag der Prinzeſſin wurde end-

lich in einer öffentlichen Verſammlung verhandelt, und durch die Mehrheit verworfen.

Auf dieſer Seite geſcheitert, dachte Charlotte jetzt nur daran, ihrer Rechte auf die alten Beſitzungen Spaniens in Amerika ſich zu verſichern, im Fall ſich die franzöſiſche Herrſchaft auf der Halbinſel befeſtige, und die Gefangenſchaft ihrer Brüder in Frankreich ſich verlängere.

Zu dieſem Ende ſchickte ſie Geſandte an alle Regierungen in den Braſilien umgebenden Staaten, nach Buenos-Ayres, nach Chili, nach Peru, vorzüglich aber an den Doktor Francia in Paraguay, mit dem ſie einen lebhaften Briefwechſel unterhielt, und den ſie auf jede Weiſe in ihr Intereſſe zu ziehen ſuchte, was ihr auch, wenigſtens dem Anſchein nach, vollkommen gelang.

Der Tirann von Paraguay, der im Grunde nie etwas mehr oder weniger als ein Werkzeug der Jeſuiten war, für die er immer die höchſte Bewunderung und Anhänglichkeit äuſſerte, ſchien in ihre Anſichten einzugehen. Er ſchickte deshalb einen Agenten nach Rio, um ſich näher mit ihr zu beſprechen.

Dieſer Menſch, Namens Fort, machte ihr, wahrſcheinlich um ſie auszuforſchen, den Vorſchlag, eine Regierung einzuſetzen, die nach dem Muſter jener der Jeſuiten gebildet ſein ſollte und die man den „guten Jeſus von Paraguay“ zu nennen beabſichtigte. Die Prinzeſſin ſollte „Königin-Patronin“ dieſer Regierung ſein. Man hoffte auf dieſe Weiſe zugleich ihren ehrgeizigen Abſichten und ihrer Frömmelei zu ſchmeicheln; denn ſeitdem ſie zu altern be-

gann und ihre Reize verwelkten, war ſie plötzlich ſehr devot geworden.

Mit lebhaftem Vergnügen nahm ſie dieſen Vorſchlag an, und man verſichert, daß ſie von nun an beſtändig den ihr ertheilten Titel ſich beilegte, ſowohl in ihren Briefen, als in mehrern von ihr ausgegangenen Aktenſtücken, die ſie auch mit einem ihrer neuen Würde anpaſſenden Wappen unterzeichnete.

Dieſe Intriguen und Unterhandlungen waren ohne die geringſte Theilnahme der eigentlichen Regierung Braſiliens geleitet worden. Als jedoch, in Folge der Vertreibung der Franzoſen aus Spanien und der Rückkehr Ferdinands, jene Entwürfe nicht mehr ausführbar waren, bot der erfinderiſche Fort, immer als Agent von Paraguay, dem unermüdlichen Geiſte der Prinzeſſin eine neue Kombination dar.

Man traf damals Vorbereitungen zu Kadix, um Buenos-Ayres anzugreifen. Er machte ihr alſo den Vorſchlag, Theil an der Wiederherſtellung der ſpaniſchen Autorität in dieſem Lande zu nehmen. Mit Uebereinſtimmung Francia's ſollte er ſich nach Monte-Video begeben, wo ſich eine Partei aus mehrern königlichgeſinnten Spaniern und Amerikanern gebildet hatte, welche täglich die Ankunft der „furchtbaren Flotte“ unter O'Donnels Befehl erwartete.

Aber Fort wurde durch den portugieſiſchen Kommandanten Lecor, der Verdacht auf ihn hatte, verhaftet, und unter Bedeckung nach Rio geſchickt. Bald darauf wurde er jedoch durch Vermittelung der Prinzeſſin in Freiheit geſetzt, die ihn, um ihn für ſeinen Eifer und das ausgeſtandene Ungemach zu belohnen, zum Oberſt ernannte, und ihm den Titel

eines Marquis von Guarany beilegte, unter welchem er ſpäter ſeiner Wohlthäterin mit demſelben Eifer diente.

Indeſſen hatte die 1820 zu Oporto ausgebrochene Revolution den Angelegenheiten der portugieſiſchen Monarchie in beiden Hemiſphären eine andere Richtung vorgezeichnet. Dieſe Nachricht wurde zu Rio-Janeiro mit Entzücken aufgenommen, und Johann VI., der inzwiſchen durch den Tod ſeiner Mutter König geworden, gab zu der neuen Ordnung der Dinge, nach einiger Zögerung, die man weniger ſeiner Abneigung als ſeiner natürlichen Furchtſamkeit zuſchreiben durfte, ſeine vollkommene Zuſtimmung.

Die Königin ihrerſeits äuſſerte anfänglich eine große Anhänglichkeit für die Konſtitution, eben ſo, wie ſie früherhin alle Maßregeln und Reformen der Kortes zu Kadix laut gebilligt hatte. Sie ſchien ſelbſt zu beſorgen, daß der König von den fremden Geſandten verleitet werden könne, nicht ſeine volle, unbedingte Zuſtimmung zu ertheilen. In dieſem Fall weigerte ſie ſich, nach Portugal zurückzureiſen. Der Sage nach ging ihre Abſicht dahin, heimlich Braſilien zu verlaſſen, und ſich nach Liſſabon zu begeben, um aus den Händen der Kortes die höchſte Macht zu erhalten, die ſie um jeden Preis auf den beiden Kontinenten ſich zuzuwenden bemühte, und die ihr doch beſtändig entging.

Am 3. Juli 1821 lief die ganze königliche Familie, mit Ausnahme des Thronerben Don Pedro, der in Braſilien geblieben war, im Tayo ein, und wurde vom Volke mit tumultuariſcher Freude empfangen. Die Königin hatte ihre Agenten in der Nähe

ihres Gemahls. Sie war alſo unterrichtet, daß Johann VI. während der Ueberfahrt mit ſeinen Räthen ſich beſprochen, und daß dieſe ihm den Vorſchlag gemacht, die Konſtitution über den Haufen zu ſtürzen. Dieſe Entdeckung ſollte ihr dazu dienen, ihr Freunde unter den Anhängern der neuen Ordnung der Dinge zu verſchaffen.

Eine Deputation der Kortes kam an Bord, um den König über ſeine Rückkehr zu beglückwünſchen. Sie begab ſich ſodann zu der Königin. Dieſe gab ihnen die feierlichſte Verſicherung ihrer Anhänglichkeit an die Konſtitution, und unterhielt ſich ſodann offen und frei mit ihnen über den ſchlechten Rath, den man ihrem Gemahl ertheilte.

Es war nicht anders möglich, als daß der König Nachricht von dieſer verrätheriſchen Ohrenbläſerei erhielt. Seine gewöhnliche Beſorgniß vermehrte ſich dadurch noch. Er glaubte ſich endlich dadurch zu retten, daß er den ihm gegebenen Rath verwarf, und laut die Abſicht äuſſerte, aufrichtig ſich der neuen Ordnung der Dinge zuzuwenden.

Er hielt ſein Wort als redlicher Mann, und wünſchte ſich bis an ſein Ende Glück zu ſeinem Entſchluſſe. Bei ſeiner Landung wurde er mit Enthuſiasmus, die Königin aber äuſſerſt kalt aufgenommen. Die Nation ſchien auf einmal hellſehend geworden zu ſein. Dieſer Umſtand zeigte ihr, daß ſie auf ihre Plane und Hoffnungen, die ſie auf die konſtitutionelle Regierung gegründet, verzichten müſſe. Von nun an wendete ſie daher alles Mögliche an, ſie zu untergraben, und endlich durch einen Gewaltſtreich ſie über den Haufen zu ſtürzen.

Bald genug wurde ihr hinterbracht, daß ein Theil des Adels und der hohen Geiſtlichkeit der neuen Verfaſſung keineswegs günſtig, ſondern vielmehr höchſt abgeneigt ſei. Sie vereinigte die Mißvergnügten um ſich, und warf ſich zu ihrem Anführer auf. Ihre Umtriebe, die endlich kein Geheimniß mehr waren, machten ſie zum Gegenſtand des allgemeinen Haſſes, während ihr Gemahl durch die Gradheit ſeines Betragens und durch ſeine natürliche Gutmüthigkeit und Biederkeit täglich populärer wurde.

Die unverhehlte Abneigung, die man ihr bezeigte, und die öffentlichen Demüthigungen, denen ſie von Seiten einiger Bewohner der ausübenden Gewalt ausgeſetzt war, ſteigerten ihre Wuth aufs Aeuſſerſte. Sie beſchäftigte ſich nur mit Planen, wie ſie auf eine recht auffallende und ſichere Weiſe ſich rächen könne.

Mit einer Kühnheit, die in ihrem Geſchlechte ſelten iſt, und ohne an die Gefahr zu denken, der ſie ſich ausſetzte, weigerte ſie ſich, das Beiſpiel der übrigen Mitglieder der königlichen Familie zu befolgen und die Konſtitution zu beſchwören. Ein Schreiben, das ſie an den König richtete, um ſich über die Beweggründe ihrer Weigerung zu erklären, beweiſet die Karakterſtärke und den Hochmuth dieſer Prinzeſſin.

Nach dieſem Schritte verfolgte ſie ihre Entwürfe mit noch größerer Thätigkeit. Es gelang ihr, den Grafen Amarante, der ſpäter unter dem Namen Marquis von Chaves ſich bekannt gemacht, in ihr Intereſſe zu ziehen. Sie gab ihm eine bedeutende Summe Geldes, um eine Inſurrektion zu Villa-Real, ſeiner Geburtsſtadt, zu organiſiren. Dieſe Empörung brach am 3. Februar 1823 aus. Der Graf rief in

ſeinen Proklamationen alle getreuen Portugieſen zu den Waffen, um ihr Land von dem Joche der Kortes und ihrer Konſtitution zu befreien, dem Könige ſeine volle Macht zurückzuerſtatten u. ſ. w.

Eine bedeutende Gährung verbreitete ſich ſchnell in den nördlichen Provinzen. Aber durch die energiſchen Maßregeln der Kortes und die Treue der konſtitutionellen Truppen wurde ſie bald wieder unterdrückt. Der Graf und ſeine Anhänger waren genöthigt, ſich nach Spanien zu flüchten. Er bot dem Herzog von Angouleme ſeine Dienſte an, aber dieſer lehnte ſie ab.

Bei allem dem war die Königin durch dies beſtändige Mißlingen ihrer Plane noch nicht entmuthigt. Ihre Entſchloſſenheit und die Unternehmungskraft ihres Geiſtes ſchien vielmehr mit den Hinderniſſen zu wachſen. Immer ungeduldig, die ihr zugefügte Beleidigung zu rächen, und der Gewalt, nach der ſie einen ſo großen Durſt verſpürte, ſich zu bemächtigen, glaubte ſie ein beſſeres Werkzeug in Don Miguel gefunden zu haben, den ſie eben ſo bequem leiten konnte, als die ränkeſüchtige Medicis den ſchwachen Karl IX., ihren Sohn. Beträchtliche Summen wurden vertheilt, und die Oberſten mehrerer Regimenter nahmen Theil an dem Komplott.

In der Nacht zum 27. Mai verließ Don Miguel Liſſabon mit einem Gefolge, das größtentheils aus Offizieren beſtand, und begab ſich nach Villa-Franca, wo ſich das dreiundzwanzigſte Linienregiment befand. In einer Proklamation verkündete er, daß er keinen andern Zweck habe, als den König von der Tirannei der Kortes zu befreien.

Bald wurde die Inſurrektion allgemein bei den Truppen, die in Garniſon in der Hauptſtadt, oder in ihrer Umgebung waren. Um das Entſetzen eines Bürgerkrieges zu vermeiden, trennten ſich die Kortes am 2. Juni 1823, nachdem ſie vorher aufs feierlichſte gegen die Gewalt proteſtirt hatten, die man ihnen angethan.

Dieſe Revolution war vorzüglich von dem Marquis von Guarany angeſponnen worden, der bereits in Amerika das Vertrauen der Königin genoſſen hatte, und der ſich in Europa nur mit vieler Mühe ſeiner Gebieterin hatte nähern können. Dieſer unruhige und gefährliche Menſch hatte ſich 1821 den Kortes als Deputirter von Paraguay vorgeſtellt; aber da er keine Vollmacht vorzeigen konnte, war er nicht angenommen worden.

Auſſer dieſem ſcheinbaren Zweck ſeiner Reiſe nach Madrid, war er auch von Francia zu geheimen Unterhandlungen mit Ferdinand VII., oder ſobald er dieſem Monarchen ſich nicht nähern könne, mit der Königin von Portugal, ſeiner Schweſter, beauftragt. Er konnte keine Audienz bei dem König von Spanien erhalten, und bemühte ſich deshalb, Zutritt bei der Königin Charlotte zu gewinnen.

Vor ſeiner Abreiſe aus Braſilien hatte der König von Portugal Unterhandlungen mit dem Diktator Paraguay's angeknüpft, und die Freundſchaftsverſicherungen, die er ihm gegeben, waren beinahe eine Anerkennung ſeiner Regierung. Guarany beſchloß dieſen Umſtand zu benutzen, und nach ſeiner Ankunft in Frankreich, wohin er ſich in Erwartung der Dinge

begeben, ſchrieb er an den konſtitutionellen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Portugal.

Er meldete ihm in ſeinem Briefe, daß er zum bevollmächtigten Miniſter Paraguay's bei Seiner allergetreueſten Majeſtät ernannt worden; aber daß es ſeine Abſicht ſei, dieſen Titel ſich nicht offiziell beizulegen, ſondern daß er vielmehr wünſche, als einfacher Privatmann in Portugal zu leben, bis zu dem Augenblicke, wo die europäiſchen Höfe die neuen Regierungen anerkannt haben würden.

Der Miniſter ſchickte ihm ſogleich ſeine Päſſe und lobte ihn ſehr über ſeine Klugheit und Diskretion. Guarany verlor nicht einen Augenblick, um ſich nach Liſſabon zu begeben. Bei ſeiner Ankunft erfuhr er jedoch, daß die Königin, der er ſich zu nähern wünſchte, in einem entlegenen Palaſte, in einiger Entfernung von der Stadt, wohne, und wegen ihren Komplotten gegen die Regierung ſehr ſtreng bewacht werde, ſo daß es ſchwer ſein dürfte, ſich ihr zu nähern. Er verkleidete ſich alſo als Ziegenhirt, und gelangte auf dieſe Weiſe, und unter dem Vorwand Milch zu verkaufen, mit ſeiner Heerde bis in den Hof des Palaſtes. Von nun erneuerte er ſeine Verbindungen mit der Königin und wurde der geheime Hauptagent der Revolution von 1823.

Am andern Tage nach Don Miguels Abreiſe nach Villafranca erließ der König eine Proklamation, die mit folgenden Worten begann:

„Portugieſen! Mein Sohn, der Infant Don Miguel, iſt aus meiner königlichen Wohnung entflohen, um ſich an die Spitze des 23. Regiments zu ſtellen. Als Vater habe ich ihn verlaſſen, als König werde

ich ihn zu beſtrafen wiſſen. Meinem Eide und der Religion unſerer Vorfahren getreu, werde ich die Konſtitution erhalten, die ich freiwillig angenommen. Ich habe nie mein Wort gebrochen. Seid auch dem eurigen getreu, wenn ihr frei ſein, und des ruhmvollen Namens würdig bleiben wollet, den ihr ſo viele Jahrhunderte lang getragen.“

Am nächſten Morgen erſchien eine zweite Proklamation an die Einwohner von Liſſabon, in welcher der König dieſelben Verſicherungen erneuerte. Aber kaum erfuhr er den geheimen Zweck des Komplotts und die Inſurrektion der Regimenter, als er ſich in größter Eil nach Villafranca begab, um zu verſuchen, die Truppen zu ihrer Pflicht zurückzuführen.

Die Verſchwornen hatten den Vorſatz gefaßt, ſich mit der Königin und dem Infanten an ihrer Spitze, und den Soldaten in ihrem Gefolge, nach Liſſabon zu begeben, während Johann VI. ſeine unfruchtbaren Proklamationen verbreiten werde. Sie wollten ſich zuerſt der Hauptſtadt bemächtigen, ſodann den König für unfähig erklären, ferner zu herrſchen, ihn entthronen, die Königin als Regentin und ihren Augapfel Miguel zum Generaliſſimus ausrufen.

Die Franzoſen waren damals Meiſter des größten Theiles Spaniens. Ihr getreuer Agent, der General Pamplona, der ſpäter zum Grafen von Subſerra gemacht wurde, war genau von der Verſchwörung unterrichtet. Seinen geheimen Inſtruktionen gemäß, begab er ſich ſogleich in die Nähe von Villafranca. Ein beſonderer Umſtand rettete den König und bewog ihn zu dem Entſchluß, ſich zu den Truppen zu begeben. Die Königin, ſo reich ihr Geiſt auch an

Hilfsquellen ſein mochte, übereilte ſich durch den Ungeſtüm ihres Karakters doch ſehr oft bei der Ausführung ihrer Unternehmungen, und ſtellte dem Gelingen derſelben dadurch ſelbſt das größte Hinderniß entgegen. Dieſer Fall ereignete ſich auch bei der Verſchwörung von Villafranca. Eine ungewöhnliche Bewegung im Innern des Palaſtes verrieth den Entſchluß der Königin, ſich zu ihrem Sohn zu begeben. Der König ward davon unterrichtet, und beſchloß ihr zuvorzukommen. Dieſem raſchen Entſchluſſe verdankte er denn auch die Erhaltung ſeiner Krone und wahrſcheinlich die ſeines Lebens.

Kaum bemerkte ſeinerſeits Pamplona, daß die Verſchwörung entdeckt ſei, als er den Infanten zu Santarem ließ, und ſich zu dem König nach Villafranca begab, wo er dem erſchreckten Monarchen die drohende Gefahr andeutete, der er als Gatte und König ausgeſetzt geweſen. Durch dieſe Mittheilungen gewann er einen großen Einfluß auf das Gemüth Johanns VI., der ihn zu ſeinem erſten Miniſter ernannte. Er behauptete ſich auf dieſem Poſten und in ſeiner Diktatur über den Geiſt des Königs, bis er durch die Vorſtellungen des engliſchen Geſandten Sir Eduard Thornton aus dem Kabinet entfernt wurde.

Der König und die königliche Familie kehrten nach Liſſabon zurück, und ſo wurde das, was man in Portugal die Reſtauration nennt, vollbracht. Unmittelbar darauf erhielt Pamplona von dem Könige ein Dekret, durch welches ſeine „vielgeliebte Gemahlin“ in alle ihr durch das Dekret der Kortes vom 4. Dezember 1822 geraubten bürgerlichen und politiſchen Rechte wieder eingeſetzt wurde. Ein anderes Dekret hob den

Beſchlag auf, der auf die Güter des Grafen von Amarante gelegt worden. Er erſchien bei Hofe, wo er mit Glückwünſchen überhäuft wurde, und ſelbſt öffentlich einen Kuß von ſeiner königlichen Schutzpatronin erhielt. Zu gleicher Zeit legte Guarany ſein Hirtenhemd ab und zeigte ſich im Palaſte der Königin in einer glänzenden Uniform und mit den Orden überdeckt, die ſie für ihn erhalten hatte.

Die Parthei der Königin triumphirte; aber ihr Sieg war nicht vollkommen. Ueberdem hatte man ihn nicht durch ſolche Mittel erhalten, die man allein für erſprießlich hielt. Die Leichtigkeit, mit welcher Johann VI., mit Hilfe einer Palaſtrevolution und der Beſcheinigung eines Arztes über die Geiſtesſchwäche ſeiner Mutter, ſie entthront hatte, ließ die Verſchwornen vorausſetzen, daß es nicht viel ſchwerer ſein würde, ihm ſeine Autorität zu rauben, und ſie in die Hände der Königin überzutragen.

Die Anhänger dieſer letztern vermehrten ſich mit ihrem zunehmenden Einfluſſe. Ihre Vertrauten hielten es nun für gerathen, diejenigen Perſonen zu entfernen, auf welche ſich der König am meiſten ſtützte, und die ihm den Rath ertheilt hatten, ſich nach Villafranca zu begeben. Der Marquis von Lulé ſchien ihnen von allen der gefährlichſte, und ſie beſchloſſen, ſich ſeiner durch einen feigen Meuchelmord zu entledigen.

Dieſe Gräuelthat, die auf jeden Fall viel dazu beigetragen, das Leben eines ſchwachen und furchtſamen Fürſten zu verkürzen, wurde in der Nacht vom 29. Februar 1824 im Palaſt Salvaterra, einem alten zerfallenden Gebäude am Tajo, ungefähr 12 Stunden

nordöſtlich von Liſſabon, in Ausführung gebracht. Der Hof hatte ſich der Jagd und des Karnavals wegen dahin begeben. Don Miguel, der Graf von Villaflor, der Marquis von Abrantes, der Marquis von Lulé und einige andere Perſonen, ſollten auf einem kleinen Theater im Innern des Palaſtes ein Schauſpiel aufführen. Gleich nach der Probe entfernten ſich alle Anweſende, nur der Marquis von Lulé blieb, um noch einige Vorbereitungen zu treffen, indem das Stück am andern Morgen um halb 11 Uhr gegeben werden ſollte.

Als er ſich endlich durch eine lange, ſchwach erleuchtete Gallerie zu den königlichen Gemächern begeben wollte, wurde er plötzlich von zwei Männern überfallen, die ſich auf ihn ſtürzten und, um ſeinGeſchrei zu erſticken, ihm eine Manta, oder Gewand von rothem Stoffe, das die untern Klaſſen gewöhnlich über die Schulter geſchlagen tragen, über den Kopf zu werfen. Sie verſetzten ihm ſodann mehrere Schläge über den Kopf mit einem Knotenſtock und ſtießen ihm ein ſchneidendes Inſtrument in den Mund, mit dem ſie ihm das Sprachorgan raubten.

Nachdem ſie auf dieſe Weiſe den unglücklichen Marquis langſam und qualvoll umgebracht, verbargen ſie den Leichnam unter einem großen, mit einem bis zur Erde reichenden Sammetteppich bedeckten Tiſche, der in der Mitte eines alten Audienzſaales ſtand. Er blieb dort ſo lange, bis alle Bewohner des Palaſtes zur Ruhe gegangen waren, wonach man ihn auf einen Schutthaufen, in einem entfernten Theile des Schloſſes, warf, und wo er am nächſten Morgen gefunden wurde.

Der König war untröſtlich über den Verluſt eines

treuen Dieners, der ihm immer eine große Anhänglichkeit bewieſen, der der einzige war, zu dem er wirkliches Vertrauen haben und dem er ſeine Leiden klagen konnte. Er befahl ſogleich, eine ſtrenge Unterſuchung vorzunehmen, durch welche die eben angedeuteten Thatſachen beurkundet wurden. Der Infant Don Miguel ſchien ſehr bewegt über den Tod des Marquis und vergoß ſelbſt einige Thränen. Als auſſerordentlich wurde es auch betrachtet, daß man ſchon am Morgen im Palaſte der Königin, obgleich 14 Stunden von Salvaterra entfernt, von dieſem Morde unterrichtet war, und daß dieſe Prinzeſſin ſelbſt um 8 Uhr früh eine Meſſe für die Ruhe der Seele des Marquis leſen ließ.

Als die Unterſuchung beendigt war, und man dem König darüber Bericht abſtattete, bebte er, indem er die Namen der in dieſen Handel verflochtenen Perſonen vernahm. Er wollte den Tod eines ergebenen Freundes rächen; aber er zögerte, als er ſah, an wem er ihn rächen müſſe. Zu gleicher Zeit wurde Alles aufgeboten, um die Sache zu unterdrücken. Miniſter, geiſtliche Würdeträger, Richter und Hoffrauen ſtellten vor, daß das Uebel ohne Mittel ſei, und beſchworen den König, Portugal einen öffentlichen Skandal zu erſparen.

Er gab nach, und dieſe Greuelthat blieb unbeſtraft. Am 24. Juni 1825 erließ er ein aus dem Palaſte Aduja datirtes Dekret, in welchem er erklärte, daß er allen in dem Morde vom 29. Februar kompromittirten Perſonen Gnade vor Recht wolle angedeihen laſſen. Er fügte hinzu:

„Durch höchſt wichtige Betrachtungen veranlaßt, mit einem undurchdringlichen Schleier ein abſcheuliches Verbrechen zu bedecken, verordne ich, daß alle darauf Bezug habenden Aktenſtücke im Staatsſekretariat der Angelegenheiten des Kultus und der Gerechtigkeit niedergelegt, und auſſerdem auf eine ſolche Weiſe verſchloſſen und verſiegelt werden ſollen, daß man ſie nie leſen oder irgend eine Abſchrift davon nehmen könne.

Welches waren die großen Verbrecher, an denen der König nicht den Mord eines Freundes zu rächen wagte? — Das iſt eine Frage, welche zu Liſſabon Jedermann nur auf eine und dieſelbe Weiſe beantwortete. — —

Die beiden Elenden, die das Verbrechen vollſtreckt hatten, wurden verhaftet. Der Eine von ihnen war ein Kutſcher aus den königlichen Stallungen, Namens Cordeiro, und der Andere ein Bauer von Salvaterra. Man verbannte ſie mit ſechs andern, unter denen ſich ein Polizeiagent, der Marquis von * * *, ein genauer Freund Don Miguels, der neuerlich plötzlich zu London geſtorben iſt, befand.

Das waren die einzigen ſtrengen Maßregeln, die man dem Könige erlaubte. Die gewöhnliche Ordnung am Hofe wurde nicht unterbrochen, und man ſprach von dieſer Mordthat nicht mehr. Aber eben in dieſem affektirten Schweigen lag etwas Düſteres und im höchſten Grade Drohendes für den König.

# Die von Rußland bedrohten türkiſchen Provinzen.

Jetzt, wo der ganze Orient unter den Schritten von 200,000 Ruſſen zittert, denen ſeine Eroberung nur ein Spiel zu ſein ſcheint, iſt die allgemeine Aufmerkſamkeit beinahe ausſchließlich gegen dieſen intereſſanten Punkt gerichtet. Der Kampf, der bereits begonnen, kann nicht zweifelhaſt ſein, obgleich es ſich jetzt nicht mehr darum handelt, nur einige Provinzen zu beſetzen, und ſodann mit einem Kabinet in Unterhandlungen zu treten, das ſich Wortbruch, Hinterliſt und Verrath zur Ehre anrechnet.

Aller Ruhe und Mäßigung der Sprache des Hofes von St. Petersburg ungeachtet, iſt es doch vorauszuſehen, daß er ſich gezwungen ſehen wird, zu ſtrengen und entſcheidenden Maßregeln ſeine Zuflucht zu nehmen. Ueberdem machen die Bedingungen, welche er im Voraus aufgeſtellt, den Frieden unmöglich. —

Die Türkei ihrerſeits hat wohl den Pöbel von Konſtantinopel in Regimenter bilden und dem Kommando des Kalbfells unterwerfen können; aber man weiß, wie überall der Pöbel ſich ſchlägt, und nach dem ſpaniſchen iſt gewiß der ottomanniſche Pöbel der ſchlechteſte von allen. Zudem hat der Sultan eben ſo wenig Kredit als Ferdinand VII., und Niemand würde ihm eine mäßige Summe borgen, ſelbſt wenn er ſich mit Leib und Seele verſchreiben, oder irgend ein Compère ſich für ihn verbürgen wollte.

Rußland verlangt auſſerdem feſte Garantien für die vollkommen freie Schiffahrt des ſchwarzen Meeres und des Bosphorus, weil ohne dieſe Gewährleiſtung,

Freiheit, Wohlſtand und Leben der Bewohner ſeiner ſüdlichen Provinzen immer der Willkühr des barbariſchen Beherrſchers von Stambul überlaſſen bleiben.

In dieſer Hinſicht kann es aber keine andere Garantie geben, als die Beſetzungen der Feſtungen, des Bosphorus und des Hellesponts. Es iſt augenſcheinlich, daß die Sprache des Kabinets von St. Petersburg nur deshalb ſo gemäßigt iſt, um deſto ſicherer zu ſeinem Ziele zu gelangen. Es bedrohet die Pforte nicht mit einer allgemeinen Inſurrektion ihrer chriſtlichen Unterthanen, weil es weiß, daß ſie unausbleiblich ſtattfinden wird, und weil ſeine Größe ihm nicht erlaubt, der Vermuthung Raum zu laſſen, als bedürfte es ſolcher Mittel, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen.

Der Kampf von Mann gegen Mann, von Volk gegen Volk iſt unausbleiblich. Er wird nicht lang, aber er wird eben ſo blutig und entſetzlich ſein, als der Kampf der Mauren und Spanier in der Halbinſel.

Wird das abendländiſche Europa lange einem ſolchen Streite fremd bleiben können? Wir glauben es nicht. Vor Allem iſt es zu wünſchen, daß Griechenland eine Eidsgenoſſenſchaft freier, unabhängiger, aber in einem beſtimmten Mittelpunkte vereinigter Staaten werde; daß man ſeine beſtändige Neutralität anerkennen und daß die Beſchiffung ſeiner Meere allen Nationen ohne Unterſchied, ohne Vorbehalt zugeſtanden werde.

Kommen wir nun zur nähern Ueberſicht der von Rußland am erſten bedrohten ottomanniſchen Provinzen ſelbſt.

Die Völker, welche die europäiſche Türkei be-

wohnen, gehören zu fünf verſchiedenen Racen. Die erſte iſt die der Türken, die zweite die der Griechen, die dritte die der Albanier, die vierte die der Slaven, die fünfte die der Wallachen. Die beiden erſten ſind hinlänglich bekannt, aber über die drei andern, welche die nördlichen Provinzen des Reichs, vom adriatiſchen Meere bis zum Pont-Euxin bevölkern, iſt man nicht ſo genau unterrichtet.

Der ungeheure Landſtrich zwiſchen der Sau und der Donau, und die Regionen nördlich von den Bergen Thraziens werden wenig von Reiſenden beſucht, und ihre Topographie iſt ſehr mangelhaft. Namen der Orte, Sitten, Sprache, Regierung, Alles iſt barbariſch in dieſer traurigen Gegend. Man lieſt auf der Karte die Namen „Bosnien, Kroatien, Servien, Bulgarien“, und man kennt ſie kaum.

Aber eben dieſe Provinzen ſind es, die am erſten von dem ruſſiſchen Koloß bedrohet werden. Schon ſind ſie theilweis von ſeinen Heerſchaaren beſetzt, und früh oder ſpät müſſen ſie ſeine ſichere Beute werden.

Man hat oft Albanien mit Epirus verwechſelt. Dieſe beiden Provinzen werden durch die Kette des Pindus und durch das akrokerauniſche Gebirg von einander geſchieden. Albanien liegt nördlich, Epirus ſüdlich. Das erſte wird von dem öſterreichiſchen Dalmatien begrenzt, und iſt das alte griechiſche oder mazädoniſche Illirien.

Dies Land, deſſen Schriftſprache die neugriechiſche iſt, hat auſſerdem eine ihm eigenthümliche Volksſprache, die von der ſlavoniſchen verſchieden iſt. Es iſt vielleicht ein Ueberreſt der alten illiriſchen Mundart. Man entdeckt jedoch auch einige Spuren griechiſchen

oder lateiniſchen Urſprungs darin, und ſehr viele Worte, in denen man die Betonung des franzöſiſchen Buchſtaben u (ü) und j findet.

Die Albanier nennen ihr Land Skip, und legen ſich ſelbſt den Namen Skipetaren bei*). Sie ſind Nachkommen jener kriegeriſchen Illirier, die, von ihren rauhen Bergen umſchloſſen, ſich mit Hartnäckigkeit gegen die mazädoniſchen Heere, die römiſchen Legionen und die nordiſchen Barbaren vertheidigten. Ihr Volk iſt zahlreich und krieggewohnt. Während den Kreuzzügen folgten ſie den abendländiſchen Streitern ins gelobte Land. Um dieſelbe Zeit unternahmen ſie auch einen Einfall in Griechenland.

Selbſt jetzt noch ſind ein Theil des öſtlichen Griechenlands, mehrere Kantone Morea's und einige Inſeln des Archipels von Albaniern bevölkert, die ſich zur chriſtlichen Religion bekennen. Und was noch merkwürdiger iſt, man findet ſie auch in den Abruzzen, wo ſie die Sprache, die Sitten und die Tracht ihres Vaterlandes beibehalten haben.

Man nennt die Skipetaren „die Schweizer Griechenlands", weil ſie ihre Truppen an mehrere Mächte Aſiens und Europa's vermiethen. Bei ihnen rekrutirte die Republik Venedig ihre berühmten Stradioten, deren Philipp von Commina ſo oft gedenkt, und die er unrichtigerweiſe für Griechen hält.

Albanien iſt eine der volkreichſten Provinzen der Türkei. Es enthält über eine Million Einwohner. Jeder Mann iſt Soldat, und das Hauptbeſtreben Aller

*) Der der Arnauten oder Arwaniten, der ihnen von den Türken gegeben wird, iſt griechiſchen Urſprungs.

gebt dahin, ſo vortheilhaft als möglich in fremde Dienſte zu treten, ohne daß ſie ſich dabei im Geringſten um die Gerechtigkeit der Sache bekümmern, die ſie vertheidigen müſſen. Seit Langem dienen ſie in der ottomannniſchen Armee. Sie haben auch ein beträchtliches Korps im Solde des Paſchas von Aegypten, Mohamed Ali, der ſelbſt ein Albanier von Geburt iſt.

Sie befinden ſich ebenfalls im Dienſte der Barbareskenſtaaten. Ehemals boten ſie auch den italieniſchen Fürſten und dem König von Neapel, unter dem Namen „mazädoniſche Leibwache“, den Ueberfluß ihrer kriegeriſchen Bevölkerung dar. Sie ſind nüchtern und ſparſam; aber der Räuberei ſehr ergeben. Im Kriege erblicken ſie nur ein Mittel, ſich zu bereichern, und wenn ſie genug zuſammengerafft haben, kehren ſie in ihre Thäler zurück, um dort die Früchte ihrer ſogenannten Tapferkeit zu verzehren.

Oft ſind ſie den Ottomannen furchtbar geworden. Mit Erfolg ſtritten ſie unter Skanderbeg. Während der Inſurrektion von 1772 in Morea, empörten ſie ſich gegen die Pforte, und unter dem wilden Ali Paſcha von Janina hätten ſie die Türkei erobert, wäre ein minder barbariſcher Anführer an ihrer Spitze geſtanden.

Ihr Land theilt ſich in mehrere Lehen und Gemeinden, die nach dem Munizipalſyſtem verwaltet werden. Es iſt in der That vollkommen unabhängig von der Pforte, obgleich dieſe die Statthalter ernennt, wie die Paſchas von Berat und von Skodra. Dieſer letztere, der bekannte Omer Wrione, hat in dem gegenwärtigen Kriege lange gegen die Griechen geſtritten.

Dieſe Paſchas, die unter den Skipetaren ſelbſt gewählt werden, haben eine viel weniger willkührliche

Gewalt, und befinden ſich weniger unter der Abhängigkeit des Sultans, als die übrigen Würdeträger, denen er denſelben Titel ertheilt. Oft ſind dieſe Aemter ſelbſt erblich. Ali Paſcha hatte ſich der zwei Drittel Albaniens bemächtigt und mehrere Beys abgeſetzt. Aber ſeit ſeinem Tode iſt das alte Syſtem wieder vorherrſchend geworden.

Bis jetzt haben alle Albanier, ohne Unterſchied der Religion, in der türkiſchen Armee gedient. Ihr Benehmen wird einen großen Einfluß auf die Entſcheidung der großen Begebenheiten ausüben, die jetzt an der Tagesordnung ſind. Jetzt, wo Rußland der Stimme gehorcht, die es nach Süden ruft, wird die Macht, gegen welche die Albanier ihre Waffen wenden, furchtbare Feinde in ihnen finden. Unter einem geſchickten Anführer, der jedoch ihr Landsmann ſein müßte, oder der im Stande wäre, ihr volles Vertrauen zu gewinnen, würden ſie nothwendigerweiſe eine große Rolle ſpielen. Indeſſen darf man ihnen auf keinen Fall zu viel Vertrauen ſchenken: ihre Unredlichkeit iſt zum Sprichwort geworden.

Das eigentliche Epirus liegt ſüdlich von Albanien, und dehnt ſich bis zum ambraziſchen Meerbuſen aus, der es von Akarnanien, oder dem weſtlichen Griechenlande, trennt. Sitten, Religion, Sprache, Alles iſt dort griechiſch, mit Ausnahme einiger Küſtenkantone und der nördlichen Gegenden, die von muſelmänniſchen Albaniern bevölkert ſind. Seit dem Tode Ali Paſchas ſind die chriſtlichen Einwohner dieſes Landes durch die entſetzlichen Verfolgungen unaufhörlich dezimirt worden.

Im Norden Albaniens liegt Bosnien, ein türkiſche

Provinz, deren Paſcha zu Seray reſidirt. Sie gehört zum alten Möſien. Zwiſchen die öſterreichiſchen Beſitzungen von Dalmatien, Kroatien und Slavonien gedrängt, bildet ſie, auf dieſer Seite, den erſten Vorpoſten des ottomanniſchen Reichs. Die Sau trennt ſie von den öſterreichiſchen Staaten.

Die Bosnier oder Bosniaken ſind von ſlavoniſcher Race, wie die Servier und die Bulgaren. Sie reden dieſelbe Sprache, eben ſo die Dalmatier, die Kroaten, und überhaupt alle Slaven, die unter öſterreichiſcher Botmäßigkeit leben. Sie ſind robuſt und brav. Ihr Land iſt lange der Schauplatz der ſchnell auf einander gefolgten Kriege zwiſchen Deutſchland, Venedig und der Türkei geweſen. Seitdem befinden ſie ſich auch in Barbarei.

Der größte Theil der Bevölkerung iſt chriſtlich, und theilt ſich in Römiſch-Katholiſche und Katholiſch-Griechiſche. Die muſelmänniſchen Bosniaken werden durch eine erbliche Feudalregierung beherrſcht. Ihre Anführer oder Agas müſſen für den Sultan, an der Spitze ihrer Vaſallen, zu Felde ziehen. Dieſe Truppen, ſo wie die albaneſiſchen Korps, ſind in der türkiſchen Armee daſſelbe, was die ungariſche Kavallerie in der öſterreichiſchen iſt. Die Rauheit ihres Bodens, und die politiſche Lage, in der ſie ſich befinden, macht aus den Bosniaken und Albaniern die beſten Soldaten der Türkei.

Servien, der ziviliſirteſte aller türkiſch-ſlaviſchen Staaten, hat eine Schriftſprache, der es nicht an Zierlichkeit gebricht*). Seine Bevölkerung beſteht

*) Die Serben oder Servier haben ihre Dichter. Einer von ihnen, Vick genannt, hat eine Sammlung von Volksliedern herausgegeben, die 1824 zu Leipzig erſchienen ſind.

faſt durchaus aus griechiſchen Chriſten, und einer ſehr geringen Zahl Muſelmänner, die in den Städten zerſtreut ſind.

Als Prinz Eugen, zu Anfang des letzten Jahrhunderts, Belgrad genommen, wurde ein Theil des Landes an Oeſterreich abgetreten, das es jedoch in den nachfolgenden Kriegen wieder zurückerſtatten mußte. In der letzten Zeit hat der Wiener Hof ſich eine Art Beſchützungsrecht über Servien beigelegt.

Man kennt die verſchiedenen Inſurrektionen Paßwan-Oglus und Czerni-Georgs gegen die Pforte. Sie haben den Serviern das Privilegium zugeſichert, bewaffnet zu bleiben, und ſich ſelbſt zu verwalten. Dieſer theilweiſen Unabhängigkeit ebenſowohl, als der Nachbarſchaft Oeſterreichs, muß man ihre Unthätigkeit während der griechiſchen Revolution zuſchreiben.

Bevor wir weiter gehen, werfen wir einen Blick über die militäriſche Feudalität in der Türkei.

Als die Sultane das byzantiniſche Reich eroberten, wie die fränkiſchen Könige Gallien, vertheilten ſie ungefähr ein Drittel des ganzen Landes unter ihre Soldaten. Sie beſtimmten ein zweites Drittel für die Moſcheen und behielten ſich das letzte Drittel vor, um ihre Aga's, oder Hauptleute, die dem Islamismus ſich zugewendet, auf Lebenszeit damit zu belehnen. Sie vermehrten dieſe letzten Gnadenbezeugungen vorzüglich in Kleinaſien, in Albanien, in Bosnien und in Mazädonien.

Der Aga, dem die Benutzung des Erdreichs zugeſtanden war, konnte das Recht erkaufen, ſein Lehen erblich zu machen. Vernachläſſigte er dieſe Vorſicht, ſo wurde es nach ſeinem Tode, zum Vortheil des

Sultans, an den Meiſtbietenden verkauft, oder die übrigen Lehensträger der Provinz ſtritten ſich, mit den Waffen in der Hand, darum.

Aber nach dem Grundgeſetze mußte das Lehen, nach dem Tode des damit Begünſtigten, wieder in die Hände des Sultans zurückkehren, der, nachdem er ein jährliches Einkommen bezogen, es dem Sohne des Aga's übergab, oder es als Belohnung einem ſeiner Offiziere zugeſtand.

Dieſer Gebrauch iſt ſeit Langem in Verfall gerathen, und man findet unter den Günſtlingen des Kaiſers nicht einen Bosniaken, einen Albanier, oder einen Aſiaten, der ſich erlauben würde, einem Sohne das zu rauben, was er als ſein rechtmäßiges väterliches Erbe betrachtet.

Die Aga's haben auf ihren Beſitzungen die ganze Autorität der Patriarchen, und ſobald ſie zu Felde ziehen, ſchleppen ſie alle ihre Vaſallen mit ſich fort. Dieſe undisziplinirte Horden, die in einem offenſiven Kriege zu nichts tauglich ſind, würden nur einer Invaſionsarmee, die bis in das Herz des türkiſchen Reichs vordränge, gefährlich ſein.

Die europäiſche Türkei hat neunhundert große und achttauſend kleinere Lehen. Man zählt ungefähr eben ſo viele in der aſiatiſchen Türkei. Es gibt Familien, die ſeit Jahrhunderten gewiſſe Provinzen beherrſchen. Unter ihnen zeichnen ſich beſonders die Kara-Osman-Oglus und die der Khane der Krimm aus. Dieſe letztere hat ſich, nach Eroberung ihres Landes durch die Ruſſen, nach Romelien geflüchtet, und macht ſelbſt Anſprüche auf den Thron von Konſtantinopel.

Die Bulgarei, die dritte der türkiſch-ſlaviſchen Provinzen, erſtreckt ſich von Oſten nach Weſten, vom ſchwarzen Meere bis zu der Grenze Serviens. Sie wird im Norden von der Donau und im Süden vom Hämus, dem letzten Wall, den die Natur der Hauptſtadt des Reiches gegeben, umſchloſſen.

Sie zählt mehr als eine Million Einwohner, die größtentheils zur griechiſchen Kirche gehören. Man ſpricht griechiſch und ſlavoniſch darin. Die Muſelmänner ſind dort zahlreicher als in Servien. Die Bulgaren bewohnen ein fruchtbares Land; ſie ſind gewerbſam, aber unwiſſend. Drei Hauptfeſtungen, Widdin, Siliſtria und Rudſchuck, am Ufer der Donau, vertheidigen den Eintritt dieſer Provinz. Sie hat in den letzten Kriegen viel gelitten. Der muſelmänniſche Theil ihrer Bevölkerung wurde von den ruſſiſchen Armeniern beinahe gänzlich ausgerottet.

Man kann jetzt die Moldau und Wallachei als vom ottomanniſchen Reiche losgeriſſen betrachten. Bis vor Kurzem noch waren ſie ihm tributpflichtig; urſprünglich hatten ſie eine Wahlregierung, aber ſeit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat ſich die Pforte das Recht angemaßt, ihre Fürſten oder Hospodare zu beſtimmen, und ſeitdem hat ſie dieſe Würde beſtändig an Fanarioten *) verkauft. Dieſe theilten ſodann alles, was ſie ihren Unterthanen nur irgend abzwingen konnten, mit ihren Geſchöpfen, während regelmäßig jedes Jahr türkiſche Intendanten, mit einem Firman in der Hand, ſich einſtellten, um zur

*) Griechen, die den Fanar, ein Stadtviertel Konſtantinopels, bewohnen.

Verſorgung der Hauptſtadt Heerden, Getreide, Mundvorräthe und Holz zu erpreſſen. „Verbrecher, die zur Zwangsarbeit in den Minen verurtheilt ſind,“ ſagt ein berühmter Reiſender, „können allein das Schickſal der armen Wallachen beneiden.“

Man vermuthet, daß die Moldauer und Wallachen von den Daziern abſtammen, deren Land ſie bewohnen, von den Römern, nachdem dieſe es erobert hatten und darin ſich koloniſirten, und von den Slaven, die ſich in Folge der Ueberſchwemmung der Barbaren darin niederließen.

Ihre Sprache iſt ein verdorbenes Lateiniſch, mit dem Slavoniſchen vermiſcht. Sie legen ſich den Namen Rumuni oder Rumniaſti (wahrſcheinlich in Verderbung des Wortes Romanus) bei. Die Siebenbürger haben denſelben Urſprung; aber unter der öſterreichiſchen Regierung haben ſich ihre Sitten germaniſirt.

Seitdem die beiden Fürſtenthümer durch griechiſche Familien beherrſcht werden, haben eine Menge Adeliche oder Boyaren ihre Leibeigenen frei erklärt, und ihnen das Eigenthumsrecht zugeſtanden. Die Kinder der reichen Boyaren werden auf deutſchen oder ruſſiſchen Univerſiräten erzogen. Man hat ſelbſt Kollegien zu Jaſſy und Buchareſt gegründet. Bei alledem gibt es noch keine eigenthümliche Literatur im Lande, obgleich Roſetti, einer der aufgeklärteſten Boyaren von Buchareſt, der zu Leipzig wohnt, es verſucht hat, eine in ruminiaſtiſcher Sprache geſchriebene Zeitſchrift zu begründen. Wir wiſſen nicht, was aus ſeinem Unternehmen geworden iſt.

Die Wallachen ſind im Allgemeinen von robuſtem

Körperbau und angenehmer Geſichtsbildung. Aber als Bewohner eines fruchtbaren und barbariſchen Landes, ſind ſie unwiſſend und faul. Der Name Wallache, der in ſlavoniſcher Sprache „Hirt" bedeutet, wurde ihnen zu der Zeit gegeben, wo ſie mit ihren Heerden vom andern Donauufer auswanderten. Sie gründeten mehrere Kolonien in einigen Kantonen Mazädoniens, Thraziens und in den Schluchten des Pindus. Die Nachkommen dieſer Koloniſten, die noch jetzt Hirten und Krieger ſind, wie ihre Vorfahren waren, werden unter dem Namen Megalo-Walchi (Groß-Wallachen) bezeichnet.

Sie hatten in Mazädonien eine Stadt, Voscopolis genannt, erbauet, die im letzten Jahrhunderte von den Albaniern geplündert und verheert wurde. Ihre Einwohner flüchteten ſich nach Ungarn, wo die Bevölkerung theilweis aus Wallachen beſteht, die eine von jener der Slaven und Maggiaren verſchiedene Mundart haben, welche beiden letztern Völkerſtämme den Grund der ungariſchen Nation bilden.

Die Wallachen und Moldauer gehören faſt alle zur griechiſchen Kirche. Sie haben das ſlavoniſche Alphabet angenommen. Die Wallachei hat ungefähr eine Million und die Moldau bei 400,000 Einwohner.

Die Urſache, warum die Türken eine ſo unvollſtändige, oder gewiſſermaßen keine Statiſtik haben, liegt darin, daß bei ihnen keine Regiſter gehalten und nie eine Volkszählung vorgenommen wird. Der Betrag der Kopfſteuer, welche die Rayas bezahlen müſſen, kann nur ſehr unvollkommen die Zahl derjenigen andeuten, die ſie bezahlen müſſen. Dieſe Taxe wird für jede Provinz manchmal willkührlich beſtimmt, und

bleibt für jede Provinz immer dieſelbe, gleichviel ob die Bevölkerung ſich vermehrt oder ſich vermindert. Man kann alſo die Seelenzahl in der Türkei nur nach mittlerer Schätzung der Angaben verſchiedener Reiſenden feſtſtellen. Sie würde demnach ungefähr folgende ſein:

Bevölkerung der europäiſchen Türkei.

| | Seelen. |
|---|---|
| Moldau und Wallachei . . . . . . . | 1,400,000 |
| Servien . . . . . . . . . . . . . | 950,000 |
| Bosnien und Kroatien . . . . . . . | 700,000 |
| Bulgarien . . . . . . . . . . . . . | 1,200,000 |
| Albanien . . . . . . . . . . . . . | 800,000 |
| Epirus . . . . . . . . . . . . . . | 370,000 |
| Mazädonien . . . . . . . . . . . . | 500,000 |
| Romelien und Thrazien . . . . . . . | 2,300,000 |
| Theſſalien . . . . . . . . . . . . . | 370,000 |
| Eigentliches Griechenland, Morea und die Inſeln . . . . . . . . . . . | 1,300,000 |
| Totalſumme: | 9,890,000 |

Scheidet man dieſe Bevölkerung nach den Racen, ſo findet man 3 Millionen Griechen, 2½ Million Slaven, 2 Millionen Türken, ungefähr eine Million Albanier und 1½ Million Wallachen oder Ruminiaſten. Die Griechen und Türken ſind über die ganze Ausdehnung des Reiches zerſtreut; die Albanier und Wallachen wohnen ebenfalls in mehrern Provinzen.

Theilt man die Bevölkerung nach den Religionen, ſo hat man 3 Millionen Muſelmänner, mit Einſchluß der Slaven und Albanier, die ſich zum Islamismus bekennen, ſechs Millionen griechiſche oder armeniſche

Chriſten, ungefähr ½ Million Katholiken. Der Ueberreſt gehört zum moſaiſchen Glauben.

Was die aſiatiſche Türkei anbelangt, ſo ſind die Angaben darüber noch viel unbeſtimmter. Man vermuthet, daß Kleinaſien oder Natolien 5 Millionen Einwohner habe, die faſt durchaus muſelmänniſch ſind, und zur türkiſchen Race gehören. Man gibt Syrien 3 Millionen Seelen, Armenien 1 ½ Million, dem Lande zwiſchen Meſopotamien, dem Irack und Kurdiſtan 2 Millionen. Folglich würde die Geſammtbevölkerung der aſiatiſchen Türkei ſich auf 11 ½ Million, und die des ganzen ottomanniſchen Reiches, ohne Aegypten und die Barbareskenſtaaten, ſich auf 21 Millionen Seelen belaufen.

Kleinaſien iſt der alleinige Theil dieſes großen Landes, wo die Türken wirklich die Maſſe der Bevölkerung bilden. Es iſt auch die Wiege ihres Reichs. In den übrigen Provinzen, mit Ausnahme Konſtantinopels, haben ſie eigentlich nur Militärkolonien. Sie halten die Feſtungen beſetzt, bekleiden die höchſten Aemter, beziehen die Einkommen ihrer Lehen, die Beſoldungen der Regierung, haben das Monopol, das ſie ſich anmaßen, und die Erpreſſungen, mit welchen ſie die Rayas heimſuchen.

Beſtändig bewaffnet leben ſie wie in einem Feldlager. Sie verachten den Ackerbau, und begnügen ſich damit, ſeine Erzeugniſſe zu verſchlingen. Merkwürdig iſt es noch, daß von den Türken in Europa nur wenige von wirklich ottomanniſchem Urſprung ſind. Die muſelmänniſche Bevölkerung beſteht größtentheils aus den Renegaten aller von den Sultanen eroberten Länder. Darum bedienen auch alle Muſel-

männer in Griechenland gewöhnlich ſich der griechiſchen Sprache, während, um den Kontraſt noch auffallender zu machen, die griechiſchen Völkerſtämme auf den Küſten Kleinaſiens nur Türkiſch ſprechen.

Faſt alle Schriftſteller, welche über die morgenländiſchen Angelegenheiten geſchrieben, haben entweder eine wirkliche oder ſcheinbare Bewunderung für den türkiſchen Karakter geäuſſert, oder ſind in ein entgegengeſetztes Extrem verfallen. Ein berühmter Geograph ſcheint ihn richtiger gewürdigt zu haben in ſeinem „Gemälde von der Größe und dem Verfall des türkiſchen Reichs“, das ſeit der Inſurrektion Griechenlands erſchienen iſt. Wir führen nach ihm die darauf Bezug habende Stelle an:

„Die Türken haben jetzt noch denſelben Karakter, den die Schriftſteller des fünfzehnten Jahrhunderts ihnen zuſchreiben. Träg im Frieden, werden ſie wüthend, wenn der Krieg ſie erbittert. Sie berauben und unterdrücken die Rayas; aber ſie ſind freundſchaftlich und zuvorkommend gegen Fremde; ſie zerſtören die Dörfer und ſtiften Spitäler; ſie halten ihren Schwur und treten alle Grundſätze des öffentlichen Rechts mit Füßen; ſie ſind empfänglich für Ehrgefühl, aber alles Mitleiden iſt ihnen fremd; ſie halten viel auf die Monarchie, und ſetzen ihre Sultane ab und erwürgen ſie. Roh und ſinnlich in der Idee, die ſie ſich vom Vergnügen machen, ſind ſie mäßig im Vergnügen ſelbſt, und gehen ohne Murren aus dem Schooße der Wolluſt zu den härteſten Entbehrungen über. Sie ſind gute Verwandte und Ehemänner, und die Vielweiberei iſt weit entfernt, bei ihnen ein allgemeiner Gebrauch zu ſein. Ein Harem

iſt für die meiſten nur ein Gegenſtand der Verſchwendung und des Luxus.

„Unmenſchlich in ihrer Rachſucht, treiben ſie manchmal bis zum Heroismus die Begeiſterung der Freundſchaft. Ihr Muth äuſſert ſich bald durch ritterliche Kühnheit, bald durch ſtoiſche Gleichgültigkeit. Hier ſieht man ſie mit Wuth in die feindlichen Reihen ſich ſtürzen, ohne ſich um ihre Zahl zu bekümmern; dort laſſen ſie ſich mit der Pfeife im Munde erwürgen. Sie wandern mit der größten Kaltblütigkeit aus einem Palaſte ins Exil, und betrachten ſich bei jeder Veranlaſſung als die Sklaven oder als Vollſtrecker eines unveränderlichen Verhängniſſes.

„So wie im fünfzehnten Jahrhundert iſt noch jetzt die Maſſe der türkiſchen Bevölkerung. Es gibt jedoch unter ihnen auch eine ganz verdorbene Klaſſe, nämlich der Hofſtaat des Sultans und der Paſcha's. Mit einer unerſättlichen Habgier und allen Laſtern, die der grauſamſte Despotismus nur immer erzeugen kann, verbinden dieſe entarteten Höflinge eine Weichlichkeit, die ihnen allen Muth raubt. Die Jagd, das Lieblingsvergnügen der erſten Sultane, hat keinen Reiz mehr für ihre Nachfolger, und die Großen des Reichs haben nur darum aufgehört, ihre ſtolzen Roſſe zu zähmen, um ſich nachläſſig in den aſiatiſchen Tragſeſſeln zu ſchaukeln."

Der Diwan beſtand ehemals aus ſechs Miniſtern, und es hat Großweziere gegeben, wie den berühmten Ku-Prugli, die nur ſich ſelbſt zu Rathe zogen. Aber ſeit der Regierung Selims III. haben dreißig Militär- und Zivilbeamten Sitz und Stimme in ihm. Dieſe Neuerung, ohne der willkührlichen Gewalt des Sultans

einen Zügel anzulegen, hat den einzigen Vortheil einer despotiſchen Regierung, die Unverbrüchlichkeit der Staatsgeheimniſſe, vernichtet. Mehrere Dollmetſcher haben ſie oft den rebelliſchen Paſcha's verrathen.

Auſſer dieſem Rath gibt es noch einen andern, deſſen geheime Macht oft einen entſcheidenden Einfluß gehabt hat. Es iſt der, welchen man zu Konſtantinopel die Serailparthie nennt, und die ungefähr dasſelbe iſt, wie die Camarilla in Spanien. Er beſteht aus Günſtlingen, Verſchnittenen und Agenten der Sultanin-Mutter oder Walidé, wie man ſie nennt.

Obgleich er in mehrere Faktionen zerfällt, hemmt er doch ſehr oft den Gang des Miniſteriums, und bietet ſelbſt der Autorität des Kaiſers Schach. Daher rührt jene Unbeſtimmtheit, jener Mangel an Feſtigkeit, den man der Pforte zum Vorwurf machen kann.

Die Miniſter ſelbſt haben keinen Begriff von dem Einkommen des Staats. Die Grund-, Kopf- und Mauthſteuern, welche letztere den Paſcha's verpachtet werden, ſind die einzigen Abgaben, deren Betrag ſich beſtimmen läßt.

Aber die Erpreſſungen in Natur, die ſich über alle Erzeugniſſe des Landes erſtrecken; die Lieferungen, welche alle Grundbeſitzer entweder ganz unentgeldlich oder zu den Preiſen herbeiſchaffen müſſen, welche die Regierung ſelbſt feſtſtellt, und die in ungeheuern Vorrathskammern verweſen; die große Maſſe der Konfiskationen; der Vortheil, welchen der Sultan von der Verſchlechterung des Geldes gewinnt, können auf keinen Fall berechnet werden.

Hinſichtlich des Kultus hat die ottomanniſche Regierung den Geiſt des Korans durchaus entſtellt.

Sie hat ſich ſeiner jederzeit als eines politiſchen Werkzeuges bedient. Mahomet, der in einem unabhängigen Lande geboren worden, deſſen in mehrere Stämme geſchiedene Bevölkerung unter patriarchaliſcher Oberherrſchaft lebte, fühlte den ganzen Werth der bürgerlichen Freiheit, und ſtellte in ſeinem Geſetzbuche die Freiheit vor Gott und dem Geſetze feſt.

Aber eben dadurch, daß er ſich den Titel eines Propheten beilegte, begründete er einen theokratiſchen Despotismus, der, vielleicht gegen ſeinen Willen, auf die Kalifen, und von dieſen auf die Sultane überging.

Die Einfachheit der Hirten- und Kriegerſitten der alten Türken verlor ſich in der durch die Eroberung geſtifteten Feudalität. Die Ulemas haben überdem nie die Talente gezeigt und die Autorität ausgeübt, die ihr geheiligter Karakter ihnen gewähren könnte. Deshalb hat die militäriſche Kaſte einen täglich größern Einfluß gewonnen, Alles hat dem Schwerte gehorcht, und die Erziehung iſt gänzlich vernachläſſigt worden. Selbſt jetzt denken die Großen des Reiches nicht daran, ihre Kinder unterrichten zu laſſen, weil ſie überzeugt ſind, weder ihre Würden noch ihr Vermögen auf ſie übertragen zu können. Alſo iſt die durch den Koran feſtgeſtellte Gleichheit vor dem Geſetze, durch die Gleichheit vor dem Sultan, dem alleinigen Vertheiler und Deuter des Geſetzes, verwandelt worden.

Welches wird das Schickſal eines Reiches ſein, das unter ſo vielen Mißbräuchen ſchmachtet und ſchwankt? Es iſt nicht anzunehmen, daß es unter den Empörungen der Paſchas zuſammenſtürzen könne, weil der Tod eines jeden von ihnen das Ziel bezeich-

net, bis zu welchem ihr Erfolg ſich erſtrecken könne. Beweiſe darüber ſtellen die Unternehmungen Paswan-Oglus, Dgezzars und des furchtbaren Ali-Paſcha auf. Derſelbe Fall wird auch bei dem Tode des Paſcha's von Aegypten ſtatt finden.

Dieſe Satrapen denken nicht daran, eine Dynaſtie zu gründen. Ueberdem übt der Geiſt des Eigenthums und der väterliche Stolz nur einen ſchwachen Einfluß auf die Türken aus.

Aber gibt es denn in der Türkei nur einen Sultan, ſeine Paſchas und ihre Satelliten? Es gibt zehn oder zwölf verſchiedene Nationen oder Völkerſtämme dort, die ſich unter einander eben ſo ſehr haſſen, als alle zuſammen ihre Beherrſcher. In Aſien würden ſich die Syrier, die Araber, die Kurden, die Druſen, die Turkomannen oder die Armenier, in Europa die Griechen, die Slaven, die Albanier, die Wallachen, durch die Vernichtung der ottomaniſchen Macht emanzipirt ſehen. Die Türken halten, nach dem Beiſpiele der Römer, dieſe Nationen die eine durch die andere im Zaum, und ihr Syſtem iſt ihnen bis auf den heutigen Tag gelungen. Was würden ſie thun, wenn der ruſſiſche Doppeladler auf Konſtantinopels Minareten ſich zeigte? —

Das iſt die Hauptfrage, welche jetzt die großen europäiſchen Mächte, und Rußland vor allen, näher zu prüfen haben. Die eigentlichen Türken, die aſiatiſchen Horden würden die Invaſionsarmee beſtändig necken, und die Albanier, die Bosniaken, ſo wie die Muſelmänner in Mazädonien und Romelien würden dies Beiſpiel für ihre eigene Rechnung nachahmen.

Es würde ein langer Vernichtungskrieg und eine entſetzliche Anarchie werden.

Die Griechen können ohne Zweifel im Süden eine mehr oder weniger unabhängige Regierung bilden. Es iſt leicht, durch einen Federſtrich die Moldau und Wallachei dem Reiche der Czaaren einzuverleiben. Oeſterreich kann ſelbſt Servien unter ſeinen Schutz nehmen. Aber damit iſt nicht Alles gethan. Die übrigen Nationen, deren wir oben gedacht haben, würden nicht eben ſo leicht ihre gegenwärtige Unabhängigkeit unter Rußlands oder Oeſterreichs Zepter beugen wollen.

Es gibt alſo in dem eigentlichen Mittelpunkte der Türkei eine größere Energie, als man bisher geglaubt. Sie iſt mächtig genug, alle Kraftanſtrengungen Rußlands und vielleicht ſelbſt Oeſterreichs mehrere Jahre lang zu beſchäftigen, und den Enderfolg lange ſchwankend zu erhalten.

## Spanien und ſeine Revolutionen.

Die gegenwärtige Lage der Halbinſel erregt nur eine geringe Aufmerkſamkeit, und vielleicht ein noch geringeres Intereſſe in Europa. Wenn ſeit vierzig Jahren Spanien und ſeine Regierung in näherer Berührung mit den Fortſchritten der übrigen europäiſchen Nationen und ihren Regierungen geſtanden hätten, dürfte man nicht mehr über die Theilnahme des heiligen Bundes für die ſpaniſche Königswürde erſtaunen. Aber das bekannte Wort: „es gibt keine Pyrenäen mehr,“ iſt jetzt eben ſo wenig wahr, als zu Anfang des letzten Jahrhunderts. Es iſt ein Unglück für Spanien, daß man davon nicht überzeugt iſt.

Denn eben weil Napoleon Spanien nicht kannte, gab er es, als Ausſteuer ſeiner Familie, dem unfähigſten und friedliebendſten ſeiner Brüder. Weil man es nicht kannte, unternahm man 1823 gegen dies Land, oder vielmehr gegen die Inſtitutionen, durch die es allein gerettet und erhoben werden konnte, jenen monarchiſchen Kreuzzug, deſſen Zweck darin beſtehen ſoll e, die Demokratie zu beſeitigen, der ſie aber im Gegentheil geſchaffen und der Mittelklaſſe ihren entſtehenden Einfluß entriſſen, durch den allein doch in vernünftigen Staaten die Ordnung erhalten und die Throne geſichert werden.

Der Irrthum war vollkommen, ſowohl in den Beſorgniſſen, als in den Hoffnungen, denn was man in Frankreich durch dieſen gewaltſamen Dazwiſchentritt eigentlich bezwecken wollte, die Schwächung des konſtitutionellen Syſtems, das iſt gänzlich fehlgeſchlagen. Es hat ſich im Gegentheil, ſeit ihm das häßliche Bild der Willkühr, in einem von der unumſchränkten Gewalt beherrſchten Lande, vor Augen geſtellt worden, ſehr befeſtigt. Die Abſolutiſten darin haben ſich dadurch ſelbſt den Todesſtoß gegeben.

Frankreich hat die Koſten des Dazwiſchentritts bezahlt, und kann ſich noch Glück wünſchen, ſo wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu ſein. Die hunderttauſend Franzoſen, die nach der Halbinſel geſchickt wurden, haben ſie beinahe unverletzt wieder verlaſſen. Aber ihr Beſuch hat nichts bezweckt, als Alles zu verwirren und über den Haufen zu ſtürzen, ohne irgend Etwas feſtzuſtellen, was Ehre und Vernunft anerkennen könnten.

Diejenigen, denen Frankreich als Bundesgenoſſe

ſeinen Beiſtand lieh, mit deren Hilfe es Altar und Thron wieder emporzurichten glaubte, zeigen ſich jetzt als die eifrigſten Revolutionäre. Sie behandeln den unumſchränkten König Ferdinand VII. auf dieſelbe Weiſe, wie zu der Zeit, wo er die Dekrete der Cortes unterzeichnete, und Himmel und Menſchen zu Zeugen ſeiner Anhänglichkeit an die Konſtitution anrief.

Was Mina vor ſechs Jahren den Glaubensbanden war, das iſt der Monarch jetzt den Agraviadoshorden, und die Glaubens- und Agraviadosſoldaten ſind immer dieſelben Menſchen, die nur einen andern Namen angenommen haben.

Was wollten ſie damals? Was wollen ſie jetzt? — Niemand kann ihre Abſicht begreifen, ſelbſt Ferdinand nicht, der doch eigentlich wiſſen ſollte, warum er ihre Vernichtung geboten. Das Syſtem der Unparteilichkeit, das man neuerdings in Spanien angenommen, iſt ſehr merkwürdig. Die Vergeſſenheit des Vergangenen beſteht in einer gleichen übertriebenen Strenge gegen Alle, und es gibt in der Halbinſel vielleicht nicht einen Menſchen, der nicht auf die eine oder die andere Weiſe der Verfolgung ausgeſetzt wäre. Dieſelbe Hand, welche die Verdammung Jeps del Eſtangs und die königlichen Verordnungen gegen alle diejenigen unterzeichnet, die ihre Backenbärte wachſen laſſen, oder Mützen von einer gewiſſen Form tragen, verhängt auch die ſtrengſten Strafen über die, welche fluchen und ſchwören, welche an Sonn- und Feſttagen die Kirchen nicht beſuchen u. ſ. f.

Das Alles muß früher oder ſpäter durch eine gute oder ſchlechte, durch eine freiwillig gegebene oder gewaltſam entriſſene Konſtitution ſich beendigen.

Wenn alle kataloniſche Fratzen raſirt, und die unruhigſten der alten Glaubenshelden erſchoſſen ſein werden, wird Spanien darum nicht reſignirter ſein, wird es ſich nicht gehorſamer den Launen einer unſtäten Politik unterwerfen, die kein vernünftiges Geſetz kennt, und die unaufhörlich zwiſchen Unverſchämtheit und Furcht hin und her ſchwankt.

Spanien iſt jetzt wohl uneinig und getheilt, aber noch nicht ganz herabgewürdigt, noch nicht ganz unmächtig. Täglich nähert es ſich mehr dem Punkte, wo die Tirannei unmöglich wird, weil ſie die Exiſtenz Aller bedroht. Eine Regierung, die ſich nur erhält, indem ſie die Unruhe und das Elend einiger Landſtreicher- und Bauernhorden beſoldet, die nicht genug Kredit hat, um die mindeſte Summe im Auslande zu borgen, die unvorſichtig genug iſt, ihre innern Hilfsquellen ſelbſt verſiegen zu machen, wird ſehr bald ohne Geld, ohne Anhänger ſein.

Dann vielleicht, dann erſt werden alle Klaſſen der Nation die Urſache des Uebels entdecken, dann werden die Aufgeklärteſten die Nothwendigkeit feſter Grundſätze und ſchützender Inſtitutionen erkennen, während die Unwiſſendern und Aermern zu demſelben Wunſche durch den Inſtinkt ihres Unwohlbefindens, durch die Erfahrung des aus der traurigſten Uneinigkeit entſtandenen Verderbens, belehrt ſein werden.

Schon ſind die Gründe, um deretwillen man Spanien zu einer ewigen Knechtſchaft verdammen wollte, durch ſich ſelbſt beſeitigt. Was man von dieſem Lande vor dem erſten franzöſiſchen Kriege ſagte, iſt jetzt nicht mehr wahr. Bonaparte's Invaſion in

Spanien begann vor zwanzig Jahren eine Revolution, die in der Geſchichte der neuern Nationen nicht ihres Gleichen hat, und die, obgleich ſie jetzt erſtickt zu ſein ſcheint, unbemerkt doch nicht minder fortdauert.

Wenn während zwanzig Jahren die Anweſenheit der Soldaten der beiden ziviliſirteſten Nationen des Erdballs, der Bürgerkrieg, die Auswanderungen in Maſſe, das gegenſeitige Streben und Ringen der Parteien, ihre äuſſern Verbündungen und Gährungen jeder Art, dem Lande ſelbſt nicht zu großen Fortſchritten behilflich geweſen, haben ſie wenigſtens ſeinen moraliſchen Anblick ſehr verändert. Sie haben auf eine gewaltſame, aber unvermeidliche Weiſe große Entwickelungen vorbereitet, die ſich ſpäter offenbaren werden. Sie haben mit Energie eine der älteſten, eine der größten Urſachen der Herabwürdigung Spaniens, die Trennung ſeiner Bevölkerung in zwei ſich beinahe vollkommen fremd gewordene Zweige, angegriffen.

Zu Anfang dieſes Jahrhunderts gab es in Spanien gewiſſermaßen zwei Nationen. Die eine war über ein ungeheures Küſtenland, längs den beiden Meeren und den ſchiffbaren Strömen verbreitet. Die andere war auf die Gebirgsregion beſchränkt, die den größten Theil des Innern überdeckt.

Die erſte ſtand zu jeder Zeit in Handelsverbindungen mit dem übrigen Europa. Sie hatte alle Meinungen, Bedürfniſſe und Fortſchritte der ziviliſirten Nationen. Sie war reich und liebte den Luxus. Ihre beſtändige bedeutende Vermehrung erſetzte und übertraf ſelbſt die ununterbrochene Verminderung der Bevölkerung im Innern. Sie vorzüglich wurde in

dem 1808 von Laborde herausgegebenen Wegweiſer beſchrieben, und eben dadurch gewann man eine ſo hohe Idee von den Hilfsquellen und den Sitten Spaniens.

Die Bevölkerung der gebirgigen Theile war unbehilflich, arm, träg, abergläubig und lächerlich ſtolz. Ihre ganze Erinnerung gehörte den Zeiten Kals V. und Philipps II. an. Der kriegeriſche Inſtinkt hatte bei ihnen die militäriſche Thätigkeit überlebt. Aufgeblaſenheit, Müßigkeit, Faulheit waren die Grundzüge ihrer Sitten geworden.

In einer Entfernung von zehn Stunden kannte der Gebirgsbewohner keine Seele mehr. Entweder fürchtete er ſeine Nachbarn, oder er nährte wilde, blutdürſtige Vorurtheile gegen ſie. Zwei Drittel alles ackerbaufähigen Landes gehörten den Mönchen, die ſich im höchſten Grade nothwendig zu machen, und ſich zugleich Ehrfurcht und Unterwerfung zu verſchaffen wußten, oder den großen Herren, die von den Bauern wohl für reicher, aber nicht für adelicher als ſie ſelbſt, gehalten wurden.

Godoy's Verwaltung, die in vielen Punkten mit Blindheit geſchlagen war, die jedoch einigermaßen begriffen zu haben ſchien, daß Spaniens Zukunft von dem Schwunge abhänge, den dieſe unziviliſirte Bevölkerung nehmen könne, die, wegen Mangel an Verbindungsmitteln zur Vereinzelung, Trägheit und Unwiſſenheit verdammt ſei, und die ſich immer mehr vermindere, hatte begonnen Straßen zu eröffnen, und Arbeiten zu unternehmen, welche die Vermiſchung der beiden Bevölkerungen erleichtern ſollten. Napo-

leons Anſprüche auf Spanien unterbrachen dieſe Verſuche wieder.

Bonaparte's Angriff erzeugte bei dem unthätigen Theile der ſpaniſchen Nation Reſultate, die eine aufgeklärte, wohlwollende Regierung vielleicht nicht in einem halben Jahrhundert hätte erzielen können Die Inſurrektion entriß das Gebirgsvolk ſeinen ruhigen, untheilnehmenden Gewohnheiten. Es widerſetzte ſich, und vermiſchte ſich mit den Städtebewohnern. Dieſer Kampf gab ihm kriegeriſche Bewegung und politiſches Leben und Bewußtſein ſeiner Stärke. Er ließ es Theil an den öffentlichen Angelegenheiten nehmen, und machte es eiferſüchtig über den Einfluß, den Prieſter und groſe Herren ſo lange ausſchließlich ausgeübt. Er machte es vertraut mit den freiſinnigen Ideen, die am nächſten mit dem Gefühle und dem Bewußtſein der Nationalunabhängigkeit verwandt ſind.

Aber da es leichter iſt, die Maſſen zu erwecken und ſie vorwärts zu ſtürzen, als ſie zu disziplíniren und ſie zu unterrichten, iſt dieſem Volke, nach einem durch ihm fremdartige Umſtände herbeigeführten Kriege, ein unbezähmbares Bedürfniß der Bewegung und das ungeduldige Verlangen einer beſſern Lage geblieben, ohne daß es genau beſtimmen kann, auf welchem Wege es dazu gelangen möchte.

Die Aufklärung wird es nur langſam darüber unterrichten. Aber das Bedürfniß der Thätigkeit wird ſich nicht vermindern. Man muß ihm eine vernünftige Bahn brechen und es zur Arbeit anleiten. Die konſtitutionelle Regierung hatte dazu leider weder Zeit noch Mittel, und die Regierung Ferdinands VII. denkt daran nicht. Darum haben ſich denn auch

die Landbewohner gleichmäßig gegen die Cortes und gegen den unumſchränkten König bewaffnet.

Wie traurig auch eine ſolche fortwährende Volksgährung ſein mag, ſie iſt jetzt die einzige, aber die lauteſte Proteſtation Spaniens gegen Europa. Je unbezähmbarer dieſe Gährung iſt, um ſo nothwendiger macht ſie die Feſtſtellung einer Regierung, die im Stande ſei, ſie ſo zu ſagen zahm zu machen.

Die Kabinette, die den Umſturz der ſpaniſchen Konſtitution geboten haben, begreifen das jetzt ſchon. Leider haben ſie zu voreilig erklärt, daß Ferdinand VII. das unbeſtreitbare Recht habe, zu thun was er wolle. Aber weiß er, was er will? —

Man komme alſo Spanien zu Hilfe, oder man überlaſſe es ſich ſelbſt. Es iſt ſchon weiter fortgeſchritten mit ſeinen Agraviadosbanden, welche die Inquiſition und einen andern König verlangen, als es vor zwanzig Jahren war, wo es noch nicht wagte, ſich gegen einen gemeinen Günſtling aufzulehnen, der die Krone beider Indien vor den Augen Europa's entehrte, und die Königswürde und die Nation in den Abgrund des Verderbens ſtürzte.

Die Unruhen, welche in verſchiedenen Provinzen Spaniens, vorzüglich in Katalonien ausgebrochen, ſind alſo jetzt noch die einzigen Reſultate der großen Erſchütterung von 1808, und unter einer von den befremdendſten Umſtänden gegebenen Geſtalt, die Fortſetzung der durch jenen Stoß erzeugten revolutionären Bewegung.

Der Friede von 1814 hemmte ſie. Die konſtitutionelle Regierung gab ihr 1820 augenblicklich eine regelmäßige Richtung. Im J. 1822 erwachte ſie von

Neuem unter ihrer gegenwärtigen Geſtalt, mit ihrem unſinnigen Verlangen nach politiſchem Despotismus und religiöſer Verfolgung. Bei allem dem iſt dieſe Verfolgung rein-demokratiſch. Es ſchreitet unaufhaltſam fort und wird nicht eher raſten, als bis es entweder durch eine überwiegende Gewalt vollkommen verſchlungen, oder von einer wirklich aufgeklärten Regierung unter Vormundſchaft genommen wird.

Dies große Werk wurde von 1808 bis 1814 begonnen. Die Spanier, die eigentlichen Zeugen und Theilnehmer desſelben, könnten wohl am beſten im Stande ſein, uns darüber zu belehren, und uns zu ſagen, was ſeit ſechs Jahren bei ihnen geſchehen. Bis jetzt hat die innere Gährung, vielleicht das Mißtrauen in eine höchſt ungewiſſe Zukunft, uns eine Menge nützlicher Zeugniſſe geraubt.

In England iſt eine Geſchichte dieſer Revolution von Southey erſchienen. In Frankreich iſt ein bedeutendes Bruchſtück von derjenigen bekannt gemacht worden, an welcher der General Foy ſeit zehn Jahren arbeitete. In dieſem letzten erkennt man jedoch mehr das Beſtreben des Verfaſſers, den Kampf Frankreichs mit England in der Halbinſel, als den Aufſtand der ſpaniſchen Nation gegen die franzöſiſche Uſurpation und gegen den britiſchen Schutz, zu ſchildern. Aber die eigentliche ſpaniſche Revolution liegt nur in dieſem Beſtreben, und nicht in den ſchamloſen Intriguen von Bayonne, nicht in der militäriſchen Rivalität des Marſchalls Soult und Arthur Wellesley's.

Wenn Umſicht und Ueberlegung ſich genöthigt ſahen, die Konſtitution von Kadix als unausführbar zu verdammen, verdient dennoch dieſelbe Konſtitution

als hiſtoriſche Thatſache, als Erzeugniß einer revolutionären Bewegung, die ſo wenig in dem Tumult der Begebenheiten beobachtet wurden, welche die ganze Geſtalt Europa's veränderten, eine beſondere Aufmerkſamkeit.

Man hat oft genug geſagt, daß ein ſolches Inſtitutionsſyſtem bei einem Volke, das auf keine Weiſe darauf vorbereitet geweſen, nur das Werk einer geringen Zahl von Individuen ſein könne, die es ihren Mitbürgern mit Gewalt aufzwingen wollten.

Nie, im Gegentheil, war ein politiſches Geſetz mehr das Reſultat eines allgemeinern Willens und einer allgemeinern Theilnahme. Nie entſprach eine Konſtitution dem allgemeinen Wunſche mehr. Alle Spanier, die Theil an dem Kriege gegen Frankreich genommen, trugen mit größerer oder geringerer Sachkenntniß, mit mehr oder minderm Einfluſſe, zur Aufſtellung der Konſtitution von Kadix bei. Alle beſchworen ſie mit unbeſchreiblichem Enthouſiasmus.

Unbegreiflich ſcheint es, wie dieſe allgemeine Beiſtimmung nach dem Frieden ſich in eine beinahe eben ſo allgemeine Verwerfung verwandeln konnte. Indeſſen läßt ſich auch dieſer anſcheinende Widerſpruch erklären, wie man gleich ſehen wird.

Als Spanien durch die berühmte Botſchaft des Alkaden von Moſtoles *) erfuhr, was ſich am 2. und 3. Mai (1808) zu Madrid ereignet, erhoben ſich die

*) Am 2. Mai, während die Franzoſen in den Straßen von Madrid viele Einwohner dieſer Stadt niederſchoſſen, ſchickte der Alkade von Moſtoles, einem kleinen, zwei Stunden von der Hauptſtadt entfernten Dorfe, Boten in alle Richtungen, mit der einfachen aber energiſchen Nachricht aus: „Madrid

Gebirgsbewohner, die Bettelmönche, die Bewohner der kleinſten Ortſchaften und die Handwerker in den Städten zuerſt gegen die Franzoſen und bildeten zuerſt inſurrektionelle Junten. Der reiche Bürgerſtand, der Adel und die hohe Geiſtlichkeit blieben unbeweglich. Sie erwarteten mit Ungeduld die neue Konſtitution und den von Napoleon verſprochenen neuen König.

Bonaparte hatte Spanien von der allgemein verabſcheuten Verwaltung Godoy's befreit. Er hatte dadurch eine einſtimmige Erkenntlichkeit gewonnen. Der hinterliſtigen Beſetzung der vorzüglichſten Feſtungen ungeachtet ſchien das Volk denjenigen als Ordner und Reformator anzuerkennen, und ſelbſt zu wünſchen, den die königliche Familie in ihren häuslichen Zwiſtigkeiten zum Schiedsrichter erwählt hatte.

Bonaparte's Sprache hatte bis dahin allen Erwartungen entſprochen. Er ſtellte ſich dem aufgeklärten Vertrauen der Reichen und der Adelichen als ein Genie ohne Gleichen in einem Jahrhundert dar, das doch ſo große Dinge hervorgebracht. Die rohe aber lebhafte Bewunderung des Volks erblickte in ihm nichts weniger als einen Geſandten des Himmels.

Aber die Ereigniſſe zu Madrid erzeugten zwei Parteien, von denen die eine für den Frieden, die andere für den Krieg war, und dieſe beiden Parteien vertraten ziemlich genau die beiden großen Spaltungen der Geſammtbevölkerung Spaniens.

Die Inſurgenten wurden von den Freunden des Friedens und der Unterwerfung zuerſt als Jakobiner,

ſcheint ſo eben als Opfer der franzöſiſchen Treuloſigkeit zu fallen. Das Vaterland iſt in Gefahr. Auf, Spanier! auf, um es zu befreien. 2. Mai. Der Alkade von Moſtoles."

Mörder und Straßenräuber behandelt. Aber da das große Argument jener in der Unmöglichkeit des Widerſtandes lag, bekehrten ſie ſich nach und nach zu den Grundſätzen der Inſurgenten, wozu die Erfolge derſelben nicht wenig beitrugen. Die meiſten Städte, die ſich noch nicht in franzöſiſcher Gewalt befanden, wurden endlich durch den Tag von Baylen hingeriſſen, an welchem 16,000 Franzoſen vor den Inſurgenten die Waffen ſtreckten.

Von nun an bildete die Inſurrektionspartei den eigentlichen Körper der Nation, und die ſogenannte Friedensfaktion beſchränkte ſich auf eine Minderheit, die in Oppoſition mit den Ideen, den Leidenſchaften und den Wünſchen, wo nicht den wahren Intereſſen des Landes, ſtand.

Dieſe Minderheit erhielt von Bonaparte die Konſtitution von Bayonne, und unterſtützte ſie als die einzige, die Spanien zugleich vor der politiſchen und religiöſen Tirannei und vor der Invaſion der Demokratie bewahren könne. Sie gewann, während der Niederlage der Inſurgenten, einigen Einfluß, und bemühte ſich, ihre guten Abſichten dadurch zu beurkunden, daß ſie ſich eifrig mit öffentlichen Verbeſſerungsentwürfen beſchäftigte. Aber da man ſie im Gefolge der franzöſiſchen Armeen erblickte, da ſie nur den Eingebungen der kaiſerlichen Kanzlei zu gehorchen ſchien, konnte ſie nichts Nationelles bewirken, nichts, was den unglücklicherweiſe zu ſehr verdächtigten Schutz, unter welchem ſie ſich befand, überleben mochte.

Man muß alſo der alten Kriegespartei in allen ihren politiſchen Entwickelungen folgen, um die Rückwirkung am Ende des militäriſchen Kampfes zu be-

greifen. Ungeachtet ihrer immer größern Verbreitung im Adel, der hohen Geiſtlichkeit und dem reichen Bürgerſtande, verlor die ſpaniſche Inſurrektion nichts von ihrem demokratiſchen Karakter, den ſie vom Anfang an hatte.

Die Wichtigkeit, welche den untern Klaſſen jeder Krieg gibt, den ein Volk in Maſſe gegen regelmäßige Armeen führt, mußte ſchnell und ſtark in Spanien ſein, wo die Mittelklaſſe verhältnißmäßig ſo ſchwach iſt. Im erſten Kriegsjahre ſah man wohl Generale und ehemalige Höflinge Karls IV. an der Spitze beſſer disziplinirter, unterrichteter und beſſer bewaffneter Truppen, als die gewöhnlichen Inſurgenten. Aber nur die Guerillasbanden wurden dem Feinde wirklich furchtbar, nur Plebejernamen wurden durch ſie berühmt. Empecinado, Paſtor, Manſo, Medico, Mina, der Eine Müller, der Andere Handwerker, Dieſer Schäfer, Jener Bauernknecht oder Maulthiertreiber, und Unteroffiziere oder ſelbſt Soldaten, wie Milans und Morillo, waren die eigentlichen Helden des Landes.

Und wenn auch zu Aranjuez ſeit dem Jahr 1808 eine Oberjunta als proviſoriſche Landesbehörde anerkannt war, und ihre Mitglieder nur zu den höhern Klaſſen gehörten, waren es doch vorzüglich die untergeordneten Junten, welche die unermüdlichſte Thätigkeit zeigten, und die größten Opfer zur Unterhaltung des Krieges brachten.

Die große Zentraljunta war immer dem Feinde fern, und die Provinzialjunten löſeten ſich oft bei ſeiner Näherung auf. Aber die kleinen Junten, die ſich immer unter dem Schwert der Franzoſen befan-

den, flohen ins Gebirg, wenn die Ebene von feindlichen Soldaten überſchwemmt war. Sie erhielten und nährten den unverſöhnlichen Fanatismus des Volks, zerſtörten Alles viel lieber, als daß ſie dem Feinde die geringſte Hilfsquelle lieſſen, und trieben ſeine Noth oft aufs Aeuſſerſte.

Dieſe kleinen Junten waren oft genöthigt, ſich unter den Schutz der bewaffneten Banden zu ſtellen. Sie theilten ihre Gefahren, und größtentheils durch ſie gewann der Krieg jenen eigentlichen Karakter der Wildheit und Rachſucht, durch welche er ſich von allen andern Freiheitskämpfen der neueſten Zeit unterſcheidet. Den ſpaniſchen Inſurgenten war jedes Mittel erwünſcht, durch das ſie die Streitkräfte ihres Todfeindes, wo nicht in offener Feldſchlacht, doch in einzelnen Ueberfällen und Gräuelſzenen ſchwächen konnten.

Darum ſind auch die Schriftſteller der franzöſiſchen Partei ſo ſehr gegen dieſe kleinen Junten erbittert. Nach ihnen hatten ſie nicht den geringſten Begriff von dem wahren Intereſſe des Landes. Manchmal waren Dorfbarbiers, Mönche, Schulmeiſter, Mauthbeamten die Hauptperſonen dieſer umherirrenden Verſammlungen, die bald von ihren Nachbarn erwählt wurden, bald ſich ſelbſt ernannten.

Es mußte wohl ſo ſein, weil der wohlhabende Bürgerſtand in den Städten, durch ſeine Intereſſen gefeſſelt, genöth gt war, ſich mit den Franzoſen zu verſtändigen, um nicht Alles zu v rlieren. Uebrigens welches auch die Bildung dieſer Junten ſein mochte, die oft ſehr verſchiedenartig war, das Volk erkannte in ihnen einen großen moraliſchen Hebel, ſei es nun

den der Kühnheit, oder des überwiegenden Talents, oder des Ranges; und das war hinlänglich.

Die Uebereinſtimmung zwiſchen den Junten und den inſurgirten Banden war vollkommen. Nie erhob ſich der geringſte Zwiſt zwiſchen den Streitenden und den Verwaltenden. Es iſt eine auſſerordentliche Sonderbarkeit dieſer Revolution, daß eine bürgerliche Autorität, die ſo regelmäßig war, als die Umſtände es vergönnten, und die ſich unter dem Schutze eines bewaffneten Volkshaufens bildete, nicht allein von ihm geachtet wurde, ſondern daß er ſich ſelbſt blindlings ihren Beſtimmungen unterwarf.

Man urtheile jetzt, wie dieſe bewaffnete, ſo leidenſchaftliche, ſo mächtige Demokratie, in der großen Zukunftsfrage ſich benehmen mußte, die mitten unter den drohenden Gefahren der Gegenwart verhandelt wurde. Denn ſelbſt, indem man die Franzoſen zurückdrängte, mußte man daran denken, etwas Dauerhaftes an die Stelle der Regierung zu begründen, die ſie vernichtet hatten.

Die Zentral-Junta war nur eine proviſoriſche Diktatur, das Königthum Ferdinands VII. nichts als eine dem Volke liebgewordene Faktion. Die Provinzialjunten verlangten eine die Nation vertretende Verſammlung, die ſich damit beſchäftigen ſollte, ihr eine Konſtitution zu geben.

Das Volk wollte dieſe Verſammlung. Es wollte ſie ſelbſt auf eine beſtimmte Baſis, und wußte ſehr wohl, warum es ſie vielmehr unter einer ſolchen als unter einer andern Form begehrte. Ein Inſtinkt ſeiner Lage, der immer ſicherer iſt, als alle von andern

mehr ziviliſirten Nationen gegebenen Lehren und Andeutungen, riethen es alſo.

Es gab in der Zentraljunta einen Ausſchuß, der hauptſächlich beauftragt war, zu unterſuchen, wie man dem gegenwärtigen Bedürfniſſe einer Nationalvertretung den alten Gebrauch der Verſammlungen, die man „Kortes“ nannte, anpaſſen könne.

Die Arbeiten dieſes Ausſchuſſes wurden bekannt gemacht. Die Männer, aus denen er beſtand, waren von den reinſten Abſichten beſeelt. Sie waren ſehr fähig, hiſtoriſch die ihnen vorgelegte Frage zu prüfen. Aber ſie wurden durch die durchaus neue Stellung erſchreckt, welche das Volk in den öffentlichen Angelegenheiten genommen.

Was ſie von der franzöſiſchen Revolution wußten, zeigte ihnen Spanien in Zukunft einer unwiſſenden, blutgierigen Demokratie als Beute überlaſſen. Die Mehrheit von ihnen erklärte, nach einiger Zögerung, daß es unklug ſein würde, zu raſch in den Neuerungen vorwärts zu ſchreiten; daß man ſich damit begnügen müſſe, die Kortes ſtändeweis zuſammenzuberufen, wie das zwei Jahrhunderte früher geſchehen.

Auf dieſe Weiſe bildeten die Prälaten den erſten Stand, die ſpaniſchen Großen den zweiten, und die Deputirten der Städte, aus denen der dritte beſtand, ſollten in einer allgemeinen Verſammlung zuſammenſtoßen. Die beiden erſten Stände hatten das Doppelvotum, damit ihre Meinung die dem dritten und zahlreichſten Stande das Gleichgewicht halten könnten. Dieſe erſte Verſammlung ſollte ſich über eine Konſtitution berathen.

Aus allen Theilen Spaniens, ſelbſt aus den unzugänglichen Schlupfwinkeln, wo eine Handvoll Inſurgenten, ohne Kleidung, ohne Lebensmittel, ſich verſchanzt hatte, wurden die heftigſten Vorſtellungen gegen dieſen Entwurf, begleitet von andern Projekten jeder Art, der Kommiſſion zugeſendet. Von allen Seiten ſchrie man ihr zu, daß eine Verſammlung, die in Stände geſchieden ſei, nicht die Nation vertrete und keine Konſtitution geben dürfe; daß das Volk zuerſt zu den Waffen geeilt ſei; daß es ſein Blut vergoſſen und jedem Elend und allen möglichen Beſchwerden ſich unterworfen, um die fremde Tirannei zurückzudrängen, während eine große Zahl Adelicher und ſehr viele Prälaten dem Uſurpator ihre Dienſte angeboten; daß ſelbſt mehrere von ihnen noch ungewiß zwiſchen Pflicht und Ehrgeiz ſchwankten; daß die Prälaten und die Großen eine ziemlich anziehende Stellung in der Konſtitution Joſephs gehabt, und daß das Volk nun auch eine eben ſo angenehme in derjenigen finden müſſe, die Ferdinand VII. einſt zu ſanktioniren habe.

Nach einer achtzehnmonatlichen Berathung beſtand die Kommiſſion auf ihrer frühern Meinung. Die Zuſammenberufung der Kortes nach den Ständen wurde dekretirt, und man richtete nach den alten Formeln, die man den Archiven des Königreichs entnahm, die Zuſammenberufungsſchreiben an die Provinzialjunten.

Aber die Zentraljunta überlebte nicht lange dies Dekret. Die untergeordneten Junten unterdrückten die Zuſammenberufungsſchreiben, die ſie den Prälaten und den Großen zuſtellen ſollten. Ein Volksaufſtand an dem Orte, wo ſich die konſtitutionelle Kommiſſion

befand, hätte beinahe einigen ihrer Mitglieder das Leben gekoſtet. Nach zweijähriger Amtsführung ſah ſich die Zentraljunta genöthigt, ihre Autorität auf eine neue vollſtreckende Gewalt, der man den Namen „Regentſchaft“ gab, zu übertragen. Kaum war dieſe eingeſetzt, ſo behandelte ſie faſt als Verräther diejenigen, die am meiſten auf die Zuſammenberufung nach den Ständen gedrungen hatten. Unter ihnen zeichnete ſich vorzüglich Kaspar Javellanos, einer der beſten Patrioten und der gelehrteſten Männer Spaniens zu jener Zeit, aus.

Bis dahin war alſo das ſpaniſche Volk nicht durch diejenigen vorwärts gedrängt worden, die es regierten, ſondern es erwies ſich ſelbſt dieſen Dienſt. Es griff die hohe Geiſtlichkeit und den Adel an, nicht, weil in einem benachbarten Lande die Philoſophen gelehrt hatten, daß alle Menſchen gleichgeboren ſeien, ſondern weil es Mißtrauen in den Patriotismus der Biſchöfe und der Großen ſetzte.

Dies Mißtrauen war gegründet, oder es war es nicht. Aber ſo lange die Gefahr dauerte, mußte es denſelben Einfluß auf das Volk ausüben, wie die Gleichheitslehre. Sie mußte es veranlaſſen, ſeine Angelegenheiten ſelbſt verwalten zu wollen, wodurch es ſeine Souveränität von ſelbſt proklamirte.

Und alſo ereignete ſich Alles. Die Oppoſition der Provizialjunten gegen das Dekret der Zentraljunta verhinderte zuerſt die Zuſammenberufung der konſtituirenden Verſammlung. Die Regentſchaft, welche auf die Zentraljunta folgte, erklärte ſodann, daß Adel und Geiſtlichkeit keine beſondere Vertretung

haben, ſondern daß das Volk in Maſſe ſeine Vertreter ohne Unterſchied in den drei Ständen erwählen ſolle. Auf dieſe Weiſe würden wohl Adeliche und Prieſter von den Provinzen zu den konſtituirenden Kortes geſendet werden; aber nur ſolche, die der Sache der Unabhängigkeit ſichere Garantie gewährten.

Von jetzt an begann die Mittelklaſſe die Rolle zu ſpielen, für welche ſie durch ihre Unterrichtung und ihren Eifer zu den Geſchäften vollkommen geeignet war. Während den zwei erſten Revolutionsjahren hatte man ſie nicht beſonders beachtet, ausgenommen in den Provinzialjunten. Uebrigens befand ſich die Autorität proviſoriſch immer noch in den Händen der ehemaligen Privilegirten, und der Krieg wurde überall faſt ausſchließlich nur von den untern Volksklaſſen geführt.

Als nun die große Entſcheidung bekannt wurde, fielen faſt alle Wahlen auf die Mittelklaſſe. Wahrſcheinlich waren die Grundſätze, welche ſie in der Redaktion des Aktenſtücks aufſtellte, welches theilweis ihr Werk ſein ſollte, den Meinungen der Privilegirten entgegengeſetzt. So viel iſt gewiß, daß das Volk mit Enthuſiasmus Alles aufnahm, was von den konſtituirenden Kortes dekretirt wurde.

Wenn man in der That das ſo vielſeitig getadelte Werk dieſes geſetzgebenden Körpers, der ſich unter den feindlichen Kanonen berieth, näher prüft, bemerkt man leicht, daß die meiſten republikaniſchen Vorſchläge, die ſpäter mit der nach dem Frieden wieder hergeſtellten Ordnung der Dinge in Oppoſition waren, zu jener Zeit ſehr populär ſein mußten, weil ſie da-

mals nur anti-franzöſiſch und nicht auch anti-monarchiſch waren, wie man ſie ſeitdem befunden.

Der Artikel z. B., der jetzt die Galle der Abſolutiſten nicht wenig aufregen würde: „Die ſpaniſche Nation iſt frei. Sie iſt und kann nicht das Eigenthum irgend einer Familie, oder irgend eines Individuums ſein,“ war damals nichts anderes, als eine Antwort auf die Forderungen des Fremden, der ſich Spanien von Ferdinand VII. hatte abtreten laſſen, und es nun einem Andern als ſein Erb- und Eigenthum gab.

Der Artikel, welcher beſtimmte: „Die Nation iſt ſouverän. Ihr allein ſteht das Recht zu, ihre Grundgeſetze zu beſtimmen“, war nur eine Proteſtation gegen das angemaßte Recht, durch welches ein Fremder die Konſtitution von Bayonne gegeben.

Der Hauptgedanke des Augenblicks, der allgemeine Widerſtand gegen die franzöſiſche Uſurpation, beurkundet ſich in der ſeitdem als ſchwülſtig betrachteten Erklärung: „Jeder Spanier iſt frei. Vaterlandsliebe iſt die erſte Pflicht des ſpaniſchen Bürgers. Jeder Spanier muß ſein Vaterland mit den Waffen in der Hand vertheidigen.“

Betrachtet man endlich dieſe Konſtitution in den Einzelnheiten der Attribute, der Zuſammenſetzung und der Bildung der Kortes, ſo entdeckt man faſt überall den Haß gegen die franzöſiſche Beherrſchung in dem Beſtreben, andere Grundſätze, als die in der Konſtitution der Kortes enthaltenen, die ſo viele Spanier verführt hatte, feſtzuſtellen.

Bonaparte hatte zwei Konſtitutionen eingeſetzt. Die eine beſtand aus der Verſammlung der Kortes

nach den Ständen und nach dem alten Gebrauch; die andere beſtand aus einem Senat, der das Recht hatte, die konſtitutionelle Charte zu vertagen. Auſſerdem hatte er einen Staatsrath nach dem Muſter des in Frankreich beſtehenden, der über die berathenden Verſammlungen und über die Gerichtshöfe erhaben war, eingeſetzt. Er hatte die Preſſe gefeſſelt, die individuelle Freiheit, die den Spaniern über Alles theuer war, ohne Garantie gelaſſen. Er hatte endlich dem Könige eine über jedes Geſetz erhabene Macht verliehen.

Die Konſtituirenden zu Kadix wollten nur eine Verſammlung. Sie machten einen von dieſer Verſammlung abhängigen Staatsrath; ſie geſtanden vollkommene Preßfreiheit zu, und garantirten die Freiheit der Individuen; ſie proklamirten die katholiſche Religion als die einzig wahre, die alleinige, deren Kultus in Spanien ausgeübt werden dürfe; ſie geſtanden endlich der Königswürde nur ein ſehr beſchränktes Vorrecht zu.

Die Urſache dieſes letzten Umſtandes lag in der Beſorgniß, in welcher man gegen Ende 1811 ſchwebte, daß die alte Dynaſtie Spanien vielleicht nie wiedergegeben werden dürfte. Der Krieg war damals ſehr unglücklich, und ließ kein nahes Ende vorausſehen. Wäre man nun durch die Begebenheiten gezwungen worden, einem fremden Fürſten ſich zu unterwerfen, ſo hielt man es dennoch für nothwendig, im Voraus die Bedingungen aufzuſtellen, unter welchen man einen König annehmen wolle.

Dieſe Konſtitution war alſo in jeder Hinſicht der Ausdruck der politiſchen Lage der Nation. Sie ent-

ſtand mehr aus ihr, als aus dem Zuſtande der Zivilisation, dem ſie entſprechen ſollte. Dieſe Bemerkung konnte den Geſetzgebern entgehen; aber man mußte bereits in Mitte des Jahres, welches der Feſtſtellung der konſtitutionellen Akte folgte, alſo im Auguſt 1813, ihr begegnen.

Man weiß, daß zu jener Zeit die franzöſiſchen Armeen überall zurückgedrängt wurden. Engländer und Spanier warfen ſie über die Pyrenäen, während Preuſſen, Ruſſen, Baiern und Oeſterreicher ſie über den Rhein ſchlugen. Man hatte für die nationelle Unabhängigkeit in Spanien nichts mehr zu fürchten. Die Bedeutung der Konſtitution von Kadix hatte ſich bereits verändert für das Volk. Die auſſerordentlichen Kortes, welche dieſe Konſtitution votirt hatten, zogen ſich zurück. Edelmüthig, aber ziemlich unpolitiſch hatten ſie ſelbſt entſchieden, daß kein Mitglied ihrer Verſammlung für die nächſtfolgende wieder erwählt werden könne.

Die neuen Wahlen waren diesmal regelmäßig, denn da das Land befreit war, hatte jeder wieder ſeinen Platz eingenommen, und der während dem Kriege gelähmte Einfluß machte ſich wieder geltend. Die Partei, die man in den konſtituirenden Kortes „ſervil“ genannt, war in den erſten ordentlichen Kortes viel zahlreicher. Flugſchriften voll von Geifer und Beſchuldigung gegen die Urheber der Konſtitution wurden verbreitet. Das Gebäude war bereits angegriffen, als der Vertrag von Valençay Ferdinand VII. Spanien wieder zurückerſtattete.

Dieſer Vertrag iſt vom Dezember 1813. Damals befand ſich Bonaparte noch nicht in der äuſſerſten

Noth, und ſein Benehmen gegen ſeinen Gefangenen war durchaus politiſch. Er bereitete ſich nämlich auf ſeinen erſtaunlichen Feldzug von 1814 vor. Er bedurfte dazu der Generale und der Soldaten, welche die Natur des Landes in Spanien, in einem ſolchen Kriege gebildet hatte, wie er ihn unternehmen wollte. Die Engländer hinderten ihn ſehr, und er hielt dafür, das beſte Mittel ſie los zu werden, beſtehe darin, Ferdinand VII. wieder auf den Thron ſeiner Väter zu ſetzen, und ihn zu überreden, die Konſtitution von Kadix ſei nichts anderes, als ein von England eingegebenes Jakobinerwerk, durch welche dieſes die ſpaniſche Macht vollkommen zu Grunde richten wolle. Er machte ihm zugleich bemerkbar, daß Spanien nicht Ruhe gewinnen könne, bis die Briten daraus vertrieben ſeien.

Ferdinand VII. war ſowohl durch ſeine Erziehung als durch ſeinen Karakter geneigt, ſeinem neuen Bundesgenoſſen aufs Wort zu glauben. Ob nun die Kortes Englands Agenten ſein mochten oder nicht, war ihm gleich viel: er erblickte nur ſeine Feinde in ihnen.

Die Angelegenheiten in Frankreich nahmen eine ſo ſchnelle Wendung, daß er ſich bald der Verpflichtung entheben konnte, die Stipulationen von Valençay, hinſichtlich der Afraecenſados, zu beobachten. Die Anhänger beider Konſtitutionen wurden von neuem gleichmäßig behandelt. Exil, Einkerkerung und Deportation beſtraften ſie für Alles, was ſie ohne Theilnahme des königlichen Willens, oder gegen die Ausdehnung dieſes Willens gethan, der wieder abſolut und unbeſchränkt wurde.

Dies Alles geſchah unter dem Beifallsgeſchrei eines Volkes, das die gewaltſame Unterdrückung einer von ihm anerkannten Regierung weniger beſchäftigte, als die Freude über die Reſtauration Ferdinands.

Dieſe Unbeſtändigkeit des Volks iſt oft weiter nichts, als ſeine Vernunft in Uebereinſtimmung mit ſeinen Begriffen über alle Gegenſtände. Das Volk hatte in der Konſtitution von Kadix nur ein Werkzeug des Widerſtandes gegen die fremde Uſurpation erblickt. Es hatte dadurch ſich nicht nur ſeine Rechte als Volk, ſondern auch die Ferdinands, als gekröntes Haupt, erhalten wollen. Nicht aus bloßer Heuchelei hatte es den Namen dieſes Fürſten, der allgemein geliebt wurde, weil er gefangen war, auf ſeine Fahnen geſchrieben.

Jetzt geſchah nun, was das Volk nicht vorausgeſehen, aber was die Scharfſinnigen hätten ahnen können: „Die Konſtitution und Ferdinand konnten nicht neben einander exiſtiren." Das Volk ſchlug ſich treuherzig und vertrauungsvoll auf die Seite deſſen, der es in ſeiner Abweſenheit nicht hatte berauben wollen. Es erklärte ſich gegen diejenigen, die wollten, daß der gegen Frankreich errungene Sieg auch ein Sieg gegen die alte nationelle Königswürde ſein ſollte.

Darum wurde die Konſtitution von Kadix nicht vertheidigt. Der König verſprach eine andere. Aber bald war es eben ſo wenig erlaubt, der verſprochenen, als der beſeitigten, zu gedenken. In dem Schweigen des Todes, das über Spanien zu herrſchen begann, würde man umſonſt einige Zeichen der Fortſchritte ſuchen, welche die große Maſſe der Nation während

dem Unabhängigkeitskriege gemacht, wenn man in der Wuth, mit welcher der Despotismus ausgeübt wurde, nicht ſelbſt den Maßſtab dieſer Fortſchritte gebe.

Selbſt wenn ein Volk zum Schweigen verdammt iſt, kann man ſeine Macht noch nach der Schwere ſeiner Ketten beurtheilen. Es war nicht mehr der zehn Jahre früher durch eine gewiſſe Würde gemilderte Deſpotismus. Die Sicherheit, die Karl IV. hinter einem ausſchließlich mit der ganzen Bürde der Geſchäfte und der öffentlichen Unzufriedenheit belaſteten Günſtling hatte genießen können, fand Ferdinand nur noch in den Leidenſchaften und in der Thätigkeit einer Partei-Regierung.

Aus den Doktrinen dieſer Partei kann man entnehmen, welche Doktrinen er zu bekämpfen hatte. Denn in ihren Zwiſtigkeiten eignen die Menſchen ſich nur beſondere Grundſätze zu, um andere Grundſätze dadurch zu bekämpfen. Weil alſo die regierende Faktion die unumſchränkte Gewalt durch Räubereien, Galgen und militäriſche Exekutionen zu erhalten ſuchte, braucht man nicht erſt zu ſagen, daß Freiheit der Wunſch einer andern Faktion war, der es an mächtiger Lebenskraft nicht gebrach.

Das Daſein einer ſolchen Partei war in Spanien etwas Neues, eben ſo wie die Rolle, welche das Volk in den öffentlichen Angelegenheiten ſpielte. Das Volk war nicht mehr unnütz und verachtet. Es wurde von den Abſolutiſten geliebkoſet. Die Camarilla eröffnete ſich ihm. Immer und überall wurde es von den Mönchen bearbeitet, die es nicht mehr in ſeinem Glauben erhielten, ſondern es zum Richter

zwiſchen dem König und den Revolutionären machten, und es gegen dieſe letzten aufhetzten.

Die Verfolgung gegen die reiche und aufgeklärte Klaſſe begann. Dieſe bereuete es jetzt aufs Bitterſte, die Konſtitution von Bayonne, wie unvollkommen ſie in mehrern Punkten auch ſein mochte, nicht kräftiger unterſtützt zu haben. Die königliche Autorität war darin freilich zu ausgedehnt und die durch ſie eingeſetzte Volksvertretung wäre faſt illuſoriſch geweſen. Aber wenigſtens würde die Preſſe für die Wiſſenſchaften, für alle Zweige der menſchlichen Kenntniſſe frei geweſen ſein. Ohne direkt zur Freiheit zu führen, würde ſie ihr, durch die Ziviliſation, die Bahn gebrochen haben. Inquiſition und Mönchsgewalt wären für immer beſeitigt geweſen. Das Volk hätte ſich an Arbeit gewöhnt, und wäre nach und nach der Barbarei entnommen worden.

Eine Geſellſchaft, die nirgends anders einen politiſchen Karakter hatte, und die in Spanien ſeit Langem exiſtirte, wurde für die Verfolgten beider Parteien ein Zufluchtsort der Verſöhnung und ein Hord gemeinſchaftlicher Unternehmungen.

Andere Geſellſchaften bildeten ſich im Geheimen. Dieſe beſchäftigten ſich mit Unterrichtung der Jugend, jene ausſchließlich mit Politik. Sie drangen bis in Ferdinands Palaſt, und knüpften Verbindungen mit den Soldaten an.

Man findet in den intereſſanten Denkwürdigkeiten Don Juan Van Halens die Geſchichte der Bildung und der Fortſchritte aller dieſer Geſellſchaften, neben einem entſetzlichen Gemälde der Mittel, deren ſich die Inquiſition bediente, ſie zu vernichten. Van Halen

wurde ſelbſt im Kerker auf die Folter geſpannt, und unter fürchterlichen Zurüſtungen, die man nur noch den Romanen der Frau von Radcliffe anpaſſend halten ſollte, befragt. Porlier und Lacy unterlagen.

Man mußte ſich verbergen, um Bentham und Deſtutt de Tracy zu leſen. Mit Lebensgefahr hielten einige unterrichtete Männer geheime Vorleſungen über Geſetzgebung und Staatswirthſchaft. Die militäriſchen Verbindungen gewährten endlich der allgemeinen Bewegung eine Kühnheit, gegen welche Liſt und Thätigkeit der Inquiſition fruchtlos blieben.

Man kennt den Erfolg der Inſurrektion auf der Inſel Leon.

Wenn je ein Irrthum der Sache der Freiheit ſchädlich geweſen, war es der, welchen die neuen Inſurgenten, durch Annahme der Konſtitution von Kadix, ohne ſie abzuändern, begingen. Es iſt unerklärlich, wie ſo viele unterrichtete Männer, die Theil an dieſer Bewegung nahmen, die Urſachen des erſten Sturzes ihrer Konſtitution nicht begriffen, um hoffen zu können, daß ſie diesmal die ganze Nation für ſich haben werde.

Wie hätten ſechs Jahre der ſtupideſten Tirannei Lage und Ideen des Volks verbeſſern können? Und ſelbſt ohnedem war dieſe Konſtitution im höchſten Grade fehlerhaft. Sie war von Männern der Mittelklaſſe, während der Abweſenheit der Königswürde und während der Zerſtreuung der höhern Stände verfaßt worden. Dieſe und jene waren darin nicht zum Beſten bedacht. Beide hatten ihre Intereſſen nicht vertheidigen können, und man wollte es für immer angenommen und feſtgeſtellt betrachten, was nicht einmal berathen worden.

Man weiß durch die Erfahrung aller Völker, daß ſolche Diskuſſionen zwiſchen den Klaſſen nur durch Blut entſchieden werden können. Und die Spanier rühmten ſich, die Reſultate gewonnen zu haben, ohne Krieg, Verbannung und Gewaltthätigkeit zu kennen, die überall dieſelbe Sache beſudelt hatten.

Das Beharren auf den Grundſätzen der Konſtitution von Kadix, hinſichtlich der Königswürde, rührte von einer beſondern Abneigung gegen Ferdinand VII. her, dem man ſo wenig Macht, als nur immer möglich, zugeſtehen zu müſſen glaubte, weil er ſie bereits mißbraucht habe, und noch mißbrauchen werde, ſobald ſich die Gelegenheit dazu darbiete.

Niemand machte auf dies große Verſehen aufmerkſam. Man beglückwünſchte ſich im Gegentheil, die freiſinnigſte Konſtitution Europa's zu haben. Eine Ahnung der drohenden Gefahr ſchwebte jedoch vor einigen ſcharfblickenden Geiſtern, unter denen der unglückliche Riego obenan ſtand. Ein förmlicher Antrag, die Konſtitution von Kadix abzuändern, die königlichen Vorrechte zu vermehren, eine obere (Pairs-) Kammer zu ſchaffen und dem Rath größere Vollmacht zu gewähren, wurde ein:ereicht. Aber die Mehrheit der neuen Kortes entſchied, bei dem Beſtehenden zu beharren.

Man weiß, daß die Meinung Benthams zu dieſer Entſcheidung nicht wenig beitrug. Er ſchrieb an Falgueira, um diejenigen zu widerlegen, die eine obere Kammer verlangten. Er ſagte, daß die Uebel, welche die Ariſtokratie England zugefügt, Spanien belehren ſollten; daß man ſich hüten müſſe, eine privilegirte Minderheit zu konſtituiren; daß eine Kammer, wie

die der Lords in England, für Spanien das trojaniſche Pferd ſein werde, das Tod und Verderben in ſich enthalte. Aber er fügte nicht hinzu, daß man erſt unterſuchen müſſe, ob eine Ariſtokratie in Spanien exiſtire oder nicht, und daß man ſie, im erſten Falle, ausrotten und vertreiben müſſe.

Die Mittelklaſſe fand ihren wahren Vortheil in dieſer Konſtitution. Sie ſtützte ſich zuerſt auf die regelmäßige Armee, ſodann auf die Miliz, d. h. ſie bewaffnete ſich ſelbſt. Sie glaubte nur Prieſter und Höflinge zu Gegnern zu haben, und ſchmeichelte ſich, die untere Klaſſe für ſich zu gewinnen.

In den Städten war das leicht. Ueberall wo die Induſtrie vorherrſchend war, fand das Volk einen unmittelbaren Vortheil in einer Ordnung der Dinge, welche die Emporhebung des Handels und Verkehrs verſprach, die ihr folglich Arbeit, Gewinn und Wohlſtand zuſicherte.

Aber bevor es in dem durch eine barbariſche Verwaltung verarmten Lande ſo weit kommen konnte, mußte die neue Regierung noch viele harte Proben beſtehen. Was war für den durch den Frieden entwaffneten Landmann das Recht der Theilnahme an den Wahljunten? Was verſchlug es ihm, als Einheit der letzten Ordnung in jener langen Welt-Hierarchie zu figuriren, auf deren Gipfel ſich die Verſammlung der Kortes befand, wenn er, um dieſen Vortheil ſich zu ſichern, nach ſeinen Mitteln zur Maſſe der öffentlichen Abgaben beitragen mußte, er, der ſich vor der Revolution nie gefragt, wie der Staat lebe, oder wie er regiert ſei? Was bekümmerten ſich die Einwohner elender Dorfſchaften darum, ihre Orts-

behörden zu erwählen, die keine gemeinſamen Intereſſen zu verwalten hatten?

Die Inſtitutionen haben nur dann einen gewiſſen Werth, wenn ſie materielle Intereſſen beſchützen. Man mußte dem Landvolke eine andere Exiſtenz verſchaffen, als die war, welche die Konſtitution ihm andeutete. — Es bot ſich alſo Höflingen und Prieſtern als eine Miliz dar, die man ſehr gut gebrauchen könne, um den Abſolutismus, falls er ſie beſolden wolle, wieder herzuſtellen.

Der Bürgerkrieg in Spanien war unvermeidlich. Er allein konnte füglich die Konſtitution abändern. Er würde vielleicht lange gedauert haben. Aber gewiß hätte er ein vernünftiges, vollkommen entſprechendes Reſultat herbeigeführt. Auf keinen Fall würde er die Pyrenäen überſchritten haben. Er war eine durchaus „ſpaniſche“ Angelegenheit.

Die Königswürde und die Ariſtokratie, an der Spitze der untern Klaſſen, würden den Mittelſtand nicht vernichtet haben. Aber gewiß hätten ſie ihn gezwungen, eine Uebereinkunft zuzugeſtehen. Die Königswürde hätte ihre Rechte ſelbſt beſtimmt, und ſodann die der Ariſtokratie und der Mittelklaſſe. Der Krieg würde einen genauen Maßſtab von den verſchiedenen Kräften gegeben haben, denn Zufall entſcheidet in einem ſolchen Kampfe nicht.

Man hätte ſich über das, was man für das Volk zu thun habe, verſtändigt. In keinem Fall würde die Geiſtlichkeit eine beſondere Partei gebildet haben, denn nur ſeine mit den andern Ständen angeſponnenen Intriguen können ihr eine entſcheidende Wichtigkeit geben.

Die europäiſchen Kabinette haben es für nöthig gehalten, dazwiſchen zu treten, und ſogleich hat die Wahrſcheinlichkeit dieſes Dazwiſchentrittes die Stellung der Parteien in Spanien verändert. Die Royaliſten haben auf fremde Unterſtützung gerechnet, und ſind anders verfahren, als wenn ſie auf ſich ſelbſt beſchränkt geblieben wären. Sie haben die Abſchaffung der Konſtitution verlangt, ſtatt auf einer einfachen Abänderung in ihrem Sinne zu beſtehen.

Die Partei der Freiheit hat auf die Meinung der fremden Nationen gerechnet, und den Kabinetten die Umgeſtaltungen verweigert, die ſie, bei einer bloßen innern Inſurrektion, gewiß zugeſtanden haben würde.

So hat ſich ein, von ſeinem Urſprung an ſehr ernſter Kampf, der entſcheidend zu werden verſprach, in einen lächerlichen Hader, ohne das mindeſte Reſultat, verwandelt. Das iſt denn auch der große Dienſt, welchen der fremde Doppel-Dazwiſchentritt Spanien geleiſtet.

## Geſchichte Napoleons.

(Fortſetzung.)

### Kontinental-Blokus.

Die Einnahme Magdeburgs und Lübecks beendeten gewiſſermaßen den preuſſiſchen Feldzug. Hätte ſich Magdeburg nur einen Tag länger gehalten, oder wäre die Nachricht von ſeiner Kapitulation nur eine Stunde ſpäter nach Berlin gekommen, würde Napoleon bereits den Frieden unterzeichnet gehabt haben, den er nach dieſer Neuigkeit verwarf. Indeſſen war jedoch nur Branden-

burg erobert. Schleſien und Polen waren noch von preuſſiſchen Truppen beſetzt. Die letztere Provinz ſollte der fernere Kriegsſchauplatz werden. Der König hatte jenſeits der Weichſel ſeine Armee zuſammengezogen. Die Ruſſen waren im Vorrücken. Davouſt war am 10. November in Poſen. Die Vorſtadt von Warſchau, Parga, wurde am 11. von den Ruſſen beſetzt. Ein Waffenſtillſtand wurde am 16. zu Charlottenburg unterzeichnet. An demſelben Tage wurde Münſter, Osnabrück, Lingen und Tecklenburg im Namen des Königs von Holland beſetzt. Czenſtochau kapitulirte am 18. Mortier nahm am 19. im Namen des Kaiſers Beſitz von Hamburg. Ein Dekret vom 21. ſchuf das Kontinentalſyſtem, durch welches England von allem Handel mit dem europäiſchen Feſtlande ausgeſchloſſen wurde.

Am 25. verließ Napoleon Berlin und am 27. war er zu Poſen. Tags darauf betrat der Großherzog von Berg Warſchau. Benningſen brannte die Weichſelbrücke hinter ſich ab. Glogau kapitulirte am 2. Dezember. Der König von Preuſſen weigerte ſich, den Waffenſtillſtand zu ratifiziren. Napoleon erfuhr am 7., daß die Feindſeligkeiten zwiſchen den Türken und Ruſſen ausgebrochen ſeien, und daß dieſe letztern die Städte Choczim, Bender und Jaſſy beſetzt hätten. Die ruſſiſche Armee gegen Napoleon war 160,000 Mann ſtark.

Am 11. Dezember wurde zu Poſen ein Friedens- und Allianzvertrag zwiſchen Frankreich und Sachſen abgeſchloſſen. Der Kurfürſt nahm den Königstitel an und wurde Mitglied des Rheinbundes. Die franzöſiſche Armee war über die Weichſel gegangen. Die Ruſſen ſtanden am Bug. Napoleon verließ Warſchau in der Nacht. Kleine Gefechte boten keine entſchei-

dende Reſultate dar. Die von Oſtrolenka und Golymin beendeten den Feldzug von 1806.

## Friede von Tilſit.

Der Marſchall Mortier leitete die Belagerung der Feſtungen in Pommern, Hieronimus die jener in Schleſien. Glogau kapitulirte am 8. Januar 1807, nach einer dreiundzwanzig tägigen Beſchießung. Breslau befolgte dies Beiſpiel. Brieg, Neiſſe, Schweidnitz und Koſel fielen ebenfalls.

Der Krieg zwiſchen der Pforte und Rußland begann. Napoleon verließ Warſchau. Am 1. Februar war die ganze Armee in Bewegung. Die Scharmützel von Bergfried, Waltersdorff, Deppen und Hoff vom 3. bis zum 6. Februar, beſonders aber die Einnahme von Preuſſiſch-Eylau, am 7, waren die Vorboten der Schlacht am 8. Die ruſſiſche Armee war ungefähr 80,000 Mann ſtark. Sie hatte die Höben beſetzt. Eine fürchterliche Kanonade begann. Wind und Wetter waren den Franzoſen zuwider. Dicker Schnee verhinderte die Umſicht. Ein blindes Gemetzel erſetzte auf beiden Seiten die Reſultate der ſtrategiſchen Kombinationen, die ſich nicht mehr geltend machen konnten.

Jeder Theil ſchrieb ſich den Sieg zu, doch blieben die Franzoſen Meiſter des Schlachtfeldes und die Ruſſen zogen ſich zurück, als ein preuſſiſches Armeekorps, unter Befehl des Generals Leſtocq, ihnen zu Hilfe kam. Die Schlacht dauerte nun noch bis 8 Uhr Abends, wo die ruſſiſch-preuſſiſche Armee endlich vom Kampfe abließ. Der Verluſt auf beiden Seiten war ſehr groß. 10,000 Leichen, 4000 Pferde und eine ungeheure Menge Verwundete, bedeckten das Schlachtfeld.

Am 16. ſiegte Savary bei Oſtrolenka. Am 25. vertrieb Dupont die Ruſſen aus Brausberg. Die franzöſiſche Armee kantonnirte. Napoleons Hauptquartier war zu Finkenſtein.

Kaum war indeſſen der Krieg zwiſchen Rußland und der Türkei ausgebrochen, als der britiſche Geſandte Konſtantinopel verließ. Mitte Februars erſchien die engliſche Flotte vor den Dardanellen, aus 7 Linienſchiffen und vielen Bombardierſchaluppen beſtehend. Ungeachtet der Beſchieſſung von den Schlöſſern gewann ſie Durchgang, und verbrannte auf der Höhe von Gallipolis ein türkiſches Linienſchiff und 5 Fregatten. Dieſe Feuersbrunſt wurde zu Konſtantinopel geſehen, und verbreitete eine allgemeine Beſtürzung. Am 20. warf die Flotte ihre Anker vor dem Serail aus, und der Admiral Duckworth hätte ohne Widerſtand ſich zum Meiſter der Stadt machen können, wenn er gewollt hätte. Der Kiaga-Bey begab ſich an Bord des Admiralſchiffes, wo ihm folgende Bedingungen vorgeſchrieben wurden:

1) Den Engländern die Dardanellenſchlöſſer zu übergeben; 2) ihnen 15 vollkommen ausgerüſtete Kriegsſchiffe zu überlaſſen, die nach Malta gebracht werden ſollten; 3) Frankreich den Krieg zu erklären, und den Geſandten Sebaſtiani fortzuſchicken; 4) die Moldau und Wallachei, ſowie die Feſtung Ismael, an Rußland abzutreten. — Man konnte nur zwiſchen dieſen Bedingungen oder einer Beſchießung wählen.

Der Sultan wollte nachgeben; aber der franzöſiſche Geſandte brachte es ſo weit, daß Selim erklärte, keine Unterhandlungen anzuknüpfen, ſo lange die feindliche Flotte nicht jenſeits der Dardanellen ſei.

Am 26. machte der Admiral gemäßigtere Eröffnungen, die eben ſo wenig angenommen wurden. Endlich zog ſich die brittiſche Flotte zurück.

Der ruſſiſche Kaiſer, der Großfürſt Konſtantin und der König von Preuſſen befanden ſich zu Bartenſtein. Man beſchloß Danzig von der Seeſeite zu entſetzen. Eine ruſſiſch-preuſſiſche Armee landete am 12. Mai bei Weichſelmünde. Aber der Entſatz wurde zurückgeſchlagen, und am 20., nach einer einundfünfzig tägigen Belagerung, kapitulirte die Stadt, in der man 800 Kanonen und 500,000 Zentner Getreide fand.

Von nun an wurden mehrere Scharmützel und kleine Treffen geliefert, wie die von Spanden, Lomitten, Altkirchen, Wolfelsdorf, Deppen, Gutſtadt und Heilsberg. Endlich am 14. Juni, dem Jahrstage von Marengo, begann die entſcheidende Schlacht von Friedland erſt um 5 Uhr Abends. Sie dauerte gewiſſermaßen die Nacht hindurch. Erſt am andern Tage neigte ſich der Vortheil auf die Seite der franzöſiſchen Armee. 50,000 Menſchen bedeckten das Schlachtfeld. Die ruſſiſch-preuſſiſche Armee zog ſich, in zwei Richtungen, nach Tilſit und Königsberg zurück.

Soult war am 16. zu Königsberg, wo er 20,000 Verwundete und 60,000 engliſche Gewehre fand. Am 19. war Napoleon zu Tilſit. Die vereinigte Armee befand ſich am rechten Ufer des Niemen, auf ruſſiſchem Gebiet. Am 25. fand die berühmte Zuſammenkunft der Monarchen auf dem Niemen ſtatt. Der Friede von Tilſit war eine unmittelbare Folge deſſelben. Alexander erkannte die Kronen Ludwigs, Joſephs und des Königs von Weſtphalen, Hieronimus, an. Auch

der König von Sachſen wurde als Großherzog von Warſchau anerkannt.

### Beſchiessung Kopenhagens.

Am 9. Juli, nach zwanzig tägigen Konferenzen, trennten ſich die drei Monarchen zu Tilſit. Am 27. war Napoleon zu Paris. Ein Senatus-Konſult vom 19. Auguſt verkündete Frankreich den Beginn einer neuen Aera des Deſpotismus. Die Freiheit ward zum Schweigen verdammt. Einige Tage vorher, am 12., war die Vermählung der Prinzeſſin Katharine von Wirtemberg mit dem König von Weſtphalen vollzogen worden.

Schweden hatte am 18. April einen Waffenſtillſtand mit Frankreich unterzeichnet. Guſtav Adolph brach ihn plötzlich nur, um Stralſund zu verlieren, das am 20. Auguſt dem Marſchall Brune die Thore öffnete. Gleich darauf wurde auch die Inſel Rügen beſetzt.

Am 12. Auguſt verlangte der britiſche Miniſter Jackſon zu Kopenhagen, im Namen Englands, eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz, und als Garantie derſelben die Ueberlaſſung der Flotte, der Feſtung Kronenburg und der Hauptſtadt. Tags darauf erklärte er den Ausbruch der Feindſeligkeiten, und der Angriff begann am 16.

Die Britten warfen 12,000 Mann in die Feſtung Frederichsberg, nahe bei Kopenhagen. Am 2. September begannen ſie die Beſchieſſung der Hauptſtadt. Sie dauerte 72 Stunden ununterbrochen, und vernichtete 300 Häuſer. Der General Peymann war gefährlich verwundet, und ſah ſich genöthigt zu kapi-

tuliren. Die Engländer bemächtigten ſich der Flotte, die aus 28 Linienſchiffen, 16 Fregatten, 9 Briggs und 40 kleinern Fahrzeugen beſtand. Der Kronprinz verſagte dieſer Kapitulation ſeine Ratifikation. Dänemark trat dem Kontinentalblokus bei, und verbot allen Handel mit England. Rußland proteſtirte gleichfalls gegen Englands Verfahren hinſichtlich Dänemarks.

Portugal allein in Europa befand ſich noch unter dem unmittelbaren Einfluſſe Großbritanniens. Napoleon lud den Hof von Liſſabon ein, dem Kontinentalblokus beizutreten, oder ſich feindlich gegen Frankreich zu erklären. Am 8. September wurde ein Vertrag zwiſchen beiden Mächten unterzeichnet, und der britiſche Geſandte begab ſich an Bord des Geſchwaders unter Sydney Smiths Befehl. Der Tago war geſperrt und der Prinz-Regent knüpfte neue Unterhandlungen an. Die Geſandten Frankreichs und Spaniens verließen die Hauptſtadt am 2. Oktober.

Schon am 17. Oktober war Junot mit ſeiner Armee von Bayonne aufgebrochen. Am 27. desſelben Monats wurde ein geheimer Vertrag zwiſchen dem Friedensfürſten und Frankreich abgeſchloſſen. Eine franzöſiſche Armee ſollte durch Spanien ziehen, und Portugal ſollte zwiſchen dem König von Hetrurien und dem Friedensfürſten Manuel Godoy getheilt werden.

Am 30. Oktober wurde der Prinz von Aſturien verhaftet. Sein Vater, König Karl IV., legte ſeinem Rathe eine Mittheilung vor, in welcher er ſagte: „Mein Leben, das ſo oft in Gefahr geweſen, war meinem Nachfolger eine Laſt, der verblendet alle Grundſätze der Religion abſchwor, welche väterliche

Sorge und Liebe ihm hätten auferlegen ſollen, und den Plan faßte, mich zu entthronen.“

Am 5. November ſchrieb der Prinz an den König:

„Sire und mein Vater!

„Ich habe mich ſchuldig gemacht, indem ich gegen Eure Majeſtät gefehlt. Ich habe gegen meinen Vater und gegen meinen König gefehlt. Aber ich bereue es, und verſpreche Eurer Majeſtät den ergebenſten Gehorſam. Ich hätte nichts ohne Zuſtimmung Eurer Majeſtät thun ſollen. Aber ich wurde überraſcht. Ich habe die Schuldigen denunzirt, und bitte Eure Majeſtät, mir zu verzeihen, und zu erlauben, daß Ihr erkenntlicher Sohn Ihnen die Füße küſſe.

San-Lorenzo, 5. November 1807.

Ferdinand.“

Der Brief an die Königin, ſeine Mutter, iſt in demſelben Sinne geſchrieben. — Der König kündigte an, daß er ſeinem Sohn verzeihen wolle. Durch ein Schreiben vom 11. Oktober hatte bereits der Prinz, ohne Vorwiſſen ſeines Vaters, ſich um die Hand einer franzöſiſchen Prinzeſſin, und namentlich des Fräulein von Taſcher, nachherigen Prinzeſſin von Aremberg, beworben. Auch Karl IV. ſchrieb unterm 29. Oktober an Napoleon, und beklagte ſich bitter über ſeinen Sohn.

Am 26. November war die franzöſiſche Armee nur noch zwanzig Stunden von Liſſabon. Der Prinz-Regent ſchiffte ſich mit ſeiner Familie nach Braſilien ein. Am 30. hielt Junot ſeinen Einzug in der Haupt-

ſtadt, und am folgenden Tage ging die Flotte mit der königlichen Familie unter Segel.

## Invaſion Spaniens.

England ſetzte ſeine Expeditionen und Eroberungen über Meer fort. Es hatte ſich der däniſchen Inſeln St. Thomas, St. Johann und Santa-Cruz, ſo wie der Inſel Madera bemächtigt. Dafür wurden ſeine Streitkräfte in Neapel, durch die Einnahme von Reggio und Scylla, Anfangs Februar 1808 vernichtet.

Plötzlich vernimmt man, daß Pamplona und Barcellona von den franzöſiſchen Truppen am 17. und 29. Januar beſetzt worden. Die gegen Portugal und Gibraltar beſtimmte Armee nimmt die Stellung einer Invaſionsarmee an. Ein neuer beiſpielloſer Feldzug beginnt.

Während dem waren auch im Norden neue Feindſeligkeit ausgebrochen. Die ruſſiſche Armee drang am 22. Februar in Finnland ein, und marſchirte gegen Abo, das am 6. April von ihr beſetzt wurde. Am 24. bemächtigte ſie ſich der Inſel Gothland und am 3. Mai des Gibraltars des baltiſchen Meers, der Feſtung Sweaborg. Durch eine Ukaſe vom 6. Mai wurde Finnland mit Rußland vereinigt.

Eine Inſurrektion war zu Madrid ausgebrochen. Das Volk verlangte den Tod des Friedensfürſten. Die königliche Familie wollte ſich nach Kadix flüchten, und dort ſich einſchiffen. Die Soldaten vereinigten ſich mit den bewaffneten Bauern. Durch eine Proklamation vom 16. März dankte der König ſeinen Unterthanen „für ihren edeln Aufſtand“, und verſicherte ihnen nochmals, daß die Franzoſen ſeine

Bundesgenoſſen und nicht ſeine Feinde ſeien. Dieſe Proklamation verfehlte vollkommen ihren Zweck.

Der Prinz von Aſturien, Ferdinand, befand ſich an der Spitze der Nation. Am 17. griff das Volk den Palaſt des Friedensfürſten an. Godoy flüchtete ſich auf einen Speicher, wo er vierundzwanzig Stunden lang verborgen blieb, ohne die geringſte Nahrung zu genieſſen. Der König entſetzte ihn ſeiner Würde und übernahm ſelbſt den Oberbefehl ſeiner Armee. Bald darauf dankte er zu Gunſten ſeines Sohnes ab. Godoy wurde verhaftet, und nach dem Palaſt von Villa-Viciosa gebracht.

Am 21. ſchrieb Karl IV. eine heimliche Proteſtation gegen ſeine Abdankung, und überſendete ſie dem Kaiſer Napoleon. Er beſchuldigte ſeinen Sohn, ihm nur die Wahl zwiſchen der Verzichtung auf ſeine Krone und dem Tod gelaſſen zu haben. Ferdinand hielt am 24. ſeinen feierlichen Einzug zu Madrid, unter dem unbeſchreiblichſten Jubel des Volks. Nach einem kurzen Briefwechſel zwiſchen dem neuen König und Napoleon, in welchem dieſer ihn keineswegs zu einer Zuſammenkunft eingeladen hatte, begab ſich der erſtere nach Bayonne, wo ſich damals der Kaiſer befand, und kam am 20. April in dieſer Stadt an. Gleich nach ſeiner Abreiſe von Madrid ließ Murat den Friedensfürſten in Freiheit ſetzen, und ſchickte ihn unter Bedeckung nach Frankreich. Nichts würde unter ſolchen Umſtänden Napoleon leichter geweſen ſein, als Karl IV. wieder auf den Thron zu ſetzen, und durch ihn Spanien nach Gutdünken zu beherrſchen. Statt dem lud er ihn ein, ſich ebenfalls nach Bayonne zu begeben, wo er am 30. April mit der

Königin ankam. Ferdinand und ſein Bruder Don Carlos gingen ihnen entgegen.

Gleich darauf beſuchte Napoleon Karl IV., und hatte eine lange Konferenz mit ihm, während der Alles entſchieden wurde. Zwei Tage nachher ſchrieb letzterer an ſeinen Sohn, daß er dem Kaiſer der Franzoſen ſeine Krone abtrete, und daß Ferdinand keinen Anſpruch mehr darauf habe. Zugleich hatte er die Regentſchaft in Spanien dem Großherzog von Berg (Murat) übertragen.

Dieſe Ereigniſſe veranlaßten dumpfe Gährungen zu Madrid. Bald brach ein allgemeiner Aufſtand aus. Die Franzoſen wurden von allen Seiten angegriffen und ſahen ſich genöthigt, kräftigen Widerſtand zu leiſten. Mehrere tauſend Spanier blieben auf dem Platze. Der fürchterlichſte aller Kriege begann, als man erfuhr, daß Karl IV. am 5. Mai die Abdankung ſeiner Krone, zu Gunſten Napoleons, unterzeichnet hatte. Am 10. Mai ſtimmten Ferdinand und ſeine Brüder dieſem Vertrage bei. Der König, ſeine Gemahlin, die Königin von Hetrurien, ihr Sohn und ihre Tochter, der Infant Don Franz von Paula und der Friedensfürſt, begaben ſich nach Compiegne, ihrer künftigen Reſidenz, und die Prinzen Ferdinand, Karl und Antonio ſchlugen ihren Aufenthalt zu Valençay, einem Schloſſe Talleyrands, auf. Karl IV. fand die Luft zu Compiegne zu kalt, und erhielt die Erlaubniß, ſich zu Marſeille niederzulaſſen.

Indeſſen regierte der Herzog von Berg im Namen des Kaiſers Napoleon, Königs von Spanien, dieſes Land. Am 15. Mai richtete der Rath von Kaſtilien eine Adreſſe an Napoleon, durch welche er ihn bat,

ſeinem älteſten Bruder die Krone Spaniens und Indiens zu übertragen. Der Kaiſer richtete eine Proklamation an das ſpaniſche Volk, durch welche er ihm die Verbeſſerung ſeiner Inſtitutionen verſprach, und ihm verkündete, daß er eine allgemeine Verſammlung der Deputationen der Provinzen und Städte zuſammengerufen habe, um ſeine Wünſche näher kennen zu lernen. Dieſe Verſammlung war auf den 15. Juni feſtgeſetzt.

Am 3. desſelben Monats machte die Regierungsjunta zu Madrid ein Manifeſt bekannt, durch welches ſie die Inſurgenten einlud, die Waffen niederzulegen und die Vortheile zu genieſſen, welche die neue Regierung dem Lande zuſicherte. Durch ein Dekret vom 6. proklamirte Napoleon, nach dem Wunſche der Staatsjunta des Raths von Kaſtilien und der Stadt Madrid, ſeinen Bruder Joſeph, bisherigen König von Neapel und Sizilien, zum König von Spanien und Indien.

Bald darauf erſchien eine Anerkennungsadreſſe des ſpaniſchen Volks von Seiten der auſſerordentlichen allgemeinen Junta. Sie war von den Herzogen von Infantado, del Parque, Hijar, Oſſuna, dem Grafen Fernand Nunez, dem Marquis von Santa-Cruz und dem Miniſter Cevallos, überhaupt von allen ausgezeichneten und einflußreichen Perſonen des Landes, mitunterzeichnet.

Am 7. Juni hielt der neue König ſeinen feierlichen Einzug zu Bayonne, und erhielt im Schloſſe Marrac die Huldigung der ſpaniſchen Großen, an deren Spitze ſich Infantado befand. Er empfing auch die Deputationen des Raths von Kaſtilien, der Inquiſition und der Armee. Am 7. Juli beſchwor er

die neue Konſtitution, ein Beiſpiel, das von allen Großwürdeträgern und den Mitgliedern der Junta nachgeahmt wurde. Am 9. reiſete Joſeph mit einem Gefolge von hundert Kutſchen nach Madrid.

Der neue Monarch hatte ſein Miniſterium aus den ausgezeichnetſten Männern Spaniens gebildet. Cevallos hatte die auswärtigen Angelegenheiten, Mazaredo das Seeweſen, Azanza die Gerechtigkeit und die Angelegenheiten Indiens, Cabarrus die Finanzen, O'Farril das Kriegsweſen. Infantado wurde zum Generaloberſt der königlichen Garde ernannt.

Die Kortes beſtanden, nach der Konſtitution, nicht aus drei Ständen, ſondern aus drei Bänken. Die Geiſtlichkeit hatte 25 Deputirte, der Adel 25, Große der Kortes genannt, das Volk 122. Beide erſten Bänke wurden durch den König, die dritte durch die Provinzen beſetzt, deren jede einen Vertreter auf 100,000 Seelen hatte. Die Sitzungen waren nicht öffentlich; die Kortes bewilligten Steuern und Ausgaben, ſie konnten die Miniſter anklagen; Spanien wurde nur nach einem Geſetzbuche regiert; der öffentliche Schatz war von dem Kronſchatz geſchieden; die Tortur war abgeſchafft, aber der Adel beibehalten; die römiſch-katholiſche Lehre wurde als Staatsreligion anerkannt; der Inquiſition wurde nicht erwähnt. Das war der Hauptinhalt der ſpaniſchen Charte.

Während auf ſolche Weiſe der neue Zuſtand der Dinge ſich zu Madrid allmälig zu begründen ſchien, war das ſüdliche Spanien in der vollkommenſten Gährung. Am Ferdinandstage (27. Mai) wurde überall die Sturmglocke der neuen ſizilianiſchen Veſper geläutet. Eine große Verſchwörung bildete ſich. Um-

ſonſt erklärte die Staatsjunta, daß Joſeph I. nur auf allgemeines Verlangen der Nation die Krone angenommen, daß die Halbinſel dadurch aufs Innigſte mit Frankreich verbunden werde — die Provinzialjunta zu Sevilla rief Ferdinand VII. zum König aus, und erklärte Frankreich den Krieg.

Zu Kadix wurde das franzöſiſche Geſchwader genommen und der Generalkapitän ermordet. Zu Valenzia wurde ebenfalls der Generalkapitän und die Bemannung eines franzöſiſchen Schiffes umgebracht. Zu Karthagena, Granada, San-Lucar, Jaen, Sevilla, Carolina, Saragoſſa, Badajos, Valladolid, in Leon, Aſturien, Gallizien, Eſtremadura, den beiden Kaſtilien, Navarra, Arragonien und Katalonien, überall ereigneten ſich ähnliche blutige Szenen. Mehrere Statthalter wurden vom Pöbel in Stücken zerriſſen, und ihre Köpfe auf Piken zur Schau getragen.

Ein Kanonikus von Madrid, Balthaſar Cabo, organiſirte zu Valenzia ein Komplott, die Stilete wurden geſegnet und die neue Bluthochzeit wurde durch feierliche Wunder zu Saragoſſa, Valladolid und Sevilla verkündet.

Schon auf ſeiner Reiſe nach Madrid erblickte Joſeph die erſten Feuer dieſes neuen ſiebenjährigen Krieges. Der Marſchall Beſſières eröffnete den Feldzug, und ſendete ſtarke Abtheilungen nach Logrono, Saragoſſa, Segovia, Valladolid und Santander. Der General Verdier nahm am 6. Juni Logrono und Frère erſtürmte am 7. Segovia. An demſelben Tage ſchlug Laſalle die Inſurgenten zu Torquemada, entwaffnete die Provinz Palenzia, und drang gegen Valladolid vor, wo er ſich mit dem General Merle

vereinigte. Der Biſchof von Santander befand ſich an der Spitze der Inſurrektion ſeiner Diozöſe. Er wurde geſchlagen, und die eroberten Provinzen legten dem neuen König den Eid der Treue ab. In vierzehn Tagen hatten ſich die Provinzen Guipuscoa, Alava, Biskaya und ein großer Theil von Navarra unterworfen.

Saragoſſa wurde von Verdier und Lefebvre-Desnouettes blokirt, Duhesme ſetzte den Krieg in Katalonien fort, Moncey im Königreich Valenzia. Dupont ſchlug am 7. Juni den Feind zu Alcolea und nahm Kordua und Jaen mit Sturm.

Ein 40,000 Mann ſtarkes ſpaniſches Armeekorps war indeſſen aus Gallizien aufgebrochen, um Joſeph den Weg nach Madrid zu verſperren. Beſſières griff es bei Medina de Rio Secco mit 12,000 Mann an, und ſchlug es aufs Haupt. Benavente, Majorga und Leon unterwarfen ſich. Dadurch wurde die Verbindung mit Portugal und Junots Armee wieder hergeſtellt.

Schon am 16. Juni hatten die Portugieſen das Beiſpiel der Spanier nachgeahmt. Eine Inſurrektion war zu Porto ausgebrochen. Die franzöſiſche Armee hatte die nördlichen Provinzen bereits geräumt. Spanien und Portugal gaben Europa das ſchöne Beiſpiel zweier feindlichen Völker, die ſich plötzlich vereinigten, um gemeinſchaftlich ihr häusliches Recht, ihre Familienunabhängigkeit, die das höchſte Eigenthum jeder Nation iſt, zu vertheidigen.

Am 15. Juli gab ein von Bayonne datirtes kaiſerliches Dekret dem Großherzog von Berg die Krone Neapels. Murat verließ Spanien und wurde durch

den Herzog von Rovigo im Armeebefehl erſetzt. Der Marſchall Beſſières hatte Joſeph die Thore Madrids geöffnet, und am 20. hielt der neue König ſeinen ſtillen Einzug. Das war kein gutes Zeichen, um ſo weniger, da gleich nachher ein großer Theil der Linientruppen ausriß, und ſich zu den Inſurgenten begab.

Spanien war damals eben ſo wenig als jetzt im Stande zu beurtheilen, was eine vernünftige Regierung ſei; ohne die geringſte Notiz von der Abdankung ſeines alten Königs und deſſen Erben zu nehmen, ſtieß es den fremden König zurück, weil Mönche und Geiſtlichkeit, die es despotiſch beherrſchten, in dieſer Umgeſtaltung nicht ihren Vortheil erblickten. Eine blinde, fanatiſche Revolution lehnte ſich in der ganzen Halbinſel gegen eine politiſche Revolution auf.

Napoleon verließ Bayonne am 21. Juli, und begab ſich langſam nach Paris, wo er, nach einem längern oder kürzern Aufenthalt in den vorzüglichſten Städten, erſt am 15. Auguſt, ſeinem Geburtstage, ankam. An demſelben Tage wurde auch die Erzſäule auf dem Vendômeplatz errichtet.

Indeſſen gewannen die Angelegenheiten in Spanien eine immer ernſtere Wendung. Am 22. Juli unterzeichnete der General Dupont die ſchimpfliche Kapitulation von Andujar, die der Inſurrektion einen neuen Schwung gab. Napoleon erfuhr dieſe Nachricht am 1. Auguſt zu Bordeaux. Er war auſſer ſich, und verbot aufs Strengſte, die geringſte Meldung davon zu thun. Demungeachtet verbreitete ſich das Gerücht davon bis nach Dänemark, wo ſich La Romana mit 15,000 Spaniern befand. Er täuſchte Bernadotte,

und ſchiffte ſich am 10. Auguſt auf engliſchen Schiffen ein. Dieſe Begebenheit wurde in ihren Folgen auſſerordentlich wichtig, und vermehrte den Enthuſiasmus in der Halbinſel. Die Junta von Sevilla verwarf die zwiſchen Dupont und Caſtanos abgeſchloſſene Kapitulation, und die 13,000 Franzoſen wurden, ſtatt nach Rochefort gebracht zu werden, auf den Schiffen zu Kadix eingeſperrt. „Vertilgung“ war das allgemeine Kriegsgeſchrei.

Schon acht Tage nach ſeinem Einzuge zu Madrid ſah ſich Joſeph genöthigt, nach Vittoria zu flüchten, und ſein Königreich war auf ein verſchanztes Lager beſchränkt.

Am 31. Juli wurde zu Leyria, dreißig Stunden nördlich von Liſſabon, eine große engliſche Armee, unter dem Befehl Sir Arthur Wellesleys, gegenwärtigen Herzogs von Wellington, ausgeſchifft. Sie vereinigte ſich unmittelbar darauf mit den portugieſiſchen Truppen. Der britiſche General, an der Spitze von 26,000 Mann, marſchierte gegen Vimerio, wo er Junot, der nur 10,000 Mann hatte, am 22. Auguſt angriff, und ihn ſchlug. Dieſer zog ſich nach Liſſabon zurück. Ein Waffenſtillſtand wurde abgeſchloſſen. Am 30. Auguſt befanden ſich nur 20,000 Franzoſen in Portugal. Durch die Kapitulation von Cintra ſollte Junot mit ſeiner Armee auf engliſchen Schiffen nach Frankreich gebracht werden. Dieſer Vertrag wurde genau in Ausführung gebracht.

## Zuſammenkunft in Erfurt.

Am 29. Mai war Selim III., der ſeit ſiebenzehn Jahren auf dem ottomanniſchen Thron ſaß, plötzlich

von den Janitſcharen abgeſetzt, und im Innern des Serails eingeſperrt worden. Sein Neffe Muſtapha IV. wurde zum Kaiſer ausgerufen. Aber ſein Vezier Baraiktar hatte den Plan gefaßt, Selim den Zepter wieder zu geben, und ihn zugleich von der Tirannei der Janitſcharen zu befreien. Er befand ſich an der Spitze einer Armee an der Donau. In den erſten Tagen des Juli 1808 ſetzte er einen Theil derſelben in Bewegung, und kam nach Adrianopel, wo er den Großvezier zwang, ihm nach Konſtantinopel zu folgen.

Nach ſeiner Ankunft in dieſer Stadt, am 8. Juli, war ſein Verfahren ſehr politiſch, und Muſtapha bezeugte ihm ein großes Vertrauen. An der Spitze von 8000 Mann rief er den Mufti, die Ulema's und die Miniſter zuſammen, erklärte ihnen die Entſetzung Muſtapha's, und die Wiedererhebung Selims auf den Thron. Dieſe Erklärung veranlaßte jedoch nichts weiter als Selims Tod, Muſtapha's Beſeitigung, und Mahmuds Ausrufung zum Kaiſer. Einen Monat nachher wurde Baraiktar zum Großvezier ernannt, und verfolgte von nun an die Reform der Janitſcharen, die er durch das Korps der Seymen zu erſetzen ſuchte, mit einer in der Türkei bisher unbekannten Gewandtheit und Feſtigkeit. Eine Empörung brach am 14. September aus, und um nicht lebendig in die Hände der Rebellen zu fallen, ſprengte ſich der Großvezier ſelbſt in die Luft.

Preuſſens Schickſal war durch den Frieden von Tilſit beſtimmt. Die Feſtungen Stettin, Küſtrin und Glogau blieben jede durch eine Garniſon von 10,000 Franzoſen beſetzt. Preuſſen hatte überdem noch 140

Millionen Franken Kriegsſteuer zu bezal
große Militärſtraßen durchſchnitten das

In Oeſterreich fanden auffallende
ſtatt. Im Juni 1818 wurde die Kor
die Landwehr eingeführt, und ein all
gebot des Landſturms verordnet. Die
ſollte auf 400,000 Mann gebracht werd
wehr in den deutſchen Staaten auf 30
Reſerve auf 60,000. Der ungariſche R
für 1807 12,000 Rekruten und 80,00
nebſt einem beſtändigen Aufgebot von
wovon 30,000 Mann Kavallerie. All
den nahen Ausbruch eines neuen furchtl
Stadion, ein erklärter Gegner Frankr
poleons, befand ſich an der Spitze de
Wien.

Am 14. Auguſt votirte der franz
eine neue Aushebung von 160,000 Man
hatte damals zwölf Armeen, nämlich e
eine in Preuſſen, eine in Schleſien, eine
eine in Dalmatien, eine in Albanien, ei
eine in Neapel, eine in Spanien, eine
längs der Küſte, eine am Rhein und ei
Napoleon wollte die in Deutſchland ve
die in Spanien bis auf 200,000 Mann

Am 22 September reiſete er von S
Erfurt, wo er am 27. ankam, und de
xander, der ſich ſeit zwei Tagen zu W
von dort abholte. Er erhielt dort auc
ben des Kaiſers von Oeſterreich, datirt
vom 18. September, das folgendermaß

„Mein Herr Bruder!

„Mein Geſandter zu Paris benachrichtigt mich, daß Eure kaiſerliche Majeſtät ſich nach Erfurt begibt, wo Sie mit dem Kaiſer Alexander zuſammentreffen wird. Ich beeile mich, die Gelegenheit zu ergreifen, die Sie meiner Grenze nähert, um Ihnen die Bezeugung der Freundſchaft und der hohen Achtung zu erneuern, die ich Ihnen gewidmet habe, und ich ſende meinen Generallieutenant, den Freiherrn von Vinzent, zu Ihnen, um Ihnen die Verſicherung meiner unveränderlichen Geſinnungen zu überbringen. Ich ſchmeichle mir, daß Eure Majeſtät nie daran gezweifelt hat, und daß, wenn falſche Gerüchte über die innern organiſchen Anſtalten, die ich meiner Monarchie gegeben, verbreitet worden, Sie nicht einen Augenblick die Beharrlichkeit meiner Geſinnungen mißkannt haben, wozu die Erklärungen des Grafen Metternich gegen Ihre Miniſter auch das Ihrige beitragen dürften. Der Freiherr von Vinzent kann Eurer Majeſtät dieſe Einzelnheiten beſtätigen, und alle die Erklärungen hinzufügen, welche Sie wünſchen werden.“

Eine franzöſiſche Schaubühne war zu Erfurt aufgeſchlagen. Die beiden Kaiſer, die Fürſten des Rheinbundes, ihre Miniſter und Hoflinge beſuchten ſie ſehr oft. In dem Trauerſpiel: Oedip, ſagte Philoctet, von Herkules ſprechend:

„L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux.*)“

Sehr wahr, ſagte Alexander, und drückte Napoleons Hand, ich fühle das jetzt. — Die Worte wur-

*) Die Freundſchaft eines großen Mannes iſt ein göttliches Geſchenk.

den von allen Anweſenden gehört, und erſchallten bald durch ganz Europa.

Am 6. Oktober begaben ſich die beiden Kaiſer mit den Königen von Baiern, Sachſen und Würtemberg, und allen Fürſten des Rheinbundes nach Weimar, wo ihnen ein prächtiges Feſt gegeben wurde. Am andern Tage beſuchte man das Schlachtfeld von Jena. Napoleons Hauptzweck bei der Zuſammenkunft von Erfurt beſtand jedoch nicht darin, einen Fürſtenkongreß zu präſidiren, ſondern vielmehr den allgemeinen Frieden herbeizuführen. Deshalb ſchrieben beide Kaiſer unterm 12. Oktober an den König von England, und baten ihn, auf die Stimme der Menſchheit zu hören. Zwei andere Schreiben beſtätigten Napoleons friedliche Geſinnungen noch mehr. Das erſte war an die Fürſten des Rheinbundes, das zweite an den Kaiſer Franz, in Beantwortung des von dem Freiherrn von Vinzent überbrachten Briefes vom 18. September, gerichtet. In dem letzten dankte er für die ihm gewordene Verſicherung und benachrichtigte zugleich, daß er das Lager des Rheinbundes aufgelöſet und 100,000 Mann nach Boulogne geſendet habe, um ſeine frühern Plane gegen England auszuführen.

Aber Oeſterreichs Entſchluß war gefaßt und ſeine Zurüſtungen wurden ununterbrochen fortgeſetzt. Alexander und Napoleon trennten ſich am 14. Oktober, um ſich nie mehr wieder zu ſehen. Der letztere war am 19. bereits zu St. Cloud. Am 25. eröffnete er den geſetzgebenden Körper mit einer merkwürdigen Rede, in welcher er unter anderm ſagte:

„Der Kaiſer von Rußland und ich, wir haben uns zu Erfurt geſehen. Unſer erſter Gedanke war ein Friedensgedanke. Wir haben uns ſelbſt entſchloſſen, einige Opfer zu bringen, um wo möglich früherd en hundert Millionen Menſchen, die wir vertreten, die Wohlthaten des Seehandels zuzuwenden. Wir ſind unwandelbar einig für den Frieden, wie für den Krieg.“

Man wußte, daß Napoleon zu Erfurt dem Kaiſer Alexander ſeinen Degen gegeben, und daß dieſer Monarch ihn mit den Worten an ſeine Seite geſteckt: „Ich empfange ihn als ein Zeichen Ihrer Freundſchaft. Eure Majeſtät iſt gewiß, daß ich ihn nie gegen Sie ziehen werde.“

Am 29. Oktober reiſete Napoleon nach Bayonne, wo er am 3. November ankam. Tags darauf betrat er Spanien. Am 7. war er bei ſeinem Bruder Joſeph zu Vittoria. Unaufhaltſam drang er nun gegen Madrid vor. Soult ſchlug am 10. die Inſurgenten zu Gamonal und beſetzte Burgos, wo er für 30 Millionen Franken Wolle fand, die nach Bayonne geſchickt wurde. Bald darauf wurde Valladolid genommen und am 12. vernichtete der Herzog von Belluno die gallíziſche Armee in der Schlacht von Eſpinoſa. Am 16. war der Herzog von Iſtrien zu Aranda und der Herzog von Dalmatien zu Santander. Napoleon verlegte am 23. ſein Hauptquartier nach der erſtern Stadt. An demſelben Tage wurde die große ſpaniſche Armee, unter Caſtanos Befehl, bei Toledo geſchlagen. Ein gleiches Schickſal hatte eine andere ſpaniſche Armee am 30. auf der Höhe von Sommo-Sierra.

Am 1. Dezember war das kaiſerliche Hauptquartier zu St. Auguſtin.

Madrid war von 60,000 bewaffneten und durch die Prieſter fanatiſirten Bauern und 6000 Mann Linientruppen beſetzt. Die Wälle wurden durch hundert Kanonen vertheidigt. Thore, Straßen und Häuſer waren verrammelt, die Glocken der 200 Kirchen waren in Bewegung, und das Wuthgeſchrei der unordentlichen Menge vermehrte noch das allgemeine Entſetzen. Man weigerte ſich, zu kapituliren, und war auf den Angriff gefaßt.

Napoleon wollte die Stadt verſchonen, und ſeinem Bruder nicht einen Weg über Trümmer in ſeine Hauptſtadt bahnen, deshalb ſetzte er die Unterhandlungen fort. Erſt am 4. um 6 Uhr Morgens, und nachdem die Franzoſen ſich bereits des Retiro bemächtigt hatten, überbrachte der General Morla die Unterwerfung Madrids. Ein allgemeiner Pardon wurde proklamirt und die Ruhe war wieder vollkommen hergeſtellt. An demſelben Tage wurde auch die Inquiſition beſeitigt, und ein Dekret hob die zwei Drittel der beſtehenden Klöſter auf. Die Mitglieder des Raths von Kaſtilien wurden abgeſetzt und der Herzog von Infantado, nebſt neun andern Großen, auſſer dem Geſetz erklärt.

Zu Madrid vernahm Napoleon den Uebergang der brittiſchen Armee über den Duero. Er verließ die Stadt am 22. Dezember, um dem Feind den Rückzug abzuſchneiden. Aber dieſer zog ſich plötzlich zurück. Lefebvre-Desnouettes wurde bei Benavente gefangen. Am 1. Januar 1809 war der Kaiſer zu Aſtorga, wo er die Beſtätigung der feindſeligen Zu-

rüſtungen Oeſterreichs erhielt. Corunna kapitulirte am 12., nach dem Gefecht bei Burgos. Napoleon entſchloß ſich ſchnell, Spanien zu verlaſſen. Er legte am 17. Januar fünfunddreißig Stunden Weges in fünf Stunden Zeit zurück, und war am 23. zu Paris.

Der Kampf in Spanien dauerte immer fort. Am 27. Januar wurde Ferrol dem Herzog von Dalmatien übergeben. Er drang nun gegen Oporto vor. Vigo kapitulirte ebenfalls und Saragoſſa wurde am 21. Februar von dem Herzog von Montebello genommen. Die Vertheidigung dieſer letzten Stadt war über alle Beſchreibung hartnäckig geweſen. Seit achtundzwanzig Tagen war die Tranchée nach einer achtmonatlichen Belagerung eröffnet, und ſelbſt nach der Einnahme vertheidigte ſich die Beſatzung noch dreiundzwanzig Tage lang von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Jedes Kloſter, jede Kirche wurde eine Feſtung, die ſich bis zum letzten Mann hielt. Beinahe alle Einwohner ohne Unterſchied kamen um. Die Zahl der Erſchlagenen belief ſich über 40,000.

Gouvion Saint-Cyr gewann am 25. Februar das Gefecht von Velö, und Sebaſtiani am 27. März die Schlacht von Ciudad-Real. Die Siege der franzöſiſchen Waffen in Portugal waren noch glänzender. Der Herzog von Dalmatien nahm Chaves am 12. März, ſchlug die Portugieſen am andern Tage zu Lahonzo und gewann am 29. die große Schlacht bei Oporto, die der Biſchof dieſer Stadt dem Marſchall unter ihren Mauern lieferte, wodurch ſie in die Gewalt des Letztern gerieth.

# Ueber Abſchaffung der Todesſtrafe.

Beharrlichkeit iſt eine der nothwendigſten Eigenſchaften bei denen, die das Gute vollbringen wollen. Aber dieſe Beharrlichkeit muß ernſt und würdig ſein. Sie muß nicht Wortluxus werden und der Wahrheit nicht den Anſtrich der Marktſchreierei geben. Eine ſo wichtige Frage, wie die der Abſchaffung der Todesſtrafe, verdient eine genaue, umſichtsvolle Prüfung.

Meinungen, die auf tiefe, unerſchütterliche Ueberzeugung ſich begründen, haben etwas Ehrfurchtgebietendes. Es kann Philanthropen geben, denen die Abſchaffung der Todesſtrafe jetzt noch zu voreilig ſcheint. Ihre Beibehaltung kann von ihnen als eine Schutzwaffe der Menſchheit betrachtet werden. Aber ihre Anſichten ſtehen nicht mit den Mitteln, deren ſie ſich bedienen, um die Verbrecher zu vermindern, in Uebereinſtimmung.

Warum, wenn man ein Volk noch roh genug glaubt, um nur durch Blutgerichte erſchreckt und im Zaum gehalten zu werden, flößt man nicht ein allgemeineres Entſetzen ein? Warum macht man den Tag einer öffentlichen Hinrichtung nicht zu einem allgemeinen Buß- und Trauertag? —

Will man, daß ein ſolches Schauſpiel nicht ſeinen Zweck verfehle, daß es nicht einen ganz entgegengeſetzten Eindruck, als den, welchen man davon erwartet, hervorbringe, ſo fürchte man nicht, die nothwendige Schauderſzene ſo grell als möglich darzuſtellen. Man laſſe ſich nicht durch falſchverſtandene Menſchenliebe verleiten, dem verurtheilten Verbrecher einige Angſt erſparen zu wollen, wenn der Ausdruck

dieſer Angſt dazu dienen kann, das Volk zu erſchrecken, und ihm ein warnendes Beiſpiel darzubieten.

Entweder hält man es für unumgänglich nothwendig, die große Maſſe durch eine öffentliche Hinrichtung von der Begehung künftiger Verbrechen zurückzuhalten, oder man hat einen ſolchen Beweggrund nicht. Warum, in dieſem letztern Falle, raubt man dem Verbrecher das Leben? Warum, im erſtern, vermeidet man ſo viel als nur immer möglich, Entſetzen zu verbreiten?

Man beurtheile die Sache nach ihren Reſultaten. In mehrern Städten wird der Tag einer öffentlichen Hinrichtung beinahe als ein Feiertag betrachtet. Das Volk ſingt und lacht. Alle Wirthshäuſer ſind vom Morgen bis zum Abend angefüllt. In einigen wird ſogar getanzt.

Man wende ſich an einen der tauſend Gaffer: „Was gibts? Warum ein ſo ſtarker Zuſammenlauf?“ Die Antwort läßt ſich nicht erwarten. „Es verlohnt ſich nicht der Mühe. Es iſt nur N. N’s. Hinrichtung zu ſehen.“

Der Verurtheilte naht. Alle Hälſe werden um drei Zoll länger. Man ſteigt ſich gegenſeitig auf die Schultern, um den Unglücklichen zu ſehen, der gewöhnlich betrunken iſt, und ſich beſinnungslos fortſchleppen läßt. Alle Bäume, alle Häuſer, ſelbſt die Dächer ſind mit Zuſchauern überdeckt, die nur das Bedürfniß eines kannibaliſchen Genuſſes zu haben ſcheinen. Im dichten Gewühl finden die obſzönſten Auftritte ſtatt. Einige Diebſtähle werden verübt.

„Sieh doch, Liebe!“ ſagt ein hübſches junges

Frauenzimmer zu ihrer Begleiterin, einen ſchönen weißen Hals hat.“

— Schade um das junge Blut, Megäre, die Richter haben ihn ums

„Was Sie ſagen!“ rufen zwa „Erzählen Sie uns doch die Geſchicht

Und die Alte ſpeiet die ſchamlo dungen gegen die Gerechtigkeit aus.

„F..., der vor zwei Jahren hin war mir lieber!“ entgegnete die Freu Dame. „Er hatte ſchönere Augen.“

— Hahaha! er ſieht aus wie e lacht irgend ein Arbeiter oder Handw

Ueberall wird das Ohr von de Dialogen betroffen. Der Verbrecher Gerüſt beſtiegen. Eine tiefe Stille Kopf fällt, und ein unerklärlicher von allen Seiten. Mehrere Gruppe Man will wiſſen, ob er Geſichter g weit das Blut geſpritzt iſt u. ſ. f. De derholt: „Es verlohnt ſich nicht der ab! baſta und damit holla!“ Das iſ den man durch eine Hinrichtung erzie

Der Pöbel zerſtreut ſich in die um bei Bier und Wein die Blutgeſchi wiederzukauen und gewiſſermaßen an j nen zu ſchwelgen.

In großen Städten, wie z. B. diese Auftritte noch empörender, weil Klaſſe das nec plus ultra der Verdorb zu haben ſcheint. Man bemerkt auch ſames Reſultat, ausgenommen vielleic

erkünſtelte halb natürliche Ohnmachtsfälle bei Frauen, welche die Stärke ihrer Nerven nach der Trockenheit ihrer Seele beurtheilten, die abergläubigen Schrecken einiger andern, die acht Tage nachher nicht eine Minute allein zubringen können, und die überall den Kopf des Hingerichteten erblicken.

Aber der große Haufe iſt nicht ſo leicht zu befriedigen. Kaum hat ein rother Korb den blutigen Leichnam des Hingerichteten in ſich aufgenommen, ſo hört man eine halb brüllende halb jauchzende Stimme ſchreien: „Wer kommt mit bis nach Clamart, um den Körper zu berühren?“ Und drei- oder vierhundert künftige Verbrecher, die, wie ſich gegenſeitig ermunternd, rufen: „Es iſt nichts! Es iſt nichts!“ (nämlich guillotinirt zu werden), folgen dem Karren, der ſchnell fortraſſelt, indem ſie ein Geheul ausſtoßen, das viele Aehnlichkeit mit dem einer Kuppel auf den Fraß begieriger Hunde hat.

An dem Tage, wo der unglückliche Aſſelineau, den die von der Regierung geöffneten Spielhäuſer ins Verderben geſtürzt hatten, hingerichtet werden ſollte, waren rings um den Greveplatz alle Fenſter an Leute de bon ton vermiethet, die, um nichts von der unter ihren Augen ſtatt findenden Szene zu verlieren, ihre „Spieltiſche“, die von reich und geſchmackvoll gekleideten Damen umgeben waren, dicht an die Fenſter gerückt hatten, und — en attendant mieux — ein kleines Ecarté, oder ſo etwas, machten, während in der Straße ſchmutzige und halbzerlumpte Weiber aus der untern Volksklaſſe nach dem Alter des Verurtheilten ſo wie nach ſeinem Geburtstage forſchten. Und will man wiſſen warum? — „Weil mit dem 8.,

den wir heute haben, das grade drei hübſche Nummern in der Lotterie machen, und uns, weil der Tag glücklich iſt, eine günſtige Terne zuwenden würde." — Jetzt frage man noch, welches Beiſpiel eine öffentliche Hinrichtung gewähren könne.

Die Frage über Abſchaffung der Todesſtrafe iſt nicht neu. Nicht allein in der Zeit, in der wir leben, hat ſich die Menſchlichkeit bei dem blutigen Schauſpiele empört. Mitleiden hat ſie zum Zweifel an die Rechtmäßigkeit eines ſolchen Begehens, und Zweifel zum Entſetzen geführt.

Je größere Fortſchritte die Ziviliſation macht, einen um ſo höhern Preis gewinnt das Leben. Das achtzehnte Jahrhundert war bereits kultivirt genug, um Menſchen zu erzeugen, die ſich in allen Ländern gegen die gerichtlichen Morde erhoben. Man fragt laut: welches Recht der Menſch habe, über das Daſein der Menſchen zu verfügen?

Als Strafe für ein begangenes Verbrechen iſt der Tod unzulänglich. Als Beiſpiel für Andere eben ſo wenig. Der Uebelthäter weiß nur zu wohl, daß der Tod nur der Schmerz eines Augenblicks iſt, daß er ihn von jeder Qual befreit und daß er alſo in keiner Hinſicht furchtbar, ſondern unter gewiſſen Umſtänden ſelbſt wünſchenswerth iſt. Dieſe Bemerkung iſt ſo wahr, daß es ſelbſt Menſchen gegeben, die abſichtlich ein Hauptverbrechen begangen haben, nur um die menſchliche Gerechtigkeit zu zwingen, ſie zum Tode zu verdammen, und ſie dadurch von der ihnen unerträglichen Lebenslaſt zu befreien.*)

*) Man ſehe ein merkwürdiges Beiſpiel über einen ſolchen Fall

Der abgehärteteſte Verbrecher fürchtet eine lebenslängliche Gefangenſchaft, in der er angeſtrengt arbeiten, ſchweigen und ſich mit mäßiger Koſt begnügen muß, hundertmal mehr, als einen ſchnellen Tod. Die Gewißheit, der erſtern auf keinen Fall entgehen zu können, würde die Zahl der Verbrecher wirkſamer vermindern, als zwanzig Hinrichtungen jährlich, vorzüglich wenn man als Grundregel den falſchen Satz aufſtellt, daß man dem Verurtheilten ſo viel als möglich alle Angſt erſparen und ihn über Hals und Kopf vom Leben zum Tode befördern müſſe.

„Die Gerechtigkeit muß befriedigt werden,“ ſagt man, „weiter verlangt ſie nichts.“ Aber die Gerechtigkeit muß auch wiſſen was ſie thut, und warum ſie es thut. Sie verurtheilt den Uebelthäter nicht allein zum Tode, um ihn ſo ſchnell als möglich zu expediren, ſie will auch, daß ſein Tod dem großen Haufen zum warnenden Beiſpiel gereiche. Weicht ſie von dieſer Regel ab, ſo weiß ſie nicht was ſie thut, und es iſt ihr nur daran gelegen, ein Glied der Geſellſchaft zu entreiſſen, ohne dieſer dafür die mindeſte Entſchädigung, den geringſten Nutzen zu gewähren.

Das Bedürfniß, Rechenſchaft zu verlangen über das Recht, welches einige Glieder der Geſellſchaft ſich anmaßen, die Todesſtrafe nicht allein auf Mörder und Brandſtifter, ſondern auch auf Diebe und ſelbſt für politiſche Vergehen anwendbar zu machen, iſt faſt zu gleicher Zeit in Portugal, durch Abſchaffung dieſer Strafe in der Geſetzgebung, in Luiſiana, durch

im zweiten Theil, Seite 89 u. f., der Bibliothek der neueſten Weltkunde.

den Vorſchlag des Strafkodex von Livingſton, zu Genf durch den von Sellon aufgeſtellten und zuerkannten Preis, zu Paris durch den der Geſellſchaft der chriſtlichen Moral, und in Rußland durch ihre 1826 in Finnland erfolgte Beſeitigung, laut geworden.

Es iſt ſehr zu wünſchen, daß man ſich ſorgfältiger mit einer ſo wichtigen Angelegenheit beſchäftigen möge, als man bisher gethan. Eben ſo wenig, als man der menſchlichen Gerechtigkeit das Recht abſprechen kann, begangene Verbrechen zu beſtrafen, eben ſo wenig wird man auch mißkennen wollen, daß ihr ein noch bei Weitem höheres Recht vorbehalten iſt, nämlich das, dem Verbrechen durch heilſame und zweckmäßige Mittel zuvorzukommen.

Es gehört eben keine beſondere Weisheit und Aufopferung dazu, über einen Uebelthäter das Vernichtungsurtheil auszuſprechen. Aber es gehört bei Weitem mehr dazu, die Möglichkeit des Verbrechens zu verhindern, ihm durch rein vernunftgemäße Mittel zuvorzukommen.

Einige dieſer Mittel beſtehen im beſſern Volksunterricht, in der Vermehrung nützlicher Kenntniſſe in den niedern Ständen, in der Veredelung ſeiner Moralität, ohne die keine wahre Religioſität beſtehen kann, in der Abſchaffung des empörenden Sündenhandels, Abſolution genannt, in der genauern Bekanntmachung mit den Geſetzen des Landes.

Dieſer letztere Punkt vorzüglich iſt äuſſerſt wichtig, und verdient die volle Beachtung der Regierungen. Würde es z. B. unſchicklich oder gotteslaſterlich ſein, neben dem Katechismus den Kindern die vorzüglichſten Geſetzartikel zu erklären, und jeden Sonntag einen

derſelben, der Reihe nach neben Predigt und Gebet, auf der Kanzel zu erläutern?

Die Gebote der Religion: „du ſollſt nicht ſtehlen, nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht verleumden, nicht betrügen u. ſ. w.“ ſind recht gut, aber leider werden ſie wenig beachtet, und das Kind, das ſie auswendig lernen muß, denkt ſich nichts dabei, weil es ſie nicht begreiſt. Sie würden einen ganz andern Eindruck erzeugen, wenn man ſie mit einer Schilderung der Strafen begleitete, welche das Geſetz über jedes begangene Verbrechen verhängt; wenn die junge Einbildungskraft durch die Bilder der Gefangenſchaft, der Arbeiten, Entbehrungen und Mühſeligkeiten derſelben erſchreckt würde.

Wer da weiß: ein begangener Diebſtahl kann mich Jahre lang meiner Freiheit berauben, hütet ſich davor. — Zudem muß das Ehrgefühl angeregt, und der Verluſt der Ehre und des guten Namens als das Schrecklichſte, was einem Menſchen widerfahren könne, geſchildert werden. Auf ſolche Weiſe nur kann man eine Generation groß ziehen, die mit Entſetzen für Alles erfüllt iſt, was dem Menſchen Freiheit und Ehre rauben kann. Sie wird das Verbrechen ärger fliehen, als die Peſt, und die eben ſo grauſame als unnütze Todesſtrafe wird ſich von ſelbſt beſeitigen.

## Karl Dupins Rede gegen Lotterien und Spielhäuſer, gehalten in der franzöſiſchen Deputirtenkammer am 22. März 1828.

Dieſe Rede eines der ausgezeichnetſten Mitglieder der franzöſiſchen Deputirtenkammer iſt ein Denkmal,

das zur Nachwelt gelangen wird, um die Schande und Schamloſigkeit derjenigen zu beurkunden, welche die immoraliſchſte aller Steuern aus allen Kräften zu erhalten ſich bemühen, obgleich ſie eben ſo ſehr den Grundſätzen des Evangeliums, als der geſunden Vernunft und jeder Rechtlichkeit zuwider iſt; obgleich dieſe abſcheuliche Steuer ein Sporn zum Diebſtahl, zur Liederlichkeit, ein Antrieb zur Vergiftung, zum Selbſtmord, eine Veranlaſſung der Angriffe der Kinder gegen ihre Aeltern, eine Quelle des empörendſten Elends und aller Laſter iſt. Man geſteht das alles zu, und doch thut man nichts, um dieſen entſetzlichen Unfug abzuſtellen.

Welches iſt denn die Religion derjenigen, die, um überall Klöſter zu ſtiften und Jeſuiten auszubrüten, aus allen Kräften Verbrechen befördern, die ihnen zur Nahrung dienen ſollen? ...

Dupin drückt ſich über das empörende Manöver folgendermaßen aus:

„Ich will beweiſen, daß die Abgabe auf die Lotterien und auf die Spiele im Allgemeinen, der Erzeugung die größten Hinderniſſe entgegenſtellt, daß ihre Einnahme über alles Verhältniß koſtſpielig iſt, und daß man ſie folglich am erſten abſchaffen, und durch eine andere beſſer berechnete Steuer erſetzen müſſe.

„Um den neueſten Zuſtand der Dinge zu unterſuchen, will ich die in der letzten Sitzung der Kammer mitgetheilte Hauptrechnung als Baſis annehmen. Dieſe Liſten, wie die der frühern Sitzung, beweiſen eine auſſerordentliche Ungleichheit in den Lotterieeinſätzen der verſchiedenen Departemente. Sie belaufen ſich für alle ſechsundachtzig zuſammengenom-

men auf 51,354,765 Franken; davon haben einundzwanzig allein eingeſetzt 46,103,028 Fr., und die übrigen fünfundſechszig nur 5,251,737 Fr.

„Folglich beläuft ſich der mittlere Werth, den jedes der einundzwanzig erſten Departemente, die ich, um abzukürzen, „Spieldepartemente“ nennen will, in der Lotterie gewagt, in einem Jahre beiläufig auf 2,200,000 Fr., während jedes der fünfundſechszig andern, die ich „vernünftige Departemente“ nennen will, nur 81,000 Fr. aufs Spiel geſetzt hat. Ohne Zweifel ſind die einundzwanzig Spieldepartemente im Allgemeinen reicher als die fünfundſechszig übrigen. Aber das Verhältniß des Reichthums ſteht in keinem Verhältniß mit den Lotterieeinſätzen.

„Ich habe die Hauptabgabe der vier direkten für die beiden Klaſſen der ſpielenden und der vernünftigen Departemente berechnet. Es ergibt ſich daraus, daß die fünfundſechszig letztern nur die $^{5}/_{100}$ Theile ihrer Grundſteuer wagen, während die einundzwanzig erſtern eine Summe in die Lotterie ſetzen, die den $^{87}/_{100}$ Theilen ihrer Grundſteuer gleichkommt.

„Alſo iſt es nicht der Grundreichthum, der ſicherſte, der regelmäßigſte von allen, der die Größe der Lotterieeinſätze beſtimmt.

„Die fünfundſechszig vernünftigen Departemente wagen nur ⅓ ihrer perſönlichen und Mobiliarſteuer, und die ⅘ ihrer Thür- und Fenſterſteuer. Die einundzwanzig Spieldepartemente dagegen wagen in einem Jahre 3⅔ Mal ihre perſönliche und Mobiliarſteuer und 7½ Mal ihre Thür- und Fenſterſteuer.

„Alſo iſt es weder die perſönliche und Mobiliar-

ſteuer, noch die der Fenſter und Thüren, folglich nicht der Luxus der Häuſer, noch der Wohlſtand der Haushaltungen, der in den beiden Departementsklaſſen die Größe der Lotterieeinſätze beſtimmt.

„Die fünfundſechszig vernünftigen Departemente wagen nur die 2/3 ihrer Patentſteuer im Lotteriespiel, die einundzwanzig übrigen dagegen die 3 3/4.

„Folglich, wenn man als Baſis die Grundſteuer annimmt, ſpielen die einundzwanzig Departemente 16 ½ Mal mehr, als die fünfundſechszig. Nimmt man die perſönliche und Mobiliarſteuer als Grundlage, ſo ſpielen die einundzwanzig Departemente neun Mal mehr, als die fünfundſechszig. Und wollte man nach der Thür- und Fenſterſteuer rechnen, würde man finden, daß die einundzwanzig Departemente 8 ½ Mal mehr ſpielen, als die fünfundſechszig. Nimmt man endlich die Patentſteuer als Baſis an, ſo ergibt ſich, daß die einundzwanzig Departemente fünf Mal mehr ſpielen, als die fünfundſechszig.

„Prüfen wir jetzt, welche Wirkung die Loterie durch ſich ſelbſt erzeugt. Die einundzwanzig Spieldepartemente ſind nicht zuſammenhängend, ſondern zerſtreut. Gegen Mitternacht ſind es das Pas-de-Calais, das Moſel- und Norddepartement; gegen Morgen das des Ober- und Niederrheins, der Meurthe, des Doubs, der Rhone und Iſère; gegen Mittag das des Gard, der Vaucluſe, der Rhonemündungen und der Gironde; gegen Weſten das der Indre und Loire, der Maine und Loire, der Unter-Loire, des Calvados und der Unter-Seine; im Zentrum endlich das des Loiret, der Seine und Oiſe und der Seine. Folglich übt hier keine topographiſche Ur-

ſache, keine Wirkung des Klima's einen beſondern Einfluß auf die Leidenſchaftlichkeit der Spieldepartemente, und auf die Beſonnenheit der andern aus. Phyſiſche Urſachen exiſtiren alſo nicht. Es bleiben nur noch die moraliſchen Urſachen zu unterſuchen, die wir in ihren Wirkungen prüfen wollen.

„Ich habe als Baſis die offiziellen Liſten genommen, die der Juſtizminiſter für 1825 bekannt gemacht hat. Ich habe die Verbrechen und Vergehen erſpähet, die in der nächſten Verbindung mit dem häuslichen Leben ſtehen. Folgendes iſt das Reſultat:

Vergiftungen: für 21 Spieldepartemente 9 Verurtheilungen, für 65 vernünftige Departemente 11 Verurtheilungen.

Verletzungen und Verwundungen entarteter Kinder gegen Vater, Mutter und andere Verwandte: für 21 Spieldepartemente 20 Verurtheilungen, für 65 vernünftige Departemente 24 Verurtheilungen.

Hausdiebſtähle: für 21 Spieldepartemente 351 Verurtheilungen, für 65 vernünftige Departemente 355 Verurtheilungen.

Von ihren Müttern verlaſſene oder auſſer der Ehe erzeugte Kinder: für 21 Spieldepartemente 34,376, für 65 vernüfntige Departemente 35,016.

„Nach dieſen Reſultaten prüfen Sie die Zahl der Verbrecher, welche das Schwert des Geſetzes für das verfluchteſte, das feigſte aller Verbrechen, die Vergiftung, ſtraft. Man vergleiche die Zahl der Verurtheilungen. Sie iſt dreimal ſtärker in den Spieldepartementen, als in den andern. Und für die Mißhandlungen, die Verwundungen, deren ſich Kinder gegen

ihre Aeltern ſchuldig machen, wie viel beſtraft die Gerechtigkeit in den erſten Departementen? Dreimal mehr, als in den andern. Und für das abſcheulichſte Vergehen im Privatleben, für den Hausdiebſtahl, wie viel Verurtheilungen zählen die Spieldepartemente? Dreimal mehr, als die andern. Endlich für ein letztes Vergehen, das die Geſetze unbeſtraft laſſen, das aber von der Moral gebrandmarkt wird: wie viel unnatürliche Mütter findet man in den Spieldepartementen im Vergleich mit den andern, die ihre Kinder vor eine Spitalthür werfen? Dreimal mehr. Folglich gibt es in den Spieldepartementen eben ſo viele entartete Kinder, die ihre Aeltern mißhandeln, als es darin unnatürliche Mütter gibt, die ihre Kinder verlaſſen.

„Und welches iſt die Urſache all dieſes Unheils? — Die Lotterie.

„Folgen wir dieſer Entwickelung der Spielſucht bis zu ihrem Ende, dem Selbſtmord. Bei den wilden Völkern gibt es wenig Selbſtentleibungen; aber viele Morde. Die geiſtigen Fakultäten ſind bei ihnen nicht genug geübt, um durch den Schmerz des Gedankens Abſcheu am Leben zu gewinnen. Die Heftigkeit und Brutalität ihrer Leidenſchaften veranlaßt den Wilden dagegen oft das Leben ſeines Mitmenſchen zu bedrohen.

„Je mehr die Menſchen ſich ziviliſiren, um ſo ſeltener wird der Todſchlag, um ſo häufiger der Selbſtmord. So beläuft ſich in Paris, auf eine Bevölkerung von 800,000 Seelen, von 1819 bis 1823, alſo in fünf Jahren, die Zahl der Ermordungen nur

auf 21, die der zufälligen oder freiwilligen Vergiftungen auf 60, und die der Selbſtentleibungen auf 1756.

„Und von dieſen letztern haben ſich allein 213 wegen ihrer Verluſte in der Lotterie, oder im Spiel überhaupt, und den unausbleiblichen Folgen dieſer Leidenſchaft, ums Leben gebracht. Dies Reſultat wird durch die offiziellen ſtatiſtiſchen Liſten der Stadt Paris beurkundet.

„Lange Zeit hat man geglaubt, daß gewiſſe entehrende Maßregeln gegen die Körper der Selbſtmörder, ähnliche Handlungen der Verzweiflung oder des Wahnſinns verhindern könnten. Erfahrung hat bewieſen, daß alle ſolche Mittel unzuläßlich ſind. Der Geſetzgeber hat endlich begriffen, daß man den Selbſtmord nicht durch Beſtrafung des Leichnams verhindern könne, ſondern dadurch, daß man ſich bemühe, die Quellen einer ſolchen Verirrung zu entdecken, und ſie wo möglich zu verſtopfen.

„Bei mehrern ſehr ziviliſirten Völkern in den vereinigten Staaten Nordamerika's, in England und in den Niederlanden, hat man den traurigen Einfluß der Lotterien und Spielhäuſer auf die Selbſtmorde bereits erkannt. Zwei dieſer Mächte haben bereits die Lotterien vollkommen abgeſchafft, und die dritte iſt mit Maßregeln beſchäftigt, die daſſelbe Reſultat herbeiführen müſſen. Ahmen wir ſolche Beiſpiele nach.

„Betrachten wir die Lotterien jetzt unter dem finanziellen Geſichtspunkte. Um dem Staate einen Gewinn von 7,239,293 Franken zuzuwenden, müſſen die Spieler 11,901,806 Franken verlieren, und um dieſen Verluſt zu haben, müſſen ſie 51,354,765 Fr. wagen. Daraus ergibt ſich, daß eine Geſellſchaft,

die beſtändig 51 Millionen Franken in die Lotterie ſetzen wollte, nach vier Jahren und vier Monaten dieſe ganze Summe von 51 Millionen Franken verloren haben würde. Ich glaube, dieſes ſollte hinlänglich den Wahnſinn ſolcher Menſchen beweiſen, die, in der Hoffnung zu gewinnen, in die Lotterie ſetzen, und, um mich des gebräuchlichen Ausdrucks zu bedienen, jahrelang ihre Billete nähren, um ihres Verluſtes nur deſto ſicherer zu ſein.

„Wenn ich jetzt die Lotterie unter dem Geſichtspunkte der häuslichen Oekonomie betrachte, ſehe ich eine Summe von 51 Millionen Franken im Laufe eines einzigen Jahres der Produktion entriſſen, und dem Zufall des Spiels überlaſſen. Ich ſehe den täglichen Gewinn dieſer Summe für den Arbeiter, den Kaufmann, den Fabrikanten verloren. Es iſt alſo ein Defizit im Privateigenthum, das man zur Lotterieſteuer hinzufügen muß.

„Um die Orte und die Epochen zu vermehren, wo man dem Lotteriespiel ſich überlaſſen kann, hat die Regierung fünf Hauptorte der vorzüglichſten Departemente gewählt, um dort ihre Glücksräder aufzuſtellen, deren Ziehungen an verſchiedenen Tagen ſtattfinden. Nach beſtimmten Reſultaten ergibt ſich nun, daß dieſe fünf Departemente eben ſo viel ſpielen, als 218 andere ſpielen würden. Sie haben eben ſo viele Verurtheilungen für Hausdiebſtähle, als einundzwanzig andere Departemente; ſie haben eben ſo viele entartete Kinder, die ihre Aeltern mißhandeln, als zwanzig Departemente ohne Glücksräder; ſie haben eben ſo viele uneheliche Geburten, als dreißig andere Departemente.

„Wir haben das Verbrechen gemeſſen, betrachten wir jetzt auch das Elend. Der Reichthum der Stadt Paris übertrifft den mehrerer Königreiche Europa's. Ihr Einkommen iſt bedeutender, als das von Sachſen, Würtemberg, Sardinien und Portugal. Sie iſt der Tempel der Künſte, der Stolz und die Ehre Frankreichs. Aber wie viel Elend und Unglück haben bei alledem ſchlechte Geſetze, ſchlechte Inſtitutionen und ſchlechte Miniſterien darin entwickelt!

„Wenn 65 Departemente nur 22,750,226 Franken im Lotteriespiel wagen, ſetzt Paris allein jährlich 29,279,539 Franken in die Lotterie, und verliert jährlich 7 Millionen, indem es gegen die Regierung ſpielt. Dazu kommen noch 7 andere Millionen, die es in den Spielhäuſern gegen die Unternehmer der öffentlichen Demoraliſirung verſpielt. Der reine Spielverluſt des Volks zu Paris beläuft ſich alſo auf 14 Millionen Franken.

„Paris hat bewunderungswürdige Wohlthätigkeitsanſtalten und Spitäler, in denen jährlich mehr als 36,000 Kranke gepflegt werden. Es hat Wohlthätigkeits-Bureaux, die 60,000 bis 100,000 Perſonen unterſtützen. Es hat viele Privatgeſellſchaften und Sparkaſſen, die aus allen Kräften dazu beitragen, das Volk zu erheben, und ihm ein ſorgenfreies Leben zuzuſichern. Man rechne nun die Hauptſumme aller dieſer Unterſtützungen zuſammen, und man wird finden, daß ſie ſich jährlich auf 13 Millionen Franken, folglich auf eine Million weniger, als die vom Volke im Spiel gegen die Regierung verlorene, belaufen.

„Eine Thatſache kann einen tiefern Eindruck machen, als die ſchönſten Reden. Zu Paris ſterben

nur 13,317 Perſonen in ihren Wohnungen, und 7716 im Spital. Folglich ſterben in der vollkommenen Dauer einer Generation von 900,000 Menſchen, die zu Paris leben und ſterben, nicht weniger als 324,000 im Spital.

„Betrachten wir die Individuen, die in ihren Wohnungen ſterben. Von 21,033 Pariſern können nur 4390 auf ihre Koſten begraben werden, und 16,543 auf Koſten der Spitäler, oder der Beerdigungsunternehmer, die deshalb einen beſondern Vertrag mit der Stadt eingegangen ſind. Den Verwandten fehlt es entweder an den Mitteln, die Beerdigungskoſten zu beſtreiten, oder ſie ſind entartet genug, ſie zu verweigern, um — das Geld lieber in der Lotterie zu verſpielen.“

## Gegenſeitiger Unterricht in Dänemark.

In dieſem Lande, wo man glücklicherweiſe keinen Begriff von den Unternehmungen des Jeſuitismus hat, macht die Methode des gegenſeitigen Unterrichts, unter dem unmittelbaren Schutze der Regierung, die ſchnellſten und erfreulichſten Fortſchritte. Der letzte Bericht des Adjutanten des Königs, Ritter von Abrahamſon, ſtellte davon den Beweis auf. Wir deuten hier nur die Hauptreſultate an.

Im Jahr 1819 gab es in Dänemark nur eine einzige Schule des gegenſeitigen Unterrichts. In Gegenwart des Königs prüfte der Staatsrath dieſe Methode am 15. und 22. Auguſt 1822. Ein Rundſchreiben der Kanzlei erlaubte am 3. September desſelben Jahres ſeine Einführung in allen öffentlichen

Schulen, was auch nach folgendem Maßſtabe geſchah:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Am 31. | Dezember | 1823 | gab es | 244 | ſolcher | Schulen. |
| — 31. | — | 1824 | — | 605 | — | — |
| — 31. | — | 1825 | — | 1143 | — | — |
| — 31. | — | 1826 | — | 1545 | — | — |
| — 31. | — | 1827 | — | 2003 | — | — |

Im Februar 1828 hatten ſich bereits 368 neue Schulen gebildet, und ihre Zahl dürfte ſich bis Ende dieſes Jahres bis über 2600 vermehrt haben.

Jede öffentliche Primarſchule in Dänemark iſt in zwei Klaſſen geſchieden. In der untern iſt die gegenſeitige Methode beim Leſen, Schreiben, Rechnen und der Geographie eingeführt. In der obern Klaſſe wird Religions-, Sprach-, Geſchichts- und naturgeſchichtlicher Unterricht individuell ertheilt.

Die Vortheile des gegenſeitigen Unterrichts ſind ſo ſehr in die Augen fallend, daß man den Entſchluß gefaßt, alle Primarſchulen im ganzen Königreiche danach einzurichten und ihre Zahl zu vervollkommnen, die ſich bereits über 4500 beläuft, nämlich 4100 öffentliche und 400 Privatſchulen.

## Oeffentliche Vorleſungen zu Paris.

Nach der genauen Ueberſicht, welche wir von den Vorleſungen der verſchiedenen Lehrgegenſtände zu Paris geben wollen, kann man ſich am beſten einen Begriff von dem Geiſte machen, der jetzt im Allgemeinen in Frankreich vorherrſchend iſt. Im höchſten Grade auffallend iſt es unter anderm, daß ſich bei der theologiſchen Fakultät, die in der Sorbonne Vorleſungen über

moraliſche und dogmatiſche Theologi
ſamkeit, Kirchengeſchichte und Disz
die heilige Schrift hält, auch nich
hat einſchreiben laſſen. Die verſchied
alſo vertheilt:

Transzendente Mathematik, mit Ei
der Aſtronomie und der mathem
Phyſik . . . . .
Exp.rimentalphyſik und Chemie .
Geclogie und Mineralogie .
Naturgeſchichte, Zoologie, Botanik
tomie u. ſ. w. . . .
Geſchichte, Alterthümer und Geogra
Alte Literatur . . . .
Franzöſiſche Literatur . .
Philoſophie und Naturrecht .
Theologie (fünf Kurſe) . .
Morgenländiſche gelehrte Sprachen
Morgenländiſche noch gebräuchliche (

Aber ſelbſt in den verſchieden
denen mehrere Profeſſoren Vorleſun
die Zuhörer nicht gleichmäßig verth
der franzöſiſchen Literatur z. B. Vil
tauſend Zuhörer, und Laya nur
Mehrere Profeſſoren, die vom Sta
Franken Gehalt beziehen, haben n
und ſelbſt nur zwei, wie Chézy, Pr
kritſprache und Literatur, der A
Lanzac, Profeſſor der hebräiſchen S
Profeſſor der türkiſchen Sprache, u
Sacy, Profeſſor der perſiſchen Spra

Vorleſungen in der medizinischen Schule von 2000 bis 2500 Studenten, und die in den Rechtswiſſenſchaften von 1200 bis 1500 Studenten beſucht werden. Die Gegenwart einiger jungen Abbé's bei den phyſikaliſchen Vorleſungen läßt hoffen, daß die Geiſtlichkeit nicht immer darauf beharren werde, den Fortſchritten der Wiſſenſchaften fremd zu bleiben. Es iſt augenſcheinlich nach allem Vorſtehenden, daß dieſes Jahrhundert nur dem Nützlichen mit Vorliebe ſich zuneigt.

## Die geweſene Kaiſerin von Haiti.

Die Casciajuoloſtraße zu Florenz iſt ſehr eng, und da ſie von dem Gran-Duca-Platze zu dem des Doms führt, iſt ſie die volkreichſte in der ganzen Stadt. Man ſtößt und drängt ſich dort unaufhörlich, und es würde ſchwer ſein, dort einen alten Freund zu vermeiden, der uns ehemals einen Dienſt geleiſtet, und deſſen Gegenwart unſern Egoismus beleidigen könnte.

Eines Tages durchſchritt ich dieſe Straße ſo ſchnell, als die Menge es mir vergönnte, als plötzlich ein ungeheurer mit Holz beladener Barocchio mich zwang, in eine kleine Bude zu flüchten. Kaum war ich hineingetreten, als zwei ſehr anſtändig gekleidete Frauen in meine Arme ſtürzten, um dem Wagen auszuweichen. Ich trat einen Schritt zurück, um ſie und mich auſſer alle Gefahr zu ſetzen. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als eine dieſer Damen ſich gegen mich umwendete, und mich ſtatt eines weißen, ein ganz ſchwarzes Geſicht erblicken ließ. Zugleich redete ſie mich ſehr höflich in einem reinen, wohlausgeſprochenen Franzöſiſch an.

Mein Erſtaunen wurde bald noch größer, als ich in ihrer bejahrten Begleiterin, die ebenfalls ſchwarz war, die Kaiſerin Maria Thereſia von Haiti, Gemahlin, oder vielmehr Wittwe „Heinrich Chriſtoph des Großen, Kaiſers und Königs von Haiti, Vertheidigers des Glaubens und ſouveränen Großmeiſters des heiligen Heinrichsordens“ (welche offizielle Titel er ſich beilegte), erkennen mußte.

Es war, ich muß es geſtehen, ein ſonderbares Zuſammentreffen, und obgleich ich wußte, daß nach London und Paris Florenz der Ort ſei, wo man darauf rechnen könne, den meiſten alten Bekannten wieder zu begegnen; obgleich ich während meinem Aufenthalt bereits die Hälfte aller europäiſchen Prinzen und Prinzeſſinnen hier geſehen, und Menſchen wieder gefunden hatte, die ich in den vier Theilen der ziviliſirten Erde gekannt, würde ich doch eher erwartet haben, mit dem Großkhan der Wallachei, als mit der geweſenen Kaiſerin-Königin von Haiti zuſammenzutreffen.

Meine Neugier war aufs Höchſte angeregt. Ich hatte dieſe Prinzeſſin in glücklichern Zeiten gekannt, und ihr Erblicken in ſo neuen und auſſerordentlichen Umſtänden erinnerte mich aufs lebhafteſte an Zeiten und Perſonen, die ſchon fern von mir waren.

Im Nachdenken verſunken, folgte ich beinahe maſchinenmäßig meiner alten Bekannten auf der engen Treppe eines benachbarten Hauſes, ohne zu beachten, daß ich dort nichts zu ſuchen habe, und mich der Gefahr ausſetze, zurückgeſchickt zu werden. Ich erkannte jedoch bald, daß mich an einem öffentlichen Orte, einer Art Trattoria zweiten Ranges, befinde.

Die Mancia (das Trinkgeld) eines Paolo verſchaffte mir ſogleich nähere Nachrichten von Seiten des Speiſewirths. Er benachrichtigte mich, daß ein Lohnbedienter, mit dem er in gutem Vernehmen ſtehe, dieſe Damen ihm zugeführt, daß ſie täglich um dieſelbe Stunde bei ihm ſpeiſeten, und immer ſehr freigebig Alles bezahlten, was ſie nähmen.

„Es ſind große Perſonen in ihrem Lande,“ ſagte er, „obgleich ſie nicht dieſelbe Farbe haben, wie wir. Unglücklicherweiſe ſpeiſen ſie heute zum letzten Male bei mir. Sie haben den erſten Stock des Palaſtes des Marquis Guigni, nahe bei der Santa-Felicita-Kirche, gemiethet.“

Dieſe Einrichtung ſchien mir ſchicklich; aber der Wirth war nicht im mindeſten damit zufrieden. Er brach in Verwünſchungen gegen den italieniſchen Adel aus, der ſeine Häuſer an ausgezeichnete Fremde vermiethet, und den Gaſthaltern dadurch großen Schaden zufügt. — Ich nahm mir vor, der Kaiſerin in ihrer neuen Wohnung mich vorzuſtellen, und ihr die Verlegenheit einer öffentlichen Erkennung zu erſparen. Ich hielt dafür, daß es ihr angenehm ſei, das Inkognito aufs ſtrengſte zu beobachten.

Auf dem Wege nach meiner Behauſung war ich ſehr mit dieſem Abenteuer beſchäftigt. Die ungeheure Verſchiedenheit zwiſchen der ehemaligen und der jetzigen Lage dieſer ſchwarzen Monarchin, ſetzte alle Räder meiner Einbildungskraft in Bewegung. Der Erhebungen und der plötzlichen Erniedrigungen der letzten dreißig Jahre ungeachtet, wurde ich aufs höchſte von dem Kontraſte betroffen, der zwiſchen der ehemaligen

Kaiſerin von Haiti, die in ihrer königlichen Reſidenz Sans-Souci von einem glänzenden, vergötternden Hofe umringt war (denn überall ſind die Höflinge dieſelben, welches auch ihre Farbe ſein mag), und der armen, alten Negerin, ohne Gefolge, ohne Luxus, und ihre Maccaroni in einer elenden Trottoria ſpeiſend, beſtand.

Ich hatte wohl von der letzten Revolution auf Haiti, von Chriſtophs Sturz, von ſeinem Selbſtmorde und von der Ermordung ſeiner ganzen Familie ſprechen gehört. Ich vermuthete alſo, daß auch ſie mit ihren Kindern umgekommen ſei. Alle dieſe Begebenheiten hatten mein Mitleiden erregt. Ich hatte alle Glieder dieſer Familie von königlichem Glanze umringt geſehen, und nur ein Zufall, wie der, welcher ſich ereignet hatte, konnte mich einigen von ihnen, die dem allgemeinen Schiffbruche entgangen waren, wieder gegenüber ſtellen.

Chriſtoph war perſönlich ein ſehr merkwürdiger Mann. Früher war er Sklave in einer Pflanzung Dureaus de la Malle geweſen. Sein politiſches Leben iſt zu bekannt, als daß ich mich hier damit zu beſchäftigen brauche. Sein Wuchs war hoch und wohlproportionirt, obgleich er ein wenig dick war. Seine Manieren waren auſſerordentlich zierlich und würdevoll in einem Neger ohne alle Erziehung.

Er erfuhr, daß er einige Aehnlichkeit mit dem König Georg III. habe, und ſuchte ſie durch ſeine Tracht ſo viel als möglich zu vermehren. Gewöhnlich trug er eine blaue Uniform mit rothen Aufſchlägen, wie die alte Uniform von Windſor, mit dem Stern und dem Band des St. Heinrichsordens. Sein wolli-

ges und gekräuſeltes, aber durch das Alter weiß-gewordenes Haar, gab ſeinem Anblick etwas ſehr Ehrwürdiges. Sein lebhafter und durchdringender Blick ſchien die Gedanken derjenigen durchdringen zu wollen, mit welchen er ſprach.

Ich habe in jener Zeit eine ihn betreffende Anekdote erzählen gehört, die ſeine Gutmüthigkeit karakteriſirt, und die jedem europäiſchen Fürſten zur Ehre gereichen würde. Er zeigt bei jeder Gelegenheit eine beſondere Vorliebe für die Briten, vielleicht eben ſo ſehr aus Politik, als aus Neigung. Sobald ſich engliſche Land- oder Seeoffiziere ihm vorſtellen ließen, nahm er ſie immer ſehr zuvorkommend auf, lud ſie zu Tiſche und behandelte ſie mit vieler Auszeichnung.

Einſt hatte er auf dieſe Weiſe auch den Kapitän des Suthamptonſchiffes, Sir James Yeo, und ſeine Offiziere eingeladen. Das Mahl war ſehr glänzend. Alle Großbeamte des Reichs und die vorzüglichſten Einwohner der Hauptſtadt waren dabei gegenwärtig. Sir James erſtaunte nicht wenig über die Pracht und zugleich über den vortrefflichen Ton und Geſchmack dieſes improviſirten Hofes. Das meiſte Vergnügen machten ihm jedoch die auserleſenen Weine und Speiſen, die nach und nach aufgetragen wurden. Endlich konnte er ſich nicht mehr halten, und ſagte, in Ueberwallung ſeines Vollgenuſſes, laut zu ſeinem Nachbar: „Welch einen vortrefflichen Koch dieſer Satan von Neger hat!“

Dieſe Bemerkung war natürlich, wenn man will. Aber ſie war keineswegs höflich, und höchſtens einem oſtfrieſiſchen Bootsknecht oder einem britiſchen Schiffskapitän zu verzeihen. Wahrſcheinlich würde er ſie

ſich auch nicht erlaubt haben, wenn er gewußt hätte, daß Chriſtoph ſo gut engliſch ſpreche, als er ſelbſt. Er hatte dieſe Sprache erlernt, während er als Schneider zu St. Kitt arbeitete.

Aber der Kaiſer ließ nicht im geringſten merken, daß er dieſen Ausruf gehört und verſtanden habe. Der Abend ging ſehr heiter vorüber. Aber am nächſten Morgen ſtellte ſich ein Neger mit einem Briefe des Kaiſers am Bord des Suthampton ein. Seine Majeſtät ſchrieb dem Kapitän, daß es ihm ſehr leid thue, ihm ſeinen erſten Koch nicht ſchicken zu können, daß er nun noch mehr auf ihn halte, weil Sir James ihn geſtern bei Tiſche ſo gelobt. An ſeiner Stelle ſchicke er ihm nun den zweiten Koch ſeines Königreichs.

Lord Cheſterfried ſelbſt würde nicht im Stande geweſen ſein, einen Vorwurf auf eine zartere Weiſe einzukleiden, und mehr natürliche Höflichkeit zu bewieſen. Derſelbe Takt, dasſelbe Gefühl der Schicklichkeit, war in allen innern Einrichtungen bemerkbar. Sein Palaſt war auf eine zugleich zierliche und prachtvolle Weiſe, aber ohne theatraliſche Dekorationen und ohne alle Verzierungen von ſchlechtem Geſchmack, die ich überall zu erblicken erwartete, ausgeſchmückt.

Man beſchuldigt Chriſtophen, hart und tiranniſch geweſen zu ſein. Ohne Zweifel war ſeine Polizei ſehr ſtreng; aber man muß auch bedenken, daß er ſich an der Spitze einer militäriſchen Regierung befand, und daß, wenn er herrſchte, es nicht einen zweiten Despoten neben ihm auf Haiti geben konnte. Man macht ihm den Vorwurf, einem ſeiner Sekretäre eine Kugel durch den Kopf gejagt zu haben. — Er konnte

weder leſen noch ſchreiben. Gewöhnlich diktirte er ſeine Depeſchen einem Schreiber, und ließ ſie durch einen andern ſich vorleſen. Bemerkte er einige Verſchiedenheit, wie unbedeutend ſie auch ſein mochte, ſo ließ er einen Dritten kommen, und wehe dem, der den Fehler begangen hatte. Indeſſen muß man doch geſtehen, daß eine Bleipille ein zu ſtarkes Korrektionsmittel war. Doch muß man ſich auch hierbei erinnern, daß er einige Male nur die Wahl hatte, entweder ſeine Sekretäre niederzuſchieſſen, oder ſich von ihnen umbringen zu laſſen.

Ich ſah die kaiſerliche Familie von Haiti, und mehrere andere große Perſonen, die ſeitdem von der Weltbühne verſchwunden ſind, zum letzten Male auf einem Ball, den die Kaiſerin am Geburtstage des Kronprinzen im Palaſte Sans-Souci, nahe am Kap Heinrich (wie man damals das Franzkap nannte), gab.

Der Leſer lächle nicht bei dem Gedanken eines Hofballs auf Haiti. Man denke ſich im Gegentheil den glänzendſten Bal-paré im zierlichſten Salon zu Paris, und man wird doch nur einen unvollkommenen Begriff von dem Prunk und der Pracht von Sans-Souci haben. Man bevölkere dieſen Salon nun noch mit Kleinmeiſtern, mit zierlichen und ſich zierenden Schönheiten; man werfe mitten unter dieſe Tänzer- und Tänzerinnengruppen Uniformen, Kreuze, Sterne, Ordensbänder; man denke ſich eine prachtvoll gekleidete und ganz mit Gold überdeckte Dienerſchaft, die in Zwiſchenpunkten und Pauſen der Contretänze Gefrornes und alle Arten Erfriſchungen herumreicht, und nun verwandle man plötzlich durch einen Zauberſchlag alle weißen Geſichter in ſchwarze, und man wird eine

Idee von dem Ball auf Haiti haben, dem ich beiwohnte.

Titel und Würden vermehrten noch den Glanz dieſer impoſanten Verſammlung. Es waren Prinzen, Fürſten, Herzoge, Reichsgrafen, Oberhofmarſchälle; ja ſelbſt ein Großadmiral und ein Erzbiſchof waren dort. Der erſte war ein Bruder des Monarchen, Seine kaiſerliche und königliche Hoheit der Prinz Johann. Ich erinnere mich auch noch ſehr wohl des Herzogs von Marmelade, der Gouverneur der Hauptſtadt war, und des Kabinetsſekretärs Sr. Majeſtät, des Grafen von Limonade. Gott weiß, was Ihre Exzellenzen ſeitdem geworden ſind. Das ganze Staatsgebäude Chriſtophs, bis auf ſeinen Hofkalender, war eine getreue Nachahmung deſſen Napoleons.

Kommen wir jetzt wieder zur Kaiſerin. Mit der lebendigſten Theilnahme begab ich mich in den Palaſt Guigni, wo ſie wohnte. Ich wußte nicht recht, wie ich mich bei ihr einführen ſollte, und hoffte kaum, vorgelaſſen zu werden. Der Gedanke kam mir bei, mich zuerſt an die milchkaffeefarbene Dame zu wenden, und ihr zu erklären, warum ich gekommen ſei. Mein Plan hatte den glücklichſten Erfolg. Sie begab ſich zur Kaiſerin, und nach einigen Minuten kehrte ſie mit der Antwort zurück, „daß ich willkommen ſei, und daß Madame Chriſtoph mit Vergnügen mich als einen alten Freund empfangen werde.“

Ich wurde in einen ſchönen Saal geführt, wo ich die junge Prinzeſſin mit Stickereiarbeit beſchäftigt fand. Sie hatte ein angenehmes und heiteres Geſicht; aber durch eine übelverſtandene Koketterie trug ſie ein weißes Kleid, das ihr bis an den Hals

reichte, und die Schwärze ihres Geſichts nur noch greller machte.

Während wir einige Worte über das Wetter, die Hitze und andere Gemeinplätze wechſelten, trat Madame Chriſtoph, geſtützt auf die michkaffeefarbene Frau, die jetzt ihre Geſellſchafts- und ehemals ihre Palaſtdame war, herein. Die geweſene Kaiſerin nöthigte mich, neben ihr auf dem Kanapee Platz zu nehmen.

Sie war ſehr verändert, ſeitdem ich ſie zuletzt geſehen. Zeit und Kummer hatten tiefe Furchen in ihr Geſicht gegraben. Bei alledem bemerkte ich in ihren Manieren eine beſcheidene Würde, die ſich nicht beſchreiben läßt, und die zu gleicher Zeit daran erinnerte, was ſie geweſen und was ſie jetzt war.

Bei der erſten Anrede gab ich ihr den Titel „Majeſtät“. Sie unterbrach mich ſogleich und ſagte, daß ſie nicht glauben möge, ich wolle über ſie ſpotten.

„Ich bin nichts mehr,“ ſagte ſie, und legte ihre Hand auf meinen Arm, „als die Wittwe Chriſtophs. In meinem Alter und in meiner Lage darf ich nur noch an Jenſeits denken. In dieſer Welt wünſche ich nichts mehr, als Ruhe und Vergeſſenheit zu finden. Seit ich Sie geſehen habe, ſind harte Stürme an meinem Herzen vorübergegangen. Ich habe meinen Mann verloren, und da iſt das einzige Kind, das mir übrig geblieben iſt. Mein Unglück hat alle Eitelkeit der Welt in meiner Seele ausgelöſcht.“

Der Ausdruck ihres Kummers war ſo einfach, ſo natürlich, daß es unmöglich war, davon nicht gerührt zu werden. Es war nichts Perſönliches und Egoi-

ſtiſches in ihren Klagen. Sie beweinte nur ihre Familie und nicht ihren Rang. Ich wurde um ſo mehr von der vollkommenen Schicklichkeit alles deſſen, was ſie ſagte, betroffen, als dieſer Anſtand der Sprache nicht immer mit den plötzlichen Erhöhungen des republikaniſchen oder kaiſerlichen Frankreichs verbunden war.

Unglücksfälle wie die ihrigen ſind wenig für die gebräuchlichen Troſtſprüche geeignet. Ich unternahm es alſo nicht, ſie ihr darzubieten, und ſuchte allmälig der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben. Aber ſie kam unaufhörlich auf ihr Unglück zurück, und ſchien ein ſchmerzliches Vergnügen daran zu finden, es mir zu erzählen.

Mit Entwickelungen, die man theilweis auf den Wortreichthum ihres Alters ſchreiben konnte, unterhielt ſie mich von der Kataſtrophe, durch welche die Herrſchaft ihres Gatten beendigt wurde, und von der Angſt, die ſie ausſtand, als ſie den Piſtolenſchuß vernahm, der ſein Leben endete. Sie wohnte damals zu Sans-Souci, wo Chriſtoph gefährlich krank war. Seit 1820 hatte man inſurrektionelle Bewegungen im Norden verſpürt. Die Verſchwornen waren mit Boyer, dem Nachfolger Péthions, einverſtanden. Ihr Beſtreben ging dahin, die Monarchie umzuſtürzen, und eine republikaniſche Regierung auf der ganzen Inſel einzuſetzen. Sie erwarteten nur eine Gelegenheit zum Ausbruch.

Der Befehl des Kaiſers, einen Oberſt der Garniſon von St. Mark, der bei den Soldaten ſehr beliebt war, zu degradiren, wurde von ihnen benutzt. Die Truppe wurde aufgewiegelt. Sie ermordete den

General und den neu ernannten Oberſt, und überſandte ihre Köpfe an Boyer.

Chriſtoph konnte ſein Bett nicht verlaſſen. Er ließ 1200 Mann gegen die Rebellen marſchiren; aber Anführer und Soldaten erklärten ſich gegen ihn, und ſeine Garde befolgte ihr Beiſpiel. Als er dieſe Defektion erfuhr, die ihm ſeine letzte Hilfsquelle raubte, begriff er, daß ihm nichts anderes übrig bleibe, als zu ſterben. Er ließ ſeine Frau und ſeine Kinder rufen überhäufte ſie mit ſeinen Liebkoſungen, und befahl ihnen ſodann, ſich zurückzuziehen. Kaum hatten ſie ſein Zimmer verlaſſen, ſo ließ er ſich weiße Wäſche bringen, wuſch ſich Arme und Hände, und verabſchiedete endlich ſeine Bedienten. Gleich nachher vernahm man einen Schuß und fand ihn in ſeinem Blute ſchwimmend. Er hatte ſich eine Kugel durchs Herz geſchoſſen. Er war dreiundfünfzig Jahr alt.

Unmittelbar nach dieſer Szene drangen die Empörer in den Palaſt. Sie erfuhren bald, daß Chriſtoph ſich ihrer Wuth dadurch entzogen habe, daß er ſich ſelbſt den Tod gegeben. Sie ſtürzten ſich nun in das Gemach, wo die Kaiſerin mit ihren Kindern war, die ſie aus ihren Armen riſſen.

Einer ihrer Söhne leiſtete muthigen Widerſtand, und wurde im vollſten Sinne in Stücke gehauen. Sie vernahm die Stimme des Aelteſten, der um ſein Leben flehete; aber er hatte es mit unbarmherzigen Henkern zu thun. Dieſer Jüngling hatte in England eine glänzende Erziehung erhalten. Er war ihr Lieblingskind und der Abgott des Volks, das ſich umſonſt bemühete, ihn zu retten. Eine Gruppe, die ſich zu ſeiner

Vertheidigung gebildet hatte, wurde bald zerſtreut, und er wurde, wie die andern, maſſakrirt.

Die arme Mutter hatte nicht einmal den Troſt, die Ueberreſte ihrer unglücklichen Kinder begraben zu können. Der wuthberauſchte Pöbel theilte ſich darin. Nur mit der größten Schwierigkeit wurde ſie ſelbſt durch einige Offiziere gerettet, die ihr Gatte früher mit Wohlthaten überhäuft hatte, und die ſich nun in der Stunde der Gefahr dankbar dafür bezeugten. So lange die erſte Gährung dauerte, verbargen ſie ſie mit ihrer Tochter, und brachten ſie ſodann heimlich an Bord eines engliſchen Schiffes.

Der Mann, dem ſie am meiſten ihre Rettung verdankt, war, glaube ich, ein gewiſſer Dupuis, Mulatte und Dollmetſcher der Regierung. Treue und Erkenntlichkeit ſind ſo ſeltene (obgleich urſprünglich ſo natürliche) Tugenden, daß man ſie überall, wo man ſie auch finden mag, emporheben muß.

Die Kataſtrophe, welche Chriſtophs Regierung und Leben beendet hat, kann nicht mehr befremdend ſcheinen, wenn man bedenkt, daß ſeine Beherrſchung zu abſolut war, als daß ſie von langer Dauer hätte ſein können. Es ſcheint ſelbſt, daß er die ihn bedrohende Gefahr vorausſah, denn er hatte beträchtliche Kapitalien in England niedergelegt. Dadurch, und durch den Verkauf ihrer Diamanten hat ſeine Wittwe jetzt noch ein Vermögen, das ihr auf eine anſtändige Weiſe zu leben erlaubt.

Ich wurde von ihrer traurigen Geſchichte ſehr gerührt, und ſie lud mich ein, ſie oft zu beſuchen. Während meines Aufenthalts zu Florenz entſprach ich

ihrem Verlangen oft. Sie lebte äuſſerſt zurückgezogen und wollte nur mit wenigen Perſonen Bekanntſchaft machen. Es ſei ihr im höchſten Grade widerlich, ſagte ſie, ſich wie der Löwe der Menagerie zu zeigen. Sie ſchien ſehr erkenntlich für meine Aufmerkſamkeit, und beſuchte mich in einer Villa, die ich gemiethet hatte und wo ſie ſpazieren gehen konnte, ohne von Neugierigen beläſtigt zu werden.

Wenn ihre Tochter den Wunſch äuſſerte, etwas mehr Geſellſchaft zu ſehen, ſagte ſie zu ihr: „Nein, mein Kind! die Welt paßt nicht für uns. Es iſt ſchon genug, Neugier durch unſere ſchwarzen Geſichter zu errregen, ohne noch das Mitleiden Unſersgleichen dadurch in Anſpruch nehmen zu wollen, daß wir ihnen unſer Unglück zur Schau tragen.“ Das waren ihre eigenen Worte. —

Dies ſo edle Betragen ſollte Nachahmer finden. Wie mancher entthronte Fürſt denkt und benimmt ſich ſo großherzig nicht. Wie Mancher weiß nicht, was er mit ſeiner geweſenen Majeſtät anfangen, und wie er ſie noch auf irgend eine bemitleidungswürdige Weiſe geltend machen ſoll. O möchte er das Beiſpiel einer Negerin ohne Erziehung nachahmen, und ſtatt noch ſeine verſchollenen Titel zu heiſchen, in eine abſolute Zurückgezogenheit ſich begraben wollen, die nach den Stürmen ſeines Lebens ihm ſo nothwendig iſt, und die fortan das erſte aller ſeiner Güter ſein ſollte.

Madame Chriſtoph lebt jetzt zu Piſa, wo ich ſie erſt ganz neuerdings wieder beſucht habe. Würde ihr Glück nicht durch das Andenken ihrer Kinder geſtört, die ſie unaufhörlich beweint, ſie würde jetzt viel zu-

friedener ſein, als ſie es je in ihrem glänzenden Palaſte Sans-Souci war.

---

## Allgemeine Ueberſicht der Nordpolreiſe im J 1827.

Die vollkommene Erforſchung der Boreal-Hemiſphäre wird nur durch Luftſchiffe ſtattfinden können, wenn man es endlich ſo weit bringt, regelmäßige Luftfahrten zu unternehmen. Meer, Strömung und Eis machen auf jede andere Weiſe die Pole unzugänglich.

Man ſagt, daß der letzte Verſuch des Kapitäns Parry mißlungen iſt, weil ſich dieſem unerſchrockenen Seefahrer unüberſteigliche Hinderniſſe entgegengeſtellt haben. Aber die große Frage der Geographie und der Schifffahrt iſt vollkommen entſchieden, durch die Kenntniß der Hinderniſſe, die ſich allen fernern Entdeckungen entgegenſtellen. Die Genugthuung, einen der Endpunkte der Erdaxe zu berühren, konnte nicht der Zweck eines Nationalunternehmens ſein. Es konnte ſich nur darum handeln, das zu thun, was der Kapitän Parry mit ſo großer Ausdauer und Geſchicklichkeit in Ausführung gebracht hat. Unter jedem andern Expeditionschef würde vielleicht nicht ein Mann zurückgekommen ſein, um Europa von dem Mißlingen des Unternehmens zu unterrichten.

Man denke ſich zwei unbedeckte Fahrzeuge, mit achtundzwanzig Menſchen und mit Lebensmitteln für ſiebenzig Tage beladen, bald zwiſchen ungeheuern Eisſchollen kreuzend, bald mit unſäglicher Mühe darüber hingeſchleppt. Man ſehe ſie in den engen Kanälen, zwiſchen den mit ſchneidenden Eiszähnen bewaffneten Maſſen, in den Buchten, deren ſteile, glatte Ufer ſo

ſchwer zu erſteigen waren, und von denen man noch ſchwerer wieder ins Meer gelangte. Zu dem Allem geſelle man endlich noch Strömungen und ſo dicke Schneeſtürme, daß Alles davon umhüllt wurde, und man nicht einen Schritt vor ſich ſehen konnte, und man wird einen doch nur ſehr unvollſtändigen Begriff von den Gefahren und Beſchwerden haben, denen dieſe kühnen Abentheurer unaufhörlich ausgeſetzt waren.

Und dieſe Menſchen, die mit ſo vielem Ungemach zu kämpfen hatten, waren bei alledem noch genöthigt, ſich mit mäßiger und geringer Nahrung zu begnügen, obgleich ihre beſtändigen Arbeiten und Mühſeligkeiten täglich ihre Bedürfniſſe vermehrten. Je mehr ſie vorwärts drangen, um ſo größer wurden die Schwierigkeiten, um ſo drohender die Gefahr, daß ihnen jeder Rückweg verſchloſſen ſei.

Und demungeachtet brachten ſie dreiundſechszig Tage mitten unter dem Eiſe, und in einer feuchten Atmoſphäre zu, deren Temperatur ſich nie über den Gefrierpunkt erhob, und die ſehr oft darunter ſank. Sie hatten einen mehr als tauſendſtündigen, aber düſtern, neblichten Tag, deſſen Licht kaum zu den nothwendigſten Beobachtungen hinlänglich war. Dieſer Nebel war oft ſo dicht, daß man die Eisſpitzen nicht bemerkte, gegen welche die Fahrzeuge ſtießen.

Der Hauptzweck der Expedition war, den Pol auf den beiden Booten zu erreichen, die man im Nothfall in Schlitten verwandeln und über das Eis ziehen konnte. Das Schiff Hekla war beſtimmt, den Kapitän Parry und ſeine Begleiter nach Spitzbergen und von dort, nach Beendigung ihres intereſſanten Verſuchs, wieder zurückzubringen.

Am 4. April brach man nach Hammerfeſt auf, wo man am 18. deſſelben Monats anlangte. Man nahm ſofort eine gewiſſe Zahl Reunthiere an Bord, deren man ſich zu bedienen hoffte, und die man in der Folge zu nichts gebrauchen konnte. Am 27. ging man wieder unter Segel. Am 14. Mai war der Hekla im Angeſicht des Hakluyt-Vorgebirges, als ein Windſtoß ihn zwang, Schutz zwiſchen den Eiswällen zu ſuchen, von denen er ſich erſt am 8. Juni wieder losmachen konnte, und zwar nur mit Hilfe eines warmen Südwindes, der die ſchwimmenden Berge, von denen er ummauert war, zerſtreute.

Dieſe Verſpätung war um ſo unangenehmer, da die Jahreszeit auſſerdem ſehr günſtig geweſen war. „Nie, ſagt der Kapitän Parry, hatte ich auf der Küſte von Spitzbergen drei Wochen lang ſo ſchönes Wetter gehabt. Die Luft war rein, der Himmel ohne Gewölk, die Sonne ſehr warm. Solches war auch der atmoſphäriſche Zuſtand, als die Boote flott gemacht wurden, um ſodann damit Verſuche auf dem Eiſe anzuſtellen. Man bemerkte bald, wie ſchwer es ſein würde, den Vortheil davon zu gewinnen, den man ſich verſprochen hatte. Man erlangte zugleich die traurige Gewißheit, daß ſie beſtändige Ausbeſſerungen nöthig machen würden, um ſo mehr, wenn wir mit einem unruhigen Meere an ſchroffen Eiswänden, die ungeheuer dicken Mauern ähnlich waren, zu kämpfen hätten.“

Nach der Ankunft bei den ſieben Inſeln fand man das Meer durch Eis verſchloſſen. Man ließ in einer derſelben, der Waldeninſel, einen Theil des Mundvorraths, um ihn auf dem Rückwege zu finden. Der

Kapitän drang immer weiter gegen Norden vor, bald über große Eisbrocken, bald durch ſchmale Kanäle. Er hoffte bald zu den vermuthlich großen Eisfeldern zu gelangen, über die man mit Schnelligkeit vorzudringen hoffte.

Man war jedoch bereits bis unter 81° 5′ 32″ der Breite gelangt, ohne zu finden, was man ſuchte. Der Kapitän beſorgte, das Schiff könne überraſcht und vom Eiſe umſchloſſen werden. Er kehrte alſo nach Süden zurück, und am 19. Juli entdeckte er, auf der nördlichen Küſte von Spitzbergen, eine Bucht, in welcher der Hekla vor Anker ging, unter 79° 55′ der Breite. Dieſe Bucht iſt auf den holländiſchen Karten angedeutet und wird „Traurenberg“ genannt. Man erblickt auf dieſer öden Küſte die Gräber einer großen Zahl Wallfiſchfänger, die durch eine anſteckende Krankheit hier umkamen.

Der Augenblick war gekommen, ſich der beiden Boote, „Unternehmung und Anſtrengung“ genannt, zu bedienen. Parry übernahm den Befehl des erſten und nahm den Wundarzt Beverly mit ſich. Roß, und unter ihm Bird, befehligten das andere. Dem Lieutenant Forſter wurde ad interim das Kommando des Hekla übertragen.

Die Boote gingen am 21. Junt unter Segel. Um ſich ſo viel als möglich zu erleichtern, lieſſen ſie noch einen Theil ihres Mundvorraths auf der kleinen Tiſchinſel, dem nördlichſten bis jetzt bekannten Erdpunkte. Folgen wir den Reiſenden nach Parry's eigener Beſchreibung.

„Wir waren zuerſt in nicht geringer Verlegenheit, den Augenblick des Durchgangs der Sonne durch

die Mittagslinie, und folglich (nach unſern Begriffen) den Anfang des Tages zu beſtimmen, weil wir den Entſchluß gefaßt, an unſerm ſogenannten Tage zu ruhen, und während der ſogenannten Nacht zu reiſen, weil wir da, indem die Sonne ſich dem Horizonte näherte, weniger geblendet zu werden, und feſtern Schnee oder härteres Eis zu finden hofften. Aber wir hatten noch keinen Begriff von dem undurchdringlichen Nebel, der ſich um dieſe Zeit, vorzüglich auf unſerm Rückwege, beſtändig vor uns ausbreitete.

„Unſere Chronometer waren uns von keinem Nutzen, und am Anfang wußten wir alſo nicht, ob wir bei Tag oder bei Nacht reiſeten, indem es unmöglich war, die beiden Epochen muthmaßlich von einander zu unterſcheiden.

„Wie dem auch ſei, ſobald wir vermutheten, daß der Abend nahe, rüſteten wir uns zur Abreiſe, verrichteten gemeinſchaftlich unſer Gebet, und legten unſere Reiſekleider an, deren Hauptſtück aus einem Kittel von ſtarker, blauer Leinwand beſtand. Während der Nacht wickelten wir uns in einen ſehr warm gefütterten Schlafrock von Kamelott.

„Während der ganzen Expedition hatten wir vielleicht nicht fünf oder ſechs Mal das Glück, vollkommen trocken zu ſein und nicht vor Froſt zu zittern. Wir gaben uns deshalb auch keine beſondere Mühe, weil wir wußten, daß wir nach einer Viertelſtunde uns wieder in unſerm gewöhnlichen Zuſtande, das heißt, durch und durch naß befinden würden.

„War Alles am Abend zur Areiſe bereit, ſo frühſtückten wir mit einer Taſſe Waſſerſchokolade und einem Stück Schiffszwieback. Nach fünf- oder ſechsſte-

halbſtündiger Anſtrengung genoſſen wir, gegen Mitternacht, unſer Mittagsmahl. Sodann ging es wieder an eine ſehr beſchwerliche Arbeit, die wir ſo lange fortſetzten, als die Umſtände es erlaubten, und die manchmal ſechs Stunden lang dauerte.

„War das Meer frei genug, um ſchiffen zu können, ſo wählten wir zu unſerm Ruhepunkte eine ziemlich ebene Eisſcholle, auf welche wir auch unſere Boote zogen, um ſie gegen das Dagegenſtoßen anderer Eismaſſen in Sicherheit zu bringen. Man ſchaffte ſodann den Schnee beiſeite, mit dem ſie gewöhnlich angefüllt waren, bildete mit den Segeln eine Art Zelt, wechſelte die Kleider und ſuchte ſich zu trocknen und zu wärmen. Sodann ging es an die Ausbeſſerung der Boote, des Tauwerks, der Segel und Kleidungsſtücke, und endlich an Bereitung des Abendeſſens.

„Nach demſelben wurden die Pfeifen angezündet. Offiziere und Matroſen fanden im Rauchen einen unausſprechlichen Genuß, und der Dampf, den wir verbreiteten, trug ſelbſt dazu bei, unſere durchnäßten Kleider zu trocknen, deren beſtändige Feuchtigkeit uns ſo unangenehm war.

„Dieſer Theil des Tages war dem Vergnügen gewidmet. Die Erzähler begannen ihre Geſchichten, und es fehlte ihnen nie an geneigten Zuhörern. Waren ſie beendet, ſo wurden Schildwachen ausgeſtellt, denn wir bedurften ihrer auch in den Einöden, wo wir uns gegen das Anſtoßen ſchwimmender Eisberge und die unwillkommenen Beſuche der weißen Bären zu behüten hatten. Das Abendgebet beſchloß den Tag. Man wickelte ſich ſodann in ſeinen Pelz und brachte

die Nächte viel angenehmer zu, als man es an einem ſolchen Orte und unter ſolchen Umſtänden hätte erwarten dürfen.

„Während der Zeit unſeres Schlummers war die Temperatur unſerer „Wohnungen“ gewöhnlich 2⁰ bis 6⁰ Réaumur. Eines Tages ſtieg ſie ſogar bis auf 12⁰, und ein anderes Mal bis auf 15⁰. Die Luft war alsdann vollkommen ruhig, und für die Breite, in welcher wir uns auf allen Seiten von Eis und Schnee umringt befanden, ſehr warm.

„Ein ſiebenſtündiger Schlaf genügte uns. War die Stunde des Erwachens erſchienen, ſo wurden wir durch Hörnerſchall benachrichtigt, daß das Frühſtück bereit ſei. Die tägliche Vertheilung war nach folgendem Maßſtabe feſtgeſetzt: Jeder Mann erhielt zehn Unzen Schiffszwieback, neun Unzen geſalzenes Fleiſch, eine Unze in einer Pinte Waſſer aufgelöſete Schokolade und drei Unzen Tabak wöchentlich. Unſer Brennmaterial war Weingeiſt. Wir brauchten zwei Pinten täglich. Bei unſerm Frühſtück machte eine Pinte Weingeiſt achtundzwanzig Pinten Waſſer, das die Temperatur des geſchmolzenen Eiſes hatte, kochen. Gewöhnlich brauchte man zur Bereitung unſerer Schokolade 1¼ Stunden. Dies Getränk war ſehr nahrhaft und wir verdankten ihm die Erhaltung unſerer Geſundheit, die in ſo mannigfacher Hinſicht bedroht war.“

Die Expedition hatte mit Schwierigkeiten jeder Art zu kämpfen. Ging das Meer auch nicht hohl, ſchlugen die Eisſchollen auch nicht wüthend gegen einander, waren Nebel und Schnee auch nicht ſo dicht, daß man ſich nicht erkennen konnte, ſo brachen

wir oft auf dem Eiſe durch, oder man mußte über Eiszapfen dahin ſchreiten, die 5 bis 10 Zoll lang, ½ Zoll dick und ſo ſpitzig wie Nadeln waren. Dies Eisgeſtrüpp machte das Fortſchreiten und das Fortſchaffen der Schlittenboote auſſerordentlich beſchwerlich. Man zerriß ſich die Stiefeln, und verwundete ſich an den Füßen. Oft mußten die Matroſen auf den Knien fortkriechen und alle ihre Kräfte anſtrengen, um die Boote über dieſe Nadeln, über kleine Hügel und über den halbgeſchmolzenen Schnee hinweg zu bringen, in den ſie ganz verſunken waren.

Man kann ſich nach dieſer ſchwachen Andeutung denken, wie langſam und beſchwerlich ihr Fortſchreiten ſein mußte. Sie betrachteten einen Tag als ſehr glücklich, wenn ſie 4 bis 5 engliſche Meilen (1⅓ bis 1⅔ Stunden) weit gegen Norden vorgedrungen waren. Ihre gewöhnliche Tagreiſe betrug 3 Meilen (eine Stunde). Eines Tages, wo man die unſäglichſten Mühſeligkeiten ausgeſtanden, hatte man ſich nur um 1¼ Meile (25 Minuten) dem Pole genähert.

Schneewirbelwinde und Regengüſſe, von denen einer ohne alle Unterbrechung und mit der größten Heftigkeit 21 Stunden lang dauerte, und endlich durch einen undurchdringlichen Nebel erſetzt wurde, vermehrten die Beſchwerden noch. Bei einer andern Gelegenheit mußte man zwei Stunden lang auf die angeſtrengteſte Weiſe arbeiten, um ungefähr 300 Fuß weit vorwärts zu gelangen. Dieſe Hinderniſſe vermehrten ſich immer mehr, je weiter man vorwärts drang. Und bei allem dem waren die erhaltenen Erfolge nicht vom geringſten Nutzen. Leſen wir nur Parry's Mittheilung:

„Am 20. Juli machten wir um 7 Uhr Nachmittags Halt, um den Weg zu meſſen, den wir zurückgelegt. Wir waren ungefähr 6½ Meile gegen Nordweſten vorgedrungen und hatten 10 Meilen zurückgelegt. Aber wie groß war unſer Erſtaunen, als eine Beobachtung der Breite, verglichen mit der Berechnung, welche wir am 17. gemacht hatten, uns bewies, daß wir noch 5 Meilen von unſern Fortſchritten gegen Norden abziehen mußten, ſtatt der 12 Meilen, die wir in dieſer Richtung gewonnen zu haben glaubten!“ —

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Mannſchaft von dieſer unangenehmen Entdeckung nicht unterrichtet wurde. Am 22. begann das Eis ſich mehr auszudehnen und feſter zu werden, ohne jedoch jene große Ebene zu bilden, welche die Schifffahrer „Eisfelder“ genannt haben. Man konnte von nun an hoffen, weniger Zeit zu verlieren und größere Vortheile zu gewinnen.

„Eitle Hoffnung! Wir nahmen aufs Neue die Polhöhe, und ſahen mit Verdruß, daß wir ſeit dem 20. nur vier Meilen in dem Sinne der Mittagslinie vorwärts gekommen waren. Wir beſchloſſen jedoch ſo weit vorzudringen, als es nur immer möglich ſei. Aber wir konnten kein günſtiges Reſultat mehr hoffen. Klugheit nöthigte uns, das Vertrauen und den guten Willen der Mannſchaft zu erhalten, und ihr die entmuthigende Wahrheit zu vorbergen.

„Und ſelbſt da wurden wir von den Umſtanden nicht begünſtigt. Die anſcheinende Verbeſſerung des Eiſes blieb ſich nicht gleich. Wir trafen wieder auf Punkte, wo wir eine ſechsſtündige angeſtrengte Arbeit

aufbieten mußten, um höchſtens 2½ Meile zurück-zulegen.

„Die Matroſen muthmaßten endlich, was man ihnen mit ſo vieler Sorgfalt verbarg. Aber ihre gute Stimmung verminderte ſich dadurch nicht. Sie ſcherzten am erſten über den unerreichbaren dreiundachtzigſten Grad. Die Luft war noch warm, aber neblicht und auſſerordentlich feucht. Das Eis wurde immer zerbrechlicher.

„Am 26. gegen Mittag war der Himmel heiter und man konnte die Sonnenhöhe nehmen. Man fand, daß die Breite 82° 40′ 30″ war. Alſo waren wir ſeit dem 22., obgleich wir unſerer Berechnung nach 19 Meilen (6⅓ Stunden) gegen Norden vorwärts gedrungen zu ſein glaubten, im Gegentheil 3 Meilen (1 Stunde) gegen Süden zurückgekommen. Das Fortſchieben des Eiſes zog uns alſo ſchneller mit ſich fort, als wir unſerm Ziele zuzuſchreiten im Stande waren. Es ſcheint, daß die Bewegung des Eiſes gegen Süden wenigſtens 4 Meilen täglich betrug.

Alſo waren alle fernern Verſuche umſonſt. Der Kapitän Parry beweiſet das in ſeinem Berichte aufs Klarſte, und der geſunde Menſchenverſtand begreift, daß wenn man, aller Anſtrengung ungeachtet, täglich eine halbe Stunde weit, oder mehr, zurückgeriſſen wurde, man unmöglich vorwärts gelangen konnte. Alles fernere Beſtreben wäre demnach eine wahre Tantalusarbeit geweſen. — Man mußte endlich der Mannſchaft die traurige Nachricht ankündigen, daß man nicht weiter gehen werde. Alle waren darüber höchſt betrübt, aber alle begriffen das unüberſteigliche

Hinderniß, und wie aus einem Munde riefen ſie: „Es ſoll nicht ſein!“

Die Expedition konnte nicht bis 82° 45′ der Breite gelangen. Sie befand ſich unter 19° 25′ öſtlicher Länge von Greenwich (16° 55′ öſtlich von Paris).

„Auf dieſem Endpunkte unſerer Reiſe waren wir 172 Meilen (57⅓ Stunden) von dem Schiffe hinter uns. Aber der Weg, den wir zurückgelegt, maß 292 Meilen (97⅓ Stunden). Wir hatten davon etwa 100 Meilen in den Booten gemacht, bevor wir unſere Wanderung auf dem Eiſe begannen. Um zum Pol zu gelangen, hätten wir noch eine Strecke von 608 Meilen (202⅔ Stunden) zurücklegen müſſen. Wir waren glücklich genug, unſere Geſundheit zu bewahren, obgleich im Anfang mehrere ſich unwohl befanden, was jedoch nicht von Bedeutung war, und uns am Weiterdringen nicht hinderte.“

Es ſcheint nicht, daß irgend eine Inſel von gewiſſer Ausdehnung dem Polareiſe einen Stützpunkt darbiete. Auf dem ganzen Wege der Reiſenden fanden ſie mit einem 500 Klafter langen Senkblei keinen Grund, und glänzende ſchwimmende Eismaſſen umkränzten den Horizont. Das einzige lebendige Weſen, das man unter dieſem Himmelsſtrich entdeckte, war ein Inſekt (eine neue Gattung Aphis), ein ſchwaches Geſchöpf, das ſich von der Wärme der Hand aufgethaut einige Augenblicke bewegte.

Auf dem Rückwege beobachtete man das Phänomen des rothen Schnees. Dieſe Farbe reicht bis auf mehrere Zoll tief. Man füllte eine Flaſche mit die-

ſem Schnee an, um ihn einer chemiſchen Analyſe zu unterziehen.

Je mehr man auf dem Rückwege ſich der mildern Zone näherte, um ſo größer wurden die Mühen und Beſchwerden, weil das Eis immer zerbrechlicher wurde. Die Matroſen litten viel an Waſſerblaſen, Erfrierungen und Verwundungen an Händen und Füßen. Man erlegte einen weißen Bären, mit deſſen Fleiſch man ſich einen Tag lang regalirte, und wodurch man ſich eine Unverdaulichkeit zuzog. Endlich gelangte man an ein offenes, aber ſehr hohl gehendes Meer, das einiger ſchwimmenden Eisberge wegen um ſo gefährlicher war. Man befand ſich unter 81° 34′ der Breite. Die Reiſe auf dem Eiſe hatte 48 Tage gedauert. Als die Matroſen das offene Meer erblickten, verſpürten ſie eine eben ſo große Freude, als andere, die nach einer langen Reiſe den Hafen betreten.

Ein düſterer Nebel wogte auf der Fluth, als die Boote an der Tiſch- oder Tafelinſel landeten. Umſonſt ſpähete man nach den zurückgelaſſenen Lebensmitteln: ſie waren gänzlich von den weißen Bären aufgeſpeiſet worden. Und ſelbſt damit waren alle Prüfungen noch nicht überſtanden.

„Die Wellen bedeckten uns mit ihrem naſſen Schaum, während wir beſtändig den Schnee beiſeite ſchaffen mußten, der ſich um uns aufthürmte. Sechsundfünfzig Stunden hinter einander war es unmöglich, die geringſte Ruhe zu nehmen, und während mehr als achtundvierzig Stunden mußten wir aus allen Kräften arbeiten. Wir entluden unſere Boote und brachten ſie endlich auf einem Felſen in Sicherheit.“

Am 21. Auguſt, nach einer Abweſenheit von ein-

undſechszig Tagen, gelangten Parry und ſeine Begleiter wieder zum Hekla, mit dem ſie unmittelbar nach England zurückkehrten.

## Reiſe eines franzöſiſchen Kriegsgefangenen durch Polen und Rußland.

### Zweiter Artikel.

Das Beſtreben des Adels in Polen ging immer dahin, die Juden zu verhindern, Grundeigenthümer zu werden. Aber um ſie zu entſchädigen, hat er ihnen den Handel überlaſſen, zum größten Schaden der freien und der reich gewordenen Bauern, die in den Städten einen einflußreichen Bürgerſtand hätten bilden, und auf dem Lande ſelbſt hätten Güter erwerben können. Den Leibeigenen iſt aller Handel unterſagt.

Die polniſchen Offiziere zeichnen ſich durch ihre edle Haltung, durch die Zierlichkeit ihrer Sitten und durch ihre ritterlichen Ideen vortheilhaft aus. Sie gehören alle zum Adel und ſind größtentheils reich und unterrichtet. Deshalb gewähren ſie auch einen hohen Begriff von ihrer Nation, den dieſe auf keine Weiſe zu rechtfertigen im Stande iſt.

Der polniſche Soldat findet in ſeiner Unwiſſenheit, in der Rohheit ſeiner Sitten, Gründe genug, ſeinen Feind zu haſſen, deshalb artet ſeine natürliche Tapferkeit oft in Barbarei aus. Der Soldatenſtand wird in Polen ſehr geachtet, weil man dadurch einen gewiſſen perſönlichen Adel erlangt.

Der kriegsgefangene Reiſende fährt folgendergeſtalt in ſeinem Tagebuche fort:

„Unſere Eskorte hatte ſich durch eine beträchtliche Anzahl marodirender Koſaken vermehrt, die wir in den Branntweinkneipen zuſammenrafften, je näher wir den Provinzen des ruſſiſchen Reichs kamen. An ihrer Spitze befand ſich der Hauptmann Iwan, ein ſonderbar gefährlicher Zentaur für die weibliche Schönheit in Iſrael. Er hatte ein eigenes Geheimniß, ſich täglich zu betrinken, ohne eine Kopecke zu zahlen. Hühner und anderes Geflügel fand den Weg in ſeinen Schnappſack, ohne zu wiſſen wie. Und wenn er irgend einem Mädchen ſeitwärts begegnete, legte er einen ſolchen Zauber in ſeine Flüche und Verwünſchungen, daß es ihm unwiderſtehlich in die Arme ſank.

„Jeden Abend erwies ihm ſein mit einer gefrornen Mähne geſchmückter, unter den Purpur- und Azurlilien des Kaukaſus geborner Page, einen ganz eigenen Dienſt. Er nahm lauwarmes Waſſer in den Mund, und ſpie ihm davon ungefähr ein Maß auf die Bruſt, wobei ſein Herr wie ein Pferd ſchnaufte.

„Iwan bemächtigte ſich ſodann des ehelichen Ofens, und wenn ſeine Wirthe, von des Tages Laſt und Arbeit ermüdet, ihm zur Seite ſchnarchten, überließ er ſich ſeinen Lieblingsleidenſchaften, dem Raube und der Schändung.

„Am andern Morgen ſchlief er, von ſchweigenden Freunden umringt, auf ſeinem Pferde. Aber kaum erhob er ſeine hängende Unterlippe und die ſchlaffen Zügel, ſo erſchallte ein Freudengeſchrei und ein langes Gelächter aus dem Walde um ihn her.

„Der Froſt hatte indeſſen die ſchwarzen Tannen mit glänzender Verzuckerung übergoſſen. Wir irrten

über ungeheure Schneefelder. Der Sturm zerriß die Strohdächer der Hütten, die man bei unſerer Näherung verrammelte. Die unſteten Augen der Hebräer ſpäheten im Hintergrunde der Dachlücken. Während an der Spitze des Zuges die jungen Koſacken die derben Witzeleien ihres Anführers bejubelten, heulten die ältern neben uns, in ungeheure Pelze gehüllt, wie wilde Thiere.

Pultuſk, wo wir am 30. Januar ankamen, iſt eine aus Holz mitten in einer Miſtpfütze gebaute Stadt, unter dem grauen Himmel Maſowiens, an der Narew, deren träges Gewäſſer ſich in dunkle Wälder verirrt, und der Sage nach den Schlangen tödtlich iſt. Wir glaubten uns beim Eintritt in dieſen Ort in einer Vorſtadt der Hölle zu befinden; denn Alles wimmelte von Juden.

Der Platz war mit ſtinkenden Lachen und kleinen Hügeln von Pferde- und andern Thiergerippen überdeckt. Unſere Koſacken befanden ſich noch nicht in der Mitte der Stadt, als bereits jeder von ihnen einen todten Hund auf ſeiner Lanze hatte. Hin und wieder bemerkten wir einige aus Backſteinen erbaute Häuſer und ziemlich gut verſorgte Kaufladen.

Am Abend begaben wir uns zu einer Art Redoute, zu welcher uns das Gekreiſch einer Klarinette, und eine dicke Tabaksrauch-Atmoſphäre anzog. Junge Ruſſen, mit fünf oder ſechs verſchiedenen Bärtchen im Geſichte, pirouettirten vor Frauen, die mit pyramidalförmigen Schanzläufern und baumwollenen Mützen bekleidet waren. Ihre Männer hatten die Beine, ſtatt in Stiefeln, in kleinen Körben von Baumrinde, einen breiten Gurt um die Hüften und das Hemd

auſſer der Hoſe. In dieſer Staatskleidung verkauften ſie Branntewein unter Zelten in der Nähe.

Das iſt in Rußland die Tracht des niedern Adels und der Landbewohner. Aber dieſe letztern müſſen ihren Bart wachſen laſſen, ausgenommen wenn ſie, durch lange Dienſte in der Armee, das Adelsrecht erlangt haben, ſich zu raſiren.

Man quartierte mich bei einem Juden ein. Ich fand ihn mit einem weißen Schleier über dem Kopfe, den Oberleib zwiſchen zwei Lichtern hin und her bewegend und hebräiſche Worte murmelnd, die von einigen alten Weibern wiederholt wurden. Bald darauf umſpannte er die Stirn mit einem ſchmalen Bande, und ſchlang um den nackten linken Arm einen Riemen, der bis zur Schulter reichte. Bald wickelte er ihn ab, ließ ein Mädchen, das Gebete murmelte während es das Geſchirr reinigte, ein Glas Branntewein verſchlingen, und hielt ſich nun des göttlichen Schutzes ſo verſichert, als der ehrlichſte Menſch auf der Welt.

„Pultuſk hat ein Kollegium und eine Primarſchule. Die Stadt iſt von Baumgärten umgeben und wird durch ein auf einem Felſen erbautes Schloß beherrſcht.

Am 1. Februar machten wir uns, bei ſehr kaltem Wetter, wieder auf den Weg. Mit Hilfe des gefrornen Schnees überſtiegen wir alle Hinderniſſe des Weges, wenn man nämlich einen bodenloſen Damm, mitten durch einen ungeheuern Sumpf, Weg nennen kann.

Am 7. ließ mich Iwan, der ſich zu meinem Gönner erklärt hatte, zu Pferde ſteigen. Wir verließen die große Straße, die nur mit elenden Hütten

beſetzt war, und wendeten uns ſeitwärts, um noch einige Nahrung zu finden.

Bald verweilten wir in gothiſchen Burgen, zu jener Zeit erbaut, wo die Polen ſich noch in Bärenhäute hüllten, ihr Haar bürſtenartig trugen, und auf rothbemalten Roſſen zu Felde zogen. Man vernahm in den benachbarten Wäldern das Jagdhorn der edeln Ritter, während in den Burgſtällen uns junge Frauen, mit den glänzendſten Farben der floridiſchen Schmetterlinge geſchmückt, oder zahme Bären, die offiziell mit den ehrſamen Funktionen der Mundſchenken oder Thürhüter bekleidet waren, empfingen.

Bald kehrten wir in halb zerfallenen Reſidenzen ein, wo alte Turteltauben girrten, oder wo langweilige Betſchweſtern, allen Zufälligkeiten des Zölibats ausgeſetzt, uns in ihren durchlöcherten Netzen zu fangen verſuchten.

Bald befanden wir uns in prächtigen Schlöſſern, deren Eigenthümer in den nervöſen Aufregungen eines ſinnlichen und poetiſchen Lebens ſich mit Enthuſiasmus, dieſem Nektar der Seele, in der Melodie der Konzerte und auf den Lippen der Schönheit berauſchten.

Bald waren wir in kleinen Kaſtellen, wo dicke Figuren, von ihrer Wichtigkeit durchdrungen, ſich froſchartig bläheten, uns mit den Händen im Gürtel empfingen, und uns befragten, indem ſie ſich mit den Fingern ſchneuzten. Ihre Kinder wurden bei unſerm Anblick von paniſchem Schrecken befallen und flüchteten ſich in den Schatten des väterlichen Schlafpelzes, indem ſie ſich nach ihrer Größe, wie die Röhren einer Panflöte, aufſtellten.

Hier berauſchten ſich unſere Wirthe, in viereckigen Mützen, auf eine wirklich patriarchaliſche Weiſe. Den alten Sitten treu, lieſſen ſie ſich bei Tiſche durch Edelleute bedienen, die mit entblößtem Haupte ſtehend hinter ihnen, und zu gleicher Zeit wie wir, ſpeiſeten. Uebrigens tranken Herr und Diener aus einem und demſelben Glaſe und rauchten aus einer und derſelben Pfeife.

An einem andern Tage hatten wir es mit mißgelaunten Greiſen zu thun, die, den Ueberreſt ihrer klappernden Stimme vor uns ſchüttelnd, uns der Länge nach die Geſchichte der politiſchen Unruhen erzählten, in denen ſie figurirt hatten. In den Anfällen von Hydrophobie, welche ihnen die Erinnerung der Gräuelthaten Suwarows verurſachte, verirrten ſich ihre Ideen in dem Geſtrüpp der franzöſiſchen Grammatik und ſtellten ſich uns als die ſeltſamſten Zerrbilder dar.

Tags darauf empfing uns eine junge Edelfrau, welche die allgemeinſte Achtung genoß, in einem Kreiſe, in dem man ihren erſten, ihren zweiten und manchmal ſelbſt ihren dritten Ehegemahl bemerkte. Denn um der durch die katholiſche Kirche verbotenen Scheidung zuvorzukommen, haben die Polen die Sorgfalt, in ihren Heirathskontrakten immer zwei oder drei Nichtigkeitsklauſeln zu laſſen, die man nach einigen Monaten oder Jahren in der beſten Uebereinſtimmung geltend machen kann.

Einige unſerer Wirthe ſetzten den militäriſchen Ruhm über alle Tugenden, und ſtellten, ohne die mindeſte Ziererei, ihre Nation in dieſer Hinſicht an die Spitze aller Völker der Erde. Sie affektirten eine

ziemlich rohe Gaſtfreundſchaft und die brummende Gutmüthigkeit der deutſchen Majore.

Andere waren nur in fremde Sitten verliebt, und von allen Sprachen verachteten ſie nur die ihrige. Sie pflegten um ſich her die Künſte ſchöner Himmelsgegenden und Zierlichkeit und Ton der reifſten Zivilisation. Ihre Manieren waren zuvorkommend und zugleich würdevoll. Sie erinnerten uns aufs Lebhafteſte an die unſerer alten Höflinge. Beredter als wir ſelbſt in unſerer Sprache, ſchmückten ſie ihre Ideen mit den harmoniſchſten Worten.

Endlich wenn wir keine Schlöſſer fanden, wendeten wir uns gegen die Klöſter, die man uns reich an Groß- und Kleinvieh geſchildert hatte, oder gegen die Juden, die ihr Leben wie gute Patriarchen zubrachten, auf die Vermehrung in Iſrael bedacht waren, ſich mit Rehvierteln mäſteten, und durch ihre wollüſtigen und trägen Gewohnheiten das Geheimniß ihrer Opulenz verriethen.

Kaum waren wir eingetreten, ſo ließ Iwan, ohne ſich im Geringſten um unſere Wirthe zu bekümmern, die Pferde ſtriegeln, den Tiſch belaſten und die Weiber trottiren. Die Barone lächelten halb gern halb ungern über ſeine tölpiſchen Späße. Wir frühſtückten, ſpeiſeten zu Mittag, veſperten und verſorgten uns für die Nacht nach Gutbedünken. Sodann lieſſen die Burgfrauen mit einer Miene, in welche ſie eine gewiſſe Grazie zu legen ſich bemühten, uns große Zimmer ohne Möbeln, ohne Feuer, öffnen, wo der Nordwind, beim Konzert der erſchütterten Fenſter und Thüren, das Stroh unſeres Schlaflagers

und die ſeidenen Decken, in welche wir uns hüllen ſollten, eine Polonaiſe tanzen ließ.

Am nächſten Morgen fanden wir am Ende des Ganges, oder am Fuße der Treppe, unſere Stiefeln, die von dicken Mägden wie Burgunderflaſchen ausgeſpült waren, und die ſich, vollkommen gefroren, uns in den ſonderbarſten Stellungen darboten. Wir ſetzten uns ans Feuer, um ſie aufzuthauen und uns fluchend hineinzuſtampfen, wonach wir in reiche Schlitten krochen, die von mit Ungeziefer bedeckten Kutſchern geführt wurden.

Wir ſtießen am 9. Februar zur Kolonne. Am 10. und 11. verweilten wir in Dörfern, wo wir eine volle Ueberzeugung von Allem gewannen, was das Adelsregiment in Polen Entſetzliches und Verabſcheuungswürdiges hat. Halbnackte Bauern wurden unter Ochſenziemerhieben zur Arbeit geſchleift. In elenden Hütten, gegen welche die Kerker anderer Länder Paläſte ſind, ſchmachteten hilflos kranke Greiſe und Weiber, wärend ihre Männer und Kinder zum Vortheil Anderer, die ihren Ueberfluß verpraßten, ſich wie das Vieh abmartern mußten.

Wir verfluchten bei dem Anblick einer ſolchen Herabwürdigung, bei dem Anblick der durchlöcherten Breter, in welche die Barone Arme und Köpfe derjenigen ihrer Leibeigenen ſich zu ſpannen zwingen, denen ſie einige hundert Peitſchenhiebe wollen aufzählen laſſen — wir verfluchten den ſchändlichen Egoismus der Adelichen, und erkannten die Weisheit der Vorſehung, die wenigſtens ihren pöbelhaften Stolz gebeugt, indem ſie ihr Vaterland aus dem Range der unabhängigen Nationen geſtoßen.

Von Thorn aus reiſeten wir nur in kleinen Abtheilungen. Demungeachtet verbreiteten wir auf unſerm Wege eine allgemeine Hungersnoth, ſo elend war das Land. Ueberdem wurde es in allen Richtungen von den Koſacken durchſtreift, die überall plünderten und verheerten. Die Bauern wohnen in Dörfern, die man für Albinos erbaut glauben möchte. Schmutz, Elend, Aberglaube ſind die despotiſch herrſchenden Gewalten dieſes Landes, gegen die keine geſunde Vernunft ſich zu erheben vermag, weil ſie nicht exiſtirt.

Am 12. gingen wir über den Bug, der die Grenzſcheide zwiſchen dem Königreich und dem ruſſiſchen Polen bildet. Am öſtlichen Ufer erhebt ſich Brezeſk oder Brezeſk-Lytowsky, ehemalige Hauptſtadt Polineſiens. Der Ort iſt wohlhabend, aber ſehr ſchmutzig, obgleich ziemlich gut gebaut. Man findet Gefängniſſe, Kloſter, Bordelle darin, mit einem Worte Alles, was, auſſer Künſten und Wiſſenſchaften, eine ziviliſirte Stadt karakteriſirt. Die Landſtraße nach dem Innern Rußlands iſt groß, ſchön und mit Bäumen beſetzt.

Ungefähr 40,000 Mann waren in den Umgebungen kantonnirt. Die Offiziere kamen haufenweiſe nach der Stadt, lieſſen hinter ſich einen ſtarken Pomadegeruch, und ſtichelten auf Franzöſiſch über uns, um uns zu demüthigen.

Man wußte nicht, wo man unterkommen ſollte. Die Juden in der am rechten Stromufer gelegenen Vorſtadt Anapolis waren mit weſpenartigen Soldaten überladen. Die Kavallerieoffiziere machten in den Kaffeehäuſern oder bei den Speiſewirthen einen Höllen-

lärm, ſo daß man ſelbſt nicht in der Nähe verweilen konnte. Endlich fanden wir, der Lieutenant Ravel und ich, einen vernünftigen Deutſchen, der uns zu ſich einlud.

Unterwegs bemerkten wir, daß der Ort einer entſtehenden Stadt, unter den Trümmern einer zerfallenen, ähnlich war. Unſer Begleiter ſagte uns, daß es ſich wirklich alſo verhalte, weil die Ruſſen lieber neue Gebäude aufführten, als alte niederriſſen, ſo daß dieſe von ſelbſt zuſammenfallen müßten. Wir haben dieſe Bemerkung ſpäter in allen ruſſiſchen Städten gemacht.

Wir gingen am Schauſpielhauſe vorüber. Es iſt eine übelgebaute Scheune, in der man den Blitzſtrahl durch ein Stück brennendes Papier nachahmt, das man an einem Bindfaden ſchnell von einem Ende zum andern zappeln läßt. Es waren einige Kutſchen am Eingange.

Am andern Morgen frühſtückte ein polniſcher Offizier und ein engliſcher Kaufmann in unſerer Geſellſchaft. Der letztere hatte ganz Südamerika durchſtreift. Der erſtere unterhielt uns von ſeinen Liebesabenteuern vom Tago bis zum Ural. Man ſchwatzte und trank viel. Als wir vom Tiſche aufſtanden, war unſer Detaſchement ſchon ſeit vier Stunden aufgebrochen. Der Baron begleitete uns eine halbe Stunde Weges jenſeits der Stadt.

Es war ſehr kalt. Die Luft war rein, der Himmel blau. Aber der Wind erhob ſich mit ſchneidender Stärke gegen Sonnenuntergang. Wir marſchirten ſo ſchnell als möglich, die Naſen in unſere Pelze geſenkt, ohne Acht auf den Weg zu geben. So ver-

irrten wir uns. Zwei Reiter, die von der Etape kamen, benachrichtigten uns davon, fügten aber ſogleich zu unſerm Troſte hinzu, daß wenn wir ihrer Spur folgten, wir eine Stunde Weges abkürzen würden.

Bald darauf kamen wir an einen ſpiegelglatt gefrornen Sumpf, auf dem wir uns nicht auf den Beinen erhalten konnten. Wir ſetzten uns, und ließen uns vom Winde forttreiben. Aber dadurch verloren wir die Spur der Reiter. Jenſeits fanden wir einen großen Wald, in dem uns die Nacht überraſchte. Endlich waren wir wieder im Freien, vor uns eine unermeßliche Schnee-Ebene, über uns der geſtirnte Himmel. Der Wind wurde immer heftiger. An einigen Stellen war der Schnee hart genug gefroren, um uns zu tragen, an andern brachen wir durch, und zerriſſen uns die Beine.

Ravel fluchte über das rauhe Klima. Seine Zähne ſchlugen gegeneinander, ſeine Haare waren mit Eislocken geſchmückt, und gaben ihm das Anſehen des perſonifizirten Winters. Meinerſeits fühlte ich mein Blut erſtarren und meine Augenlieder ſich verſchließen, den angeſtrengten Bewegung ungeachtet, die ich mir gab, um mich zu erwärmen. Ravel hatte viel getrunken, und wollte, daß ich ihn niederſteche.

Wir liefen wie zwei tolle Hunde mit geſenkten Köpfen vorwärts, als wir plötzlich zwei Koſacken begegneten, die ſich hinter ihren Pferden gegen den Sturm zu ſchützen ſuchten. Wir überfielen ſie wie Raſende und ſchlugen ſie in die Flucht.

Nach dieſer Heldenthat, die uns ein wenig erwärmt hatte, fanden wir den verlornen Fußweg wieder. Er führte uns an einen mit Paliſſaden umgebenen Ort.

Die Schildwacht wurde durch unſere plötzliche Erſcheinung erſchreckt, und ſchoß ihr Gewehr ab.

Sogleich entſtand ein gewaltiger Lärm. Reiter, mit Thierhäuten bedeckt, galloppirten gegen uns und ſchwangen ihre bloßen Säbel. Die Paliſſade öffnete ſich, und eine Truppe Infanteriſten ſtürzte heraus. Hände, härter als Kneipzangen, ergriffen uns und ſchleppten uns vor den Kommandanten, der den Artilleriepark befehligt, auf welchen wir unverſehens geſtoßen waren.

Es gibt ein Land, wo die Poeten die Naſe eines ſchönen Weibes mit einer Degenſpitze vergleichen. Dies Land heißt Samarkand. Der Kommandant, in deſſen Gewalt wir gefallen waren, hatte in ihm, von ruſſiſchen Eltern erzeugt, das Licht der Welt erblickt. Jetzt lebte er in einer Scheune, in Geſellſchaft ſeines Hundes. Bei unſerm Eintritt erhob er ſich, aber nur um ſich gegen ein Heiligenbild in einem tragbaren Käficht zu wenden, und ein Dutzend ellenlange Kreuze davor zu machen. Sodann befragte er uns durch einen blondhaarigen Knaben, der ſein Dollmetſcher war. Wir mußten vor dem Bilde des quidam ſchwören, daß wie nicht hatten ausreiſſen wollen. Darauf nöthigte er uns ans Feuer, ließ uns Branntwein geben, und unterhielt ſich mit uns.

Wir hofften die Nacht in der Scheune zuzubringen. Aber der Kommandant konnte uns weder Bett noch Stroh anbieten. Ein alter Unteroffizier führte uns zu einem Juden, dem die Koſacken noch nicht mehr als neunzehn Zähne eingeſchlagen hatten.

Die ehrſame Geſellſchaft hockte um ein mitten im Zimmer angezündetes Feuer. Ein unerträglicher

Geruch dampfte uns entgegen. Der Hauptmann lag betrunken auf der Erde, die Naſe in eine kleine Pfütze getaucht. Im Hintergrunde zappelten ſchmutziggelbe Kinder, während die Jüdin blaß, mit fliegenden Haaren, blutigem Munde und entblößter Bruſt, einen Koſacken am Arme zerrte, der ihren Mann am Barte hielt, und ihm den Kopf in einen Zuber voll Waſſer ſtoßen wollte.

Wir hatten die Thüre noch nicht verſchloſſen, als ſchon alle Blicke auf uns gerichtet waren. Der Hebräer war gerettet, und die ganze Horde warf ſich uns entgegen, um uns von oben bis unten zu muſtern. Ich errieth ihre Geſinnungen, darum beſchloß ich das drohende Gewitter abzuwenden, und es in Branntwein zu erſäufen. Sie nahmen das Erbieten, ſie zu regaliren, mit einem fröhlichen Hurrah an, tanzten um uns her, und tranken wie die Schwämme. In Kurzem war der ganze Branntweinvorrath des Juden konſumirt. Sie luden ihn auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumph um das Feuer, die Stirn mit einem Strohdiadem und die Schultern mit einer noch feuchten Kuhhaut geſchmückt.

---

## Kolumbus, oder die Entdeckung Amerika's.

Nach Waſhington Irving.

Nach langerm Zögern und unzähligen Schwierigkeiten, die größtentheils von der Zaghaftigkeit aller derjenigen herrührte, die beſtimmt waren, ſich mit Kolumbus für ein ſo gewagtes Unternehmen einzuſchiffen, wurden endlich drei Fahrzeuge im Hafen Palos de Moguer, in Andaluſien, ausgerüſtet.

Die nachdrücklichſten Befehle des Hofes würden vielleicht nicht alle Schwierigkeiten beſeitigt haben, wenn nicht Alonzo Pinzon, ein reicher und erfahrener Seemann von Palos, der nebſt ſeinem Bruder Theil an der Expedition nahm, ſie aus allen Kräften unterſtützt, und ſeinen Einfluß auf die Seeleute von Palos geltend gemacht hatte. Er ſtreckte Kolumbus bedeutende Summen vor, um auf ſeine Koſten die Ausrüſtung vollkommen beſtreiten zu können. Bei alledem beſtand die ganze Armada nur aus drei ſo kleinen Schiffen, daß es unbegreiflich iſt, wie ſie den heftigen Stürmen widerſtehen konnten, von denen ſie, bei ihrer Rückkehr nach Spanien, überfallen wurden.

Hiernach kann man denn auch ſchließen, wie beſchränkt die Mittel des ſpaniſchen Hofes ſein mußten, oder wie wenig er auf irgend einen günſtigen Erfolg rechnete. Kolumbus ſeinerſeits beſchränkte ſich auf das Allernothwendigſte, um durch größere Forderungen nicht das Ganze ſcheitern zu machen. Zwei ſeiner Fahrzeuge hatten ſelbſt nicht einmal ein Verdeck. Man nannte ſie damals Karavellen.

Es war Freitags den 3. Auguſt 1492, als Kolumbus endlich unter Segel ging. Sein kleines Geſchwader beſtand aus dem Admiralſchiff Santa Maria, das wenigſtens ein Verdeck hatte und etwas größer als die beiden andern war, aus der Pinta, die Martin Alonzo Pinzon befehligte, und aus der Nina, unter Befehl des Bruders dieſes Letztern.

Man wendete ſich zuerſt gegen die kanariſchen Inſeln, wo man drei Wochen blieb, um die Pinta auszubeſſern, die bereits gelitten hatte. Erſt am 6. September verließ man den Hafen Gomera, um von

nun an in ein unbekanntes Meer hinauszudringen. Das Entſetzen der Matroſen, die phantaſtiſchen Gegenſtände, die ſie zu erblicken vorgaben, um ihre Haſenherzigkeit zu verſchleiern, die Illuſionen, welche ſie ſich gegenſeitig machten, und die ihr Entſetzen noch vermehrten, ſind unbeſchreiblich.

Kolumbus Lage wurde von Tag zu Tag kritiſcher. Jemehr er ſich den Regionen näherte, in welchen er das neue Land zu entdecken hoffte, um ſo größer wurde die Ungeduld und Beſorgniß ſeiner Mannſchaft. Die günſtigen Zeichen, welche unaufhörlich das Vertrauen des Admirals vermehrten, wurden von ſeinen Matroſen für Spiegelfechtereien gehalten. Sie murrten beſtändig, und ſchienen jeden Augenblick zur Empörung bereit. Sie wollten oft ihren Anführer zwingen, umzukehren, und zwar in dem Augenblicke, wo er der Erfüllung ſeiner Hoffnungen nahe war, wo er die erſte Frucht aller ſeiner Mühen und Arbeiten genießen ſollte.

Mit Verzweiflung ſahen ſie ſich immer weiter in den unermeßlichen Ozean hinaustreiben, der kein Ende zu haben ſchien, und der, ihrer Meinung nach, die bewohnte Erde umſchloß. Was ſollte aus ihnen werden, wenn ihr Mundvorrath erſchöpft war? Ihre gebrechlichen, ſchlecht gebauten Fahrzeuge, waren kaum im Stande, ein ſo lange Fahrt auszuhalten, als ſie bereits gemacht hatten. Demungeachtet ſollten ſie noch immer weiter vordringen, und immer mehr von der bewohnten Erde ſich entfernen. Wie ſollten ſie zurückkehren, wenn nirgends ein Hafen zu den allernothwendigſten Ausbeſſerungen ſich darbot?

So theilten ſie ſich gegenſeitig ihre Beſorgniſſe,

ihr Entſetzen mit. Bald wurde der Widerſtand allgemein. Sie betrachteten ihren Admiral als einen Ehrgeizigen der den Plan entworfen, ſich auf ihre Koſten berühmt zu machen. Was bekümmerte er ſich um Leiden und Gefahren Anderer, da es augenſcheinlich war, daß er ſein eigenes Leben für einen ungewiſſen Ruhm aufs Spiel geſetzt. Aber wollten ſie ihn in einem ſo unſinnigen Unternehmen unterſtützen, würden ſie ſich ſelbſt aufopfern.

Welche Verpflichtung waren ſie übrigens eingegangen? oder welches war das Ziel einer ſolchen Verpflichtung? Sie hatten längſt die Grenzen überſchritten, die je ein Menſch vor ihren berührt. Sie waren bis in Meere gedrungen, wo nie ein Segel ſich geſpiegelt hatte. Wer könnte ſie nun noch tadeln, wenn ſie, um ihre Exiſtenz nicht gänzlich zu verſcherzen, jetzt nach ihrem Vaterlande zurückkehrten, bevor es zu ſpät ſei?

Die Klagen ihres Admirals würden gewiß unbeachtet bleiben. Er ſei ein Fremdling, ohne Kredit, ohne Freunde. Seine einzelne Ausſage würde von ihrer allgemeinen, übereinſtimmenden leicht beſeitigt werden. Ueberdem hatten alle Gelehrte ſeine Entwürfe bereits im Voraus als unausführbar und als Albernheiten beurtheilt. Niemand würde alſo ſeine Vertheidigung nehmen, und ſeine Gegner würden laut über ſein Mißgeſchick frohlocken.

Es fehlte nicht an Menſchen, welche die Sache kurzweg durch irgend eine abſcheuliche Handlung zu beendigen gedachten. Einige machten den Vorſchlag, den Admiral ins Meer zu werfen, und nach ihrer Rückkehr in Spanien zu ſagen, daß er, während ſeinen

nächtlichen Beobachtungen der Geſtirne, von ungefähr über Bord geſtürzt ſei. Kolumbus war von allen dieſen Planen unterrichtet, demungeachtet blieb er immer ruhig und heiter. Bald ſuchte er die Einen durch wohlwollende Worte zu gewinnen, bald regte er den Stolz oder die Habgier der Andern an. Die Unverſchämteſten bedrohte er mit ſtrengen Strafen, wenn ſie ſich unterſtänden, irgend Etwas zu thun, was die Fortſetzung der Reiſe verhindern könnte.

Am Morgen des 7. Oktober, gegen Sonnenaufgang, glaubten mehrere Matroſen des Admiralſchiffs Land im Weſten zu bemerken. Aber es ſchien noch zu ungewiß. Jeder fürchtete ſich zu täuſchen und die Belohnung zu verlieren, welche Dem zugeſichert war, der die ungeduldig erwartete Erde wirklich zuerſt verkünden würde.

Die Nina, ein guter Segler, wurde jedoch vorausgeſchickt, um Gewißheit zu erlangen. Bald erſchien die weiße Flagge an ihrem Maſtbaum, und ein Kanonenſchuß wurde vernommen. Das war das verabredete Zeichen der Entdeckung.

Die lebhafteſte Freude bemächtigte ſich plötzlich der ganzen Bemannung des kleinen Geſchwaders. Alle Blicke waren nach Weſten gerichtet. Aber je mehr man vorwärts drang, um ſo ungewiſſer wurden die Hoffnungen, die man nur auf ein Gewölk begründet hatte. Vor Anbruch der Nacht war Alles wieder verſchwunden, und eine unbeſchreibliche Niedergeſchlagenheit folgte einer unbeſchreiblichen Freude. Einige neue Umſtände verhinderten jedoch den Ausbruch eines unwilligen Murrens. Kolumbus beobachtete den Flug zahlreicher Schwärme kleiner Feldvögel, die alle nach

Südweſten flogen. Er begründete darauf ſeine Behauptung, daß die Erde, wo ſie Nahrung und Ruhe finden könnten, nicht mehr fern ſein dürfe. Er wußte, welche Wichtigkeit die portugieſiſchen Seefahrer auf den Flug der Vögel gelegt, durch den ſie zur Entdeckung mehrerer Inſeln gelangt waren. Er beſchloß alſo am Abend des 7. Oktober ſeinen bisherigen Gang zu verändern und ſich gegen Südweſten zu richten.

Während drei Tagen drang man alſo in dieſer Richtung vorwärts. Die Anzeichen der Nähe des Landes wurden immer häufiger. Neue Vögelſchwärme von verſchiedenen Farben umflatterten die Schiffe, und ſetzten ſodann ihren Flug gegen Südweſten fort. Während der Nacht hörte man deutlich andere Schwärme über den Schiffen hinfliegen.

Thunfiſche ſpielten am Tage auf dem ruhigen Meere. Ein Reiher, ein Pelikan und eine Ente wurden geſehen; alle zogen in derſelben Richtung wie die kleinen Vögel. Die Kräuter, welche um die Schiffe ſchwammen, waren friſch und grün. Die Temperatur war mild. Kolumbus glaubte ſelbſt eine ſüßere Luft und den wohlriechenden Landwind zu bemerken, den man im April an Spaniens Küſten einathmet.

Alle dieſe günſtigen Andeutungen wurden jedoch von den aufrühreriſchen Matroſen als eben ſo viele Fallſtricke betrachtet, durch die ihr Verderben nur um ſo gewiſſer gemacht würde. Als endlich am Abend des dritten Tages die Sonne am weiten Horizonte verſchwand, und ſie noch nirgends eine Spur vom Lande bemerkten, ſtießen ſie ein wüthendes Geſchrei aus. Sie umringten den Admiral, und warfen ihm ſeine Hartnäckigkeit vor, dem Himmel zu trotzen, und

ſie immer weiter in das unendliche Meer hinaustreiben zu wollen. Sie verlangten auf das Beſtimmteſte, daß er ſogleich umwenden und mit ihnen nach Spanien zurückkehren ſolle.

Kolumbus ſuchte ſie durch Vorſtellungen und Verſprechung reicher Belohnungen zu beruhigen. Da aber dieſe Mittel ihre Wirkung verfehlten, und der Tumult immer ärger wurde, nahm er einen ernſtern Ton an. Er ſagre ihnen: „Euer Murren iſt umſonſt; dieſe Expedition iſt von Euerm Monarchen geboten worden, um Neu-Indien zu entdecken. Ich meinerſeits bin feſt entſchloſſen, was uns geſchehen könne, mit Gottes Hülfe mein Unternehmen zu beendigen."

Allein gegen Alle, und der Wuth einer empörten Mannſchaft ausgeſetzt, ſchien Kolumbus Lage während dieſer Nacht wirklich bedenklich. Glücklicherweiſe wurden am nächſt.n Tage die Andeutungen eines nahen Landes immer auffallender. Auſſer ſehr vielem Graſe, das nur am Ufer der Ströme wächſt, fing man auch einen kleinen Fiſch von einer bekannten Gattung, die ſich nur in Buchten oder Felsſpalten aufhält. Ein mit Früchten bedeckter Zweig, der erſt vor Kurzem abgebrochen zu ſein ſchien, ſchwamm neben dem Admiralſchiffe. Man fing auch Schilf auf, und einen kleinen ſonderbar geſchnitzten Stock.

Die Empörung wurde gedämpft, und die Entmuthigung wurde durch die angenehmſte Hoffnung erſetzt. Den ganzen Tag über war Jeder höchſt aufmerkſam auf ſeinem Poſten, weil jeder hoffte zuerſt die ſo ſehnlich erwünſchte Erde zu erblicken.

Am Abend, als man wie gewöhnlich das Salve regina, oder die Hymne der Jungfrau, geſungen hatte,

hielt Kolumbus eine energiſche Rede an die Mannſchaft. Er ermahnte ſie, die Güte des Höchſten zu erkennen, der ſie mit leichten, günſtigen Winden durch einen wenig bewegten Ozean geführt, der beſtändig ihre Hoffnung erhalten, und die günſtigen Zeichen in dem Maße vermehrt hatte, als ihre Beſorgniſſe größer wurden, der ſie endlich zu dem erſehnten Lande führen würde.

Er erinnerte ſie zugleich an den Befehl, den er bei der Abreiſe von den kanariſchen Inſeln gegeben, daß, nachdem man ſiebenhundert Stunden gegen Weſten vorgedrungen, man nach Mitternacht nur zwei Segel ausgeſpannt laſſen müſſe. Dieſe Vorſichtsmaßregel wurde jetzt nothwendig, denn es ſchien ihm ſehr wahrſcheinlich, daß man vielleicht in der Nacht ſelbſt das Land berühren könne. Er empfahl zugleich, am Vordertheil des Schiffes genau Acht zu geben, und er verſprach dem, welcher die erſte Entdeckung machen würde, einen Sammetrock noch auſſer der verſprochenen Penſion.

Der Wind war den ganzen Tag über ſehr friſch geweſen. Das Meer ging höher als gewöhnlich, und man hatte eine große Strecke zurückgelegt. Bei Sonnenuntergang legte man die Vorderſegel bei, und die Schiffe durchſchnitten die Wellen mit Blitzesſchnelle, die Pinta, als die beſte Seglerin, voraus. Die größte Exaltation hatte ſich der ganzen Mannſchaft bemächtigt. Kein Auge ſchloß ſich in dieſer denkwürdigen Nacht.

Mit Anbruch der Abenddämmerung ſtellte ſich Kolumbus über der Kajüte auf den höchſten Theil des Schiffes, und blieb dort in ängſtlicher Erwartung.

Den ganzen Tag über hatte er Zuverſicht und Ruhe gezeigt. Jetzt bemerkte er die günſtigen Zeichen nicht mehr, und ſeine Blicke irrten unſtät am weiten Horizonte umher, den bereits die Nacht in ihren dichten Schleier hüllte.

Plötzlich gegen zehn Uhr glaubte er in der Ferne ein Licht zu bemerken. Er beſorgte, ſich zu täuſchen, und rief deshalb Pedro Gutierez, einen Edelmann von der königlichen Kammer, zu ſich. Auf die Frage, ob er nicht auch das Licht bemerke? entgegnete dieſer ja. Aber Kolumbus fürchtete immer noch, daß ſeine Einbildungskraft ihm jenen Glanz vorſpiegeln könne. Er rief alſo noch Rodrigo Sanchez von Segovia, um dieſelbe Frage an ihn zu richten. Doch bevor dieſer letztere aufs Verdeck gelangte, war das Licht bereits verſchwunden.

Später bemerkten es alle drei wieder in ſchwankenden Strahlen, wie eine Fackel auf einer Fiſcherbarke, die ſich bald erhebt, bald von den Wellen verborgen wird, oder wie ein Licht, das am Ufer getragen würde, und das ſich bald zeigt, bald hinter den Wohnungen verſchwindet. Dieſer Schein war jedoch ſo ungewiß, daß man keine beſondere Wichtigkeit darauf legte. Aber Kolumbus betrachtete ihn nicht allein als die Andeutung eines nahen, ſondern ſelbſt als eines bewohnten Landes.

Vorſichtig ſchiffte man bis zwei Uhr Morgens, wo endlich ein Kanonenſchuß auf der Pinta das längſt erſehnte Landzeichen gab. Man bemerkte es bald ſehr genau, ungefähr in einer Entfernung von zwei Stunden. Man zog die Segel ein und erwartete mit Ungeduld den Sonnenaufgang.

Wie viele Gedanken und Gefühle mußten Kolumbus Seele während dieſer kurzen Zeit bewegen! Er hatte alle Schwierigkeiten überwunden, und die Erfüllung ſeiner Plane und Abſichten lag vor ihm da. Das große Geheimniß des Ozeans war entſchleiert. Seine Theorie, die von ſo vielen „Gelehrten“ verſpottet worden, war jetzt triumphirend. Er hatte einen Ruhm gewonnen, der nur mit der Erde untergehen konnte.

Dies Land, das noch unter dem Schatten der Nacht vor ihm lag, war fruchtbar; die von ihm herrührenden Gewächſe, die man kurz vorher geſehen, bewieſen dieſe Vorausſetzung. Er glaubte ſelbſt den Wohlgeruch der Gebüſche und aromatiſcher Pflanzen einzuathmen. Das bewegliche Licht, das er geſehen, bewies auch, daß dieſe Erde von Menſchen bewohnt ſei. Aber wer waren dieſe Einwohner? Waren ſie denen der andern Theile des Erdballs ähnlich? Oder gehörten ſie zu einer jener Gattungen von Ungeheuern, mit denen die Einbildungskraft in jener Zeit alle weitentfernte und unbekannte Regionen bevölkerte? Befand er ſich vor irgend einer wilden Inſel des indiſchen Meeres, oder vor der berühmten Cipango, von der ſchon ſo viele Seefahrer gefabelt hatten? Würden die erſten Sonnenſtrahlen ein wüſtes, unbedeutendes Land erleuchten, oder würden ſie hohe Thürme, reiche, mit allem Glanze der morgenländiſchen Ziviliſation geſchmückte Städte vergolden?...

Es war ebenfalls ein Freitag, der 12. Oktober 1492, als Kolumbus die neue Welt entdeckte. Eine grüne, mehrere Stunden lange Inſel entwickelte ſich vor ſeinen entzückten Augen. Sie war mit ſchönen

Bäumen bedeckt und glich einem großen Park. Obgleich das Land unbekannt zu ſein ſchien, war es doch augenſcheinlich ſtark bevölkert.

Bald ſah man die Einwohner haufenweis aus dem Walde kommen und der Küſte zueilen, um die Schiffe näher zu betrachten. Sie waren vollkommen nackt. Ihren Bewegungungen und Geberden nach konnte man ſchlieſſen, daß ſie zwiſchen Furcht und Erſtaunen ſchwankten.

Kolumbus gab das Zeichen, die Anker auszuwerfen, die Schaluppen flott zu machen, und ſie mit bewaffneter Mannſchaft zu verſehen. Er ſelbſt begab ſich in die ſeinige, reich in rothem Sammet gekleidet, und die königliche Flagge in der Hand haltend. Martin Pinzon und deſſen Bruder Vinzent Yanez folgten ihm, jeder in ſeinem Boot, mit den Fahnen der Expedition, die mit grünen Kreuzen und den Buchſtaben F. und I. (Ferdinand und Iſabella) verſehen waren.

Je mehr ſie ſich der Inſel näherten, um ſo reizender wurde ihr Anblick. Sie bewunderten herrliche Früchte, die ihnen durchaus unbekannt waren. Die Milde und Reinheit der Atmoſphäre, die Durchſichtigkeit des kryſtallartigen Waſſers, welches die Geſtade beſpülte: das Alles gewährte der Inſel einen unausſprechlichen Zauber.

Eine lebhafte Rührung bemächtigte ſich Kolumbus gefühlvoller Seele. Kaum hatte er das Land betreten, ſo warf er ſich auf die Knie, küßte den Boden, dankte dem Höchſten und vergoß Freudenthränen. Alle ſeine Begleiter folgten ſeinem Beiſpiel. Alle waren innig und ſeelenvergnügt.

Kolumbus erhob ſich, zog ſeinen Degen, entwickelte die königliche Fahne, und nahm von den beiden andern Kapitänen, von dem Notar der Expedition, Rodrigo Escobido, von Rodrigo Sanchez und allen Uebrigen umringt, feierlichen Beſitz von der Inſel, im Namen der Beherrſcher Spaniens. Er gab ihr den Namen San Salvador.

Nach dieſer Feierlichkeit forderte er alle Anweſende auf, ihm, in ſeiner Eigenſchaft als Admiral und Vizekönig, Gehorſam zu ſchwören.

Die Schiffsmannſchaft überließ ſich der ungezähmteſten Freude. Dieſelben Menſchen, die kurz vorher noch ihr Verderben für unvermeidlich hielten, rühmten ſich nun ihrer Thaten. Sie drängten ſich um den Admiral, und küßten ſeine Hände und ſeine Kleider. Die, welche ſich am unruhigſten und drohendſten gezeigt hatten, waren jetzt die eifrigſten und begeiſtertſten Bewunderer geworden. Viele bewarben ſich ſchon um beſondere Gnadenbezeugungen und Würden für ihre Dienſte. Dieſelben Elenden, die ihn ſo oft beſchimpft und bedroht hatten, die ſelbſt mehrmals den Plan gehabt, ihn zu ermorden, warfen ſich jetzt vor ihm in den Staub, und ſchworen ihm, daß ſie von nun an blindlings ſeinen Befehlen gehorchen wollten.

Die Eingebornen der Inſel, die mit Tagesanbruch die Schiffe majeſtätiſch auf den Wellen ſich bewegen geſehen, glaubten, es ſeien Ungeheuer, die während der Nacht aus dem Abgrund des Meeres emporgeſtiegen. Eine bedeutende Menge hatte ſich am Ufer verſammelt, und beobachtete ängſtlich alle Bewegungen dieſer unbekannten Gegenſtände. Die Maſten und

Taue, die bald entwickelten, bald zuſammengeſchlagenen Segel, die ungeheuern Flügeln ähnlich waren: alle dieſe Manöver, die mit Leichtigkeit vollſtreckt wurden, ſetzten die Zuſchauer in das größte Erſtaunen.

Aber als ſie die Schaluppen ſich dem Lande nähern ſahen, als ſie fremde, mit glänzenden Waffen oder bunten Gewändern gekleidete Weſen darin erblickten, die endlich ihre Inſel betraten, waren ſie nicht mehr Meiſter ihres Entſetzens, und entflohen ins Gehölz.

Da ſie jedoch bemerkten, daß man ſie weder verfolgte, noch irgend etwas that, was ihnen hätte ſchädlich ſein können, verlor ſich ihre Furcht nach und nach. Sie näherten ſich ehrfurchtsvoll den Spaniern, und warfen ſich oft vor ihnen nieder, um ſie anzubeten.

Während der ganzen Feierlichkeit der Beſitznehmung verharrten die Inſulaner in dieſer Anbetung. Sie faßten endlich Muth, und unterſuchten mit dem größten Erſtaunen in der Nähe die Hautfarbe, die dicken Bärte, die glänzenden Rüſtungen und die reichen Kleider der Spanier.

Der Admiral vorzüglich feſſelte ihre Aufmerkſamkeit. Sein ſcharlachrothes Gewand, ſein hoher Wuchs, die Würde ſeines Aeuſſern, und die Ehrfurcht, welche ihm ſeine Gefährten bewieſen, die ihn als ihren Anführer andeuteten: Alles vermehrte die Bewunderung der Eingebornen. Sie verlangten ſeine Hände und ſein Geſicht zu berühren, deſſen Weiße ſie in Erſtaunen ſetzte.

Kolumbus zeigte ſich ſehr freundſchaftlich gegen ſie, und gewann dadurch alle Herzen. Sie ſagten

ſich unter einander, daß die Schiffe aus dem Kriſtall-elemente hervorgegangen ſeien, das den Horizont ihrer Inſel begrenzte; daß ſie mit ihren ungeheuern Flügeln es durchſchnitten, und daß die wunderbaren Geſchöpfe, die ſie zum erſten Male erblickten, ohne Zweifel Bewohner der Wolken oder des Himmels ſeien.

Die Eingebornen erregten dagegen auch die lebhafte Neugier der Spanier. Sie waren keiner aller bis dahin bekannten Menſchengattungen ähnlich. Ihr Aeuſſeres verkündete weder Reichthum noch Ziviliſation, denn ſie waren vollkommen nackt. Ihre Körper waren mit verſchiedenartigen Farben bemalt, bei einigen nur im Geſicht, auf der Naſe, oder um die Augen, bei andern von oben bis unten. Aber das Anſehen Aller war wild und phantaſtiſch.

Ihre Haut war von dunkler Kupferfarbe. Sie hatten durchaus keinen Bart. Ihre Haare waren nicht wollicht, wie die der Neger, ſondern rauh und gerade, theils über den Ohren abgeſchnitten, theils in langen Zöpfen über die Schultern herabhängend. Ihre Geſichtszüge waren, der entſtellenden Malerei ungeachtet, nicht unangenehm. Ihre Stirn war hoch und die Augen ſehr ſchön; ihr Wuchs mittelmäßig. Sie waren wohlgebaut. Die meiſten von denen, welche ſich eingefunden hatten, mochten ungefähr dreißig Jahr alt ſein. Es war nur eine Frau unter ihnen. Sie war jung, hübſch und vollkommen nackt, wie ihre Gefährten.

Kolumbus vermuthete, daß er auf einer der Inſeln am äuſſerſten Ende Indiens ſei. Er gab alſo den Eingebornen den Namen „Indianer“, der bereits

früher allgemein angenommen wurde, und den man ſeitdem ohne Unterſchied allen Eingebornen der neuen Welt beigelegt hat.

Die Spanier bemerkten bald, daß dieſe Inſulaner eben ſo ſanft und zuvorkommend, als einfach und ohne Hinterliſt waren. Ihre Waffen beſtanden nur in Lanzen, die im Feuer gehärtet, oder mit einem Stein, einem Knochen, oder einer Fiſchgräte verſehen waren. Man ſah kein Eiſen bei ihnen, und ſie ſchienen es ſelbſt nicht zu kennen, denn ſie faßten einen bloßen Degen, den man ihnen zeigte, ohne alle Vorſicht bei der Schneide an.

Kolumbus theilte mehrere bunte Mützen, Glaskorallen, Schellen und andere Kleinigkeiten unter ſie aus. Sie empfingen ſie als unſchätzbare Geſchenke, ſchmückten ſich damit, und waren im höchſten Grade darüber entzückt. Die Spanier brachten den ganzen Tag auf dem Lande zu, und ruheten von den Mühſeligkeiten ihrer Reiſe unter den reizenden Gebüſchen der Inſel aus. Erſt ſpät am Abend kehrten ſie, berauſcht von Allem, was ſie geſehen, zu ihren Schiffen zurück.

## Reiſen im Innern Neuhollands.

Zwei Reiſende, die Briten Cunningham und Jamiſon, durchſtreifen jetzt das Feſtland von Neuholland in verſchiedenen Richtungen. Erſterer verließ die Kolonie von Sydney im April 1827, und wendete ſich nach Norden. Er drang bis zum 29. Grad ſüdlicher Breite und zum 152. öſtlicher Länge vor. Er

befand ſich alſo ungefähr ſiebenzig engliſche Meilen von den britiſchen Anſiedelungen am Brisbaneſtrom. Erſt am 4. September kehrte er nach Sydney zurück. Bald darauf traf er ſeine Vorbereitungen, um einen neuen Ausflug zu unternehmen, und ſich zu überzeugen, ob ſich wirklich ein großer See im Innern des Landes befinde, wie man nach den Andeutungen der Eingebornen vermuthe.

Auf dieſer langen Reiſe kam er zuerſt durch große Ebenen, auf denen Alles vertrocknet war, um ſo mehr, da es ſeit fünfzehn Monaten nicht geregnet hatte. Er erreichte endlich den 29. Grad, aber der Mangel an Futter für ſeine Pferde nöthigte ihn, von ſeiner bisherigen Richtung abzuweichen und ſich gegen den 152. Grad der Länge, unter gleicher Parallele mit dem Warningberg, zu begeben.

Dort fand die Expedition ſchöne Wälder und fette Weideplätze, auf eine Strecke von 28,000 Acker, in deren Mitte ſich mehrere ziemlich tiefe Seen befanden. Er nannte ſie Darling-Ebene. Sie war 4½ Stunde lang und ¾ Stunden breit. Nahe dabei befinden ſich die Peels- und Canningsebenen. Sie ſind noch breiter, und an mehrern Stellen bewaldet.

Nichts läßt ſich mit der Schönheit des Landes vergleichen, das ſich weſtlich gegen die Küſte, zwiſchen dem 28. und 29. Grade der Breite, erſtreckt. Es ſind große Ebenen mit fetten Weideplätzen überdeckt, und nördlich und weſtlich von zahlreichen Bächen durchſchnitten, die ſie befruchten. Sie ſind, nach den Barometerandeutungen, zwiſchen 1500 bis 1800 Fuß überm Meere erhoben.

Cunningham war zu weit ins Innere vorgedrun-

gen, um die Ströme Haſtings, Logon und Brisbane beobachten zu können. Die Erſchöpfung ſeiner Pferde nöthigte ihn, unter 28° 6′ ſüdlicher Breite umzukehren. Ueberdem hatte er langes Regenwetter zu beſorgen, und der Boden war ſehr rauh.

Viermal begegnete er Eingebornen. Aber kaum erblickten ſie ſeine Pferde, ſo entflohen ſie erſchrocken mit großer Schnelligkeit. Weſtlich vom 151. Grade ſcheint ſich das Land zu verflächen, woraus man auf das Daſein eines großen Sees ſchließen kann. Es würde nicht ſchwer ſein, eine Straße durch dieſe Gegend zu bahnen.

Jamiſon ſeinerſeits zweifelt nicht im Mindeſten, daß der in Rede ſtehende große See wirklich vorhanden ſei. In Begleitung mehrerer Naturforſcher verließ er die Kolonie, und wendete ſich gegen das Wellingtonthal. Sie gelangten, in der Richtung nach Nordweſt, bis auf 80 Meilen (20 Stunden) von Kapety. Aber bis dahin hatten ſie noch nichts entdeckt, und ihr Mundvorrath war erſchöpft. Sie waren alſo genöthigt umzukehren, obgleich die Eingebornen, die ihnen begegneten, verſicherten, daß ſie nur noch zwei Tagreiſen vom großen See entfernt ſeien. Nach ihren Mittheilungen ſcheint es, daß ſie den See umreiſet hatten, und man ſchließt daraus, daß es nicht mit dem Meere zuſammenhängt.

## Ueber die Ungefährlichkeit des Biſſes der Giftſchlangen.

Während ſeines Verweilens unter den eingebornen Nationen Nordamerika's, in der Nähe von S.

Karl, bemerkte der General Collot eine große Menge Indianer beiderlei Geſchlechts, die eine große lebendige Klapperſchlange, die Männer um den Hals, die Weiber um den Arm gewunden, trugen. Sie bedienten ſich dieſes gefährlichen Thieres, wie eines Hals- oder Armbandes, und warfen es unaufhörlich hin und her.

Der Reiſende erſtaunte darüber nicht wenig. Sein Dollmetſcher benachrichtigte ihn, daß dieſe Indianer zu dem „Schlangenſtamm“ gehörten, der am Fuße des gelben Gebirgs, am rechten Miſſuriufer, wohnt, und daß er den Namen dieſes kriechenden Thieres, das er zu ſeinem Manitu oder Fetiſch gewählt, ſich beigelegt habe, wie andere Stämme den des Fuchſes, des Wolfs, des Sperbers u. ſ. w., angenommen.

Auf welche Weiſe aber hatten es die Wilden dahin gebracht, auf einem vertrauten Fuße mit dieſen gefährlichen Thieren zu leben, ohne ihre Biſſe befürchten zu müſſen? — Mit vieler Mühe und nach Vertheilung bedeutender Geſchenke, gelang es dem General endlich, die Indianer über dieſen Gegenſtand zum Sprechen zu bringen.

Einer der Häuptlinge erzählte ihm, wie man die Klapperſchlange noch ganz jung einfange, ſie allmählig zähme und ſie durch den Geruch an ſich zu feſſeln wiſſe, ein Verfahren, das man auch gegen viele andere Thiere in Anwendung bringen könne. Um aber das Giftige ihres Biſſes zu vermeiden, ſperre man ſie zwei bis drei Monate lang ein, und nähre ſie während dieſer Zeit nur mit Maismehl, oder mit dem Saft ſehr ſüßer und unſchädlicher Pflanzen.

Auf ſolche Weiſe gewöhne man dies Thier an eine andere Nahrung, als die, welche die Natur ihm angedeutet, und die in bösartigen Pflanzen und Inſekten beſteht, durch deren Verdauung das Gift erzeugt wird, welches ſie durch den Biß verbreiten. Eine auf ſolche Weiſe groß gezogene Klapperſchlange ſei nicht mehr giftig, und ihr Biß ſei eben ſo ungefährlich, als der des Aals.

Der Reiſende hat ſich von der Richtigkeit dieſer Ausſage durch eigene Erfahrung überzeugt. Er hat durch vielfache Nachforſchung die Gewißheit erlangt, daß alle Schlangen, welche die Indianer trugen, ihr vollſtändiges Gebiß hatten, und daß, wie zornig man ſie auch machen mochte, ihr Biß nie gefährlich war.

Dieſe Entdeckung iſt im höchſten Grade wichtig. Man ſieht dadurch, daß die menſchliche Vorſicht ſelbſt den Eigenſchaften der ſchädlichſten Thiere eine andere Richtung anweiſen kann. Wie dankbar muß das menſchliche Geſchlecht den Indianern für die Entſchleierung dieſes großen Geheimniſſes ſein!

Uebrigens ſcheint es, daß auch der Biß der wilden Klapperſchlange beiweitem nicht ſo gefährlich, geſchweige denn tödtlich iſt, als man bisher allgemein geglaubt. Der General Collot führt darüber folgenden Beweis an:

„Zwei Stunden vom Apfelſtrom ſahen wir auf einem freien Platze eine ſo ungeheure Menge Wild, daß wir uns nicht enthalten konnten, auszuſteigen und zu jagen. Dieſer Umſtand wurde die Veranlaſſung einer ſonderbaren Begebenheit. Gleich anfänglich hatten wir uns ein wenig zerſtreut. Warin, mein Adjutant, war mir zur Rechten, mein Jäger

zur Linken. Nach einer Viertelſtunde hörte ich ein durchdringendes Geſchrei. Wir eilten gegen den Ort, von wo es erſchallte, und ich ſah meinen Jäger an einem Baum, dicht neben einer großen Klapperſchlange ſitzen, die er getödtet hatte.

„Ha!“ ſchrie er, als er uns anſichtig wurde, I am lost!... I am dead! (ich bin verloren! ich bin todt!) Dies verfluchte Thier hat mich in die Ferſe gebiſſen.

„Der arme Menſch verlor den Kopf. Seine Augen irrten unſtät umher. Seine Züge waren verzerrt durch den Ausdruck des heftigſten Entſetzens. Während wir uns aus allen Kräften bemüheten, ihn zu beruhigen, und ihm die Wunde mit temperirtem Scheidewaſſer ausbeizten, das ich beſtändig in einem Fläſchchen bei mir hatte, rief er plötzlich und mit ſtierem Blick: „General! haben Sie Ihren Kalender bei der Hand?“

„Auf meine bejahende Antwort beſchwor er mich, ihm denſelben auf einen Augenblick zu geben. Er durchblätterte ihn ſchnell, um das Zeichen des Monats zu finden, in welchem wir uns befanden. Er fand es endlich, und da es ihm günſtig ſchien, ſchrie er mit Enthuſiasmus: „I am clear enorgh (ich bin gerettet)!“

„Unmittelbar darauf wurde er vollkommen ruhig. Er ſtand auf und folgte uns, ohne ſich über irgend einen Schmerz zu beklagen. Bald nachher erreichten wir unſere Barke, wo ihm einer ſeiner Kameraden die Wunde ausſaugte *), auf die wir ſodann eine

*) Bei dieſer Operation nimmt man Waſſer oder Milch in den Mund, und ſpeiet es nach jedem Anſaugen wieder aus.

Scheidewaſſerkompreſſe legten. Am andern Morgen war die verletzte Stelle ein wenig angeſchwollen und violet geworden. Der Kranke verſpürte keinen Schmerz. Er marſchirte und arbeitete, als wenn ihm nichts geſchehen wäre. Acht Tage ſpäter bemerkte man nicht mehr die geringſte Spur des Biſſes an der Ferſe, und er war vollkommen geneſen."

Man ſieht aus dieſem Beiſpiel, welchen auſſerordentlichen Einfluß der blinde Glaube auf den Menſchen auszuüben im Stande iſt. Das gutgedeutete Zeichen des Wendekreiſes hat freilich den Jäger des Generals nicht phyſiſch geheilt; aber unſtreitig iſt er moraliſch dadurch gerettet worden. Hätte er ſich dagegen jenes Zeichen übel deuten müſſen, ſo iſt es beinahe keinem Zweifel unterworfen, daß ihn die Angſt ſeiner Einbildungskraft getödtet haben würde.

Dies abergläubige Entſetzen iſt eine ſehr ſchwere, ſehr gefährliche Krankheit, die wir dem augenſcheinlichen Gebrechen unſerer Erziehung zuſchreiben müſſen. Warum werden die Indianer davon nicht befallen, wie wir? Weil man ſie in der Verachtung des Todes und uns in der Furcht deſſelben erziehet. Mit tauſend von der Albernheit erfundenen Mährchen, die man von Generation zu Generation immer mehr übertreibt, werden wir großgezogen. Wer von uns hat nicht in ſeiner zarten Jugend alle die entſetzlichen Beſchreibungen gehört oder geleſen, die man von dem Giftbiß der Klapperſchlange, von der Unheilbarkeit deſſelben, und von dem unmittelbar dadurch veranlaßten ſchaudererregenden Tode macht? Derſelbe Fall findet auch in Hinſicht auf den Biß toller Hunde, oder anderer wüthenden Thiere, ſtatt.

Dieſe Fabeln verbreiten ſich immer mehr, und ſobald ſie einmal in die Einbildungskraft der Kindheit ſich eingegraben, ſind ſie ſchwer zu beſeitigen. Daher rührt die Verzweiflung, welche ſich unſerer Seele bemächtigt, ſobald uns ein ſolcher Zufall trifft, den man uns in den ſchrecklichſten Farben malt. Und dieſe Verzweiflung mehr, als das ſchärfſte Gift, tödtet uns. Heilen wir uns erſt von dem Entſetzen unſerer Einbildungskraft, und es wird ein Leichtes werden, uns auch von dem Biſſe giftiger oder wüthender Thiere zu heilen.

## Alterthümer.

### Karthago's Ruinen. Nach einem arabiſchen Schriftſteller.

In ſeinem Kommentar der Beſchreibung Afrika's durch den Sherif Edriſi, deutet Hartmann die Strecke an, welche den See von Tunis von dem Punkte trennt, auf welchem das alte Karthago ſtand. Er bedauert zugleich, daß man, mit Ausnahme dieſer Entfernungsandeutung, in dem Werke des berühmten arabiſchen Geographen nichts findet, was Bezug auf eine Stadt habe, deren Name ſo große Erinnerungen zurückruft: „Nihil de urbe tot tantisque fortunae vicissitudinibus omni tempore insigni, praeter hanc distantiam habet.“

Leo der Afrikaner, Marmol, Thévenot, Shaw, Burkhardt, Châteaubriand, mit einem Worte alle neuern Reiſende, haben nur Weniges über dieſen intereſſanten Gegenſtand berichtet. Es war alſo höchſt

merkwürdig, in einem Augenblicke, wo man zufällig die vollkommene Handſchrift Edriſi's entdeckte, ſie genau zu durchforſchen, und zu ſehen, ob man nicht irgend eine von dem Abkürzer unterdrückte Stelle, oder wenigſtens einige Zeilen darin finde, die der Wiſſenſchaft einige Entſchädigung für die durch den eiferſüchtigen Haß der alten Weltbeherſcher, durch die Barbarei der Vandalen und den blinden Fanatismus der Muſelmänner vernichtete wichtige Aktenſtücke finden könne.

Unglücklicherweiſe war das Reſultat der Nachforſchungen nicht zum günſtigſten. Aber doch hat man Einiges aus der Dunkelheit des arabiſchen Textes und aus dem Staube des in afrikaniſchen Karakteren geſchriebenen Manuſkripts entziffert, das bemerkt zu werden verdient.

„Zu der Zeit, wo Karthago blühte,“ ſagt Edriſi, „war dieſe Stadt eine der berühmteſten der Welt, ihrer erſtaunlichen Gebäude, und der Größe und Macht wegen, welche dieſe Denkmale beurkundeten. Man ſieht noch jetzt merkwürdige Spuren römiſcher Bauwerke, z. B. das Theater, das nicht Seinesgleichen auf Erden hat. Dies Gebäude iſt von Zirkelform, und beſteht aus ungefähr 50 noch aufrechtſtehenden Bogen. Jeder dieſer Bogen nimmt einen Raum von ungefähr 23 Fuß ein (wörtlich: mehr als 30 Schubras). Zwiſchen jedem Bogen und ſeinem gleichartigen (wörtlich: ſeiner Schweſter) iſt ein Pfeiler von gleichem Umfange, deſſen Baſis ungefähr 3⅓ Fuß (4½ Schubras) breit iſt. Ueber jeder derſelben erheben ſich fünf Bogengänge, die einen über die andern, von derſelben Form und demſelben Umfange,

und aus ſehr guten Steinen erbaut. An dem höchſten Punkte einer jeden Säule iſt ein Bogen, in welchem man verſchiedene Figuren und merkwürdige Darſtellungen von Menſchen, Thieren und Schiffen, die mit unendlicher Kunſt gearbeitet ſind, bemerkt. Ueberhaupt kann man ſagen, daß die andern und die ſchönſten Gebäude (dieſer Art) nichts in Vergleichung mit dieſem ſind. Es war im Alterthum, wie man verſichert, zu öffentlichen Spielen und Schauvorſtellungen beſtimmt.

„Unter den Merkwürdigkeiten Karthago's befinden ſich die Ziſternen, deren Zahl ſich auf achtzig, in einer einzigen Reihe, beläuft. Die Länge einer jeden mißt 130 Schritt und ihre Breite 26. Sie ſind mit Kuppeln bedeckt, und in den Zwiſchenräumen ſind Oeffnungen oder Waſſerleiter. Das Ganze iſt geometriſch und mit vieler Kunſt geordnet. Das Waſſer floß zu dieſen Ziſternen von einem Orte, „Schukarbrunnen“ genannt, der ſich in der Nähe von Kayrowan befindet. Die Waſſerleitung erſtreckte ſich von dieſem Brunen bis zu den Ziſternen, über eine unendliche Menge Brücken, wo das Waſſer auf eine gleichförmige und regelmäßige Weiſe floß. Dieſe Brükken beſtanden aus Bogen, auf dem Felde erbaut, niedrig oder von mittelmäßiger Höhe in der Ebene, aber ſehr hoch in den Thälern und Schluchten.

„Dieſe Waſſerleitung iſt eines der merkwürdigen Werke, die man ſehen kann In unſern Tagen iſt ſie vollkommen trocken, weil das Waſſer, ſeit der Entvölkerung Karthago's, nicht mehr darin ſtrömt, und weil ſeit der Epoche des Falls jener Stadt, bis auf den heutigen Tag, man beſtändig in ſeinen Trüm-

mern gewühlt und ſelbſt die Grundlagen der alten Gebäude untergraben hat. Man hat allda ſo verſchiedenartige Marmorgattungen entdeckt, daß es unmöglich iſt, ſie zu beſchreiben. Ein Augenzeuge berichtet, daß er geſehen, wie man Marmorblöcke daraus hervorgezogen, die 30 Fuß (40 Schubras) hoch waren und 63 Zoll (7 Schubras) im Durchmeſſer hatten. Dieſe Nachgrabungen dauern ununterbrochen fort. Der Marmor wird weit in alle Länder verführt, und Niemand verläßt Karthago, ohne bedeutende Laſten auf Schiffe u. ſ. w. zu laden. Das iſt eine bekannte Sache. Man findet manchmal Marmorſäulen, die 30 Fuß im Umfang meſſen.“

---

### Zweitauſendjähriges Gefängniß.

In den Umgebungen von Falaiſe, in der Gemeinde Villers - Canivet, in Frankreich, hat man eine merkwürdige Entdeckung gemacht. Nahe bei dieſem Dorfe zeigt ſich eine unterirdiſche Oeffnung am Fuße eines Felſen. Das Volk, das immer das Wunderbare liebt, erzählte ſich darüber die ſonderbarſten Geſchichten. Endlich wagte es der Eigenthümer dieſer Höhle, nähere Nachforſchungen anzuſtellen. Am erſten Tage waren ſeine Arbeiten umſonſt. Aber am zweiten fand er einen vermauerten Gang, öffnete denſelben und gelangte in einen viereckigen in den Felſen ausgehauenen Saal. Mitten in dieſem unterirdiſchen Gemache lag ein Menſchengeripp von ungewöhnlicher Größe, das mit ſtarken Eiſenketten an dem Felſen feſtgeſchmiedet war. Neben ihm ſtand ein irdenes Trinkgeſchirr, und eine gegoſſene Lampe, an welcher man eine halbverwiſchte Runeninſchrift bemerkte.

Man hat bis jetzt noch nicht erklären können, aus welcher Zeit dies Gerippund dieſe Geräthe herſtammen mögen. So viel nur ſcheint gewiß zu ſein, daß dies Gemach ein ſehr altes Gefängniß iſt. Die Ketten und die übrigen Gegenſtände ſind auf der Bibliothek zu Falaiſe öffentlich ausgeſtellt worden.

## Größe der Türkei.

Es iſt ſchwer, befriedigende ſtatiſtiſche Andeutungen über die Türkei zuſammenzutragen. Mehrere ſchöne Provinzen dieſes Reichs, in denen vor viertauſend Jahren die Zivilisation emporblühete, ſind weniger bekannt, als die halbwilden Länder der neuen Welt, die man erſt vor drei Jahrhunderten entdeckt hat.

Das ottomanniſche Reich erſtreckt ſich noch, wie in den Zeiten ſeines größten Glanzes, über Europa, Aſien und Afrika. Aber mehrere der Länder, die ſich unter ſeiner Oberherrlichkeit befinden, wie die Barbareskenſtaaten und Aegypten, ſind in der That unabhängig. Andere, wie die aſiatiſchen Provinzen, ſind ſo vollkommen zu Grunde gerichtet, daß der Beiſtand, den ſie zu leiſten noch im Stande ſind, mit ihrer Ausdehnung in keinem Verhältniſſe ſteht.

Die Geſammtmaſſe aller dieſer Länder gibt dem türkiſchen Reiche eine ungeheure Ausdehnung, die man folgendermaßen anſchlagen kann: Europäiſche Türkei mit Griechenland 23,602 Quadratſtunden; aſiatiſche Türkei mit den Inſeln 38,750; afrikaniſche Türkei 36,297; im Ganzen 118,541 Quadratſtunden.

Dieſe Oberfläche ſteht unter allen europäiſchen Staaten nur hinter der Rußlands zurück. Dieſe be-

trägt 210,000 Quadratſtunden. Sie iſt dreimal größer als die des öſterreichiſchen Reichs, mit Einſchluß ſeiner italieniſchen Provinzen; viermal größer als die Frankreichs; und achtmal größer als die aller britiſchen Inſeln.

Seit Langem haben ſich jedoch die Barbareskenſtaaten von dieſer Maſſe losgeriſſen. Aegypten gehorcht nur ſeinem eigenen Intereſſe. Ein Theil Griechenlands iſt frei und ein anderer iſt auf dem Punkte das Joch abzuſchütteln. Die Zykladen werden bald das Beiſpiel der aſiatiſchen Inſeln befolgen und die Moldau und Wallachei ſind von den ruſſiſchen Armeen beſetzt.

Nach allen dieſen Verluſten iſt die Oberfläche der Türkei dennoch zweimal größer, als die Frankreichs, und eben ſo groß, als Preuſſen und Oeſterreich zuſammengenommen, wie man folgender Ueberſicht entnehmen kann: Europäiſche Türkei ohne Griechenland 16,128 Quadratſtunden; aſiatiſche Türkei ohne Inſeln 57,292; zuſammen 73,422; und ohne Moldau und Wallachei 67,516.

Bei allem dem kann man die aſiatiſche Türkei nur als eine entfernte Provinz betrachten, die auf allen Seiten von mächtigen Feinden umringt iſt. Ohne dies Land beträgt ihre Oberfläche alſo nur 16,128 Quadratſtunden, und ohne Moldau und Wallachei, die von den Ruſſen beſetzt ſind, nur 10,222 Quadratſtunden. Alſo ungefähr ſo viel als Ungarn, oder als Großbritannien.

Iſt die Emanzipation Griechenlands nicht vollkommen (was unter den obwaltenden Umſtänden höchſt wahrſcheinlich wird) und bleibt das alte Epirus, das

unter dem Namen Albanien das große Paſchalik Skutari bildet, noch der Türkei unterworfen, würde ihre Oberfläche ſich immer noch auf beinahe 20,000 Quadratſtunden belaufen, folglich bedeutender ſein, als die Spaniens, Preußens und Großbritanniens.

## Ein Wort über das eidsgenöſſiſche Ehr- und Freiſchießen zu Genf, im Juni 1828.

Auch die Freiheit hat ihre Feſte und Sonnentage. Sie begeht ſie mit Würde und Enthuſiasmus, mit jenem poetiſchen Schwung, der das volle Herz in der kräftigen Mannsbruſt emporhebt zur heroiſchen That. Sie wird die Dolmetſcherin aller Sprachen, aller Gefühle. Sie vermiſcht alle Geſinnungen, alle Glaubensmeinungen in ein großes Ganzes: die Religion der Vaterlandsliebe. Ihr iſt aller kleinliche Kaſten- und Staa'engeiſt untergeordnet, weil ſie nur einen Geiſt anerkennt, den der Wahrheit, der Vernunft.

Wie ſchön iſt der wahre Patriotismus in ſeinem ſchlichten Gewande! Wie erhaben in ſeinem Hochgefühl! Nicht prahleriſch, nicht aufgeblaſen; aber ernſt, aber edel tritt er einher, groß wie ſeine Erzeuger: „Freiheit und Unabhängigkeit."

Ich wenigſtens habe nirgends ein Feſt geſehen, das an Wärme und Einfachheit, an innerer Tugend und äuſſerer Feierlichkeit, dem eidsgenöſſiſchen Ehr- und Freiſchießen gleichgeſtellt werden kann, welches vom 16. bis 21. Juni d. J. zu Genf gehalten worden. Nur ein Glauben, nur eine Treue beſeelten das ächt helvetiſche Feſt.

Ausgezeichnete Männer aller wahrhaft ſchweizeriſchen Kantone hatten ſich auf dieſem patriotiſchen Stelldichein verſammelt. Der Handelsmann von Baſel reichte dem ſchlichten Unterwaldner die Hand. Der Berner umarmte den Waatländer und Aargauer, der Genfer den St. Galler und Graubündner. Die Entfernung ſchien ausgefüllt durch den hohen eidsgenöſſiſchen Gruß, die moraliſche Abneigung, welches auch ihr Urſprung und ihre Verzweigung ſein mochte, war vollkommen verſchwunden. Die Edelſten des ſchweizeriſchen Volks waren ein Herz, eine Seele. O, möge dieſer Verein unerſchütterlich, unzerſtörbar ſein, wie der Urfels, auf dem die helvetiſche Freiheit gegründet iſt.

Und wer wollte daran zweifeln, wenn er Männer, wie den kräftigen, geiſtreichen Ober-Schützenmeiſter Minder von Baſel, bei Uebergabe der eidsgenöſſiſchen Schützenfahne in die Hände des diesjährigen Präſidenten Masbou zu Genf, folgendergeſtalt ſprechen hört:

„Das Zentral-Comité des ſchweizeriſchen Schützenvereins, und die Geſellſchaft der Feuerſchützen von Baſel, haben mir den ehrenvollen Auftrag gegeben, Ihnen in Aller Namen unſern bundesbrüderlichen, unſern freund-eidsgenöſſiſchen Gruß darzubringen.

„Mit vielem Vergnügen habe ich dieſer angenehmen Pflicht mich unterzogen, und wenn ich im vorigen Jahre, die damals neue Fahne weihend, ſie nicht ohne Schüchternheit meinen theuern Mitbürgern, der Geſellſchaft der Feuerſchützen, übergab, wenn ich bei dieſem feierlichen Anlaſſe bemüht war, ihnen, ſo viel als in meinen ſchwachen Kräften ſtand, ſo

lebendig als möglich Sinn und Bedeutung unſers Vereins ans Herz zu legen, daß er nämlich ein Punkt der Vereinigung in den Tagen der Freude und des Friedens, eine Pflanzſchule wackerer und geſchickter Schützen, muthig-freudiger Vertheidiger des Vaterlandes in den Tagen der Noth und Gefahr ſein ſolle; wenn meine Mitbürger, Sinn und Zweck lebhaft erkennend und verfolgend, und durch die gütige Theilnahme ſo vieler unſerer treuen Eidsgenoſſen darin kräftig unterſtützt, ihn in Etwas erreicht zu haben ſchienen; — mit um ſo fröhlicherm Muthe, mit um ſo größerer Hoffnung, kann ich jetzt, nachdem bereits ſo vieles in Erfüllung gegangen, unſer heiliges Panner Ihnen, den Bürgern einer Stadt, übergeben, die ſich von jeher durch ihre warme Liebe für Freiheit und Vaterland, durch ihren begeiſternden Sinn für Alles, was groß und edel und gemeinnützig iſt, ſo ſehr ausgezeichnet haben.

„Ja, liebe Herren und Freunde! wir dürfen uns ſchönen Hoffnungen überlaſſen. Das zarte Reis, gepflanzt in Aargau's fruchtbaren Gefilden, der hochherzige Gedanke ſeiner Schützen, iſt bereits zum ſtarken Baum herangewachſen. Seine Wurzeln trinken die Waſſer unſerer Ströme und Seen, ſeine Aeſte verbreiten ſich durch alle Thäler und Gebirge unſers Vaterlandes, und ſein Blüthenſchmuck ſpiegelt mit dem ewigen Eis unſerer Hochgebirge ſich in des Lemans ſilberheller Fluth.

„Zwar zählen wir der gemeinnützigen Vereine ſchon viele und wohlthätige. Aber haben denn nicht auch wir uns ein ſchönes Ziel geſteckt: „die Ehre und Wohlfahrt unſeres Vaterlandes?“ Und iſt es denn

nicht auch unſer Streben, dasſelbe zu ſchützen mit Kraft und Schweizertreu?

„So mögen denn jene nach allen Richtungen ſegnend wirken und ſchaffen und rathen und bilden; wir wollen uns in den Waffen üben. Unſere heilige Freiheit war ja einſt ihr köſtlicher Preis. Ihre Erhaltung ſei es uns, ſei es jedem Schweizer ewig!

„Wenn dann in einem ſo allgemeinen, mannigfach aufgeregten Leben ſich alle ſchlummernden Kräfte ſchöner entfalten; wenn in ſo vielfach geiſtiger Berührung auch die verſchiedenartigſten Begriffe ſich läutern und nähern; wenn die überall mit ſo verdienter Liebe beförderte Harmonie der Töne zur Harmonie der Herzen wird; wenn die Eintracht, die ſtark macht, nicht allein auf unſern Fahnen ſteht, ſondern überall den Vorſitz hat in Raths- und Gemeindeverſammlungen; wenn ſie die verſchiedenen Stämme unſeres Volks durchdringt, und ſie zu einem einzigen, großen und ſtarken verbindet: dann mag unſer theures Vaterland in ſeinen politiſchen Verhältniſſen ſich immer etwas beengt fühlen, der friſche, lebendige Geiſt wird dieſe ſtarren Formen ſchmelzen, das Todte beleben, und der Freiheit göttliches Licht wird alle Höhen und Tiefen unſers Vaterlandes erwärmen, erleuchten, befruchten, in ſchöner Erfüllung des ſinnigen Wahlſpruchs unſerer gaſtlichen Bundesſtadt: „post tenebras lux!“ “

Stimmen, wie die beredte dieſes vortrefflichen Bürgers, durchdringen alle Geſinnungen und verſchmelzen ſie in ein glückliches Ganzes, das nicht unfruchtbar bleiben kann. Und wahrlich ſie waren nicht ſelten. Ein und dasſelbe Echo ſchien aus allen

Buſen wiederzuſchallen; die kräftigen, patriotiſchen Reden der Präſidenten aller Deputationen, beſonders aber deren von Bern, Waat, Aargau, Unterwalden, Wallis, Neuenburg, Freiburg und Solothurn gewähren davon den erfreulichſten Beweis. Eben ſo einfach und herzlich waren die Antworten des Präſidenten der Genfer Schützengeſellſchaft, Syndikus Masbou, und ſeiner Stellvertreter Lafontaine und Dufour. Dieſer letztere beſonders hat mehr als einmal durch ſeine durchdringenden, treffenden Worte den allgemeinen Enthuſiasmus erregt. So rief er unter andern den Appenzellern, die am 17. Juni eintrafen, ins Gedächtniß, daß dieſer Tag der Jahrestag der denkwürdigen Schlacht am Stoß ſei, durch welche ihre Vorfahren ihre Freiheit befeſtigten. Solche Laute dringen tief in das bewegte Herz. Mögen ſie nie daraus verſchwinden.

## Die gelehrten und literariſchen Geſellſchaften Dänemarks.

Wenn eine Regierung Alles anwendet, was von ihr abhängt, um nützliche Kenntniſſe in den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft zu verbreiten; wenn ſie aller Mittel ſich bedient, um allen Individuen der Nation einen ſoliden Elementarunterricht zu gewähren; wenn ſie dieſelbe Sorgfalt auch auf den höhern Unterricht überträgt, darf man ſich nicht verwundern, daß unter einer ſolchen Regierung die Wiſſenſchaften gedeihen, und daß ausgezeichnete Männer ſich in Geſellſchaften vereinigen, um die wohlthätigen Abſichten der Verwaltung zu unterſtützen, und aus allen Kräf-

ten zum Beſten des Vaterlandes, der Bürger und der Menſchheit im Allgemeinen beizutragen.

Unter einem ſolchen Geſichtspunkte ſtellt ſich uns Dänemark gegenwärtig dar. Seit einem Jahrhundert hat die Regierung eine beſondere Aufmerkſamkeit auf das Studium gewendet und der jetzt regierende König hat nichts vernachläſſigt, was zur Unterrichtung der untern Volksklaſſen beitragen kann. Der Wunſch und das ſehnlichſte Verlangen dieſes würdigen Monarchen zielt vorzüglich darauf hin. Er will überall Aufklärung verbreiten, und verfolgt ſeinen wahrhaft königlichen Plan mit eben ſo viel Beharrlichkeit als Edelmuth. Dänemark befindet ſich deshalb bereits, hinſichtlich ſeines Unterrichtsſyſtems, auf einem Punkte, der jede Vergleichung mit Ländern, wie z. B. Frankreich, geſchweige denn Spanien und Italien, unmöglich macht.

Wir wollen hier nur ſehr gedrängt eine Ueberſicht von den Geſellſchaften mittheilen, die in Dänemark am meiſten zur Verbreitung des Unterrichts beigetragen haben.

1. Königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften (Det kongelige danske Videnskabernes Selskab) geſtiftet 1743 unter dem Namen „Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften.“ Unter ihren Mitgliedern zeichnen ſich beſonders Gram, Völdcke, Pontoppidon, Suhm, Bugge, Degen, Hjelmſtierna, Luxdorf, Kofod Anker, Guldberg, Löwenhorn und viele andere aus. Sie gibt ihre Verhandlungen heraus und ertheilt Preiſe und Belohnungen. Ihr Präſident iſt der Staatsminiſter Schimmelmann, ihr Sekretär der Profeſſor Oerſted.

2. Königliche Geſellſchaft für vaterländiſche Geſchichte und Sprache (Det kongelige danske Selskab for Foelondets Historie og Sprog), geſtiftet 1744 von dem berühmten Antiquar Langebeck. Sie hat das däniſche Magazin herausgegeben. Eine 1778 geſtiftete genealogiſche Geſellſchaft hat ſich 1810 mit ihr vereinigt. Der Staatsminiſter Malling iſt ihr Präſident, der Profeſſor Nyrup ihr Vizepräſident, der Profeſſor Roſenwinge ihr Sekretär und der Profeſſer Molbech ihr Archivar.

3. Königliche Akademie der ſchönen Künſte (Det kongelige Academie for de skjonne Kunster), geſtiftet 1754. Der König, ihr Beſchützer, hat ihr 1814 eine neue Organiſation gegeben. Ihr Präſident iſt der Prinz Chriſtian, ihr Direktor der Profeſſor Ekersberg, und ihr Sekretär Thiele.

4. Königliche Geſellſchaft der Arzneiwiſſenſchaften (Det kongelige medecinske Selskab), geſtiftet 1772. Sie hat zwei Bände ihrer Collectanea herausgegeben. Ihr Präſident iſt der Staatsrath Saxtorph, Vizepräſident der Profeſſor Bang, und Sekretär der Doktor Otto.

5. Königliche Kommiſſion zur Erhaltung und Beſchreibung der Alterthümer (Den kongelige Commission til Danmarks Oedsagars Bevaring og Avendelse). Sie wurde 1807 vom König ernannt, und beſchäftigt ſich vorzüglich mit Nachforſchungen nach den Sagen (Sagas), der Runenſchrift, der alten Waffen, Geräthe u. ſ. w. Unter ihren Mitgliedern bemerkte man den Hauptmann Abrahmſon, den Oberhofmarſchall Hauch, den Biſchof Münter, die Profeſſoren Nyrup, Thorlacius, Verlauf, Magnuſon, Raſk,

den Staatsrath Thomſen u. A. Sie machte den Vorſchlag, ein Muſeum zu gründen, was ſeitdem geſchehen iſt. Es enthält bereits über ſiebenhundert verſchiedene Gegenſtände, und iſt einzig in ſeiner Art. Es iſt jeden Donnerſtag dem Publikum geöffnet. Die Kommiſſion gibt von Zeit zu Zeit eine Ueberſicht ihrer Arbeiten heraus. Ihr Präſident iſt Hauch, ihr Sekretär Thomſen.

6. Königlich arnoe-magnönniſche Kommiſſion (Der kongelige arnoe-magnöanske Commission) beſteht aus den Konferenzräthen Schlegel und Monrad, und den Profeſſoren Thorlacius, Moller, Verlauf und Magnuſon.

7. Geſellſchaft für die alten nordiſchen Handſchriften (Den nordiske Oedskrivtselskab). Ihr Präſident iſt der Profeſſor Raſk, Vizepräſident Abrahmſon, Sekretär der Profeſſor Rafn.*) Die Geſellſchaft gibt jährlich einen Band in isländiſcher, einen in däniſcher und einen in lateiniſcher Sprache, nebſt einer Zeitſchrift unter dem Titel: „Zeitſchrift zur Kenntniß der nordiſchen Alterthümer (Tidsskrivt för nordisk Oedkyndighed)“ heraus.

8. Geſellſchaft für die ſkandinaviſche Literatur (Det skandinaviske Literaturselskab), geſtiftet 1727. Ihr Zweck beſtand darin, zur wiſſenſchaftlichen und literariſchen Vereinigung der drei ſkandinaviſchen Königreiche beizutragen. Sie gibt alle drei Monate ein Heft ihrer Denkwürdigkeiten heraus. Von 1806

*) Man ſehe über dieſe beiden letztern Geſellſchaften den Aufſatz über die Sagas, im erſten Theile der Bibliothek der neueſten Weltkunde, Seite 210 u. f.

1827 hat ſie einundzwanzig Bände bekannt gemacht. Die Zahl ihrer zu Kopenhagen reſidirenden Mitglieder beläuft ſich auf vierzig. Ihr Präſident iſt der Konferenzrath Schlegel, Vizepräſident der Profeſſor Müller, Sekretär der Profeſſor Roſenwinge.

9. Königliche Geſellſchaft der Thierarzneikunſt (Det kongelige Selskab til Veterinairkyndighedens fremme), geſtiftet 1807. Sie hat bis jetzt drei Bände herausgegeben. Ihr Präſident iſt der Oberhofmarſchall Hauch, und ihr Sekretär der Profeſſor Wiborg.

10. Königliche Geſellſchaft der Landwirthſchaft, der Handwerke und mechaniſchen Künſte (Det kongelige Landuurholdigsselskab), geſtiftet 1769. Der König iſt ihr Beſchützer. Die Prinzen Chriſtian und Ferdinand ſind ihre Ehrenmitglieder. Sie beſteht aus fünf verſchiedenen Kommiſſionen. Die Staatsräthe Collin und Oerſted ſind ihre Präſidenten.

11. Geſellſchaft für die Verbreitung der Naturwiſſenſchaften (Selskab til Naturloerens Udbredelse), geſtiftet 1824. Der Prinz Chriſtian iſt ihr Beſchützer, der Staatsrath Holten und Profeſſor Oerſted ihre Präſidenten und der Rath Wiborg ihr Sekretär.

12. Geſellſchaft der ſchönen Literatur (De skjonne Videnskabers Selskab), geſtiftet 1763. Sie hat bereits vierzehn Bände ihrer Denkwürdigkeiten herausgegeben. Ihr Präſident iſt der Staatsminiſter Malling und ihr Sekretär der Profeſſor Baden.

13. Bibelgeſellſchaft (Bibelselskabet), geſtiftet 1814. Ihr Präſident iſt der Staatsminiſter Schimmelmann, ihr erſter Vicepräſident der Biſchof Münter und die Profeſſoren Moller und Halm ihre Sekretäre.

14. Geſellſchaft zur Unterſtützung der däniſchen Literatur (Samfund til den danske Litteraturs fremme), geſtiftet 1827 am Geburtstage des Königs. Die ausgezeichnetſten Männer des Landes gehören zu ihren Mitgliedern. Hauch, Abrahmſon, Thaarup, Olſen und Brorſon ſind mit der Direktion beauftragt. Rahbek, Nyrup, Raſk, Rafn und David befinden ſich im Ausſchuß.

15. Isländiſche Literaturgeſellſchaft (Det islandske Litteraturselskab), geſtiftet 1816 vom Profeſſor Raſk. Sie hat bereits mehrere intereſſante Werke herausgegeben, und theilt ſich in zwei Klaſſen, von denen die eine zu Reikewig in Island reſidirt. Ihr Präſident iſt der Probſt Helgeren, Vizepräſident der Staatsrath Einarſen, und Johnſon ihr Sekretär. Die andere iſt zu Koppenhagen. Ihr Präſident iſt der Profeſſor Raſk, Vizepräſident der Profeſſor Magnaſon, und Helgaron ihr Sekretär. 1818 iſt zu Reikewig eine Nationalbibliothek gegründet worden, die durch Rafns Sorgfalt bereits mehr als viertauſend Bände zählt.

16. Claſſeniſche Literaturgeſellſchaft (Det classenske Litteraturselskab), geſtiftet 1809 durch ein Vermächtniß des Generals Claſſen. Sie hat mehrere Denkwürdigkeiten herausgegeben. Ihre Direktoren ſind Saxtorph, Klingenberg, Barg und Wiborg.

17. Finnländiſche Literaturgeſellſchaft (Det fyenske Litteraturselskab), geſtiftet 1815. Ihr Präſident iſt Prinz Chriſtian, Vizepräſident der Biſchof Plum, und Hank ihr Sekretär. Sie hat viel zur Gründung der öffentlichen Bibliothek zu Odenſee beigetragen, die bereits aus fünfzehntauſend Bänden beſteht. Sie

hat ebendaſelbſt eine aus ſechstauſend Bänden beſtehende militäriſche Bibliothek gegründet.

18. Patriotiſche Geſellſchaft von Schleswig und Holſtein (Det slesvig-holsteenske patriotiske Selskab), geſtiftet 1820 zu Altona. Ihr Präſident iſt der Landgraf Karl von Heſſen, und Vogler ihr Sekretär.

Auſſer dieſen achtzehn Geſellſchaften gibt es in Dänemark noch viele andere wiſſenſchaftliche Vereine, unter denen ſich beſonders der patriotiſche von Finnland, der von Walbeck, Weile u. a. auszeichnen. Die Zahl der literariſchen Vereine iſt ſehr groß. Am wichtigſten von allen iſt das Athenäum zu Koppenhagen, geſtiftet 1824. Unter ſeinen Stiftern bemerkt man die Staatsräthe Holten, Kollin, Lange, Hoid, den Ritter Abrahmſon, die Profeſſoren Rahbek, Rafn, Raſk, Roſenwinge und viele andere verdienſtvolle Männer.

## Literatur.

### Blick über die indiſche Literatur.

Die bei den Morgenländern am meiſten beliebten literariſchen Erzeugniſſe ſind in Indien und China, ebenſowohl als in Arabien und Perſien, die Erzählungen, von denen es eine ungeheure Menge gibt. Colebrooke, im zehnten Bande ſeiner aſiatiſchen Nachforſchungen, hat die Notiz des Waſawadatta und Subandu gegeben. Aber die Sammlung Somadera's, betitelt „Wrihatkatha“, und der Auszug, den der Verfaſſer ſelbſt unter dem Titel „Katha Sarit Sagara“ (Ozean der Erzählungsſtröme) herausgegeben, waren bis jetzt in

Europa unbekannt. Der Tuſi-Nameh, freie perſiſche Ausgabe des Suka Saptati, der 70 Geſchichten des Repegeis gehört zur Zahl dieſer Uebertragungen, die jede Nation, mit einigen Veränderungen, ſich zuzueignen ſucht, und von denen vorzüglich die Hitopadeſa den Beweis aufſtellt.

Die lyriſche Dichtkunſt iſt nicht vernachläſſigt worden. Aber billig darf man ſich verwundern, daß eine ſo höchſt poetiſche Religion nicht eine größere Zahl Erzeugniſſe hervorgebracht. Die von Jones überſetzte Guita Gorinda, die erotiſchen Stanzen Bartriharis, der Waſantatilaka und der Prasnottaramala von Kalidaſa, ſind wahre Meiſterwerke. Der Megaduta, von demſelben Verfaſſer, iſt mehr beſchreibend.

Die dramatiſche Poeſie, die ohne Zweifel den höchſten Ziviliſationsgrad vorausſetzt, iſt mit vielem Erfolg kultivirt worden. Das Drama Sakontala iſt allein genügend, das zu beweiſen, und der Malati Madara bedarf nur eines Ueberſetzers, um ebenfalls ſeine Vortrefflichkeit zu beurkunden. Wilſon beſchäftigt ſich mit dieſer Aufgabe, und will zugleich mehrere andere intereſſante indiſche Dichtungen herausgaben. Jones gedenkt eines Luſtſpiels, in welchem ſich die Brachmanen ungefähr auf dieſelbe Weiſe, wie unſre Jeſuiten und Tartüffen, in Szene befinden.

Es iſt leicht begreiflich, wie Beredſamkeit und Geſchichte nicht überall gedeihen konnten, wo die Kaſten, durch unüberſteigliche Scheidewände, die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft trennten. Es gibt mehrere Werke in Proſa und in Verſen über Philoſophie und Jurisprudenz; aber ihr Styl iſt großentheils ſehr vernachläſſigt.

Der Mangel geſchichtlicher Chronologie macht es ſchwer, die Zeit ihrer Bearbeitung zu beſtimmen. Man kann jedoch annehmen, daß die meiſten vor Invaſion der Gaznewiden, gegen Anfang des eilften Jahrhunders unſerer Zeitrechnung, erſchienen ſind. Andrerſeits kann man glauben, daß die Tradition, nach welcher die erſten Schriftſteller der Nation ſich, etwa fünfzig Jahre vor unſerer Zeitrechnung, am Hofe Wikramaditya's befanden, in dieſem Fürſten mehr den Beſchützer der Literatur überhaupt bezeichnen, als behaupten will, daß alle die Schriftſteller, welche in ſo verſchiedenen Jahrhunderten gelebt haben, seine Zeitgenoſſen geweſen ſeien.

## Ueberſicht der neugriechiſchen Literatur.

Aus der, durch den römiſchen Deſpotismus verdorbenen, altgriechiſchen Sprache, iſt die neugriechiſche entſtanden. Die eigentliche Hauptepoche des Sprachverfalls beginnt jedoch erſt mit den Einfällen der Kreuzfahrer. Wiſſenſchaften und Künſte wurden von dieſen Barbaren, die unter dem Symbol des philoſophiſchen Chriſtenthums zu ſtreiten vorgaben, mit Füßen getreten. Die Verachtung und Unterdrückung ihrer Fürſten gegen das griechiſche Volk, feſſelte dieſes immer mehr an ſeine Gebräuche und ſeine Sprache. Derſelbe Umſtand fand noch ſtatt, als die Osmanli's ſich Hellas unterwarfen, und es mit ihrer blutgierigen Tirannei belaſteten.

Seit der Eroberung Konſtantinopels, bis Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, bildeten ſich mehrere griechiſche Schulen am Fanal (zu Bizanz), auf dem Athos, zu Smyrna, Patmos, Korfu, Lariſſa, Theſſa-

lonien, wo nach Aphthonius, Damascenus, Blemnides gelehrt wurde. Ausgezeichnete Männer, wie Lukar, Kallinikus, Chryſantes Notara, Zygomidas, Doſitheus, Geraſimus, Kariophyllus, Sebaſtos, Baſilius, Philaretes, Panajotaky, Metrophanes und Demetrius Kantemir traten auf.

Aber erſt mit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begann die Sprache ſich zu heben. Unterrichtete Männer ſchrieben in ihr. Bisher hatte man ſich, zur Schriftſprache, nur des Altgriechiſchen bedient. Von nun an kann man die neugriechiſche Literatur in drei Zeiträume ſcheiden: der erſte von 1700 bis 1750; der zweite von 1750 bis 1800; der dritte von 1800 bis auf den heutigen Tag.

Erſter Zeitraum. Alexander Maurokordatos iſt ihr Held. Er wurde auf Scio geboren, ſtudirte in Italien und begab ſich ſodann nach Konſtantinopel, wo ſein gelehrter Wirkungskreis begann. Aus ſeiner Schule gingen mehrere treffliche Männer hervor, wie Miniati, Kakawellas, Meletius, Jakob von Argos, Sugduri, Kathephorus, Kritias, Hurmuzy, Panagiodorus u. a.

Maurokordatos erſetzte Panajotaky als erſter Dollmetſcher der Pforte. Sein Sohn Niklaus war der würdige Nachfolger eines ſolchen Vaters. Er liebte, ſchützte, beförderte die Wiſſenſchaften. Er war der erſte Hellene, den die Pforte zum Hospodar der Wallachei ernannte. Die griechiſche Sprache begann gebildeter, geläuterter zu werden. Schulen blüheten in mehrern Theilen Griechenlands, beſonders aber zu Konſtantinopel und Jannina. Samuel, Patriarch von Bizanz, Dorotheus, Bulgaris und Theotoky waren

ihre Zierden und Stützen. Die Auswanderung junger Hellenen nach den europäiſchen Hochſchulen begann. Mehrere derſelben haben, durch ihre literariſchen Arbeiten, einen Namen hinterlaſſen, wie Eugen, Theotoky, Tyanites, Rizo, Ypſilanti, Argyropulo, Skarlatto, Karudza, Maro, Kaſſimi und Chantzeri.

Zweiter Zeitraum. Samuel und Bulgaris ſind die Diktatoren deſſelben. Sie gaben den Wiſſenſchaften einen höhern Schwung. Samuel befeſtigte die chriſtliche Religion in Mazädonien, hemmte den Unfug der Bettelmönche, und ſuchte überhaupt die Unwiſſenheit ſeines Volks zu vermindern. Bulgaris ſtudirte in Italien, durchreiſete Frankreich und Deutſchland, und wurde endlich Profeſſor an der Schule des Berges Athos. Seine meiſten Werke ſind in altgriechiſcher Sprache geſchrieben; doch hat er auch einige in neugriechiſcher hinterlaſſen. Er begab ſich nach Rußland und überſetzte Virgils Aeneis in Homers Sprache und Styl. Später wurde er zum Erzbiſchof von Taurien und Cherſon ernannt. Er ſtarb in einem hohen Alter gegen Ende des vorigen Jahrhunderts.

Faſt zu gleicher Zeit mit ihm lebte Theotoky von Korfu. Auch er begab ſich nach Rußland und predigte den Tataren das Evangelium. Er hat ſehr viele Predigten, Einiges über Phyſik und ein mathematiſches Lehrbuch geſchrieben.

Bald nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution trat in Griechenland ein in mehrfacher Hinſicht merkwürdiger Mann auf. Sein Name war Rigas. Er war zu Weleſtin in Theſſalien geboren. Sein unerſchütterlicher Entſchluß betraf nichts we-

niger als die Befreiung ſeines Vaterlandes von dem türkiſchen Joche. Aus der Wallachei eilte er nach Wien und ſtiftete dort eine geheime Geſellſchaft unter ſeinen Landsleuten. Aber ſein Unternehmen ſcheiterte. Die öſterreichiſche Regierung lieferte ihn aus. Er litt den Märtirertod für die Sache der Freiheit. Eine populäre Phyſik, eine Karte für Griechenland, beide in neugriechiſcher Sprache geſchrieben, ſind ſeine literariſchen Erzeugniſſe. Auſſerdem ſchrieb er mehrere patriotiſche Hymnen, die jetzt überall in Griechenland geſungen werden.

Nach ihm zeichneten ſich in den Wiſſenſchaften und in der neugriechiſchen Literatur noch beſonders aus: Lambros von Jannina, Dukas, Jmmanuel von Teuedos, Chreſtary, ſeine Schüler; Philippides, Konſtandas, Benjamin, Pſalidas, Wardalachos, Projus, Stephan Dunkas, vorzüglich aber Koray.

Dritter Zeitraum. Schnelle Fortſchritte in den philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Studien zeichneten die zweite Periode aus. Die neugriechiſche Sprache hatte eine Menge Ueberſetzungen und Originalwerke geliefert. Aber erſt im dritten Zeitraume erhielt ſie feſte Regeln und wurde ſyſtematiſch vervollkommnet.

Die türkiſche Regierung ſchrie freudig Wunder, als ſie faſt die ganze Chriſtenheit im Kampfe ſah. Endlich, meinte der Divan, habe der Prophet die Gebete der Gläubigen erhört, endlich „hetze er den Hund auf den Eber, und den Eber auf den Hund“ Aber dieſe Freude war nicht von langer Dauer. Der Sturm, der Europa zu verheeren drohte, legte ſich: Napoleon war gefallen.

Europäiſche Kaufleute, die ſich in den Häfen des

Orients angeſiedelt hatten, beuteten allein den ganzen Handel der Türkei aus. Sie thaten alles Mögliche, um den Griechen jede Konkurrenz unmöglich zu machen. Zypern hatte kein einziges inländiſches Schiff, Kandia nur fünf oder ſechs türkiſche. Der Peloponnes, Smyrna und Athen waren ohne Schiffe. Nur die Inſeln des Archipels und einige Seeſtädte, in denen keine Türken wohnten, trieben geringen Küſtenhandel. Griechenland ſchmachtete in einer unbeſchreiblichen Lethargie.

Denkende Männer bemühten ſich aus allen Kräften, Licht in ihrem Vaterlande zu verbreiten, ihm einen höhern, würdigern Schwung zu geben. Koray ſtand an ihrer Spitze. Er war 1748 zu Smyrna geboren und ließ ſich in Frankreich nieder. Noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts kannte man ihn in Griechenland nicht. Seine Werke waren unbekannt geblieben, wie er. Erſt durch ſeine neugriechiſche Ueberſetzung von Beccaria's Abhandlung „über Verbrechen und Strafen" zog er die Aufmerkſamkeit ſeiner Landsleute auf ſich. Bald darauf gab er eine Denkſchrift „über den gegenwärtigen Zuſtand der Ziviliſation in Griechenland" heraus, die viel zur Beförderung des Guten beitrug. Seine übrigen Werke ſind Ausgaben des Iſokrates und Plutarch, mit erklärenden Noten und Prolegomenen begleitet; ein Wörterbuch der altgriechiſchen Sprache, betitelt „Arche der griechiſchen Sprache"; der Prodromus; die Fabeln Aeſops; die Geographie Strabo's; die vier erſten Bücher der Ilias und die Scherze des Hierokles.

Die jungen Griechen bildeten ſich in den Schulen zu Kydonia, Scio, Smyrna, Buchareſt und Kurutzesme,

und zogen ſodann nach Frankreich zu Koray. Mehrere derſelben verdienen genannt zu werden, beſonders Kumas, Wamwas, Typaldos, Jatropulo, Oekonomos, Piccolo, Klonaris, Nikolopulo, Phatilas, Demetrius und Michael Schinas, Polychroniades, Wogoridas, Liberius, Kokkinaky und Aſopius. Durch ſie und durch Koray wurde die neugriechiſche Sprache erſt an feſte Regeln gebunden und das „makaroniſche Syſtem“, nach welchem viele gemeine Ausdrücke und verdorbene Worte in die Sprache aufgenommen worden, beſeitigt.

Katardzy begründete das Syſtem, das Neugriechiſche zu ſchreiben, wie man es ſpreche. Philippides berbeſſerte es, und überſetzte Condillacs Logik und Lalande's Aſtronomie nach demſelben. Der Dichter Chriſtopulo brachte es noch mehr in Aufnahme. Seine anakreontiſchen Oden ſind treffliche Dichtungen. Bei alledem fehlte es der neuen Schreibart an feſten Grundſätzen. Koray beſtimmte ſie. Aber ſeine Anhänger verſtanden ihn nicht, und überſchwemmten Griechenland mit Büchern, die in einer ganz unverſtändlichen Sprache geſchrieben waren.

Koray ſchrieb Tag und Nacht für ſein Vaterland. Er drang auf Vermehrung der Schulen, auf eine größere Verbreitung des Lichts in den untern Volksklaſſen. Die vorzüglichſten Kollegien waren damals zu Kydonia, Smyrna, Scio, Kurutzesme, Buchareſt, Jaſſy, Jannina und Athen. Ueberall waren gute Lehrer. Das Kollegium zu Scio, an welchem vierzehn Profeſſoren, und unter ihnen Wardalachos, Wamwas, Kelepy, Piccolo und Julius David lehrten, konnte mit den europäiſchen Hochſchulen wetteifern. Aber Scio

wurde von den Barbaren verwüſtet, ſeine Univerſität iſt nicht mehr. Noch ſind griechiſche Lehranſtalten zu Venedig, Trieſt, Livorno, Odeſſa und Wien. Spyridion Blandis zu Venedig hat einige Wörterbücher geſchrieben. Die Univerſität zu Korfu befindet ſich in einem blühenden Zuſtande.

Der Graf Johann Capodiſtrias iſt Bürger der joniſchen Inſelnrepublik. Aus derſelben ſtammen auch Muſtoxidi, Foscolo, Zambilios, Salomos, Kalvos und Typaldos her. Jakowaky Rizo Nerulos iſt ein Abkömmling des Fanals.

Lange beſtand die ganze neugriechiſche Literatur nur in geiſtlichen Werken. Die Predigten des Miniatis, Macarius, Baſil, Cornelius und Theotoky wurden gedruckt; diejenigen des Eugen Bulgaris ſind ſogar berühmt; die von Samuel, Meletius, Korydaleus, Dorotheus und Kakavellas ſind verloren gegangen. Oekonomos hat ſich durch die ſeinigen einen beſondern Ruf erworben.

Alexander Maurokordatos ſchrieb eine Geſchichte der Juden, von Abraham bis zur Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, Meletius eine Kirchengeſchichte, Walazzi eine Geſchichte Nadir-Schahs. Dieſe letztere iſt nur in der Handſchrift vorhanden, ebenſo eine Geſchichte Griechenlands und der Türkei, ſeit der Einnahme Konſtantinopels durch die Türken bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, von Athanaſaky Ypſilantis. Daniel Philippides gab 1816 eine Geſchichte von Romanien, oder der walachiſchen, moldauiſchen und beſſarabiſchen Nationen heraus. Dionyſiaky ſchrieb eine Geſchichte der Wallachei; Perrevos eine von Suli und Parga; Papadopulo die des Krieges zwiſchen

den Ruſſen und Türken; Cyprian die von Zypern; Gregor Paliuris die des alten Griechenlandes.

Einige philoſophiſche Werke wurden von Bulgaris, Theotoky, Meſiodax, Athanaſius Pſalidas (letztere nach Kants Syſtem), Darwaris und Chryſowelonis verfaßt.

Philologen waren: Neophytes Dukas, Darwaris, Gazis, Alexandrides, Zawira, Zenobius Pop, Sakellarius und Kodukas von Athen.

An Ueberſetzungen aus andern Sprachen iſt die neugriechiſche Literatur reich. Die vorzüglichſten umfaſſen Rollins Geſchichte, Goldſmiths griechiſche Geſchichte, Robertſons Geſchichte von Amerika, Telemach, Eulers Elemente, Tennemanns Geſchichte der Philoſophie, Ovids Metamorphoſen und den Kornelius Nepos. Auſſerdem wurden die Meiſterwerke Schillers, Göthe's, Geßners, Wielands, Voltaire's, Molière's, J. J. Rouſſeau's, Taſſo's, Alfieri's, Monti's und Metaſtaſio's ins Neugriechiſche überſetzt. Mehrere gelungene Ueberſetznngen ſind von griechiſchen Frauen bearbeitet worden.

Auffallend iſt es, daß die neugriechiſche Literatur weder Reiſebeſchreibungen noch Romane hat, obgleich die unterrichteten Griechen viel reiſen. Dagegen iſt ſie an Poeſien reich. Die altgriechiſche Literatur hatte keine gereimte Gedichte. In der neugriechiſchen zeichnen ſich die von Daponti, A. Maurokordatos, Zambelios, Niklaus Piccolo, Mawrudi und Saevius aus. Unter den lyriſchen Gedichten ſtehen die Hymnen von Rigas oben an. Athanaſius Chriſtopulo hat ſich Anakreon zum Muſter gewählt. Seine Dichtungen ſind ſehr lieblich. Die Oden von Kelvos ſind prunkvoll. Salomo's Gedichte ſind hin und wieder proſaiſch.

## Großbritannien.

Unter den neueſten in England erſchienenen Werken zeichnet ſich das „Tagebuch einer Reiſe und eines Aufenthalts in Mexiko, während dem Jahr 1826, von dem Kapitain Lyon,“ aus. Es enthält intereſſante, oft gründliche Bemerkungen über das künftige Schickſal eines Volks, das ſeine politiſche Laufbahn beinahe ſo beginnt, wie die ziviliſirten Nationen des alten Kontinents die ihrige beendigen. Ein anderes Werk über Mexiko, von Beaufoy, betitelt: „Mittheilungen über Mexiko, oder eine Reihe auf Thatſachen geſtützte Beobachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand der Geſellſchaft, der Sitten, der Religion u. ſ. w. in der mexikaniſchen Republik,“ enthält ſehr viele Bemerkungen, die mit denen des Tagebuchs vollkommen übereinſtimmend ſind. — „Brief an den Lord-Großkanzler von England, über den Vorſchlag zur Einführung eines neuen bürgerlichen Geſetzbuches. Von John Reddie, Advokat.“ Eine wichtige Umgeſtaltung in der engliſchen Geſetzgebung ſcheint unvermeidlich. Mehrere Rechtsgelehrte beſchäftigen ſich damit. Ein lebhafter Federſtreit findet darüber bereits zwiſchen Sugden und Humphrey ſtatt. Auch Reddie tritt jetzt als Kämpfer auf, und mehrere ſeiner Andeutungen ſind ſehr beachtungswerth. — „Olgiati, Trauerſpiel von Teſta,“ betrifft die Verſchwörung von 1476 gegen Galeazo Sforza, Herzog von Mailand. Es iſt in italieniſcher Sprache geſchrieben. — „Die Geſetze der Phyſiologie, von Mojon,“ ſind von Skene aus dem Italieniſchen ins Engliſche übertragen worden.

### Nordamerika.

Wir kennen nur ein Werk der neueſten Zeit, eine „Analyſe des Karakters Napoleon Bonaparte's, von Channing.“ Es enthält einige Irrthümer über die franzöſiſche Revolution und ihre Folgen, iſt aber übrigens gut geſchrieben.

### Portugal.

„Geſchichtliche, ökonomiſche und adminiſtrative Andeutungen über die Seidenmanufaktur in Portugal. Von Accurſio das Neves.“ Dies Buch iſt ſeit langer Zeit das einzige literariſche Erzeugniß der ganzen iberiſchen Halbinſel.

### Niederlande.

„Abgekürzte Ueberſicht des Univerſalatlaſſes aller Welttheile. Von Van der Maelen. — Rede über den Eifer in Verbeſſerung der Kriminalgeſetze, von Birnbaum. — Rede über Einheit der europäiſchen Jurisprudenz, von Warnkönig.“ Dieſe beiden Reden und die Ueberſicht ſind ſehr lobenswerth. — „Wilhelm Tell und die Revolution von 1307, oder Geſchichte der drei erſten Kantone, bis zum Vertrage von Brunnen i. J. 1315, und Widerlegung der Flugſchrift: Wilhelm Tell, eine däniſche Fabel, von Hiſely.“ Dies Werk zerfällt in vier Theile: 1. Urſprünglicher Zuſtand der drei Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden; 2. Geſchichte Wilhelm Tells; 3. Vertheidigung Wilhelm Tells, oder Widerlegung der däniſchen Fabel; 4. Die beiden Vertheidigungen Wilhelm Tells von Haller und Balthaſar. Das Ganze iſt ſehr intereſſant. — „Ikonographie der Univerſitäten des Königreichs der Niederlande. — Mathematiſche und

phyſiſche Korreſpondenz, von Quetelet.“ Bemerkens-werthe Erſcheinungen. Die Zeitſchrift, betitelt „die Belohnung,“ kann mit der Zeit ſehr gut werden.

## Frankreich.

„Prodromus des Naturſyſtems des Pflanzenreichs, von de Candolle.“ Dies vortreffliche Werk ſchreitet nur langſam vorwärts, wird aber immer vollkommener. Der „Traktat der pathologiſchen Phyſiologie, von Bégin,“ iſt ſehr beachtungswerth. — „Verſuch über den Unterricht im Allgemeinen und über den der Mathematik in Beſondern, von Lacroix.“ Dies Werk hat ſchnell hintereinander drei Auflagen gehabt. Intereſſante Bücher ſind die „Darſtellung einer neuen Experimental-Methode in Anwendung auf den Volksunterricht der induſtriellen Wiſſenſchaften, von Tabareau; — Handbuch der Mechanik von Terquem; — Bericht an die Akademie der Wiſſenſchaften von Prony, Lacroix und Karl Dupin; — Wiſſenſchaftliche und literariſche vermiſchte Aufſätze, von Malte-Brun; — Statiſtik des Departements der Rhonemündungen.“ — Alles iſt zwar über die Jeſuiten geſagt, vor und ſeit ihrer Beſeitigung durch das Breve Pabſt Klemens XIV., aber Alles iſt nicht genugſam bekannt. Eine Menge Schriften, welche gegenwärtig in Frankreich über dieſen Gegenſtand erſcheinen, ſuchen das Publikum darüber in genaue Kenntniß zu ſetzen. Wir führen hier nur zwei derſelben an: „An die Freunde der Wahrheit, des Pabſts und der Bourbonen, über die Vernichtung der Geſellſchaft Jeſu; — Brief an den Direktor der Zeitſchrift des Globe, von Maſſias.“ Die erſte iſt zu Gunſten, die zweite

gegen die Jeſuiten geſchrieben. — „Geſchichte der Geſetzgebung, von Paſtoret; Von der gerichtlichen Organiſation und der Kodifikation. Auszug aus Benthams Werken, von Dumont; — Die bürgerliche Handels- und Kriminalgeſetzgebung Frankreichs; — Hiſtoriſches Wörterbuch, oder allgemeine klaſſiſche Biographie, von Beauvais; — Geſchichte von Hainant, von Guyſe; — Geſchichte von Thionville, von Teiſſier; — Biographiſche Annalen; — Politiſches und militäriſches Leben Napoleons, von Arnault; — Notiz über Talma, von Laugier; — Hiſtoriſches und chronologiſches Gemälde der polytechniſchen Schule, von Jarry de Mancy; — Neuere Encyklopädie, von Courtin; — Hiſtoriſcher und chronologiſcher Atlas der alten und neuen Literaturen, der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte, von Jarry de Mancy; — Gegenwärtiger Zuſtand der franzöſiſchen Sprache, von Crapelet; — Neue hebräiſche Grammatik, von Sarchi.“ Alle dieſe Werke verdienen beachtet zu werden. — Von der Unzahl der Gedichte und Romanen führen wir nur folgende an: „Die Jagd, von Chevigny; — Oden über den Champagner- und Burgunderwein und den Apfelwein von Normandin; — Der Sultan Abab, von Cosnard; — Die Wahlſchlacht, von Felix Bodin; — Die beiden Jahre, oder 1827 und 1828; — Die Jeſuiten in Thätigkeit unter Villèle's Miniſterium, von Santo Domingo; — Die Schweden zu Prag. Aus dem Deutſchen überſetzt, nach Karoline Pichler; — Edgar, polniſche Novelle, von Frau Lattimore Clarke.

## Italien.

„Verſuch über die Grundſätze des öffentlichen Kredits, von Bianchini.“ Eine glänzende Theorie, der es vielleicht an den erſten Mitteln zur Anwendbarmachung fehlt. — „Cabrino Fondulo, Bruchſtück aus der Geſchichte der Lombardie, zwiſchen dem Ende des 14. und dem Anfang des 15. Jahrhunderts, von Lancetti.“ Der Verfaſſer legt ſeiner Arbeit ſelbſt den Namen Roman bei. Er iſt übrigens reich an hiſtoriſchen Aktenſtücken. — „Die Redekunſt, betrachtet in ihren verſchiedenen Ausdrucksformen, von Compagnoni; — Briefe über Alterthümer und Runenſchrift der nördlichen Völker, von Birger Thorlacius und Ciampi.“ Eine intereſſante Korreſpondenz zwiſchen den beiden Gelehrten zu Koppenhagen und Mailand. — „Literaturgeſchichte Liguriens, von Spotorno; — Rede über den gegenwärtigen Zuſtand des Trauerſpiels in Italien, von Beduſchi; — Dramatiſche Werke Gambara's; — Geſchichte der Kunſt in ihren Werken; — Zeitſchrift der chemiſchen Arzneikunde, von Cattaneo.“

## Dänemark.

„Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte, von Eſtrup.“ Ein gutes Werk. — „Woldemar der Sieger. Ein hiſtoriſcher Roman von Jagemann.“

## Rußland.

„Geſchichte des Feldzuges von 1800 in Italien, von Okunew.“ Ein militäriſch-geſchichtliches Werk in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. — „Eugen Onegin. Roman von Puſchkin.“ Gut geſchrieben. — „Nathalia Dolgorucky. Gedicht von Kozlow; — Notiz

über die vorzüglichſten Gemälde des kaiſerlichen Muſeums der Einſiedelei zu Petersburg.“ Das iſt Alles, was die neueſte Zeit im großen Rußland hervorgebracht hat.

## Kritik.

**Rauracis.** Ein Taſchenbuch für 1828, den Freunden der Vaterlandskunde gewidmet, von **Markus Lutz.**

Dies kleine Werk iſt, wie ſeine Vorgänger, reich an Inhalt und Intereſſe. Es beſchäftigt ſich vorzüglich mit Gegenſtänden, die den Kanton Baſel betreffen. Sein erſter Aufſatz iſt: „Ein Wort des Andenkens an Herrn Andreas Buxtorf, geweſenen Bürgermeiſters des Freiſtaats Baſel,“ in welchem die Tugenden dieſes Ehrenmannes in ein würdiges Licht geſtellt werden. Darauf folgt eine „Kurze Baugeſchichte und Beſchreibung des Rathhauſes zu Baſel.“ Nebſt einer hübſchen Steintafel. Sodann „Einiges über den ſüdlichen Theil des Kantons Baſel, oder mein Gang nach Eptingen; die Felskluft auf Billſtein, und Aehrenleſe aus der Baſeler Geſchichte.“ Mehrere Gedichte im Baſeler Volks-Dialekt ſchließen den freundlichen Reihen.

**Manuſkript des Jahres Drei** (1794, 1795,) durch den Baron Fain, damals Sekretär im Militärausſchuß des National-Konvents.

Die Epoche, welche der Verfaſſer behandelt, iſt von geringer Ausdehnung, aber von großer Wichtig-

keit. Es iſt eine Zeit, in welcher jeder Monat, jeder Tag eine Erinnerung hinterläßt. Zu Anfang des Jahres Drei war Frankreich noch im Kriege mit beinahe ganz Europa. Aber es war ſiegreich und konnte den Frieden diktiren. Die militäriſche Bewegung ſchritt unaufhaltſam fort, während diplomatiſche Unterhandlungen gepflogen wurden. Nur England und Oeſterreich ſetzen den Krieg noch mit Hartnäckigkeit fort. Preußen und Spanien ſind des Kampfes müde. Indirekte Eröffnungen werden angeknüpft, unterbrochen, und wieder erneuert.

Spanien iſt bereit, den Frieden zu unterzeichnen, wenn man ihm die beiden Kinder Ludwigs XVI. ausliefern will. Aber der Konvent weigert ſich, einen Vertrag abzuſchließen, in welchem eine ſolche Bedingung aufgeſtellt werden dürfte. Er verbietet ſelbſt ſeinen Agenten die Fortſetzung der Unterhandlung, ſobald man es wage, dieſen Vorſchlag zu erneuern.

Die folgenden Begebenheiten beſeitigen dies Hinderniß. Der junge Prinz ſtirbt in ſeinem Gefängniſſe und ſeine Schweſter wird Oeſterreich ausgeliefert. Zu gleicher Zeit wird Holland erobert, und die Vendée größtentheils zum Gehorſam gezwungen. Nur von Seiten Italiens hat man noch einige Beſorgniß. Aber auch auf dieſer Seite wird die Armee verſtärkt. Das iſt die Lage des Landes.

Der Konvent iſt ſeinem Ende nahe. Täglich vermehrt ſich die Gefahr, in der er ſich befindet. Täglich entſtehen neue Inſurrektionen. Endlich erſcheint der 13. Vendémiaire. Der Konvent erringt den Sieg, aber ohne dadurch neue Kraft zu gewinnen. Er verſpürt das Bedürfniß der Ruhe und Ver-

zeihung. Es ſcheint ihm nur daran zu liegen, ſeine Macht ſo lange zu erhalten, bis er ſie in andere Hände übertragen kann. Er befindet ſich auf ſeinem Sterbelager, als die Direktorialregierung ihm die Laſt der beherrſchenden Gewalt abnimmt.

Das iſt das Gemälde, welches Fain in ſeinem neuen Manuſkript zu entwerfen ſich bemüht. Er dehnt ſich vorzüglich breit über den diplomatiſchen Theil aus, weil eben dieſer bisher am wenigſten bekannt war.

Die Diplomatik des Konvent ſtand im allerſonderbarſten Kontraſte mit der bisher gebräuchlichen. Sie hatte weder die Formen noch die Traditionen ſeiner Vorgängerin. Sie band ſich weder an die Etikette der Höfe, noch an die Winkelzüge der Kabinette. Sie hatte nichts als das Bewußtſein der Stärke und den Stolz des Sieges. Sie war kühn, entſcheidend, freimüthig und anmaßlich. Ihre Taktik war im höchſten Grade einfach. Sie ſtellte ihre Bedingungen auf, und klirrte dazu mit den Waffen. Sie erklärte offen ihre Grundſätze, und unterhandelt nicht eher, als bis man ſie anerkannt hatte.

Es war etwas Römiſches in ihrer Haltung. Die alten Miniſter wußten nicht, wie ſie mit ihr ſich benehmen ſollten. Ihre Erfahrung war nicht mehr hinreichend. Sie mußten ſich eine neue ſchaffen. Sie hatten es mit einer Revolution zu thun, und konnten nicht mehr manövriren wie mit einem Hofe. Die Höflinge waren genöthigt, andere Manieren anzunehmen, weil die Revolution ſich in Niemandes Manieren ſchicken, von Niemandem ſich Geſetze vorſchreiben laſſen wollte.

Das Manuſkript des Jahres Drei wird durch eine ausführliche Beſchreibung des 13. Vendémiaire beendigt. Man bemerkt darin eine Geſtalt, von deren Erſcheinung man ſchon früher betroffen worden. Man erinnert ſich, daß der General Buonaparte, der vor den Ausſchuß des öffentlichen Heils geladen wurde, um ſeine Anſicht über einen Feldzugsplan in Italien zu geben, kaum im topographiſchen Kabinet aufgetreten war, als er ſchon die Feder ergriff, und raſch hinter einander den Feldzugsplan, die dem Obergeneral zu gebende Inſtruktion, den Brief an die in ſeiner Nähe befindlichen Volksvertreter, und alle Nebenbefehle für die Artilleriegenerale und für den Oberzahlmeiſter u. ſ. w. entwarf.

Am 13. Vendémiaire erblickt und erkennt man man ihn wieder. Er hat nicht ſobald den Oberbefehl erhalten, als die Bewegung der Truppen mit Ordnung ſtatt findet und das Genie eines wahren Kriegers beurkundet. Von jetzt an iſt Bonaparte berühmt. Sein Name wird auf dem Redeſtuhl und in allen Zeitungen genannt. Er wird zuerſt Diviſionsgeneral, ſodann Befehlshaber der Armee des Innern.

Dieſe große, über einen durchaus neuen Menſchen ausgeſchüttete Gunſt, und der Kontraſt ſeiner hohen Stellung, feſſeln die Aufmerkſamkeit auf ihn. Er iſt kaum ſechsundzwanzig Jahre alt. Sein Wuchs iſt klein und ſchmächtig, ſein Geſicht blaß und eingefallen. Lange Haare fallen auf beiden Seiten über ſeine Stirn herab und ſind nach hinten, ohne mit Puder gedeckt zu ſein, in einen Zopf zuſammengebunden. Die Uniform des Brigadegenerals, die er noch trägt, und die im höchſten Grade einfach iſt,

trägt die Spur des Feuers, dem ſie ausgeſetzt geweſen, und des Bivouaks. Sein Aeuſſeres hat nichts Imposantes, wo nicht der Stolz ſeines Blickes.

Das iſt das Gemälde, welches Fain von Bonaparte, gleich nach den Begebenheiten des 13. Vendémiaire, entwirft.

Man kann nach dem ſummariſchen Ueberblick, den wir nach dem „Manuſkript des Jahres Drei" gegeben, leicht beurtheilen, daß es nicht ohne Intereſſe iſt. Bei allem dem iſt ſein Geſichtspunkt zu ausſchließlich diplomatiſch. Frankreich zeigt ſich nur in ſeinen politiſchen Verhältniſſen mit den übrigen Nationen. Der innere Zuſtand des Landes und der Verſammlung ſind kaum angedeutet. Statt einer Geſchichte hat man nur eine Denkſchrift, und man hätte mehr wünſchen mögen.

## Mannichfaltigkeiten.

### Vollendung des Tunnels.

Man berechnet, daß zur Vollendung des Tunnels, oder der Gallerie unter der Themſe zu London, noch 130,000 Pfund Sterling (1,560,000 rhein. Gulden) erforderlich ſind. Man würde zur Erbauung eines Weges für Fußgänger 75,000 Pf. St. brauchen, und 60,000 Pf. St. mehr, um ihn fahrbar zu machen. In dieſer Summe iſt jedoch die für das anzukaufende Erdreich, deſſen Werth auf 10,000 Pf. St. angeſchlagen wird, mit inbegriffen. Die Ausgaben für das rieſige Unternehmen belaufen ſich bis jetzt auf 150,000 Pf. St. (1,800,000 rhein. Gulden), wovon man 33,000 Pf. St. zum Ankauf des Landes, und 7000 Pf. St. zu dem der Maſchinen und Geräthe verwendet hat. Folglich wird ſich die Geſammtausgabe auf 280,000 Pf. St. (3,360,000 rh. Gulden) belaufen.

## Lebendige Kröte in dem Magen eines Knaben.

Man ſpricht oft von Kröten, die man lebendig im Innern eines Baumes, den man geſpalten, oder mitten in einem Stein gefunden. Alle dieſe wunderbaren Erzählungen beruhen jedoch nicht auf vollkommen glaubwürdigen Zeugniſſen. Das des Wundarzts Hampſon zu Bolton verdient eine größere Beachtung. Ein Bewohner von Ainsworth, einem Dorfe nahe bei Bolton, führte ſeinen fünfzehnjährigen Sohn zu ihm, der ſeit drei Jahren heftige Schmerzen im Magen auf der linken Seite litt. Sie ſchienen, ſeinem Ausdrucke nach, von Etwas herzurühren, das ſich darin bewegte, und ihn beengte. Der Arzt ſchrieb ein Abführungsmittel vor, das der Kranke täglich und ſo lange nehmen ſollte, bis das Uebel gehoben ſei. Schon die zweite Doſis that ihre Wirkung. Der Knabe brach eine lebendige Kröte, von der gemeinſten Gattung, aus. Sie hatte ihre gewöhnliche Größe erreicht. Er verſpürte auf der Stelle eine große Linderung, und zeigte voller Freude ſeinen Aeltern den unbequemen Gaſt, den er ſo lange beherbergt hatte. Das Thier lebte noch; aber nachdem man es auf die Erde gelegt, kreuzte es die Beine über ſeinen Leib und verſchied. Es ſcheint, daß es den ſchnellen Uebergang in die Luft, die es noch nie eingeathmet hatte, und in einer viel kältern Temperatur, als die im Innern des Körpers, wo es bis jetzt gelebt hatte, nicht ertragen konnte. Der Knabe konnte von nun an ruhig ſchlafen und erlangte bald ſeine volle Geſundheit wieder. Doch hatte er von nun an einen großen Abſcheu gegen Kröten, und konnte ſie ſelbſt nicht ſehen, ohne einen Schauder zu verſpüren.

## Unterdrückung der Inſurrektion in China.

Die Inſurrektion, welche in der chineſiſchen Tatarei ausgebrochen war, iſt vollkommen unterdrückt worden. Briefe aus Shalkur melden, daß die Tataren von den chineſiſchen Truppen aufs Haupt geſchlagen worden, und ſich unterworfen haben. Die Mittheilungen aus Kanton ſind noch beſtimmter. Nach drei ſchnell auf einander gefolgten

Niederlagen haben ſich die Rebellen zerſtreut, und ihr Anführer Schang-ki-Urh hat die Flucht ergriffen. Unmittelbar darauf hat die chineſiſche Armee Kho-ten und Jarkand beſetzt, wo eilf der vorzüglichſten Unruheſtifter hingerichtet worden. Die Armee hat ſich ſodann gegen Kaſchgar gewendet, und ſtarke Beſatzungen in die muſelmänniſchen Feſtungen gelegt. Der Kaiſer hat den Rebellen eine einjährige Befreiung von allen Steuern zugeſtanden, damit ſie ſich von den Verheerungen des Krieges erholen können. Die Wiederherſtellung des Einfluſſes über das Land, welches die Wüſte Kobi von Kaſchgar trennt, ſtellt den Fortſchritten des Handels und der Ziviliſation einen unüberſteiglichen Damm entgegen, denn der mandſchuiſche Despotismus iſt nur der Barbarei günſtig. Uebrigens hat er weniger von den Tataren zu beſorgen, als von den Chineſen ſelbſt, die ſich zu ſeinem Umſturz in unzählige geheime Geſellſchaften gebildet haben.

---

## Neue britiſche Niederlaſſung auf Fernando-Po.

Die Expedition, welche die engliſche Regierung abgeſendet hat, um eine neue Niederlaſſung auf Fernando-Po (wohin wahrſcheinlich die Kolonie von Sierra-Leona verſetzt werden ſoll) zu begründen, iſt am 17. Dezember 1827 bei dieſer Inſel angekommen. Das Eiland liegt in geringer Entfernung vom Feſtlande. Es iſt ganz mit Waldungen überdeckt, deren Lichtung bereits begonnen hat. Der Boden iſt gut, und das Klima geſund. Der Karakter der Einwohner iſt ſanft. Mit Entzücken haben ſie die Geſchenke empfangen, die man ihnen gemacht. Für Eiſen ſcheinen ſie die meiſte Vorliebe zu haben. Die neue Kolonie arbeitet aus allen Kräften, und dürfte bald raſche Fortſchritte machen. — In England wird auch das Schiff der „Hekla“, das ſchon drei Reiſen nach dem Nordpol gemacht hat, zur Bereiſung der Weſtküſte Afrika's ausgerüſtet. Mehrere junge Männer, die in das Innere des Landes dringen wollen, werden ſich darauf einſchiffen.

---

## Größe eines engliſchen Linienſchiffes.

Man hat vor Kurzem im Becken zu Chatham ein Linienſchiff vom Stapel gelaſſen, zu deſſen Erbauung man fünf Jahre gebrauchte. Es hat den Namen Georg IV. erhalten, und könnte bequem 136 achtundſechszigpfündige Kanonen tragen, iſt jedoch nur für 120 Feuerſchlünde beſtimmt. Um ſich einen Begriff von der Größe eines ſolchen Schiffes zu machen, deuten wir genau ſeinen Umfang an: Aeuſſerſte Länge 242 Fuß 2 Zoll; Länge des Verdecks 205 F. 5½ Z.; äuſſerſte Breite 53 F. 6 Z.; mittlere Breite 52 F. 9 Z.; Tiefe des innern Raums 23 F. 2 Z.; äuſſerſte Tiefe vom oberſten Verdeck bis zum Schiffsgrund, 57 F.; Tiefe des Vordertheils 64 Fuß; Laſt 2602 $^{19}/_{94}$ Tonnen.

## Die Giraffe.

Man erinnert ſich noch, daß der Paſcha von Aegypten vor ungefähr zwei Jahren dem König von Frankreich eine Giraffe als Geſchenk überſandte. Sie mochte ungefähr zwei Jahr alt ſein, als ſie, am 14. November 1826, das Lazareth zu Marſeille verließ. Sie war damals 11 Fuß 6 Zoll hoch, und von der Bruſt bis zum Anus 3 Fuß 8 Zoll lang.

Dies beſondere Thier, deſſen Vaterland Innerafrika iſt, verdient in jeder Hinſicht die Aufmerkſamkeit des Naturforſchers. Es iſt in beinahe beſtändiger Bewegung. Entweder gallopirt es, oder bewegt ſich im Schritt. Der Trott ſcheint gegen ſeine Natur zu ſein. Es hüpft und macht die ſeltſamſten Seitenſprünge. Nur mit vieler Mühe, und nachdem es die Beine weit auseinander geſpreitet, kann es ſeinen Kopf bis zur Erde beugen. Die Giraffe iſt ſanft und wird durch die Menge nicht eingeſchüchtert; doch iſt ſie aufmerkſam beim geringſten Geräuſch. Ihre Formen ſind weder zierlich noch angenehm, und man kann ſie nicht ein ſchönes Thier nennen.

## Subſkriptions-Anzeige.

---

**Beckers Weltgeſchichte, ſechste Auflage, neu bearbeitet von J. W. Löbell; mit den Fortſetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel, in 14 Bänden, in gr. 8.**

Dieſe auf 14 Bände erweiterte Ausgabe erſcheint in vier Lieferungen, wovon die erſte in einigen Wochen ausgegeben wird, nämlich:

Band 1, 2, 3. Alte Geſchichte.
Band 4, 5, 6. Mittlere Geſchichte.
Band 7 bis 11. Neuere Geſchichte.
Bd. 12 bis 14. Geſchichte unſerer Zeit.

Es werden zwei Ausgaben gemacht, die im Subſkrippreiſe koſten:

1) Auf weißem Druckpapier 12½ Thlr.
2) Auf franzöſiſchem Median 16⅔ Thlr.

welche Preiſe in drei Terminen entrichtet werden, nämlich:

4½ Thlr. bei erfolgender Subſkription,
4 Thlr. bei Empfang der zweiten Lieferung,
4 Thlr. bei Empfang der dritten Lieferung.

Für die feinere Ausgabe iſt der Betrag dieſer Termine 6 Thlr., 5⅔ Thlr. und 5 Thlr.

Durch die von Seiten Preußens mit andern deutſchen Fürſten geſchloſſenen Verträge iſt dieſe Ausgabe gegen den Nachdruck geſichert. Die frühern Ausgaben aber waren ſchon durch die fünfte Auflage antiquirt, die neben den weſentlichſten Verbeſſerungen im Umfange um ein Drittel ſtärker war.

Eine ausführliche Anzeige, welche in allen Buchhandlungen zu haben iſt, dient zugleich als Druckprobe.

Duncker und Humblot in Berlin.

---

Digitized by Google

Es erſcheint von dieſer Bibliothek mit Anfang eines jeden Monats ein Theil von 200 bis 250 Seiten. Es wird das Neueſte und Denkwürdigſte darin erſcheinen, was unter allen ziviliſirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Intereſſe erregen kann.

Der Inhalt eines jeden Theils wird in folgende Hauptrubriken abgetheilt: Philoſophie. — Geſchichte. — Moral. — Reiſen und Geographie. — Sitten und Gebräuche. — Religion. — Politik. — Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft. — Erfindungen und Entdeckungen. — Statiſtik. — Naturgeſchichte. — Biographien. — Literatur. — Kritik. — Kunſt. — Korrespondenz und Notizen mannigfaltigen Inhalts.

Herausgeber und Verleger haben die erforderlichen Maßregeln dergeſtalt getroffen, auch ihre Verbindungen auf ſolche Weiſe eingeleitet, daß alle Mittheilungen und Materialien des In- und Auslandes mit aller möglichen Beförderung ihnen zukommen, ſo daß ſie mit Anfang jeden Monats einen neuen Theil des Denkwürdigſten erſcheinen laſſen werden; auch wird dem Leſer jede Abhandlung, jeder Aufſatz von allgemeinem Intereſſe ſogleich vollſtändig mitgetheilt, und dadurch die unangenehme Störung vermieden, daß es nicht heißen wird: die Fortſetzung folgt, was in täglich oder wöchentlich erſcheinenden Zeitſchriften durchaus unvermeidlich und doch öfters ſehr unangenehm iſt.

Die ganze Sammlung eines Jahrgangs beſteht demnach aus zwölf Theilen, für die man ſich überhaupt mit 12 fl. oder 8 thlr. jährlich abonnirt, folglich iſt jeder Theil um den ungemein billigen Preis à 1 fl. angeſchlagen; einzelne Theile werden nicht beſonders erlaſſen, ſondern man abonnirt ſich für die jährliche Sammlung von 12 Theilen durch Vorausbezahlung bei allen Buchhandlungen und Poſtämtern von ganz Deutſchland und der Schweiz.

# Bibliothek
der
# Neueſten Weltkunde.

Herausgegeben
von Malten.

Sumite materiam vestris, qui scribitis aequam viribus.
Q. Hor. Flacci Sent.

Virtute ambire oportet, non favitoribus.
M. Accii Plauti Sent.

Achter Theil.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

# Inhalt des achten Bandes.


Seite.

Betrachtungen über den letzten und den gegenwärtigen Krieg zwiſchen Rußland und der Türkei . . . . . . . . . . . . . . . 3
Kronik des Hofes zu Liſſabon (II.) . . . . . 12
Griechenlands wahrſcheinliche Zukunft unter den gegenwärtigen Umſtänden . . . . . . . 43
Skizzen über Oeſterreich . . . . . . . . . 53
Frankreichs moraliſcher Zuſtand . . . . . 66
Geſchichte Napoleons . . . . . . . . . . . 85
Der Kanal von Suez und die Schifffahrt des rothen Meeres . . . . . . . . . . . . 104
Reiſe durch den weſtlichen Theil Penſylvaniens u. ſ. w. Zweiter Artikel . . . . . . . 114
Das Oſterfeſt zu Jeruſalem . . . . . . . . 126
Erſteigung des Hekla auf Island im J. 1827 138
Reiſe des Grafen Alexander de la Borde im Morgenlande . . . . . . . . . . . . 146
Studirende zu München . . . . . . . . . 159
Bevölkerung der Stadt Lyon . . . . . . . 159
Stärke der franzöſiſchen Armee im J. 1827 . 161
Alterthümer:
Unterirdiſcher Gang in der Engelsburg zu Rom 162
Was iſt Wahrheit? . . . . . . . . . . . . 163
Türkiſche Sitten . . . . . . . . . . . . . 172
Britiſche Sitten . . . . . . . . . . . . . 182
Bau und Wärme des Innern der Erde . . . 190
Urſprung und Entwickelung der chineſiſchen Philoſophie . . . . . . . . . . . . . . . 199
Kritik . . . . . . . . . . . . . . . . . . 204
Mannichfaltigkeiten . . . . . . . . . . . 208
Literariſche Anzeigen . . . . . . . . . . 214

# Bibliothek

der

# Neueſten Weltkunde.

Geſchichtliche Ueberſicht der denkwürdigſten Erſcheinungen bei allen Völkern der Erde, ihrem literariſchen, politiſchen und ſittlichen Leben.

Herausgegeben

von Malten.

Achter Theil.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

## Betrachtungen über den letzten und den gegenwärtigen Krieg zwiſchen Rußland und der Türkei.

Der ſchwache und unglückliche Selim hielt 1805, mit ungewiſſer Hand, die Zügel eines durch die Inſurrektion der Provinzen und die entgegengeſetzten Forderungen der großen europäiſchen Mächte zerrütteten Reiches. Der Vertrag von Jaſſy i. J. 1792 hatte dem Hofe zu St. Petersburg die Beſchützung der Moldau und Wallachei überlaſſen. Es war darin feſtgeſtellt, daß die für ſieben Jahre ernannten Hoſpodare nicht ohne Zuſtimmung Rußlands abgeſetzt werden könnten. Aber dieſe Uebereinkunft wurde von der ottomanniſchen Pforte verletzt. Die Hoſpodare wurden willkürlich abgeſetzt, und in Beantwortung der Vorſtellungen der ruſſiſchen Regierung verſchloß man ihren Schiffen den Durchgang des Bosphorus.

Dieſe Maßregel war ſoviel als eine Kriegserklärung. 60,000 Ruſſen, unter dem Befehle des General Michelſon, gingen über den Dnieſter, beſetzten ohne Widerſtand Bender, Chotzim und Jaſſy, und marſchirten gegen Buchareſt, wo ein türkiſches Corps, unter dem Befehl des bekannten Muſtapha Bairaktar, Gouverneur von Rutſchuck, ſie erwartete.

Die Vorhut von der ruſſiſchen Armee, von der Inſurrektion der Einwohner unterſtützt, verfolgte die Türken mit großer Schnelle und richtete große Nie-

derlagen unter ihnen an. In kurzer Zeit bemächtigte ſich General Michelſon aller Feſtungen auf dem linken Donauufer, mit Ausnahme Giurgewo's, und vertrieb den Feind aus den drei nördlich von dieſem Strom gelegenen Provinzen.

In dem Augenblicke, wo er den Uebergang bewerkſtelligen wollte, ſetzten ſich die in aller Eile unter Adrianopels Mauern zuſammengezogenen Aſiaten und Janitſcharen in Bewegung. Aber bald brach die Empörung unter dieſen indisziplinirten Horden aus, die man der europäiſchen Disziplin unterwerfen wollte. Sie ermordeten die ihnen gegebenen Lehrmeiſter, und kamen auf dem Kriegsſchauplatze in einem ſolchen Zuſtande der Zerrüttung an, daß es unmöglich war, das Mindeſte mit ihnen zu unternehmen.

Die Diplomatik bemühte ſich den Frieden zu vermitteln, während die Streitkräfte der beiden Mächte ſich an den Ufern der Donau konzentrirten. Endlich 1810, nachdem alle Verſuche zur Friedensſtiftung geſcheitert waren, eröffneten die beiden Armeen, von denen jede 200,000 Mann ſtark war, einen Kampf, deſſen Wuth in den Annalen der Völker nicht Ihresgleichen hat.

Die Ruſſen waren anfänglich gegen Giurgewo und Rutſchuck vorgedrungen; aber der Donauübergang konnte weder an dieſem Orte, noch in ſeiner Nähe ſtatt finden. Die ſteilen Ufer wurden durch Batterien vertheidigt, die mit der Feſtung in Verbindung ſtanden. Sie faßten alſo den Entſchluß, auf drei Punkten zugleich über den Fluß zu ſetzen, nämlich zu Oſtrowa, nahe bei Widdin, zu Hirſowa und zu Tuturkay (Tatarkan). Rutſchuck wurde belagert.

Dieſe Feſtung vertheidigte ſich mit Erfolg, und die Ruſſen wurden bei einem Sturm zurückgeſchlagen, der ihnen 6000 Mann koſtete.

General Kaminsky ſcheiterte ebenfalls vor dem befeſtigten Lager von Schumla, und das Gemetzel auf beiden Seiten war entſetzlich. Die türkiſchen Soldaten, die im offenen Felde nichts taugen, ſind furchtbar hinter ihren Wällen.

Dieſem Erfolge muß man den prahleriſchen Armeebericht zuſchreiben, den der Diwan bekannt machte, und in dem er ſagte, daß man den Ungläubigen genug Köpfe abgeſchlagen habe, um daraus eine Brücke zu erbauen, auf welcher die wahren Gläubigen in die andere Welt übergehen könnten.

Im September ließ Kaminsky den General Langeron vor Rutſchuck und ging raſch nach Bayna den Türken entgegen. Sie vertheidigten ſich mit dem Muth der Verzweiflung; aber nach einem hartnäckigen Widerſtand wurden ſie auf allen Seiten zurückgeſchlagen und ließen 12,000 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde. Dieſe glänzende Waffenthat zog die Uebergabe von Rutſchuck und der Flotte, die ſeinen Hafen vertheidigte, nach ſich.

Während dem hatte die türkiſche Flotte, um eine Diverſion zu machen, eine Landung in der Krimm verſucht. Aber die Ruſſen theilten ihre Streitkräfte nicht, ſie konzentrirten ſich vielmehr in der Bulgarei, und der Großvezier, der gezwungen war zu weichen, zog ſich hinter den Balkan, den Hämus der Alten und die Thermophyläen der Türken in ihren nördlichen Provinzen, zurück. Er nahm ſeine Stellung bei Adrianopel, nachdem er vorher die Vertheidigung des

verſchanzten Lagers von Schumla und der Feſtung Warna, am ſchwarzen Meere, verſichert hatte.

Jetzt zeigte ſich auch der eiſerne Wille des Sultan Mahmud, den er ſeitdem bei ſo vielen Gelegenheiten beurkundet hat. Er pflanzte unter Konſtantinopels Mauern die Fahne des Propheten auf, rief alle Muſelmänner zu den Waffen, und ſtellte an die Spitze der Armee einen neuen Großvezier, den durch die Vertheidigung von Brahilow berühmt gewordenen Achmet Aga, der einen eben ſo entſchloſſenen Karakter hätte, als der Sultan ſelbſt.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilte dieſer in den Balkan, und ſtürzte ſich von den Höhen auf die vereinzelten Armeekorps, welche die Bulgarei beſetzt hatten. Er zwang ſie zur Flucht über die Donau, und belagerte Rutſchuck, das der General Kutuſow vertheidigte. Von allen Seiten bedrängt, ſchafften die Ruſſen die Einwohner auf das linke Donauufer, und zogen ſich zurück, nachdem ſie die Stadt an allen Ecken in Brand geſteckt. Sodann wurde ſie von den Türken beſetzt.

Der Großvezier benutzte ſeinen Vortheil und verfolgte die Ruſſen zugleich in der Richtung gegen Widdin, Rutſchuck und Siliſtria. Die Einnahme von Widdin vergönnte ihm, Rutſchuck gegenüber, 30,000 Mann in die Wallachei zu werfen. Er vertrieb die Ruſſen aus der Inſel Slobodſe, ſetzte ein beträchtliches Truppenkorps auf das linke Donauufer über, und ließ dort ein verſchanztes Lager anlegen.

Kaum hatte jedoch Kutuſow Nachricht davon, ſo ſchickte er den General Markow mit 8000 Mann gegen ihn. Bei den Türken iſt ein Lager nach keinem regel-

mäßigen Plane erbaut. Das Zelt des kommandirenden Generals iſt im Mittelpunkte. Alle übrige drängen und gruppiren ſich in der größten Unordnung darum. Jeder Soldat wählt den Platz, der ihm behagt. Aber dies Lager iſt für ſie ein Fort, in welchem ſie ſich mit der Wuth eines bis in ſeine Höhle verfolgten Löwen vertheidigen.

Diesmal ließen ſie ſich überraſchen. Sie mußten flüchten und Alles, ſelbſt das Zelt des Großveziers, im Stiche laſſen, um nur bei Zeiten Rutſchuck zu erreichen. Der General Langeron ſetzte mit 100 Kanonen über den Fluß um ſie von der Seite anzugreifen, während Kutuſov aus ihrem Lager ſie mit ihrer eigenen Artillerie beſchoß.

Indeſſen ſegelte auch die ruſſiſche Flotte die Donau herauf, um ihnen alle Gemeinſchaft mit den verſchiedenen ottomanniſchen Korps abzuſchneiden, und Rutſchuck auszuhungern, während ein neuer Sieg den Ruſſen die Inſel Slobodſe mit ihren Batterien zuſicherte, und ihnen vergönnte, den Blokus der Feſtung vollſtändig zu machen. In dieſer ſchrecklichen Lage vertheidigten ſich die Türken mit unerhörter Hartnäckigkeit. Es fehlte ihnen an Lebensmitteln: ſie ſchlachteten ihre Pferde. Endlich, nachdem ſie alle Hoffnung aufgeben mußten, entſetzt zu werden, kapitulirten ſie nur, als ſie mehrere Stürme überſtanden und 10,000 Mann verloren hatten.

Das war die letzte Waffenthat dieſes blutigen Krieges. Das türkiſche Armeekorps, das über Widdin in die Wallachei eingedrungen war, räumte dieſe Provinz, und der Großvezier, der ſich auf einem ſchwachen Boote aus dem Lager bei Rutſchuck geret-

tettet hatte, ſammelte ſeine Truppen, und führte ſie, mit bedeutender Verſtärkung, gegen die Trümmer dieſer von Kutuſow beſetzten Feſtung.

Dieſe blutigen und rauchenden Ueberreſte, um welche man ſich auf beiden Seiten mit ſo vieler Wuth ſtritt, ſollten nun zum vierten Male der Schauplatz des Krieges werden, als die Erſchöpfung der ottomanniſchen Macht, und die kritiſche Lage, in welcher ſich Rußland durch Napoleons Einfall, und ſeine Siege bei Smolensk und an der Moskau befand, 1812 der Friede von Buchareſt veranlaßt wurde. Man weiß, daß Rußland dadurch den ganzen Landſtrich zwiſchen Dnieſter und Pruth, folglich Klein-Beſſarabien und einen Theil der Moldau, gewann.

Jetzt haben die Ruſſen abermals Beſitz genommen von den Fürſtenthümern, die ſie bereits von 1806 bis 1812 beſetzt hielten, und dieſe Eroberung iſt für ſie nur ein militäriſcher Spaziergang geweſen. Aber der Widerſtand der Türken beginnt an der Donau, und unter den Wällen Brahilows, Ismails und Giurgewo's.

Der letzte Krieg beweiſet, daß man bei den Türken in der Art und Weiſe, wie der Feldzug eröffnet wird, nicht ſein Ende vorausſehen kann. Die Ruſſen gelangten auch 1807 ohne Widerſtand bis an die Donau, und nach ſechs Jahre langen Kämpfen, nach einer langen Wechſelreihe von Erfolgen und Verluſten, befanden ſie ſich noch 1812 an den Ufern desſelben Fluſſes.

Vergeblich ſuchten ſie weiter vorzudringen; ſie wurden überall zurückgeſchlagen. Eine Stadt, die von

europäiſchen Truppen vertheidigt, ſich nicht acht Tage lang halten würde, bot ihnen drei Jahre lang Schach.

Wenn die Ruſſen in dem unlängſt eröffneten Feldzuge die Donau überſchreiten (was ſie auch bereits gethan), werden ſie auf ihrem Wege einen furchtbaren von der Natur aufgethürmten Wall, längs der Grenze der Bulgarei, den Balkan, finden.

Fünf Straßen führen durch dies Gebirg. Drei gehen nach Ardrianopel, nämlich von Sophia über Bazargick, und zwei von Tarnowa über Keiſanlick und Selimnia. Die beiden letztern gehen von Schumla nach Konſtantinopel über Karnabat und Haidhos. Die von Tarnowa ſind größtentheils durch die ſteilen Abhänge des Balkan gebrochen, und am wenigſten zugänglich. Die von Haidhos iſt die bequemſte und gebrauchteſte.

Keiner dieſer Päſſe iſt den Spahis, oder der türkiſchen Reiterei, unzugänglich. Dieſe beſteht aus Lehnbeſitzern, welche einen Oberherrn haben. Sterben ſie, ohne männliche Erben zu hinterlaſſen, ſo fallen ihre Beſitzungen dieſem anheim, und er kann andere Vaſallen, unter denſelben Bedingungen, damit belehnen.

Die Spahis bilden 16 Legionen. Obgleich ihre Kleidung ſehr unbequem iſt, und ihnen in ihren Bewegungen hinderlich wird, ſind ſie ſehr brauchbar im Gebirg. Ihre Sättel ſind von Holz, nach hinten und vorn anſteigend, und ſehr ſchwer. Ihre kurzen Steigbügel gleichen einer Feuerſchaufel und ſind nach hinten zugeſpitzt, um als Sporn zu dienen. Dem ungeachtet ſind ſie vortreffliche Reiter, und verlieren ſelbſt an den gefährlichſten Stellen nie ihr Gleichge-

wicht und ihre Geiſtesgegenwart. In ihren Manövern iſt nicht die geringſte Ordnung zu bemerken. Aber einzeln ſchlagen ſie ſich wie Löwen, und wiſſen Berge zu erklimmen, die der europäiſchen Reiterei unzugänglich ſind. In Schluchten und Abgründen verſchwinden ſie im geſtreckten Galopp, um bald darauf im Rücken des Feindes zu erſcheinen, ohne daß man begreifen kann, wie ſie mit ihren Pferden über Felswände hinweggekommen, die ſelbſt für Fußgänger unerſteiglich zu ſein ſcheinen.

Die Unerſchrockenſten unter den Spahis werden Delhis, oder Unſinnige, genannt, und ſie rechtfertigen dieſen Namen nicht nur durch ihre Unerſchrokkenheit, ſondern durch die Tollkühnheit, mit welcher ſie ſich in die drohendſte Gefahr ſtürzen.

Die Jahreszeit, in welcher die Ruſſen den gegenwärtigen Feldzug eröffnet haben, vermehrt gewiſſermaßen noch die Schwierigkeit ihres Unternehmens. In dieſem Theile der Türkei iſt der Frühling die günſtigſte Jahreszeit zum Kriegführen. Das Klima iſt alsdann ſehr geſund, und das Land ſehr angenehm. Das Waſſer iſt im Ueberfluß vorhanden, die Vegetation herrlich, die Luft heiter und mild. Aber im Sommer vertrocknen die meiſten Bäche, die Vegetation verſchwindet und man ſieht nichts als einen verbrannten Boden, auf dem die Tageshitze unausſtehlich und die Kälte und Feuchtigkeit der Nächte gefährlich iſt. Alle Armeen der alten und neuen Zeit, welche in dieſer Gegend im Sommer gekriegt haben, ſind durch empfindliche Verluſte davon belehrt worden.

Anderſeits kann man es nicht unternehmen, im Winter durch den Balkan vorzudringen. Man würde

in Sümpfe gerathen, in denen man Artillerie und Bagage ſtecken laſſen müßte. Man würde die Schluchten mit Schnee angefüllt, die Bäche ausgetreten und ohne Brücken finden. Mit einem Worte, in welcher Jahreszeit es auch ſei, der Uebergang des Balkan iſt immer ſehr ſchwer, weil ſich eine Unzahl natürlicher Schwierigkeiten darin darbieten, die man überwinden muß, bevor man daran denken kann, mit dem Feinde ſich zu ſchlagen, der im Stande geweſen iſt, ſeine Stellung ſelbſt zu wählen, aus denen man ihn vertreiben muß, wenn man weiter dringen will.

Während dem letzten Feldzuge hatten die Ruſſen das ganze Land zwiſchen der Donau und dem Balkan beſetzt, mit Ausnahme von Warna, Nyſſa und Schumla. Sie hatten in den Ebenen der Bulgarei eine Armee von 100,000 Mann, deren Vorpoſten am Fuße des Gebirges bivouakirten. Aber ſie wagten es nie, in dieſe Engpäſſe vorzudringen. Einige unregelmäßige Koſacken nur machten eine kurze Streiferei, von der ſie mit blutigen Köpfen zur Armee zurückkehrten.

Auf der ganzen Strecke von hier bis Konſtantinopel bemerkt man nicht eine Feſtung. Die Türken fürchten den Angriff von dieſer Seite nicht. Aber um ſo mehr beſorgen ſie ihn von der Meerſeite, und eine ſolche Invaſion zu verhindern haben ſie eine ganze Feſtungsreihe längs dem Bosphorus und dem Hellespont angelegt.

Als 1821 der Divan mit einem Bruch von St. Petersburg bedroht wurde, ließ er alle Plätze auf dieſer Linie ausbeſſern, und auf allen Punkten, wo

eine Landung ſtatt finden konnte, Batterien errichten, die jedoch ſo übel angelegt waren, daß wenn man ſie vom Lande angreifen wollte, ſie nicht von dem geringſten Nutzen ſein würden, weil man ſie vollkommen von den darüber befindlichen Hügeln beherrſcht.

Ungeachtet aller natürlichen Hinderniſſe, durch welche die Pforte beſchützt wird, iſt es dennoch unbeſtreitbar, daß ihre Macht in Europa ſich zu ihrem Ende neigt. Es iſt vorauszuſehen, daß ihr letztes konvulſiviſches Beſtreben ſie nicht von ihrem Untergange retten kann.

---

# Kronik des Hofes zu Liſſabon.

## II.

Anblick des Hofes nach der Ermordung des Marquis von Lulé. — Konſtitutions-Entwurf. — Verſchwörung. — Empörung des Infanten Don Michael. — Flucht des Königs. — Sein Tod. — Vermuthung einer Vergiftung. — Bild dieſes Fürſten. — Mittheilungen über die Königin. — Krankheit der Infantin Iſabelle. — Adel, Geiſtlichkeit und öffentliche Verwaltung Portugals. — Die Kortes von Lamego.

Der Tod des Marquis von Lulé verurſachte, wie wir bereits im erſten Artikel geſagt *), ein allgemeines Entſetzen am Hofe zu Liſſabon. Es ſchien gewiſſermaßen, als habe man dem Monarchen dadurch einen Fingerzeig geben wollen, was er ſelbſt zu erwarten habe. Man wagte es nicht, ſich über jene geheime und furchtbare Macht zu befragen, welche dieſe

*) M. ſ. Bibliothek d. n. Weltk. 7. Theil, S. 24 u. f.

That geboten hatte, die ſtärker als der Thron ſelbſt zu ſein ſchien, und die nicht anſtand, die treueſten Freunde des Königs ſelbſt beinahe in ſeinem eigenen Gemache zu ermorden, ohne daß der unglückliche Fürſt es wagen durfte, weder die, welche dies Verbrechen befohlen, noch ſelbſt die elenden Werkzeuge, welche es in Ausführung gebracht hatten, zu beſtrafen. Sein Hof glich nicht mehr denen des 19. Jahrhunderts, die im Allgemeinen ſo ruhig und zierlich waren, wo Ehrgeiz und Liebe, die gewöhnliche Zerſtreuung ihres Müßigganges, nur unter liebenswürdigen Formen ſich zeigten. Man hätte glauben ſollen, ſich hier in einem jener Palläſte des 16. Jahrhunderts ſich zu befinden, die bald durch furchtbare Stürme bewegt, bald in ſtummes Entſetzen verſenkt waren.

Unmittelbar nach der Rückkehr des Königs nach Liſſabon erklärte derſelbe, ſeinem gegebenen Worte getreu, und von der Nothwendigkeit durchdrungen, ſich eine Stütze gegen die Faktion zu geben, die ihn beſtändig bedrohete und verfolgte, daß er entſchloſſen ſei, ſeinem Königreiche ein neues Verwaltungsſyſtem zu geben. In demſelben Dekret, durch welches die Konſtitution der Kortes beſeitigt wurde, verkündete der Monarch zugleich, daß er lebhaft wünſche, den Glanz und die Sicherheit des Thrones mit den Rechten der Unterthanen zu vereinbaren. Er ernannte deshalb eine Kommiſſion, die beauftragt wurde, die Charte zu bearbeiten, welche das Grundgeſetz der portugieſiſchen Monarchie werden ſollte.

Dies ſo nützliche als zeitgemäße Dekret, ſo wie alle damit in Verbindung ſtehende Maßregeln, war kaum bekannt geworden, als die apoſtoliſche Faktion,

in Uebereinſtimmung mit der ſpaniſchen, neue Komplotte ſchmiedete.

Die Charte, mit der man ſie bedrohte, die Gefahren der Verminderung der unumſchränkten Gewalt, und die beabſichtigte Verbeſſerung des Zuſtandes, in welchem das Volk ſchmachtete, wurden in der Halbinſel ein Schrei des Aufſtandes gegen die höchſte Macht, die ſich nicht mehr vor ſich ſelbſt ſichern zu können ſchien. Bald traten apoſtoliſche Konzilien zuſammen, um ſich zu berathen, was unter ſolchen Umſtänden zu thun, und wie ihnen am beſten vorzubeugen ſei.

Die am meiſten in dieſer Angelegenheit intereſſirten Rädelsführer erklärten, „daß eine Charte, welcher Art ſie auch immerhin ſein möge, unvereinbar mit der Sicherheit des Altars und des Thrones ſei; daß man den König als unverbeſſerlich betrachten müſſe, weil er der Revolution ſelbſt die Ruthe gebe, mit der ſie ihn geißeln ſollte, und daß man ihn um jeden Preis und auf alle nur erdenkliche Weiſe verhindern müſſe, einen ſo verhängnißvollen Vorſatz in Ausführung zu bringen."

Dieſer Beſchluß wurde von der geheimen Regierung, die ſchon ſeit mehrern Jahren der legitimen Gewalt des Königs Trotz bot, gut geheißen.

Die Vollſtreckung des königlichen Verſprechens fand alſo überall große Schwierigkeiten. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten hatte, auf Johann VI. Befehl, den verſchiedenen europäiſchen Höfen die Abſicht des Königs mitgetheilt, ſeinem Volke eine ſeinen Bedürfniſſen entſprechende Charte zu geben.

Aufrichtige Patrioten, die das wahre Beſte ihres Vaterlandes wollten, und an denen es ſelbſt in Portugal nicht fehlte, äuſſerten laut, daß dieſer Entſchluß ihres Monarchen das einzige Mittel ſei, Ruhe und Vertrauen wiederherzuſtellen, und die Fortſchritte der Anarchie zu verhindern.

Die mit der Redaktion des königlichen Entwurfs beauftragte Kommiſſion war bereits zuſammengetreten, und hatte ihre Vorarbeiten begonnen. Die Faktion ihrerſeits that alles Mögliche, um die Fortſchritte derſelben zu verhindern. Unglücklicherweiſe gelang ihr Vorhaben nur zu gut. Alle ihre Vorbereitungen waren getroffen, und der 30. April als der Tag beſtimmt, an welchem ein entſcheidender Gewaltſtreich in Ausführung gebracht werden ſollte.

Abends vorher hatte der Infant Don Michael, als Oberbefehlshaber, die nothwendigen Befehle ertheilt, und am nächſten Morgen bei Sonnenaufgang war die ganze Garniſon von Liſſabon, die Miliz ſowohl, als die regelmäßigen Truppen, ungefähr 10,000 Mann ſtark, auf dem Rocioplatze unter den Waffen.

Der Infant hatte einen Kriegsrath gehalten, und die Miniſter des Königs, ſo wie einige ſeiner Höflinge, die ihm am meiſten ergeben waren, verhaften laſſen. Man hätte ſagen mögen, daß dieſer eben ſo ſchwache als unbeſonnene Prinz, in der Ausführung ſeiner vatermörderiſchen Plane, die Beſchuldigungen der Feinde ſeiner Mutter zu beſtätigen ſich bemühe, daß ſeine Geburt illegitim, und er der Sohn Luzian Bonaparte's ſei, der ſich früher als Geſandter Frankreichs am Hofe zu Liſſabon befunden, gerade zu einer

Zeit, wo Johann VI. nicht den mindeſten Umgang mit ſeiner Gemahlin hatte.

Eine an die Armee gerichtete Proklamation des Infanten Michael lautete folgendermaßen: „Soldaten! Wenn der Tag des 27. Mai 1823 mit ungewöhnlichem Glanze für Euch geleuchtet, ſoll auch der heutige, wie ich das feſte Vertrauen habe, nicht minder ruhmvoll für Euch werden. Der eine und der andere werden eine glänzende Seite in Luſitaniens Geſchichte einnehmen. An dem erſten dieſer Tage verließ ich die Hauptſtadt, um eine anarchiſche Faktion zu vernichten, und um den Thron, den König, die königliche Familie und die Nation zu retten, um gegen gottloſe Angriffe unſere heilige Religion zu vertheidigen, dieſe erſte und ſicherſte Stütze der Königswürde und der Gerechtigkeit. Jetzt will ich dies große unternommene Werk vollenden, und ſeinen endlichen Erfolg dadurch ſicher ſtellen, daß ich jene Peſthorde der Freimaurer vernichte, die noch ihre verfluchten Köpfe erheben, und den Thron des Hauſes Braganza über den Haufen ſtürzen möchten.“

Nach Vertheilung dieſer Proklamation, deren Schwülſtigkeit an die während der Schreckenszeit in Frankreich von den Klubs verfaßten Adreſſen erinnert, ſchrieb er an den König, daß er entſchloſſen ſei zu beendigen, was er begonnen habe, nämlich ihn ſelbſt gegen ſeinen Willen aus den Krallen jener verfluchten Geſchöpfe zu befreien, von denen er umringt ſei, die ihn bis an den Rand des Abgrunds geführt, u. ſ. w.

Eine lange Proklamation, in welcher dieſelben Phraſen wiederholt waren, wurde auch an die Nation gerichtet. Er fügte noch hinzu, daß, obgleich eine

Kommiſſion ernannt worden, um die Feinde des Altars und des Throns zu verfolgen, ſie dennoch bisher unbeſtraft geblieben; daß die Finanzen erſchöpft, Handel, Induſtrie und Landwirthſchaft im übelſten Zuſtande ſeien; daß man Braſilien verloren, und alle Mittel, es wieder zugewinnen, vernachläſſigt habe, wie wenn die Portugieſen nicht mehr in ihren Adern das Blut derjenigen hätten, die es eroberten. Endlich ſagte er, daß, wenn man nur zu ihm allein Vertrauen faſſen wolle, alles Elend der Nation bald gehoben ſein werde.

Auſſer dieſen Proklamationen, hatte der Prinz noch eine Liſte entwerfen laſſen, auf welcher alle Diejenigen verzeichnet waren, die eingekerkert werden ſollten. Aber aus Beſorgniß, daß ſeine Befehle nicht pünktlich vollſtreckt werden möchten, erniedrigte er ſich zum Häſcher und verhaftete in eigener Perſon, an der Spitze ſeiner Garde, einige der ausgezeichnetſten Männer.

Es iſt nicht ſchwer zu begreifen, welches der eigentliche Zweck dieſer Verſchwörung ſein ſollte, wenn man die Sorgfalt betrachtet, mit welcher der Infant alle Ausgänge des Palaſtes durch ſolche Menſchen bewachen ließ, auf die er am meiſten zählen, und von denen er gewiß ſein konnte, daß ſie den König nicht würden entgehen laſſen. Mit einem Worte, Alles war ſo eingerichtet, daß man einen großen, entſcheidenden Streich thun konnte.

Ohne das energiſche Betragen des diplomatiſchen Körpers, der ſich auf der Stelle verſammelte und Eintritt im Palaſte verlangte, ohne die natürliche Furchtſamkeit Desjenigen, der die Hauptrolle in dieſem

Drama ſpielte, würde der König ohne alle Gegenrede ſeinen Thron, und vielleicht ſelbſt ſein Leben verloren haben.

Die Königin war aus ihrem Palaſte Queluz nach dem von Bemposta geeilt, wo ſich der König als Gefangener befand. Es war in demſelben Augenblicke, wo man ihn zwang, ſein Miniſterium zu verändern und ein anderes zu ernennen, deſſen Glieder man ihm vorſchrieb. Auſſerdem war er genöthigt, noch mehrere andere, ſeinem Willen geradezu entgegengeſetzte Maßregeln zu nehmen.

Endlich brachte es der diplomatiſche Körper dennoch ſo weit, den König zu retten, und ihn an Bord des Windſor-Caſtle, eines engliſchen Kriegsſchiffes, zu führen, von wo er am 9. Mai eine Proklamation an ſein Volk richtete, in welcher man folgende Stelle bemerkt:

„Portugieſen! Euer König wird Euch nicht verlaſſen. Er wünſcht im Gegentheil Euch von dem Entſetzen zu befreien, das Euch bedrückt, die öffentliche Sicherheit wieder herzuſtellen, und den Schleier zu beſeitigen, der die Wahrheit verhüllt. Mein Sohn, der Infant Don Michael, hat, durch falſche Rathgeber getäuſcht, es gewagt, Handlungen zu begehen, die, wären ſie ſelbſt nothwendig und gerecht, nur von mir ausgehen könnten. Er hat ſich auf ſolche Weiſe gegen die königliche Autorität empört, die keine Theilung zuläßt. Am 30. April Morgens waren alle Truppen unter den Waffen, und der Infant verließ meinen eigenen Pallaſt, um ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Ohne meine Zuſtimmung verhaftete er willkürlich eine ſehr große Zahl Individuen von allen Klaſſen, beſetzte

die erſten Aemter im Staate, und unter andern die der Miniſter. Mein Palaſt wurde von bewaffneten Menſchen umringt, oder vielmehr in ein Gefängniß verwandelt, und mehrere Stunden lang konnte Niemand zu mir gelangen. Dieſe ſo gewaltthätigen Handlungen, dieſe offene Empörung, habe die Vertreter der europäiſchen Monarchen veranlaßt, feierlich gegen jede Uſurpation meiner königlichen Macht zu proteſtiren."

In dieſer Proklamation verbot er allen öffentlichen Beamten, der von ihm in den zehn vorhergegangenen Tagen unterzeichneten Befehlen Gehorſam zu leiſten, weil man mit Gewalt ſie ihm abgezwungen. Er erklärte, daß alle Diejenigen, welche nicht ſogleich zu ihrer Pflicht zurückkehren würden, des Hochverraths angeklagt und ſtreng beſtraft werden ſollten.

Indeſſen waren auch an demſelben Tage Unterhandlungen eröffnet werden, und mehrere Perſonen waren an Bord des Windſor-Caſtle gekommen, um die Sache beizulegen. Nach ihrem Rath erließ der König ein Dekret, durch welches er dem Infanten Don Michael Verzeihung angedeihen ließ. Er motivirte ſeine Nachſicht auf die Unmündigkeit des Prinzen, der ſich habe irre leiten laſſen.

Der eigentliche Zweck der Verſchwörung, die Abſetzung und Beſeitigung des Königs, war verfehlt. Don Michael zögerte alſo nicht länger, ſich zu unterwerfen. Er begab ſich an Bord des britiſchen Kriegsſchiffes, auf welchem ſich der König befand, warf ſich ihm zu Füßen, und vergoß einen Strom heuchleriſcher Thränen. Schriftlich bat er ſodann ſeinem Vater und Monarchen ein Vergehen ab, das in je-

dem andern Lande, als in Portugal, ſeinen Kopf einer großen Gefahr ausgeſetzt haben würde.

Die geheime Geſchichte des Hofes von Portugal, ſeit 1805, iſt nichts als eine beſtändige Verkettung von Komplotten und Verſchwörungen, die von der Königin ausgeheckt wurden, deren beherrſchende Leidenſchaft vom zarteſten Alter an ein unbezähmbarer Ehrgeiz war, und die von dem Augenblicke, wo ſie aus dem Palaſte und dem Bette ihres Gatten verbannt wurde, nur Rache gegen ihn athmete.

Unter ihren Anhängern bemerkte man vorzüglich den Patriarchen, den höchſten geiſtlichen Würdeträger in Portugal. Er billigte vollkommen alle Anſichten der Königin, und war einer der thätigſten Rädelsführer in der Abrilada, unter welchem Namen das Volk in Portugal die Revolution vom 30. April 1824 bezeichnet. Nach dem Mißlingen dieſes Komplotts entdeckte man eine gedruckte und von ihm unterzeichnete Proklamation, die nur Blut und Rache athmete. Man findet darin auch neue Beweiſe von der Exiſtenz und der ſtarken Organiſation der jeſuitiſchen und apoſtoliſchen Parthei in der Halbinſel, wo ſie bereits einen ſo großen und nachtheiligen Einfluß ausübt.

Nichts würde ohne Zweifel auffallender ſein, als eine Darſtellung aller der politiſchen und anderweitigen Intriguen, deren beſtändige Schauplätze die beiden Paläſte Ramalhao und Queluz waren, in welchen die Königin, ſeit der Trennung von ihrem Gemahl, abwechſelnd wohnte. Aber ſie ſind größtentheils ſo ſkandalvoll, daß wir uns genöthigt ſehen, ſie mit dem

Schleier der Vergeſſenheit zu bedecken. Nur einige der ſchicklichſten Anekdoten mögen hier Platz finden.

Als eine Abkömmlingin der drei Philippe, hatte die Infantin Charlotte alle Vorurtheile der Spanier gegen die Portugieſen mit nach Portugal gebracht. Von Kindesbeinen an war dieſe ſtolze Frau daran gewöhnt, alle Rechte des Hauſes Braganza zu verabſcheuen. Sie glaubte nicht, daß Johann VI. würdig ſei, Gemahl einer Prinzeſſin wie ſie zu werden, und ſie gab ihm ihre Nichtachtung mehr als einmal zu erkennen.

Unmittelbar nach der Geburt ihres erſten Kindes (ſie war damals noch nicht 16 Jahr alt, und hatte ihrer Kleinheit und ihres kindiſchen Geſichts wegen, das Anſehen eines der Schule entlaufenen Mädchens) ſchenkte ihr die Tante ihres Mannes, eine ſehr ehrwürdige Matrone, einen reichen und koſtbar gearbeiteten Fächer. Sie bediente ſich desſelben, um ihre Zofen damit zu prügeln. Die alte Prinzeſſin machte ſie auf die Zerbrechlichkeit des zierlichen Inſtruments aufmerkſam. Die Infantin wurde darüber ſo ſehr entrüſtet, daß ſie den Fächer in tauſend Stücke zerbrach, und ihn der Geberin mit den Worten vor die Füße warf: „Das iſt der Gebrauch, den man in Spanien von Euern Geſchenken macht!“

Ein anderer Umſtand beurkundet noch beſſer die Heftigkeit ihres Karakters. Eines Tages erlaubte ſich die Säugamme ihres erſten Kindes, es zu liebkoſen und zu umarmen. Die portugieſiſchen Ehrendamen glaubten den Stolz ihrer Gebieterin zu ſchmeicheln, wenn ſie die Arme deshalb beſtraften. Dieſe leiſtete einigen Widerſtand. Die Prinzeſſin vernahm das Ge-

räuſch, ſtürzte aus ihrem Gemache, und theilte rechts und links derbe Schläge aus, ohne ſich darum zu bekümmern, wer Recht oder Unrecht habe.

Auf dieſe Weiſe behandelte ſie oft auch ihren Liebling Don Michael, den ſie ſelbſt 1822 und 1823 noch an den Ohren ſchüttelte, ohne ſich um die Perſonen zu bekümmern, die gegenwärtig ſein mochten.

Die Königin hat überdem einen tief eingewurzelten Haß gegen die engliſche Nation. Als die königliche Familie ſich nach Braſilien begab, befanden ſich Johann VI. und ſeine Gemahlin auf zwei verſchiedenen Schiffen. Sir Sydney Smith hatte den Oberbefehl der Flotte. Die Richtung, welche man verfolgte, war der Gegenſtand beſtändiger Spöttereien auf dem Schiffe der Königin. Der portugieſiſche Kapitän behauptete, daß, wenn man ſo fortfahre, man nicht nach Rio-Janeiro, ſondern nach Bahia oder Fernambuk kommen werde. Sogleich gab ſie ihm Befehl, ſich von dem Geſchwader zu trennen, und unter ihrer perſönlichen Verantwortlichkeit die Richtung zu wählen, welchen er für die kürzeſte halte. Er gehorchte, und am andern Morgen hatte man das Schiff bereits aus dem Geſichte verloren. Es kam in der That 35 Tage vor der Flotte an, die bei Bahia verweilt war. Die Königin war über ihren Erfolg entzückt und ergoß ſich in Schmähungen über die britiſche Ungeſchicklichkeit.

Aber kommen wir wieder zu dem eigentlichen Faden dieſer Mittheilungen zurück.

Der Tod Johanns VI. war ein Räthſel, das ſelbſt ſeine eigenen Aerzte nicht zu löſen wagten. Die Symptome waren höchſt ſonderbar. Ein portugieſi-

ſcher Geſchichtſchreiber äußert ſich darüber folgendermaßen:

„Seit 1805 erfreute ſich der König einer vortrefflichen Geſundheit, mit Ausnahme einer Beingeſchwulſt, die erblich in ſeiner Familie iſt. Am 4. Mai 1826, unmittelbar nach einem Feſte, welches man ihm zu Ehren im Hieronymiten-Kloſter gegeben, fühlte er ein ſehr peinliches Uebelbefinden. Nach ſeiner Rückkehr zu Bempoſta hatte er heftige Erbrechungen, Konvulſionen, Schwindel und Schwächen. Am nächſten Tage wurden die Erbrechungen noch ſtärker. Die am 5. und 6. Mai ausgegebenen Bulletins lauteten, daß die Krankheit einen ſehr drohenden Karakter angenommen habe. Vom 6. bis zum 9. befand er ſich beſſer. Er benutzte dieſen Zwiſchenraum, um ein Dekret zu erlaſſen, durch welches die Regentſchaft ſeiner Tochter Iſabelle übertragen wurde. Am 9. erſchien eine neue Kriſis und der König verſchied am 10. um 6 Uhr Abends. Sein Leichnam wurde nach der Kirche St. Vinzenz von Fora, der gewöhnlichen Begräbnißſtätte der portugieſiſchen Monarchen, gebracht.

„Viele Perſonen verſichern, daß Gift die eigentliche Urſach des Todes Johanns VI. geweſen. Dieſe Anſicht wird auch von einigen Aerzten getheilt, die bei ſeiner letzten Krankheit gegenwärtig geweſen. Einer von ihnen, der Doktor Vielra, ſtarb bald darauf eines unnatürlichen Todes. Hat dies abſcheuliche Verbrechen wirklich ſtatt gefunden, ſo iſt es klar, daß man es nur der Parthei zuſchreiben muß, die unaufhörlich ſein Daſein bedrohte, und nicht den Konſtitutionellen, die durch ſeinen Tod nichts zu gewinnen hatten.“

Johann VI. war äußerſt mißtrauiſch und zurückhaltend. Im höchſten Grade war er Meiſter in der Verſtellungskunſt. Es war ſehr ſchwer, ſeine wirkliche Geſinnung zu durchdringen, obgleich ſeine Miniſter ihn immer bereit fanden, alle ihm vorgelegten Dekrete zu unterzeichnen. Um den Fallſtricken zu entgehen, die ſeine Gattin ihm unaufhörlich legte, beging er einige Handlungen, die ſeiner natürlichen Rechtſchaffenheit ein Gräuel ſein mußten, wozu ihn aber die Verlegenheit, in welcher er ſich befand, zwang.

Er war urſprünglich nicht der vermuthliche Thronerbe, deshalb hatte man ſeine Erziehung ſehr vernachläſſigt und ihn in den Händen der Mönche gelaſſen, von denen er nichts als Verſtellung und Heuchelei gelernt. Auſſerdem würde er gewiß ein guter und weiſer König geworden ſein.

Sein älterer Bruder, der Prinz Joſeph, war unter Leitung des Marquis von Pombal erzogen worden, der ſich vorgenommen hatte, einen vollkommenen Monarchen aus ihm zu machen. Unglücklicherweiſe ſtarb dieſer Prinz 1788 an einem bösartigen Fieber, und erſt jetzt wurde Johann ſeiner Einſamkeit entriſſen. Bis dahin hatte ſein größtes Vergnügen darin beſtanden, zu jagen und Litaneien zu ſingen. Er ſollte nun andere Pflichten kennen lernen, die ihm ſeine aufrichtige Vaterlandsliebe leicht gemacht haben würde, wenn die Mönche nicht ſeinem Karakter eine ganz falſche Richtung gegeben hätten. Sein innigſter Wunſch beſtand darin, Portugal einen Theil ſeines alten Glanzes wieder zu geben; aber immer ließ er ſich in Vollſtreckung der dazu erforderlichen Inſtitutionen hemmen.

Seine Anſichten waren oft hell und wohlwollend. Als man ihm auf ſeiner Rückkehr von Braſilien nach Portugal den Vorſchlag machte, die in Portugal beſtehende Konſtitution zu verändern, äuſſerte er ſich mit Wärme über die Entartung des Adels, und fügte hinzu, daß eine Kammer, in welcher alle Klaſſen gleichen Zutritt hätten, mehr zum Beſten der Krone und der Nation geeignet ſei, als zwei getrennte. Bei der Leſung des erſten Artikels der Konſtitution, nach dem die katholiſche Religion die alleinige des Staats ſein ſoll, rief er: „Das iſt eine Abgeſchmacktheit. Ich bin gewiß ein guter Katholik: aber in dem Grundgeſetz einer Nation kan nicht die Rede von dieſer oder jener Religion ſein.“

Er war kein beſonderer Freund des römiſchen Hofes, und als Pius VII. i. J. 1814 die Jeſuiten wieder herſtellte, machte er ihm Vorſtellungen darüber, und verbot ſeinem Geſandten beim heiligen Stuhl, in dieſer Hinſicht, weder mündlich noch ſchriftlich, die mindeſte Unterhandlung anzuknüpfen.

Während allen den politiſchen Intriguen, welche die Königin angeſponnen, wurde ſie von ihren Freunden zu Madrid aufs Thätigſte unterſtützt. Auch ihre beiden Töchter, die Prinzeſſin von Beira, und Maria Franziska, Gattin des Infanten Don Carlos, waren ihr dabei ſehr behilflich. Der Briefwechſel unter dieſen drei Perſonen war ſehr thätig. Durch einige aufgefangene Schreiben erſah man, daß ihr Hauptzweck dahin gehe, nicht nur alle freie Inſtitutionen zu vernichten, ſondern auch Portugal Spanien wieder zu

unterwerfen, und dieſem letztern ſeine Herrſchaft in Amerika wieder zuzuſichern.

In dieſer letztern Abſicht bediente ſich die Königin des Marquis von Guarany, deſſen wir ſchon früher gedacht haben. Zu jener Zeit befand ſich noch eine ziemlich beträchtliche ſpaniſche Armee, die ſpäter von den Kolumbiern vernichtet wurde, in Ober-Peru. Man beſchloß ſie zu verſtärken, und eine andere in Paraguay zu bilden, die ſodann in die vereinigten Provinzen von la Plata eindringen ſollte. Um die zu einem ſolchen Plane erforderlichen Mittel zu haben, wurde beſchloſſen, eine Anleihe zu London zu eröffnen, welche der Doktor Francia garantiren ſollte. Aber die engliſchen Kapitaliſten wollten ihr Geld nicht wegwerfen, und das Anleihen von Paraguay ſchlug fehl. Während dem war Guarany, einer andern Intrigue wegen, zu Liſſabon verhaftet worden.

So lange die Königin von Portugal und der ſpaniſche Hof auf dieſe Unterhandlung rechneten, war ihr Vertrauen grenzenlos. Dieſem Vertrauen muß man denn auch die arrogante Note zuſchreiben, welche der ſpaniſche Geſandte unterm 21. Januar 1825 an die britiſche Regierung richtete, und die Canning durch ſeine energiſche Darſtellung des Zuſtandes Süd-Amerika's, unterm 25. März, beantwortete. — Die Königin war ſo entzückt über ihren Plan, daß ſie mehr als einmal ausrief: „Der Dienſt, den ich Spanien geleiſtet, iſt eben ſo viel werth, als eine zweite Entdeckung Amerika's!"

Während die königliche Familie von Spanien ſich in den Händen der Kortes zu Kadix befand, und man Alles von der Volkswuth für ſie beſorgen mußte,

machte die Königin ihre Rechte auf den Thron ihrer Vorfahren geltend, wobei ſie aus allen Kräften von der geheimen Macht unterſtützt wurde, die einen großen Einfluß in der Halbinſel hatte. Ihre Agenten und Kuriere reiſeten unaufhörlich zwiſchen Queluz und dem Hauptquartier hin und her.

Wären die Glieder der königlichen Familie in irgend einer Kataſtrophe umgekommen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß der große Plan, den ſie ſeit 30 Jahren verfolgte, nämlich Portugal wieder mit Spanien zu vereinigen, ſich ſehr ſeiner Ausführung genähert haben würde.

Ihre Thätigkeit erneuerte und verdoppelte ſich während der letzten Krankheit des Königs. Das Dekret, durch welches dieſer Monarch die Regentſchaft auf ſeine Tochter, die Infantin Iſabelle, übertrug, zog ihr einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Aber ſie hatte bald einen andern Entſchluß gefaßt. Ihre Abſicht ging dahin, ihren jüngſten Sohn Don Michael auf den Thron zu ſetzen, um in ſeinem Namen zu regieren.

Von nun an begann die gewaltige Oppoſition gegen die Rechte des unmittelbaren Thronerben, die bald den Bürgerkrieg nach ſich zog. Die Sache der Freiheit errang noch einmal den Sieg. Aber der unerklärliche Entſchluß Don Pedro's, die Regentſchaft Don Michael zu übertragen, hat den Kampf, unheilſchwangerer als je, erneuert.

Indeſſen ſcheint das Glück der Königin doch nicht recht zu lächeln zu wollen, und ſie ſcheint ſelbſt jetzt ihren unlöſchbaren Durſt nach unumſchränkter Gewalt, der ſie ihr ganzes Leben hindurch geplagt, nicht

ſtillen zu können. Ein heftiger Widerſtand gegen ihre Maßregeln, der ſich auf allen Seiten zeigt, belehrt ſie davon.

Sonderbar genug verſpürte die Infantin Iſabelle, die einige Zeit lang geneigt zu ſein ſchien, den Abſichten ihres Bruders, des Kaiſers Don Pedro, zu entſprechen, und den Weg der Geſetzmäßigkeit zu verfolgen, plötzlich ein heftiges Uebel, das ihr Leben bedrohete. Das Gerücht einer Vergiftung, das ſchon beim Tode Johanns VI. laut geworden, erneuerte ſich mit Heftigkeit, und man fragte ſich mit Entſetzen, wer dieſer verruchte Giftmiſcher ſei. Aber man bedarf unbeſtreitbarer Beweiſe, um ſagen zu können: dieſer iſt es, oder jener.

Kommen wir jetzt zu andern Anſichten über Portugals innern Zuſtand. Der allbeherrſchendſte Einfluß in dieſem Lande iſt unbeſtreitbar der der Geiſtlichkeit. Mit Hilfe wunderbarer Legenden und angeblicher Mirakel hat ſie alle Rechte des Volks einem unumſchränkten Monarchen überliefert, der ſeinerſeits ihr gehorchen muß. Die meiſten portugieſiſchen Schriftſteller, die gewöhnlich Prieſter ſind, behaupten, daß ihr Volk das religiöſeſte auf der Erde ſei, und daß es ſeit Tubal, dem Enkel Noa's, der Setubal oder St. Uves gründete, nie aufgehört hat, es zu ſein. Sie beweiſen, daß die Portugieſen immer die eifrigſten Verfolger der Ungläubigen geweſen; daß ſie die erſte Kirche zu Ehren der Jungfrau Maria erbauten; daß ſie immer die unbefleckte Empfängniß vertheidigt haben; daß die Stifter von vier Mönchsorden Portugieſen geweſen; daß ihre Könige die reichſten religiöſen Stiftungen gemacht; daß man in ihrem

Lande die meiſten Reliquien und Heiligen findet; daß dort die meiſten Wunder geſchehen u. ſ. w.

Der Anblick des Landes und der Geſellſchaft in Portugal iſt mit dieſem Gemälde vollkommen übereinſtimmend. In den übrigen europäiſchen Staaten bemerkt man die Spuren des 15. Jahrhunderts nur noch in der Geſchichte. In Portugal dagegen lebt es noch fort, und man findet es ſowohl in der Tracht, als in den Gebräuchen, vorzüglich aber im Aberglauben.

Ein Fremder, der ſich zum erſten Male zu Liſſabon befindet, ſollte glauben, daß die Religion, oder das was man hier unter dieſem Namen verſteht, die alleinige Beſchäftigung aller Einwohner iſt, daß ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, und daß man die Regierung als eine regelmäßige Theokratie betrachten kann.

Alle Städte haben etwas Mönchiſches. Kirchen und Klöſter ſind darin die ſchönſten und bemerkenswertheſten Gebäude. Sie erheben ſich gewöhnlich auf Hügeln und beherrſchen alle übrige Häuſer. Am frühen Morgen wird man durch Glockengeläute geweckt, und den ganzen Tag davon betäubt. Geht man aus, ſo iſt man gewiß, irgend einer Prozeſſion zu begegnen, oder das Volk vor irgend einem Heiligenbilde knien zu ſehen. Ueberall ſtößt man anf ſchwarze, weiße oder graue, beſchuhete oder unbeſchuhete Mönche, mit oder ohne Bart. Man vernimmt das Geräuſch der Klingel, welche die Näherung des heiligen Sakraments verkündet. Noch ſieht man weder Baldachin noch Prieſter, noch die Fackeln Derjenigen, die ihn

begleiten, und ſchon liegt alles Volk im Staube, ſo weit der Blick nur reichen mag.

Man betritt mit der Menge eine Kirche, deren Mauern mit Exvotos bedeckt ſind, und man ſieht, daß die Meſſe an mehreren Altären zugleich gefeiert wird, während, mit Ausnahme der Prieſter, alle Anweſende ihre Stirn zur Erde neigen und fromme lateiniſche Gebete murmeln, die ſie wenig oder nicht begreifen.

Die Bettler, von denen man beim Hinausgange überfallen wird, fordern ihr Almoſen im Namen der Jungfrau, der Heiligen und der Seelen im Fegfeuer, während die Diener der Kirche, im Namen der Armen bettelnd, in Begleitung einer Trommel, eines Dudelſacks und eines heiligen Geiſtes die Straßen durchziehen.

Tritt man in den Laden eines Goldſchmieds oder eines Wachsziehers, ſo erblickt man nur Kruzifixe, Heilige und Kronen. Aber was der großen Maſſe der Bevölkerung am ſchädlichſten iſt, das ſind die vielen Feſte, Prozeſſionen und Wallfahrten, die beſtändig die Arbeit unterbrechen und ihr die eben ſo immoraliſche als koſtſpielige Gewohnheit des Müßiggangs geben.

Der Jeſuit Vieyra ſagt, daß es zu ſeiner Zeit (1670) in Portugal 10,000 Mönche, 30,000 Weltgeiſtliche und 15,000 Nonnen, im Ganzen 55,000 Individuen gab. Aber die Schätzung iſt bei weitem zu ſchwach; denn ein einziges Kloſter, das von Alcobaza, enthielt, ohne die Laienbrüder und Dienſtboten, nicht weniger als — 995 Mönche.

Seit dem hat ſich die Geiſtlichkeit zwar etwas vermindert; aber ſie iſt immer noch viel zu ſtark. Wir haben eine auf Befehl der Kortes entworfene ſtatiſti-

ſche Ueberſicht vor Augen, nach welcher ſich 1822 die Zahl der Klöſter in Portugal auf 402, die der Mönche auf 5621 und die ihrer Diener auf 628 belief. Ihr Einkommen in Geld betrug 607,253 Milreis (ungefähr 1,875,000 rhn. Gulden), in Weizen 92,618 Alquieres, in Korn 98,771, in Gerſte 17,171, in Schweinefleiſch 30,091 Pfund, in Rindfleiſch 8,032 ohne den Reis, Mais und viele andere Artikel.

Aber alle dieſe Angaben ſind viel zu gering. So belief ſich, der Behauptung der Mönche nach, der ihnen zukommende Wein auf 22,181 Almudes, obgleich es erwieſen war, daß ſie jährlich zehnmal mehr verbrauchten. An Oel geben ſie an 3496 Almudes, und an Geflügel 15,000 Stück, ohne 2000 Hühner, die nebenbei gingen. Man kann alle dieſe Angaben ohne Anſtand wenigſtens verdoppeln oder verdreifachen.

Nach demſelben Verzeichniß zählte man zu derſelben Zeit 132 Nonnenklöſter mit 2980 Schweſtern und mehr als 3000 Dienerinen. Ihr jährliches Einkommen belief ſich in Geld auf 341,309 Milreis; aber es war bei weiten beträchtlicher in Natur- und andern Steuern.

Fügt man zu der Geiſtlichkeit, deren Zahl gewiß nicht unter 30,000 iſt, noch den reichen Generalſtab der Würdeträger, der aus einem Patriarchen (eine Art Pabſt des Königreichs), 3 Erzbiſchöfen, 15 Biſchöfen, und ungefähr 50 Prälaten beſteht, ſo kann man ſich einen Begriff von der portugieſiſchen Frömmigkeit machen. Das Geſammteinkommen der Geiſtlichkeit würde ſich nach dem Zehnten, den ſie dem Staate zahlt, auf ungefähr 8,750,000 rhn. Gulden belaufen. Aber es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß

es wenigſtens doppelt ſo ſtark iſt. Die Habgier der Prieſter in dieſem Lande iſt ſo groß, daß ſie ſelbſt den Zehnten von den Fiſchen fordern und erhalten, die im Tajo gefangen werden.

Bei alledem iſt es unmöglich, in irgend einem Lande unwiſſendere und verdorbenere Geiſtliche zu finden, als in Portugal. Ihre Sitten ſind keineswegs erbaulich, ſie ſind entweder im höchſten Grade fanatiſch oder heuchleriſch. Dieſe letztern vorzüglich ſind die thätigſten Widerſacher jeder moraliſchen und geſellſchaftlichen Verbeſſerung. Sie ſingen Te Deums, um die empörendſten Volksausſchweifungen zu verherrlichen. Sie gebieten Gräuelthaten mit dem Kruzifix in der Hand. Sie ſchreien gegen die Freimaurer, obgleich ſie ſehr wohl wiſſen, daß es nicht eine einzige Loge im Lande gibt. Sie benutzen die Preßfreiheit nur, um die Wohlthaten des Unterrichts zu verfluchen, und die niedrigſten Leidenſchaften der Hefe des Volks in Gährung zu bringen.

Einer dieſer Menſchen predigte letzthin gegen die Engländer und Freimaurer, von denen er behauptete, daß ihre Abſicht nur dahin gehe, den Thron und die Religion zu vernichten, und die ganze königliche Familie zu ermorden. Aber, ſchrie er, unſer Engel (Don Michael) iſt wieder erſtanden, und ſeine Auferſtehung in Portugal iſt ein größeres Wunder, als die Jeſu Chriſti in Paläſtina. — —

In einer Nummer der Tropeta final, vom 11. April d. J., lieſt man folgende Stelle aus der Feder eines Prieſters. Sie iſt an die Freunde der Ordnung und Geſetzmäßigkeit, an die Anhänger Don Pedro's und ſeiner legitimen Rechte gerichtet.

„Erhebt Euch, Ungeheuer! und erſcheint vor Gericht. Der verhängnißvolle Tag iſt erſchienen, an dem wir unſere Lippen an die erweckende Trompete drükken, und ſie durch ganz Portugal erſchallen laſſen, um den Augenbick zu verkünden, wo ein mächtiger und rächender Arm jene angeblichen politiſchen Verbeſſerer, die den Thron ihres Königs erſchüttert und die Religion ihrer Väter beſchimpft haben, den dunkelſten Zufluchtsörtern entreiſſen wird. Bald werden ſie vor unſerm Racheengel (Don Michael) erſcheinen, der ſie zu dem Orte der Verwirrung geleiten wird, wo ſie in Verzweiflung ihre Seelen aushauchen müſſen.

„Erſcheint, Ungeheuer! erſcheint vor Gericht, Ihr treuloſe Anhänger der verfluchten Freimaurerei, die Ihr nicht allein verſucht habt, die Macht, die Größe und die Majeſtät der erhabenen Hand zu entreiſſen, die den Zepter hält, ſondern die Ihr Euch auch bemühet habt, in dem Herzen der Getreuen das Gefühl der Religion zu vernichten, und zwar darum, um die wunderbare Regierung des beſten, des erhabenſten und des liebenswürdigſten Prinzen von uns abzuwenden.

„Wer könnte glauben, daß in ihren dunkeln Höhlen die Freimaurer keinen andern Zweck haben, als die Getreuen zu lehren, ihren Schöpfer zu läſtern; die Unterthanen, ihren Fürſten herabzuwürdigen, die Kindern, ihre Väter zu ermorden; die Zöglinge, ihren Lehrern das Leben zu rauben; und daß, mit einem Worte, ihre Logen die Lehrſtätten aller Laſter ſind. Fliehet, verberget Euch, Väter der Lüge! Un-

geheuer der Empörung! und laſſet uns leben unter dem wohlthätigen Geſetze unſers Engels (Don Michael).

„Und Ihr, Elende (die Kortes)! die Ihr Euch Deputirte, Vertreter der Nation nennt, Ihr ſeid nur Verſchwörer gegen Thron und Altar. Ihr bürdet der portugieſiſchen Nation ein verruchtes Joch auf. Ihr habt Euch gegen Gott verſchworen. Ihr ſeid Tieger und habt Durſt nach dem Blute der königlichen Familie. Ihr ſeid die Blutigel des Staats, die Räuber des Schatzes. Ihr ſtürzt Euer Land in den Abgrund des Verderbens.

„In Euern hölliſchen Verſammlungen habt Ihr die Soldaten verdorben, die ihrem König ungetreu geworden; jene Miniſter, welche die Befehle ihres Monarchen mit Füßen getreten; jene Prieſter, welche die Würde ihres Berufs verrathen; jene Banquiers und Kapitaliſten, die ihr Geld geliehen, um die Revolutionen, die Gottloſigkeit und die Anarchie zu unterſtützen.

„Verbrecheriſche Freimaurer! bereitet Euch für das ewige Feuer vor, und laſſet uns in Frieden leben unter der Regierung des beſten, des gnädigſten Prinzen.

„Und Du, erhabenſte Stütze der Portugieſen! ſiehe unter Deinem Schwerte jene Elenden, die Dich beſeitigen und die Religion Jeſu Chriſti abſchaffen wollten. Ihre Bücher liegen offen da. Die Verbrechen dieſer Ungeheuer ſind unbeſtreitbar. Bewahre, o Herr! Deine königliche Freigebigkeit für diejenigen, welche mit Dir in den Tagen der Prüfung gekämpft haben. Erinnere Dich, daß unter dieſen Tiegern einige verbrecheriſcher ſind als die andern, und daß ſie mehr Deine Rache verdienen! Mehrere von ihnen gehören

zu den letzten Kortes. — Sie ſind bis jetzt in ihrer Hartnäckigkeit beharret. — Sage zu ihnen: Fort von hier, und laſſet mich in Frieden leben mit Denen, die mich lieben und mich vergöttern.“

Nach dieſem kannibaliſchen Galimathias kann man leicht die Geſinnungen und die Neigungen der portugieſiſchen Geiſtlichkeit beurtheilen. Eine der Hauptſachen ihres Haſſes gegen die Kortes von 1820 beſteht in dem Geſetze, durch welches die Aufnahme der Novizen in den Klöſtern verboten, und verordnet wurde, eine genaue Angabe ihres Eigenthums zu machen, von welchem ſpäter ein Theil zum Dienſte des Staats verwendet werden ſollte. Dieſer Entwurf wird früher oder ſpäter doch in Ausführung gebracht werden müſſen, weil man auf keine andere Weiſe die Geldnoth wird heben können, in welcher ſich die Regierung befindet.

Im Grunde gewinnen die Mönche ihre Stärke und ihren Einfluß nur durch ihre großen Grundbeſitzungen und durch ihre Verbindungen am Hofe. Die unterſte Volksklaſſe, und ſelbſt die abergläubigen Schiffer auf dem Tajo, verfehlen nie eine Gelegenheit, ſich über den Müßiggang und die Heuchelei der Prieſter luſtig zu machen, und der Bettelmönch, der nur zu oft mit leerem Sacke in ſein Kloſter zurückkehrt, verflucht mit allen ſeinen Brüdern den Tag, wo die Inquiſition abgeſchafft worden, die ihm vergönnt haben würde, die drohende Brandfackel unter den Augen des Ungläubigen zu ſchwingen, der ſeine Thür vor ihm verſchloß, ohne ihm eine ſchuldige Gabe zu reichen.

Es iſt unmöglich, von dem Zuſtande Portugals,

und ſeiner wahrſcheinlichen Zukunft zu ſprechen, ohne des Adels, dieſes zweiten Standes im Staate, zu gedenken. Vielleicht gibt es kein Land, in welchem man mehr Adeliche zählt, als in dieſem Königreiche. Einige haben noch Namen, die an die ruhmvollſten Epochen ſeiner Geſchichte erinnern. Andere verdanken ihre Titel nur den Launen des Hofes.

Der portugieſiſche Fidalgo iſt im Allgemeinen ein aufgeblaſenes, träges, ungeſellſchaftliches Weſen, ohne Grundſätze und beinahe ohne allen Unterricht. Die meiſten haben große Güter und geringe Einkünfte. Ihr Leben iſt ein Gemiſch von Unſauberkeit und ſeltſamem Glanz. Sie bewohnen einen Winkel eines entweder halb erbauten oder in Trümmern fallenden Hauſes. Sie leſen und ſchreiben nicht, haben nicht den mindeſten Geſchmack für Künſte und Wiſſenſchaften, und wollen ſich weder unterrichten noch Andere unterrichten laſſen. Ihre Hauptleidenſchaft ſind ſchmuzzige Wolluſt und Spiel.

Der berüchtigte Marquis von Chaves, aus dem man einen Helden machen wollte, in welcher Rolle er jedoch ſo ſehr verunglückt iſt, daß man einen Hanswurſt zu ſehen glaubte, hatte die liebenswürdige Gewohnheit, die Spielmarken ſeiner Nachbarn wegzuſtipitzen, weshalb er mehrmals auf die Finger geklopft wurde. Seine erlauchte Gattin gab ihm das zum Spiel nothwendige Geld und ſchärfte ihm jedesmal ein, es ja nicht zu verlieren. Dieſem Befehle getreu nahm er wohl, wenn er gewonnen; aber verlor er, ſo wollte er nicht bezahlen, und katzbalgte ſich lieber mit dem Gewinner herum.

Ohne Wichtigkeit im Staate, waren die Fidalgos

unter den letzten Regierungen gewöhnt, ihre Zeit unter den eitlen Förmlichkeiten des Hofes, in untergeordneten Intriguen und in wirklich erniedrigenden Uebungen des albernſten Aberglaubens zuzubringen. Nach der Gunſt des Monarchen, bildeten ſie auf ihre Geburt ſich am meiſten ein. Sie verheiratheten ſich nur unter einander, und flohen jede Berührung mit dem Bürgerſtande wie die Peſt.

Der jüngſte Sohn eines Grafen, der nicht einen Heller eigenes Vermögen hatte, vermählte ſich vor Kurzem mit der Tochter eines Kaufmanns, einer der reichſten Erbinnen im Königreiche. Die Mutter des jungen Mannes hatte ſich lange dieſer Verbindung widerſetzt. Sie gab ihre Einwilligung nur, nachdem man ihr bemerkbar gemacht, daß ſie ihre künftige Schwiegertochter als einen Dünger betrachten müſſe, mit dem ſie ihre ausgetrockneten Ländereien verbeſſern könne. — —

Alle Adeliche wohnen faſt beſtändig zu Liſſabon, und erſcheinen beinahe täglich bei Hofe, um irgend eine Gunſt zu erſchleichen. Auſſer zahlreichen Penſionen, ſuchen ſie auch noch einen oder zwei der drei Militärorden zu erlangen, von denen der eine 450 Kommandas, der andere 150 und der dritte 49 haben und gewiſſe Einkünfte abwerfen. Der König kann ſie, in ſeiner Eigenſchaft als Großmeiſter, ertheilen an wen er will. Das Einkommen des Chriſtusorden belief ſich ehemals auf 310,000 rhein. Gulden. Jetzt iſt es nicht mehr ſo bedeutend. Der Zehnten, welcher zum Beſten des Staats von den Einkünften dieſer Orden erhoben wird, beträgt noch jetzt 76,000 Milreis. Folglich würde das Einkommen ſelbſt aus 2½

Million rhein. Gulden beſtehen; aber es iſt viel bedeutender. Man ſieht alſo, daß der Adel gänzlich vom Hofe abhängig iſt.

Man muß jedoch nicht vergeſſen, daß es auch hier Ausnahmen von der Regel gibt. Unter der geringen Zahl der portugieſiſchen Pairs, die im verfloſſenen Jahre Antheil an den Verhandlungen ihrer Kammer nahmen, zeichneten ſich Einige durch Patriotismus und Talent ſehr vortheilhaft aus. Mehr als zwanzig derſelben weigerten ſich, Theil an dem allgemeinen Verrath zu nehmen, und die Knechtſchaft ihres Vaterlandes zu unterzeichnen.

Zudem hat der Einfluß, den die Königin und die apoſtoliſche Parthei dem Pöbel in den öffentlichen Angelegenheiten zugeſtanden, den Stolz des Adels empört und eine ernſte Beſorgniß erweckt. Die Königin-Mutter ihrerſeits hat nie ihre Abneigung gegen den portugieſiſchen Adel überhaupt genugſam zu verbergen geſucht. Sie ſcheint mit Planen ſchwanger zu gehen, die ihr Liebling wahrſcheinlich theilt. Danach kann man ſchlieſſen, daß dieſe Klaſſe ihnen und ihren Anſichten nicht zum günſtigſten iſt.

Gedenken wir im Vorbeigehen auch noch der verwaltenden Macht in Portugal, um das Gemälde von dem Zuſtande dieſes Landes ſo viel als möglich vollſtändig zu machen. Die Zahl der öffentlichen Beamten iſt ungeheuer. Das größte und reichſte Land würde durch ihre Habgier bald zu Grunde gerichtet ſein. Es gibt in Portugal mehr Generale, als in dem ganzen großen Rußland, und nicht ein einziger derſelben iſt im Stande, eine Armee zu kommandiren.

Großbritannien hat nicht halb ſo viel Finanzmänner und Richter. Von den letztern gibt es zu Liſſabon allein mehr als hundert. Ihr Gehalt beſteht jährlich nur aus 3700 rhn. Gulden. Aber ſie geben mehr als 12,000 aus. Der Ueberreſt muß alſo auf andere Weiſe in ihren Beutel flieſſen. Eins der alltäglichſten Mittel, deſſen ſie dazu ſich bedienen, beſteht darin, die Gerechtigkeit an den Meiſtbietenden zu verkaufen. Dieſer Umſtand iſt noch bei weitem ſchädlicher für das Land, als ſeine Mönche.

Um einen Begriff von der großen Menge Individuen zu geben, die in den verſchiedenen Dienſtzweigen angeſtellt ſind, braucht man nur zu ſagen, daß 88 ſich allein im Departement der öffentlichen Arbeiten, 188 beim Supplikationshofe zu Liſſabon, 50 beim Appellationsgericht, und 49 bei der Ordenskammer befinden. Der oberſte Gerichtshof zu Oporto hat einen Kanzler, 58 Richter und 23 Schreiber. Auf der Mauth zu Liſſabon zählt man 99 Beamte und bei der Tabaksregie 129. Die Zahl der Angeſtellten in den beiden Miniſterien des Krieges und des Innern ſteigt über 700, und im Finanzminiſterium auf 1840, obgleich das ganze Einkommen des Staats ſich kaum auf 24 Millionen rhn. Gulden erhebt. In der Schatzkammer allein arbeiten, oder vielmehr ſchlafen, ſpielen und gähnen mehr als achthundert Perſonen. Die jährlichen Gehalte dieſer Beamten belaufen ſich auf 273,754 Milreis oder beinahe eine Million rhein. Gulden.

Nichts iſt trauriger, als die Lage dieſes Königreichs, und wenn Don Pedro und Don Michael einſt

mit dem Schwert in der Fauſt um dieſe Krone ſich ſtreiten ſollte, dürfte man von ihnen wohl sage n:

Nuda poteſtas

Armavit fratres; pugna eſt de paupere regno.

Faſt aller durch das Genie ſeiner Seefahrer entdeckten, durch die Tapferkeit ſeiner Soldaten eroberten Beſitzungen beraubt, iſt der Hof von Liſſabon, über alle Beſchreibung durch die Inquiſition und die Jeſuiten erniedrigt, jetzt nur auf den ſchmalen Erdſtrich beſchränkt, den er auch damals beſaß, als Alexander VI. zwiſchen ihm und Spanien die unbekannten Regionen der neuen Welt theilte. Sein Kredit iſt vernichtet, und ſein Einkommen vergönnt ihm nicht, die Hälfte ſeiner Ausgaben zu beſtreiten.

Nach dem Budget des letzten Finanzminiſters, das den Kortes am Tage vor ihrer Auflöſung vorgelegt werden ſollte, waren die Ausgaben auf 10,286,118 Milreis (ungefähr 31,870,000 rhein. Gulden) berechnet, und das ſämmtliche Einkommen nur auf 6,400,710 Milreis (höchſtens 19½ Million rhein. Gulden). Das jährliche Defizit beſtand alſo aus wenigſtens 12 Millionen Gulden, das man durch ein öffentliches Anleihen zu decken ſich bemühen wollte. Das bereits im Ankauf befindliche Papiergeld beläuft ſich auſſerdem auf mehr als 18 Millionen Gulden und die öffentliche Schuld auf 125 Millionen Gulden. Die Ausgabe im laufenden Jahre ſollte ſich auf 50 Millionen Gulden, alſo auf 2½ Mal mehr als das Geſammteinkommen des Staats, belaufen.

Unter der unumſchränkten Regierung konnte man es nie ſo weit bringen, eine Bank zu gründen. Aber nachdem Don Pedro ſeine Charte gegeben, wurde ſie

endlich geſtiftet, bis ſie zu Ende des vorigen Jahres wieder in ſich ſelbſt zerfiel. Während den ſechs Jahren ihrer Exiſtenz hat ſie der Regierung zehn Millionen Milreis, oder viermal den Betrag ihres ganzen Kapitals, geliehen, ohne einen Heller Rückzahlung zu erhalten. Kann man ſich danach noch verwundern, daß ſie endlich genöthigt geweſen, ihre Zahlungen einzuſtellen, um ſo mehr, da ihre Glieder täglich als Jakobiner, Freimaurer, und weiß Gott was, öffentlich beſchimpft wurden?

Welches wird das unmittelbare Reſultat des Betragens Don Michaels, und welches können ſeine entferntern Folgen ſein? — Er iſt jetzt ohne alle diplomatiſche Verbindung mit dem Ueberreſt Europa's. Alle Fürſten und Bundesgenoſſen Pedro's können und wollen die Uſurpation ſeiner Rechte nicht billigen. Portugals Handel wird noch mehr ſinken, ſein Finanzzuſtand wird kritiſcher werden.

Don Michael kann alſo weder eine Armee beſolden, noch ſeine gierigen Anhänger befriedigen, und wenn der Kaiſer von Braſilien, im Namen ſeiner Tochter, der Königin von Portugal, ihm den Krieg erklärt, wird er von allen ſeinen Truppen verlaſſen werden.

Er wird dann bald genug bemerken, daß er nur das Haupt einer Faktion, und nicht der Beherrſcher eines Königreichs iſt; daß die „Vergötterung“ der Mönche nur eine ſchwache Entſchädigung der allgemeinen Verachtung ſei; daß die Vivat und die Freudenfeuer der Klöſter ihn nicht gegen die Verwünſchungen des Handels und der Induſtrie und gegen den Zorn ſeines rechtmäßigen Monarchen beſchützen können.

Es iſt vorauszuſehen, daß das Alles ſo eintreffen, und daß der junge verblendete Prinz in Kurzem von aller Welt verlaſſen ſein wird. Vielleicht iſt der von Oporto ausgehende Widerſtand ſchon allein im Stande, ihn zu beſeitigen.

Dieſe lächerliche Zuſammenberufung der Stände des Königreichs, dieſe alberne Erneuerung einer alten Legislation, deren Anwendbarmachung unmöglich iſt, beweiſet nur um ſo klarer, in welcher großen Verlegenheit er ſich jetzt ſchon befindet. Sie iſt keinesweges im Stande, die Treuloſigkeit gegen ſeinen Bruder Don Pedro zu rechtfertigen, und Europa mit ſeiner Uſurpation auszuſöhnen. Die Kortes von Lamego, unter welcher Geſtalt ſie auch erſcheinen mögen, werden nichts als ein allgemeines Gelächter erregen.

Jene berühmte Verſammlung, die im zwölften Jahrhundert die Baſis des Grundgeſetzes der portugieſiſchen Monarchie legte, wurde nicht zuſammenberufen, um die Rechte des Volks zu vernichten, ſondern um die Unabhängigkeit der Nation zu ſichern. Sie ſanktionirte nicht die Uſurpation, ſondern beſtätigte einen Titel, der auf dem Schlachtfelde zugeſtanden worden, und für den kein Mitbewerber vorhanden war.

Der tapfere Alonzo Henriquez, einer der unternehmendſten Fürſten, deren Andenken in der Geſchichte lebt, war mit dem Königsnamen begrüßt worden, bevor die Großen des Staats ſich zu Lamego verſammelten, um ihn als ihren Monarchen anzuerkennen. Einſtimmig hörte er das Volk und die Armee rufen:

Real - real
Por Afonzo, alto rei de Portugal!

bevor die Adelichen und die Biſchöfe zu den Ständen geſagt:

Volumus Alphonsum esse nostrum regem.

Es iſt möglich, daß, wenn ſein ſchwacher und unvorſichtiger Nachahmer die Abſicht hätte, dieſe feierliche Szene traveſtiren zu wollen, er eben ſo leicht ein Schaffot, als einen Thron beſteigen könnte.

## Griechenlands wahrſcheinliche Zukunft unter den gegenwärtigen Umſtänden.

Die Neugriechen ſind ein Volk, das man mit keinem andern, auf derſelben Ziviliſationsſtufe ſtehenden, vergleichen kann, mit keinem andern, das durch lange Unglücksfälle auf eine ähnliche Weiſe gegen die Barbarei zurückgedrängt worden wäre. Nirgends findet man ein ähnliches Gemiſch von Unwiſſenheit, Elend und Stolz.

Voll von den Erinnerungen des alten Ruhmes ihres Vaterlandes, blähen die Griechen ſich darüber, als wenn ſie ihn ſelbſt bewahrt hätten. In den Dörfern wie in den Städten, im Schooße der Armuth, wie in dem des Luxus und des Ueberfluſſes, wird man von dieſem Hauptzuge des Volkskarakters am erſten und am lebhafteſten betroffen. Der Grieche erbaut ſeine Hütte zwiſchen den Trümmern der Tempel, der Paläſte, der Gebäude, an denen die Baukunſt ihre ganze Pracht verſchwendete. Es fällt ihm nicht ein, daß eben dieſer Kontraſt der Maßſtab ſeiner Erniedrigung iſt; daß dieſelbe Verſchiedenheit zwiſchen ihm und ſeinen Vorfahren ſtatt findet, wie zwiſchen dieſen majeſtätiſchen Denkmälern des Alterthums und

ſeiner elenden Hütte. Sein Hochmuth erlaubt ihm einen ſolchen Vergleich nicht, und ſtatt dadurch in Verwirrung zu gerathen, wird ſeine Anmaßlichkeit nur noch lächerlicher.

Der Grieche hat die unerſchütterliche Ueberzeugung, daß er durch ſeine Geiſteskräfte allen übrigen Nationen, deren Lehrerin ſein altes Vaterland war, bei weitem überlegen ſei. Dies närriſche Gebrechen hat ein anderes nicht weniger ſchädliches erzeugt. Er wird dadurch ungelehrig und läßt ſich beinahe auf keine Weiſe disziplniren. Es iſt faſt unmöglich, die Griechen der Ordnung und einem regelmäßigen Dienſte zu unterwerfen, ſowohl zu Lande, als zur See. Fabvier hat höchſtens nur den zehnten Theil ſeiner auf europäiſche Weiſe abgerichteten Soldaten behalten. Derſelbe Fall ereignete ſich auch auf der Flotte, deren Bemannung oft aus ganz ungeübten Seeleuten beſtand.

Die Hinderniſſe, welche ſich einer guten Organiſation des Militär- und Seeweſens entgegenſtellen, müſſen im gegenwärtigen Augenblicke noch als unüberſteiglich betrachtet werden. Sie hängen von einer Richtung des Karakters ab, der ſich mit der Zeit befeſtigt, und ſich nicht mehr verändern kann. Umſonſt würde man ſich bemühen, Neigungen und Gewohnheiten erwachſener Menſchen umgeſtalten zu wollen. Eine ganze Generation muß verſchwinden, bevor die griechiſche Nation im Stande ſein kann, den Gang der europäiſchen Regierungen zu verfolgen.

Es iſt unmöglich, aus Griechen regelmäßige Truppenkorps zu bilden, ſei es zur Vertheidigung des Staats gegen äuſſere Feinde, ſei es zur Erhaltung

der Ordnung und der öffentlichen Gewalt im Innern. Griechenland kann nur Parteigänger und keine Soldaten aufſtellen, und ſeine Matroſen ſelbſt ſind, unter den gegenwärtigen Umſtänden, immer noch mehr zur Seeräuberei als zum regelmäßigen Dienſt geneigt.

Man kann ſelbſt die unregelmäßigen Truppen Griechenlands denen der aſiatiſchen Mächte und Rußlands nicht gleichſtellen, am wenigſten aber dieſen letztern, die aus Menſchen beſtehen, deren einfache, milde Sitten im Frieden der Regierung, unter der ſie leben, zur Ehre gereichen.

Der Grieche hat noch keinen Begriff von dem Glück, das ſich auf den Schutz der Geſetze begründet. Aber er hat den Inſtinkt und das Bedürfniß desſelben. Er fühlt, daß er die ſtarke Stütze einer Macht, die durch Weisheit und Gerechtigkeit geleitet wird, nicht entbehren kann, wie dies der Schrei des Volks, um „einen Vorſteher der Gerechtigkeit", zur Genüge beweiſet. Dieſe Bemerkung iſt den Staatsmännern nicht entgangen, welche den Dazwiſchentritt der drei großen Mächte geleitet haben. Aber es iſt zu beſorgen, daß alte Gewohnheiten und neuere Beiſpiele bei dieſer Gelegenheit eine wohlwollende Politik irreleiten, obſchon ſie ſich aufrichtig mit den Intereſſen eines Volkes zu beſchäftigen ſcheint, das ſie dem ſchweren Joche eines Tirannen zu entreiſſen ſich bemüht.

Man hat, ſagt man, in Vorſchlag gebracht, Griechenland eine zu London, oder zu Petersburg, oder zu Paris ausgedachte Regierungsform zu geben, und den neuen europäiſchen Staat unter dem Schutze einer Okkupationsarmee zu organiſiren. Aber die Fol-

gen einer ſolchen Maßregel würden auf keinen Fall der darauf begründeten Vorausſetzung entſprechen.

In dem militäriſch beſetzten Griechenlande würde man nur mit Hilfe des Bayonetts und des Säbels zu ſeinem Zwecke gelangen. Das Volk würde zu nichts freiwillig die Hand bieten. Es würde die heilſamſten Verbeſſerungen zurückſtoßen, weil man ſie ihm aufbürden wollte, ohne ſeinen Willen dabei zu Rath zu ziehen. Es würde glauben, nur ſeinen Herrn verändert zu haben, und es würde ſich dieſelben ſtrengen Bemerkungen gegen ſeine Befreier erlauben, welche die ſcythiſchen Geſandten Alexander dem Großen machten.*)

Sie würden zu ihnen ſagen: „Welches auch Eure Größe und Macht ſei, Niemand iſt geneigt, eine fremde Beherrſchung zu ertragen. Der Widerſtand würde hartnäckig ſein; er würde vielleicht ſelbſt in Empörung ausarten. Engländer, Ruſſen und Franzoſen würden den Griechen nicht weniger verhaßt ſein, als die Franzoſen jetzt den Spaniern von allen Parteien ſind. Man erwarte nicht, daß der Haß der Griechen durch dankbare Geſinnungen gemildert werden dürfte. Man rechne eben ſo wenig auf die Wirkung der Proklamationen, in welchen die aufrichtigſte Uneigennützigkeit mit Beredſamkeit und Würde ſich beurkundete. Man würde nicht daran glauben. Die Unterdrückung, in welcher die Hellenen Jahrhunderte lang geſchmachtet, haben ihnen allen Glauben an eine rechtſchaffene Regierung genommen. Sie ſind dadurch im höchſten Grade mißtrauiſch geworden, und ſie ha-

*) ...... Nam ut major fortiorque sic caeteris, tamen alienigenum dominum pati nemo vult. (*Quintus Curtius*).

ben Recht, es zu ſein, weil jede beherrſchende Gewalt, die ſich von dem Wege der Gerechtigkeit entfernt, immer tiranniſch iſt.“

Wollte man es verſuchen, ſie durch politiſche Betrachtungen zu beſchwichtigen, indem man ihnen begreiflich machte, daß der Beſitz ihres Landes Rußland nicht anſtändig ſein konnte; daß er dem Reiche der Zaaren eine zu große Ausdehnung übelvertheidigter Grenzen geben, und es um ſo verletzbarer machen würde; daß England ſchon zu viele Kolonien in den beiden Hemiſphären hat, und daß im mittelländiſchen Meere Gibraltar, Malta und die joniſchen Inſeln zur Beſchützung ſeines Handels hinreichend, daß britiſche Niederlaſſungen in Morea, Livadien oder Rumelien viel koſtſpieliger als einträglich für England, das bereits unter der Laſt ſeiner öffentlichen Schuld erliegt, ſein würden?

Das Alles würde wohl von Maurokordato, von Tirkupis und drei oder vier andern Perſonen, aber nicht von den übrigen einflußreichen Männern, geſchweige denn von der großen Maſſe des Volks, begriffen werden. In ihren Augen iſt Hellas das ſchönſte Land auf Erden, ein Zankapfel, um den ſich alle europäiſche Monarchen ſtreiten. Die Truppen, welche ihr Gebiet beſetzt hielten, würden, ihrer Meinung nach, weniger beſtimmt ſein, es zu beſchützen, als es zu unterwerfen, und das würde der eigentliche Zweck dieſer ganzen Unternehmung ſein.

Bei alledem iſt eine impoſante Macht erforderlich, um die Operationen der Regierung und die Vollſtrekkung der einzuführenden Geſetze zu unterſtützen. Kann man ſich nicht mit Erfolg weder der griechiſchen Trup-

pen, noch jener der vermittelnden Mächte, bedienen, ſo kann man nur eine Partei ergreifen, die darin beſteht, die griechiſche Regierung in den Stand zu ſetzen, einige Zeit lang eine gewiſſe Zahl fremder Krieger in Sold zu nehmen.

So verändert die Frage ihre Natur und kann durch die Maxime entſchieden werden, die eine weiſe und vorſichtige Finanzverwaltung zu leiten hat. Nachdem an die Spitze der griechiſchen Regierung ein Mann geſtellt worden, der das Vertrauen der vermittelnden Souveräne hat, handelt es ſich nur darum, ihm die Mittel darzubieten, ſeine ehrenvollen Pflichten zu erfüllen. Das erſte dieſer Mittel beſteht in Geld.

Rußland iſt entſcheidend aufgetreten. Es hat bereits einige Unterſtützung an Geld dargeboten. Frankreich und England ſtehen noch zurück. Fünf Millionen Franken würden hinlänglich ſein, den Bedürfniſſen der griechiſchen Regierung zu entſprechen. Dadurch würden Ackerbau und Induſtrie in dieſem ehemals ſo blühenden Lande ſich wieder erheben, und der Handel würde wieder in jenem Archipel erſcheinen, in welchem das geringſte Eiland eine unſterbliche Berühmtheit ſich erworben.

Das Volk würde, nach Erwerbung ſeiner Freiheit, bald im Wohlſtande ſein, und nichts mehr zu beſorgen haben, ihn öffentlich zu zeigen. Es wird dem Handel ſeiner Befreier gewiß große Dienſte leiſten. Man hat nur die Abſicht gehabt, den Intereſſen der Menſchheit zu dienen, und man wird zugleich den Fabriken nützlich geweſen ſein. Die Seeräuberei wird aus dem Archipel verſchwinden, ſobald die Bewohner

desſelben ſich auf eine minder gefährliche Weiſe bereichern können.

Es bedarf freilich noch einiger Opfer, der Zeit und Geduld, um Griechenland in den Zuſtand einer wirklichen Zivilisation zu verſetzen, und es dahin zu bringen, eine gute Regierung zu ertragen. In den griechiſchen Volksverſammlungen ereignet ſich der Fall faſt nie, daß die Mehrheit ſich für die beſte Meinung ausſpricht. Man darf dabei faſt nur die Minderheit zu Rathe ziehen; d. h. man muß Rathsverſammlungen, aus wenigen Räthen beſtehend, bilden. Keine andere Organiſation würde unter den gegenwärtigen Umſtänden zweckmäßig ſein. Vor Allem aber muß man die griechiſche Regierung in den Stand ſetzen, ein Truppenkorps, etwa 6000 Mann ſtark, und eine Seemacht, aus 1000 eingebornen Matroſen beſtehend, aufzuſtellen. Dieſe regelmäßigen Truppen würden ſodann die griechiſche Jugend bilden, weil es durchaus unmöglich iſt, die ausgewachſenen Männer zu etwas anderm, als zu Parteigängern zu gebrauchen.

Griechenland vereinigt noch nicht alle Elemente einer Republik in ſich, und doch ſoll es ſich konſtituiren, und ſeinen Rang unter den europäiſchen Staaten einnehmen. Unter welcher Geſtalt ſoll es nun auftreten? Bewahrt es die Integrität ſeines Gebiets, dann wird es vielleicht nothwendig, das griechiſche Kaiſerthum in ſeiner alten Hauptſtadt zu erheben.

Bildet man zwei Staaten daraus, ſo iſt es faſt unmöglich zu verhindern, daß Rußland nicht Konſtantinopel beherrſche.

Man kann alſo nur zwei Hypotheſen über die

Organiſation des von dem türkiſchen Joche befreieten Griechenlandes aufſtellen. Entweder wird das Land in zwei Staaten geſchieden, oder das griechiſche Reich entſteigt ſeinem Grabe.

Welches würden die wahrſcheinlichen Folgen der erſtern Vorausſetzung ſein? — Bei Bildung der Grenzſcheide zwiſchen den neuen Staaten, würde es ſchwer werden, alle Forderungen und alle Intereſſen in Uebereinſtimmung zu bringen. Wenn Rußland ſich nicht mit den beiden Fürſtenthümern (der Moldau und Wallachei) und der Bulgarei begnügte, wenn es in dem Beſitz Konſtantinopels eine größere Entſchädigung verlangte, würde Europa's Unabhängigkeit dadurch keiner größern Gefahr ausgeſetzt ſein, als es gegenwärtig iſt.

Aber Rußlands Handels- und Kriegsſchiffe würden das mittelländiſche Meer überdecken, wenn man ſeiner koloſſalen Macht nicht einen feſten Damm entgegenſtellte. Man muß Rußland nicht betrachten, wie es im gegenwärtigen Augenblicke iſt, ſondern wie es, mit ſeiner ungeheuern innern Schiffahrt, ſeinen unerſchöpflichen Wäldern, Steinkohlen- und Eiſenminen, mit ſeiner gelehrigen zu Allem geeigneten, und beſtändig zunehmenden Bevölkerung, in einigen Jahren ſein wird. Man muß ſeine Verbindungen mit China, mit dem Innern Aſiens und mit Perſien nicht aus dem Geſichte verlieren.

Schon beherrſcht es den größten Theil der Küſten des ſchwarzen Meeres. Bald wird es die ſchönen Hafen, die es dort erbauet, mit ſeinen Schiffen anfüllen. Die Dampfſchiffahrt, die es ſich mehr als irgend eine andere Nation zueignen wird, muß ihm

noch größere Kräfte verleihen. In Kurzem dürfte es alſo den Handel aller übrigen, das mittelländiſche Meer beſuchenden Völker überflügeln.

Das Intereſſe dieſer letztern erheiſcht es alſo, deshalb ſchirmende Maßregeln zu treffen. Mytilena und Lemnos ſind nur 10 Stunden vom Bosphor entfernt. Dieſe beiden Inſeln haben prächtige Hafen und das herrlichſte Klima. Es würde ſehr zweckmäßig ſein, dort franzöſiſche oder britiſche Niederlaſſungen zu bilden, und ſie durch ſtarke Feſtungen und hinlängliche Beſatzungen zu ſchützen.

Man würde nicht genug für Griechenland, für Europa, für die Fortſchritte der Ziviliſation gethan haben, wenn der ottomanniſche Despotismus nicht nach Aſien zurückgedrängt würde. Vorausgeſetzt, daß alle europäiſche Provinzen, die jetzt noch von den Barbaren beſetzt ſind, endlich wieder frei athmen, ſo ſind ſie nichts deſto weniger zu Grunde gerichtet. Auf mehrern Punkten iſt ihre Bevölkerung erſchöpft. Sie ſind unbebaut und ohne Induſtrie. Wie viel Unheil iſt da nicht zu beſeitigen, wie viel Gutes zu thun!

Angenommen auch, daß die Politik der Kabinette keine andern, als die Intereſſen der Völker zu Rathe zieht, (mit Ausnahme einiger Abtretungen, die unumgänglich ſcheinen dürften), und daß noch genug Land übrig bliebe, um das alte griechiſche Kaiſerthum wieder herzuſtellen, würde keine andere politiſche Organiſation geeigneter ſein, den Bedürfniſſen ſo vieler Provinzen, Inſeln und Völkerſtämme, die noch ſo wenig geneigt ſind, ſich in einem einzigen Nationskörper zu vereinigen, zu entſprechen. Man würde dort, wie in Teutſchland, einen Bund

erblicken, der in einer ausübenden Zentralgewalt einen feſten Mittelpunkt finden könnte. Man könnte in ihm alle Vortheile der großen Staaten vereinigen, ohne ihren Mißbeſtand zu verſpüren. Die mannigfachen Zerſplitterungen des neuen Reichs, das ſo viele durch Religion, Sprache und Sitten verſchiedene Völkerſtämme umfaßt, würde hinlänglich verſchiedenartige Regierungsformen zulaſſen und allen politiſchen Meinungen und Begriffen entſprechen.

Ohne Zweifel würde man noch mehr als eine Schwierigkeit zu überwinden haben, weil dieſe politiſche Angelegenheit an und für ſich ſelbſt ſehr verſchürzt iſt. Aber nie war eine Gelegenheit günſtiger, in kürzerer Zeit ſo viel und ſo dauerhaftes Gutes zu ſtiften.

Griechenland und die übrigen Provinzen würden, von ihren Tirannen befreit, Landwirthe, Handwerker und Künſtler aller Art zu ſich rufen. Viele tauſend arbeitſame Familien würden nicht mehr gezwungen ſein, den weiten Ozean zu überſchiffen, um ſich in Amerika anzuſiedeln. Das ungeſunde, vom Miſſiſſipi und Miſſuri überſchwemmte Land würde nicht mehr die europäiſche Uebervölkerung verſchlingen. Ein vollkommen geſundes, fruchtbares Land würde ihnen einen angenehmern, ihrer Heimath viel nähern Zufluchtsort darbieten. Die Städte würden ſich aus ihren Trümmern erheben, das Land würde ſich mit neuen Reizen ſchmücken. Ein wohlhabendes, zahlreiches, glückliches Volk würde bald die Gegenden beleben, wo man jetzt nur Trümmer, Elend und Verheerung erblickt.

Nehmen nun Frankreich und England keinen Theil an dem Kriege, mit welchem Rußland die Türkei

überzogen, ſo wird dieſes letztere ihn allein, und wahrſcheinlich nur zu ſeinem Vortheil beendigen. Unter welchem Vorwande würde man es wagen dürfen, eine Theilung zu verlangen? Die ausſchweifendſte Politik würde ſich nie ſo weit verirren können.

Alſo wird man Rußland allein den Ruhm überlaſſen, Europa gerächt und befreiet zu haben. Gegen Rußland allein wird ſich Griechenland denn auch berufen fühlen, ſich dankbar zu bezeigen. Rußland allein würde ſich wahrhaft menſchlich und chriſtlich gezeigt haben. Anderweitig würde ein chriſtliches Volk, das auf dem Punkte war, unter dem Schwerte ſeiner Henker zu fallen, nur die Völker, nicht die Regierungen gerührt haben, ein Problem, über welches die Nachwelt noch mehr erſtaunen wird, als darüber, daß Rom, das fromme Rom, nicht nur nichts für das ſterbende Griechenvolk gethan, ſondern daß es ſelbſt dazu beigetragen, ſein Elend und ſeine Verzweiflung zu vermehren.

## Skizzen über Oeſterreich.

Mauth und Polizei. — Der Baron von C. — Der Graf von Wallis. — Landbewohner. — Wien. — Der kaiſerliche Palaſt. — Se. Maj. der Kaiſer. — Die Erzherzoge. — Der Kronprinz. — Die Kaiſerin. — Der Herzog von Reichſtadt. — Se. Durchl. der Ober-Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürſt von Metternich.

Es iſt vor Kurzem in England ein Werk erſchienen unter dem Titel „Austria as it is (Oeſter-

reich wie es iſt)“, mit dem Motto von Göthe: Die Welt zu kennen, und die welche ſie lenken, zu beobachten, iſt das eine Sünde? — Dies Buch enthält mehrere ſehr intereſſante Aktenſtücke über den moraliſchen Zuſtand Oeſterreichs. Aber ſein Inhalt iſt theilweis ſo polemiſch, die darin enthaltenen Angaben ſind oft ſo ungerecht und übereilt, daß wir uns nur einige wenige Auszüge erlauben.

...... „Könnte man durch die Aehnlichkeit in der Regierung der Aufklärung und Freiheit, welche in Frankreich auf die Zeit Corneille's, Fontenelle's, Rouſſeau's und Voltaire's gefolgt iſt, mit jener, welche in England der Epoche Locke's, Adiſſons und Johnſons folgte, ſchließen, daß ſie, nach der glänzenden Aera einer Literatur, die Müller, Göthe, Schiller und Herder hervorgebracht, auch bald in Deutſchland erſcheinen müßte, ſo würde man ſich irren. Alles läßt vielmehr vorausſetzen, daß dieſe Aehnlichkeit betrügeriſch iſt. Die reinſpekulative Träumerei Fichte's und Kants iſt nicht fruchtbar in poſitiven Reſultaten. — Der Genius des ziviliſirten Europa's hat ſeinen Flug nach Amerika genommen. Schon wenden ſich die Blicke der ganzen Welt gegen dieſes Vaterland der reellen und praktiſchen Nützlichkeit .....

„Ich überließ mich eben ſolchen miſanthropiſchen Betrachtungen, als ein gelber Schlagbaum, der uns die öſterreichiſche Grenze andeutete, ſich vor uns niederſenkte. Die Mauthbeamten, deren Anmaßlichkeit uns ſchon bedrohte, demüthigten ihre Aufgeblaſenheit, und unterzogen ihren Rückenknochen der tiefſten Beugung, als ſie den uns begleitenden Jäger und das auf der

Kutſche gemalte Wappen eines öſterreichiſchen Adelichen bemerkten, in deſſen Geſellſchaft ich mich befand. Nichts war ſchneller, als dieſer Uebergang vom Trotz zur knechtiſchen Unterwerfung, von der Tirannei zur Erniedrigung.... Man befragte meinen Reiſegefährten ſehr höflich über die Natur der Gegenſtände, und vorzüglich die der Bücher in unſern Reiſekoffern. Er entgegnete leichthin, daß er Herrn von ***, zu Wien, darüber Rechnung abſtatten werde, und man ließ uns ohne Anſtand paſſiren.

„Kaum hatten wir einige Stunden zurückgelegt, ſo begegneten wir im erſten Gaſthofe, wo wir zum Mittagseſſen verweilten, einem jener zweideutigen Weſen, denen man einen ſehr bezeichnenden Namen gibt, und die nirgends beſonders geachtet ſind. Man denke ſich eine vortrefflich bediente Wirthstafel, böhmiſche Faſanen, Dammhirſchviertel, ungariſcher Champagner- Rheinwein. Einige diſſertirten über die letzte Weinleſe, einige wohlbeleibte Oeſterreicher über die reſpektiven Verdienſte des Dammhirſches und des Faſans. Einige Polen waren im lebhafteſten Geſpräch mit zwei oder drei Damen ihres Vaterlandes begriffen. Endlich mitten in dieſem gaſtronomiſchen Kongreſſe zeigte ſich ein magerer, unaufhörlich lächelnder Mann, der mit derſelben Zierlichkeit bald deutſch, bald franzöſiſch, bald engliſch ſprach, der ſich mit Allem beſchäftigte, ſich in Alles miſchte, Aug' und Ohr beſtändig geſpannt hatte, den Jedermann kannte, ausgenommen ich, und der mit einer unbegreiflichen Behaglichkeit ſich an dem Schrecken zu weiden ſchien, das er überall verbreitete.

„Ich bemühete mich, zu errathen, welches der Rang und Titel dieſes Mannes ſein könnten, den die Ruſſen kalt-höflich, die Oeſterreicher mit Ehrerbietung und die Polen mit Verachtung zu behandeln ſchienen. Mein Nachbar war mir in meinen Nachforſchungen behilflich. „Es iſt“, flüſterte er mir zu, „der ..... Rath Baron von E., geheimer Kundſchafter des Kabinets. Er macht regelmäßig alle Jahre ſeine diplomatiſche Runde, und nimmt ſeine gewöhnliche Inſpektion vor. Seine Reiſe- und alle übrigen Koſten werden ihm vergütet. Der Miniſter ſchreibt ihm alle acht Tage. Er iſt vertraut mit Jedermann und wird eben ſo ſehr verachtet als gehaßt. Er hat Zutritt in alle Häuſer, er nimmt Theil an allen Zirkeln. Den Fürſten reicht er die Hand, den Grafen klopft er auf die Schulter. Uebrigens gibt er viel Geld aus, lebt ſehr anſtändig, und wird von jener vergoldeten Menge, die dadurch ihre Ergebenheit zu bezeugen glaubt, daß ſie den Abſcheu überwindet, den er ihr einflößt, mit einem verfänglichen Lächeln empfangen ....

„Bei allen Scherereien hat die öſterreichiſche Polizei dennoch einiges Gutes. Sie iſt beſonders reich an Aufmerkſamkeit für den Reiſenden, und ihre Allgegenwart macht ſich ihm manchmal auf eine wirklich angenehme Weiſe bemerkbar. Will man wiſſen, warum man in England eine Taſſe Thee mit 6 oder 7 Schellingen (48 bis 56 Batzen) bezahlen muß; warum man auf den Heerſtraßen oft ausgebeutelt wird, wenn die Gaſtwirthe noch einiges Geld in der Börſe gelaſſen haben; warum man überall von einer gefälligen und hungri-

gen Menge umlauert wird, die nichts befriedigen kann, die Eure Unwiſſenheit benutzt und Euch auf eine unverſchämte Weiſe betrügt? — Das rührt daher, weil es in England keine organiſirte Polizei gibt. In Oeſterreich dagegen geht Alles, zum Beſten des Reiſenden, in der vollkommenſten Ordnung zu. Ein Gaſtwirth dürfte es nicht wagen, ſeine Rechnung anzuſchwellen, ein Lohnbedienter Eure Leichtgläubigkeit zu hintergehen, ein Poſtmeiſter Eure Unerfahrenheit auszubeuten. Die furchtbare Polizei bewacht ſie, und zwingt ſie zur Rechtſchaffenheit. Guter Wein, vortreffliche Betten, zuvorkommende Bedienten, gefällige Kutſcher, alle dieſe unſchätzbaren Vortheile verdankt man dieſer ehrenwerthen Polizei. Man kann ſie ſegnen, wenn man eine beſondere Wichtigkeit auf ſein phyſiſches Wohlſein legt .....

„Wir näherten uns Wien in kleinen Tagereiſen. Es war eben die Zeit der Weinleſe. Die Gelegenheit war ganz vortrefflich, den eigentlichen Karakter der Bevölkerung Inner-Oeſterreichs zu beobachten. Heiter und luſtig, gutmüthig und gaſtfreundſchaftlich, den Genüſſen der Tafel ergeben und den Wein vergötternd, übrigens ohne höhere Gedanken, bot ſie ſich uns zugleich unter den günſtigſten Farben, hinſichtlich ihrer geſelligen Eigenſchaften, dar.

„Es war überall eine Luſtigkeit, eine bachantiſche Fröhlichkeit, der es an Einbildungskraft und Enthuſiasmus gebrach; eine hohe Verehrung der Ariſtokratie, und ein unwiderſtehlicher Hang zur materiellſten Sinnlichkeit.

„Wir ſahen nicht einen einzigen Betrunkenen.

Auf unſerer Reiſe kamen wir oft zu ländlichen Feſten, Bällen und beſonders zu häufigen Trinkgelagen. Manchmal vernahmen wir auch jene herrlichen Choralgeſänge, deren Harmonie ſo rein iſt, und welche die Deutſchen ſo vortrefflich ſingen. Sie zerſtreuten uns angenehm von dem Schauſpiel der langen Bachanalien, die uns bald ermüdeten. Es ſchien uns, daß dies Volk wohl im Stande ſei, ſich zu edlern Gedanken zu erheben.

„Endlich bemerkten wir die berühmte Reſidenz der öſterreichiſchen Dynaſtie. Sie wird von ungeheuern Vorſtädten umringt. Die Straßen ſind winkeligt. Die Bauart der meiſten Paläſte iſt ohne Zierlichkeit, und des großen Raumes ungeachtet, den dieſe Hauptſtadt einnimmt, hat ſie dennoch nichts Majeſtätiſches. Es gibt nur einen Punkt, auf welchem Wien groß und maleriſch erſcheint, nämlich auf der Donauſeite.

„Die meiſten Häuſer in den Vorſtädten haben nur zwei Stockwerke. Durch ihre Garten, ihre grün, gelb oder weiß bemalten Mauern, erinnern ſie an jene kleinen Landhäuſer, welche die Engländer von nur mittelmäßigem Vermögen in der Nähe von London kaufen. Die Gebäude erheben ſich bis zu drei oder vier Stockwerken, jemehr man der Stadt ſich nähert. Sie wird von den Vorſtädten durch einen ungefähr 600 Klafter breiten Raum getrennt, und hat zwölf Thore, von denen nur neun geöffnet ſind. Nichts verkündet hier den Geſchmack und die Zierlichkeit, die man in der Pariſer Architektur bemerkt, oder den gewiſſermaßen ſoliden Luxus der Gebäude zu London. Auf der einen Seite alte, düſtere Paläſte, auf der andern neue, regelmäßig gebaute Häuſer,

ohne allen Schmuck und ſchwerfällig in ihrem Architekturſtyl.

„Das Innere des kaiſerlichen Palaſtes iſt wirklich prachtvoll. Dort vereinen ſich, ſo zu ſagen, Glanz und Pomp von beinahe zehn Jahrhunderten der Königswürde. Zur Rechten ſind vier Kanonen und eine Grenadierwache. Eine doppelte Marmortreppe führt zu einer andern innern, auf welcher man zu dem erſten Saal gelangt. Hier bewundert man die ſeltſame und orientaliſche Tracht der ungariſchen Garde, die nur aus fünfzig Mann beſteht, welche aber aus dem höchſten Adel erwählt ſind und von dem Fürſten Eſterhazy befehligt werden.

„Im zweiten Saale befindet ſich eine andere, ebenfalls glänzende und originelle Garde in gelb und ſchwarzer Tracht, die halb altdeutſch, halb ſpaniſch iſt. Von dort tritt man in den großen Saal, oder das Audienzzimmer. In dem Gemache nach dieſem halten ſich die kaiſerlichen Pagen auf, die roth gekleidet ſind und ſilberne Treſſen tragen. Ein wenig weiter iſt der Saal der Kammerherren. Man erkennt die beiden Dienſtthuenden an der von ihrer Schulter herabhängenden goldenen Kugel und an dem Schlüſſel in ihrer Hand. Das Kabinet hinter dieſem Saal iſt ſehr einfach möblirt, aber ganz mit ausländiſchem Holze getäfelt. Große, grünſeidene Vorhänge erhalten eine angenehme Dämmerung in demſelben. Es iſt das Zimmer des Kaiſers.

Se. Majeſtät hat gewöhnlich die Hand auf einen kleinen Mahagonitiſch geſtützt. Der Monarch iſt blaß und mager. Sein Geſicht iſt ſehr lang und eingefallen. Der Ausdruck dieſes Geſichts iſt äuſſerſt gut-

müthig und wohlwollend, untermiſcht mit einem leiſen Anhauch der Heiterkeit und Milde. Seine Augenwimper zittert und bedeckt oft den Augapfel vollkommen.

„Der Kaiſer Franz beſitzt in einem hohen Grade den Muth der Ausdauer, die Feſtigkeit der Geduld. Er hat gegen Frankreich den hartnäckigſten Kampf geſtritten, und darin jene unbezähmbare Kraft des Widerſtandes gezeigt, die weder Niederlagen noch Verrath erſchüttern konnten. Er hat, ohne zu wanken, Rußlands Abfall, die Treuloſigkeit ſeiner Generale, Preuſſens Unbeſtändigkeit geſehen, wodurch er allein, nach den Schlachten von Ulm und Marengo, Napoleons Zorn ausgeſetzt blieb. Seine unglaubliche Kaltblütigkeit hat ihn nicht einen Augenblick verlaſſen ... Man bemerkte nicht die mindeſte Veränderung in ſeinen Manieren, ſeinen Gewohnheiten, ſeinen Beſchäftigungen, ſeinen gewöhnlichen Zerſtreuungen ... War eine Schlacht verloren, eine Armee in Gefangenſchaft gerathen, ſo ſagte der Kaiſer zu ſeinem Miniſter: „Wir müſſen eine andere haben.“

„Die für Oeſterreich ſo ſchrecklichen Reſultate der Schlacht von Marengo erweckten in der Seele aller Bewohner dieſes Landes das Bedürfniß der Rache. Böhmen, Oeſterreicher, Mähren erhoben ſich zugleich, eilten zu den Waffen, und bildeten das vom Erzherzog Karl befehligte Aufgebot. Mehr als 600 Freiwillige aus den erſten adelichen Familien des Landes befanden ſich darunter. Der Kaiſer ließ ſie die Revüe paſſiren und verabſchiedete ſie ſodann mit den Worten: „Ihr ſeid gut gekleidet. Ich hätte es

nicht geglaubt. Aber ich brauche Euch nicht mehr. Wir haben Frieden. Geht nur wieder nach Hauſe.“

„Während der Zuſammenkunft des Kaiſers Franz mit Napoleon zu Dresden machte ihm dieſer den Antrag, Polen gegen Schleſien auszutauſchen. Der öſterreichiſche Kaiſer rief ſeinen Miniſter Metternich herein, der ſich im nächſten Zimmer befand. Man betrachtete den Gegenſtand unter allen Geſichtspunkten, ohne zu etwas Entſcheidendem zu kommen. Endlich verlor Napoleon die Geduld und verlangte eine beſtimmte Erklärung. Darauf wendete ſich Kaiſer Franz gegen ſeinen Miniſter und ſagte zu ihm auf deutſch:

„„Nein Metternich! nein. Ich brauche Schleſien nicht, und ich will ihm Polen nicht geben. Sagen Sie ihm, daß mir das Alles mißfällt. Er gibt uns heute Schleſien, um es uns morgen wieder zu nehmen. So behandelt er den König von Preuſſen. Er hat ja auch nicht ſein Wort gehalten, uns Trieſt und die übrigen Plätze, die er uns verſprochen, wiederzugeben.“

„Was ſagt er? fragte Napoleon, der von dem Allem nicht ein Wort verſtanden.

„O, entgegnete der Miniſter gegen ihn gewendet, mit einer tiefen und zierlichen Verbeugung, nichts als die aufrichtigſten Verſicherungen einer unwandelbaren Anhänglichkeit an Eure kaiſerliche Majeſtät.“

„Napoleon glaubte das. Er war nie Hofmann geweſen.

„Der Erzherzog Rainer, Vizekönig von Italien, iſt derjenige von den Prinzen ſeiner Familie, den der Kaiſer am liebſten hat. Der Erzherzog Karl iſt zu ernſt, Johann zu gelehrt, der Palatin zu raſch. . . .

Die Kaiſerin hat keinen beſondern Einfluß, obgleich ihr erlauchter Gemahl ſie ſehr liebt.

„Was die Gewohnheiten des kaiſerlichen Hausweſens (man verzeihe mir das Wort) anbelangt, ſo würde ſelbſt der ſtrengſte Philoſoph nichts daran auszuſetzen finden. Es iſt eine patriarchaliſche Einfachheit, eine exemplariſche Regelmäßigkeit und eine unwandelbare Schicklichkeit. Es gibt wenige Quakerfamilien, die pünktlicher und arbeitſamer ſind.

„Um 6 Uhr Morgens verläßt der Kaiſer ſein Bett. Um 7 Uhr frühſtückt er. Die Kabinetsarbeiten und die öffentlichen Audienzen dauern bis 1 Uhr. Um 2 Uhr Promenade zu Pferde, bald mit der Kaiſerin, bald mit dem Ober-Kämmerer Grafen von Wrbna, bald mit dem Freiherrn von Ruthherd, Adjutanten Sr. Majeſtät.

„Beſtimmt um 4 Uhr iſt das Mittagseſſen bereit. Es beſteht aus fünf Schüſſeln und dem Nachtiſch. Der Kaiſer trinkt nur Waſſer und nach der Mahlzeit ein Spitzgläschen Tokaier. Nach Tiſche beſucht er ſeine Pflanzen im Paradiesgarten und ſeine Tauben, die er ſehr liebt. Um 9 Uhr wird Kaffee im neuen kaiſerlichen Pavillon getrunken. Die Kaiſerin hat ſich dies Geſchäft ausdrücklich vorbehalten. Sie iſt dabei wie eine ganz gewöhnliche Bürgersfrau gekleidet. Nachher kommen die Terzetti, in denen die Erzherzoge ſich hören laſſen, und manchmal auch der Kaiſer ſelbſt, der ziemlich ſtark auf der Violine iſt.

„Das iſt die ruhige, einfache Lebensweiſe eines der mächtigſten Monarchen in Europa. Frivolität und Galanterie ſind aufs Strengſte vom Hofe verbannt. Jedes Glied der kaiſerlichen Familie beſchäf-

tigt ſich mit einer mechaniſchen Kunſt. Die Erzherzoge ſind Tiſchler und Zimmerleute, der Kronprinz iſt Leineweber.

„Von der ganzen Familie wird der Herzog von Reichſtadt von Sr. Maj. mit der größten Gunſt und Zärtlichkeit behandelt. Man möchte ſagen, daß ſein Herz ihn für das unglückliche Geſchick ſeines Erzeugers entſchädigen will. Nichts iſt intereſſanter als dieſer Jüngling. Seine Züge ſind männlich und ſanft. Durch den Schnitt ſeines Geſichts, vorzüglich durch den Ausdruck und die Form ſeines Mundes, iſt er Napoleon äuſſerſt ähnlich. Er hat nur die Augen ſeiner Mutter.

„Es iſt unmöglich, ohne Rührung dies junge, edle Geſicht zu betrachten, deſſen blühende Friſche gewiſſermaßen durch eine unausſprechliche Schattirung von Melancholie und tief-traurigem Nachdenken überſchattet wird. Es iſt nicht jene Gutmüthigkeit, jene vertrauliche Dahingebung, jener gefällige Blick, der die meiſten deutſchen Fürſten karakteriſirt. Es iſt etwas Stolzes, etwas Konzentrirtes in der Geſichtsbildung und in dem Aeuſſern des Herzogs von Reichſtadt.

„Der Palaſt von Schönbrunn gehört ihm.. An dem Tage, wo wir uns dahin begaben, ſahen wir ihn ſich auf ein ſchönes arabiſches Pferd ſchwingen, das ſein Großvater ihm geſchenkt hat, und raſch verſchwinden. Einige Tage nachher erblickten wir ihn an der Spitze ſeiner Schwadron, und bewunderten die Präziſion ſeines Kommando's, die Lebhaftigkeit ſeines Blicks, die in ihm ſchon den Sohn eines der größten Feldherrn der neuern Zeit verkündeten.

„Laut eines kaiſerlichen Dekrets iſt er Eigen-

thümer der acht Domänen des Großherzogs von Toskana in Böhmen, und hat ein jährliches Einkommen von ungefähr 250,000 rhein. Gulden. Die andern Prinzen von Geblüt, ausgenommen der Erzherzog Karl, ſind weniger reich als er. Sein Haus iſt auf dieſelbe Weiſe eingerichtet, wie das der Erzherzoge. Er hat ſeinen Kammerherrn, ſeinen Oberhofmeiſter, ſeine Adjutanten und Offiziere.

„Eine der ausgezeichnetſten Perſonen am öſterreichiſchen Hofe iſt der k. k. Ober-Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürſt von Metternich. Auf dem Kongreß von Raſtadt, wo er als Vertreter der weſtphäliſchen Grafen auftrat, machte er ſich durch die Geſchicklichkeit, mit welcher er ſeine diplomatiſchen Angelegenheiten betrieb, dem Kaiſer Franz bemerkbar, der ihn in ſeine Dienſte nahm. 1806 wurde er zum Geſandten am franzöſiſchen Hofe ernannt. Es war zu jener Zeit, wo die Trümmer der alten Monarchie ſich unter den Flügeln des Adlers vereinigten und organiſirten. Marquis und Vicomtes ſtrömten nach den Tuilerien, um ſich um ein Lächeln des Gebieters zu bewerben. Demungeachtet bewahrten ſie ihre Vorurtheile, nährten ſie ihren Ehrgeiz, und brüteten in den Geſellſchaften vom guten Ton der alten Regierung, aus denen alle illegitimen Adelichen neuerer Schöpfung verbannt waren, ihre Plane aus.

„Durch ſeine Titel und ſeinen Erbadel in dieſe Zirkel eingeführt, in denen das monarchiſche Frankreich ſich konzentrirte, mit der liebenswürdigſten, zierlichſten, ſanfteſten und einſchmeichelndſten Geſtalt begabt, verband Herr von Metternich im höchſten Grade jene diplomatiſche Gewandtheit, mit deren

Hilfe er bald alle Geheimniſſe der Skandalkronik des franzöſiſchen Hofes erfuhr.

„Er wurde überall äuſſerſt zuvorkommend aufgenommen, und Napoleon ſelbſt fand Gefallen an ihm. Er benutzte dieſe Gelegenheit, um genau den Karakter dieſer auſſerordentlichen Mannes zu ſtudiren. Er errieth die geheimnißvollen Federn, welche die Bewegungen dieſer tiefen Seele beſtimmten, und bereitete ſich auf die diplomatiſche Rolle vor, die er einige Jahre ſpäter zu Prag und zu Dresden ſpielen ſollte.

„Im Jahr 1810 wurde er nach dem Grafen Stadion zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und trug viel zur Vermählung Napoleons und der Erzherzogin Maria Louiſe bei. Der Kaiſer und die Prinzeſſin gaben endlich ſeinen Vorſtellungen nach, und er erhielt den Auftrag, dieſe letztere nach Paris zu begleiten....

„Geſicht und Geſtalt des Fürſten Metternich tragen den Stempel einer gewiſſen überlaſſenden Grazie auf ſich. Seine Augen ſind blau und mild, ſein Mund iſt ſehr angenehm, ſeine Stirn hoch und ſchön gezeichnet, ſein Wuchs zierlich und verführeriſch. Es iſt unmöglich, größere Vortheile von ſeinen natürlichen Eigenſchaften zu gewinnen, als er. Liebenswürdig in Geſellſchaft, noch liebenswürdiger im tête-à-tête, gibt es vielleicht nur eine einzige Perſon in Frankreich (den Fürſten von Talleyrand), der ſo gut zu reden, ſo geſchickt zu ſchweigen, zu vergnügen, zu verführen, ein Epigramm zu ſchleudern, ſeinen Gedanken zu umſchleiern oder doppelſinnig zu machen,

die Schwächen Anderer zu theilen, und vorzüglich ſie ſo gut zu benutzen verſtebt, wie er.

„Als die diplomatiſchen Feſte des Wiener Kongreſſes das durch ſo lange Kriege ermüdete Europa in Erſtaunen ſetzten, bezeugte der Kaiſer Alexander, dem dieſer lärmende Taumel nicht gefiel, ſein Mißbehagen. Er wollte abreiſen. Welch ein Donnerſchlag!..... Um den Monarchen zurückhalten, wurden kleine Abendgeſellſchaften veranſtaltet, die er ſehr liebte, und deren Präſidentin die ſchöne Fürſtin von C. war. Dieſe Fee bezauberte den Autokrator. Die Familie der Fürſtin wollte das übel nehmen. Plötzlich ſah man ſie ibren königlichen Anbeter fliehen, und ſich nach L. zurückziehen. Er eilte ihr nach. Je mehr ſie die Gefahr zu fliehen ſchien, um ſo mehr feſſelte ſie den Monarchen. Ihr magiſcher Talisman war ſo auſſerordentlich, daß ſie den Kaiſer ſelbſt vermochte, die entſetzliche Langeweile der Kongreſſe von Troppau und Laybach zu überwinden. Wahrlich die Geſchicklichkeit deſſen, der den Faden auf ſolche Weiſe zu ſchürzen verſtand, iſt nicht gewöhnlich, wenn man die Wichtigkeit der Reſultate beachtet, die dadurch gewonnen wurden.“

## Frankreichs moraliſcher Zuſtand.

### Erſter Artikel.

Die Kontraſte in der moraliſchen Ordnung der Dinge ſind oft zwar weniger auffallend, als in der phyſiſchen, aber nichts deſto weniger im höchſten Grade wichtig und bemerkenswerth. Religion und Jeſuitis-

mus, dieſe beiden Endpunkte des Gewiſſensbegriffs der chriſtlichen Geſellſchaft, die wie Himmel und Hölle von einander verſchieden ſind, gehören zu ihnen. Die erſte lehrt Wahrheit, Rechtſchaffenheit, die andere Lüge und Betrug.

Demungeachtet verwechſelt man ſie nur zu oft, wie unbegreiflich das auch der geſunden Vernunft ſcheinen mag. Es gibt eine Verblendung, die nicht durch Erfahrung, nicht durch Elend, durch Schande ſelbſt nicht, beſeitigt werden kann. Klapperſchlangen-ähnlich feſſelt ſie die Beſchränktheit ſo lange, bis ſie die ſichere Beute verſchlingt. Kamäleoniſch verändert ſie ihre Hülle, Zeit und Umſtänden gehorchend. Gewißheit iſt bei ihr nur im Verderben.

Auffallend genug iſt es, daß ſelbſt in unſerer Zeit Regierungen noch von den groben Spiegelfechtereien des Jeſuitismus, die nur im finſtern Mittelalter an ihrem Platze zu ſein ſcheinen, getäuſcht werden können. Eine ſolche Vorausſetzung ſcheint unmöglich. Man muß alſo glauben, daß ſie getäuſcht werden wollen.

Aber welches kann der Vortheil ſein, den ſie durch einen ſo beiſpielloſen Selbſtbetrug zu erzielen gedenken? Unumſchränktheit? — Nein. Denn Kaiſer Alexander hat die Jeſuiten aus ſeinem ungeheuern Reiche vertrieben. Würde die ruſſiſche Regierung eine ſolche Gewaltmaßregel verordnet haben, wenn ſie ein nützliches Werkzeug zur immer größern Befeſtigung ihrer Autorität in ihnen bemerkt hätte? Sie hat im Gegentheil in ihnen nur ein Diviſionsinſtrument, eine Säemaſchine der Zwietracht, der Widerſetzlichkeit, der Brutaliſirung erkannt, und dem einfachen Geſetze der

geſunden Vernunft gehorchend, dieſe Nemeſisbrut, der ſie eine übereilte Hoſpitalität hatte angedeihen laſſen, wofür ſie durch den ſchändlichſten Verrath belohnt worden, von ſich geſtoßen.

In der That, welches iſt das Verfahren der Jeſuiten, ſobald ſie ſich irgendwo eingeniſtet haben, und ſich einigermaßen warm und behaglich fühlen? Sie bemächtigen ſich vor Allem des Volksunterrichts, ſowohl um ſich in der emporwachſenden Generation einen Hebel zu verſchaffen, als ſich in die Geheimniſſe der Familien zu ſchleichen, und ſodann die Gewiſſen zu tirailliren. Darauf folgen die Miſſionen, die Jubiläen, die Mirakel, alles Werkzeuge, mit denen ſie geſchickt die Stupidität des Volks zu bearbeiten wiſſen, und die nur da ohne Erfolg bleiben, wo das Volk bereits vernünftig genug iſt, um ſich nicht von jedem Marktſchreier bethören zu laſſen.

Es kann Regierungen geben, die das Alles à merveille finden, weil ſie darin Mittel zur Befeſtigung ihrer Macht über einen rohen, entarteten, viehiſch-dummen Haufen zu erblicken glauben. Aber man wende die Schaumünze um, und man wird ſehen, welches die Reſultate dieſer „Merveille“ ſind.

Haben die Jeſuiten durch obige Spiegelfechtereien ihrem politiſch-religiöſen Daſein eine feſte Baſis gegeben, ſo beginnen die Anmaßlichkeiten gegen die Regierungen ſelbſt. Unerſättlich in ihren Forderungen, miſchen ſie ſich in innere und äuſſere Staatsangelegenheiten, und wehe der Behörde, die es wagen wollte, ihnen zu widerſtehen. Sie bilden ſich eine Parthei, die gewöhnlich aus dem Auswurfe der Geſellſchaft aller Klaſſen beſteht. Mit dieſen willenloſer, nur von ihrem

Winke beſeelten Mauerbrecher, beſtürmen ſie die ſchwächſten Punkte des Staatsgebäudes.

Sie verweigern der Regierung des Landes, in welchem ſie ſich befinden, alle und jede Unterwerflichkeit, weil ſie nur einem fremden, weit entfernten Oberhaupte gehorchen zu müſſen vorgeben. Sie entbinden auch ihre Anhänger des Gehorſams gegen ihre natürliche Obrigkeit. Sie erlauben den falſchen Bürgereid und ſelbſt den Meineid, unter Vorbehalt eines innern „Gegeneides.“ Sie bekämpfen alle Geſetze, die ſie nicht in ihrem Intereſſe glauben. Sie wiegeln ſogar das Volk dagegen zur Empörung auf. — Mit einem Worte, ſie wollen den Staat, wie die Gewiſſen regieren; denn unumſchränkte Herrſchaft iſt ihr Ziel.

Folgen wir nur dem allmälig ſich entwickelnden Betragen der Jeſuiten, ſeit ihrer letzten Niederlaſſung in Frankreich. Als Erbſtück des napoleoniſchen Deſpotismus, wurden ſie von der Reſtauration zuerſt geduldet, ſpäter gepflegt. Die „ehrwürdigen Glaubensväter“ gehörten in die Kathegorie der kaiſerlichen Unterdrückungsſpekulationen, durch welche ſich das erhabenſte Genie unſers Jahrhunderts zum Range gemeiner Tirannen herabwürdigte.

Bonaparte ließ durch ſie die Gemüther bearbeiten, um ſie reif für einen Deſpotismus zu machen, der ihm Krone, Freiheit, Ehre und Leben gekoſtet hat. So lange das Steuer der höchſten Gewalt ſich in ſeinen Händen befand, hatte er keine eifrigern Diener und Lobpreiſer, als die Jeſuiten. Später, da er als Uſurpator erſchien und den legitimen Monarchen vertrieb, wurde er von dieſen Vätern der Intrigue, denen die Charte Ludwigs XVIII nicht munden mochte, mit

den Bezeugungen der innigſten Anhänglichkeit und des unermüdlichſten Dienſteifers empfangen. Selbſt in ſeinem Exil wurde ihm von ihnen noch mancher ſehnſuchtsvolle Stoßſeufzer gewidmet.

Indeſſen bemerkten die frommen Väter bald, daß von dieſer Seite nichts mehr zu erwarten ſei. Die Charte hatte Ludwigs Thron zu feſt begründet, als daß ihn ein jeſuitiſcher Ferſenſtoß da capo hätte über den Haufen werfen können. Es war alſo nothwendig, ihm ſich zuzuwenden. Aber konnten ſich die Plane und Anſichten der Jeſuiten mit der Charte vereinbaren? Unmöglich. Dies Grundgeſetz der franzöſiſchen Nation mußte alſo beſeitigt werden. Man mußte es durch widerſtrebende Geſetze, durch Verfälſchung des Wahlſyſtems der Landesdeputirten, durch ſogenannte Staatsſtreiche untergraben, und in ſich ſelbſt verſinken laſſen.

Um dieſe ſchönen Sachen in Ausführung zu bringen, wurde zuerſt ein Jeſuitenminiſterium gebildet, das ſodann eine Jeſuitenkammer, nebſt allen ihren Akzidenzien, gebar. Die Sachen gingen vortrefflich für die ehrwürdigen Väter. Der Volks- und ſelbſt der höhere Unterricht waren in ihren Händen. Die Miſſionen waren organiſirt. Das Jubiläum that ſeine Wirkung. An Wundern fehlte es nicht.

Alle dieſe lächerlichen Mittel hatten nur einen Zweck, nur ein Ziel: „Entwürdigung des Volks.“ In wie fern dem jeſuitiſchen Satanismus dies Vorhaben gelungen iſt, darüber bieten die Zeitungen der verſchiedenen Gerichtshöfe Frankreichs uns die auffallendſten und ſprechendſten Beweiſe dar. Wir haben eben nur die Gazette des Tribunaux zur Hand, die nur einen kleinen Theil der Gerichtshändel enthält,

und die nie dieſelben Angelegenheiten, wie der Courrier des Tribunaux, der Spectateur des Tribunaux u. ſ. f. verhandelt, welche nicht ärmer an ähnlichen Gräuelſchilderungen ſind, wie die, welche wir andeuten wollen, und die wir, des beſchränkten Raumes dieſes Artikels wegen, nur einigen wenigen der neueſten Blätter entnehmen können.

In der Nr. 828, vom 2. April 1828, der gedachten Gazette des Tribunaux, leſen wir Seite 568 u. f. Folgendes:

Vor dem Zuchtpolizeigericht zu Cambray iſt am 19. März d. J. ein ſonderbarer Rechtsfall vorgekommen. Ein Landmann, der zugleich Tabaksfabrikant iſt, Namens Ludwig Alliot, 55 Jahre alt und Familienvater, wohnhaft zu Villers-Guislains, war beſchuldigt, die Religion des Staats, und einen Diener dieſer Religion in ſeiner Amtsausübung beſchimpft zu haben.

Die Klage des Pfarrers war abgefaßt:

„Ich bin Freitag, den 22. Februar d. J., um halb 5 Uhr Nachmittags ausgegangen, um das Sakrament zu einem Kranken zu tragen. Ich war im prieſterlichen Gewande. Da der Weg übel war, hatte ich nicht, wie gewöhnlich, das Ziborium genommen, ſondern das heilige Sakrament in einen kleinen Beutel gethan, den ich offen und ſichtbar trug. Vor mir her ſchritten mehrere Kinder. Das eine trug die Laterne, das andere die Klingel, die es ſtark bewegte. Außerdem begleitete mich noch mein Küſter, mit dem ich abwechſelnd Gebete herſagte. Ich gehe an dem Hauſe des Maire vorüber, und ſehe ein Individuum, Namens Ludwig Alliot, Landmann in meiner Gemeinde, der

beſchäftigt war, die Anzeigen nahe an der Thür zu leſen. Er hatte den Hut auf dem Kopfe.

„Da die Kinder bereits vorüber waren, und er ſich nicht entblößte, ſagte ich zu ihm: „Nehmt den Hut ab; der liebe Gott geht vorüber!“ Er wendete ſich ſogleich gegen mich um, und ſagte: „Wo iſt der liebe Gott?“ — „Ich habe ihn hier an mir,“ entgegnete ich, „und trage ihn zu einem Kranken.“ — „Ich wußte es nicht“, ſagte er, und nahm den Hut ab. Ich machte ihm bemerkbar, daß die Klingel ihm das ſchon angedeutet habe. Darauf rief er ſogleich: „Hören Sie, Herr Pfarrer! gehen Sie Ihres Wegs. Laſſen Sie mich in meiner Beſchäftigung, ohne mich zu ſtören.“ Ich ſagte nun zu ihm: „Ihr wagt es nicht, Euch zu bedecken.“ Sogleich ſetzte er ſeinen Hut auf, wie um mich zu beſchimpfen. Ich habe nichts weiter geſagt, ſondern bin gegangen, und habe den Kranken adminiſtrirt.“

Man vernimmt die Zeugen. Der Kläger iſt ein junger kaum fünfundzwanzigjähriger Geiſtlicher. Sein Geſicht iſt hochroth, ſein Blick hart und ſtrenge. Er wiederholt alle in der Klage enthaltene Thatſachen und fügt noch hinzu, daß er den kleinen Beutel, in welchem ſich das Sakrament befand, an einer Schnur um den Hals gehängt, und auſſerdem mit der Hand getragen, ſo daß man ihn ſehr wohl ſehen konnte. Was die Drohung anbelangt, daß der Andere ſich nicht zu bedecken wage, ſo äuſſerte der Pfarrer, er erinnere ſich nicht mehr genau, was er geſagt. So viel ſei gewiß, der Andere habe ſogleich den Hut aufgeſetzt und einige Worte ausgeſtoßen, die ihm entſchwunden ſeien. Ein junges Mädchen habe ſie jedoch vernommen. Ihr Sinn war: „Ich ſpotte über Dich und das was Du trägſt

(je me f... de toi et de ce que tu portes).“ Er wiſſe jedoch nicht, ob er ſie gehört. Er glaube nicht, ſie gehört zu haben. Nein, er ſei nicht gewiß, daß er ſie gehört habe. Indeſſen läugne er nicht, daß der Andere ſie ausgeſprochen. Er halte es für ſehr möglich, daß er ſie ausgeſprochen. Er glaube, daß er ſie ausgeſprochen. Er ſei beinahe gewiß, daß er ſie ausgeſprochen. Ja, er habe ſie ausgeſprochen. Bei alledem wolle er nichts behaupten. Nur mit dem größten Widerwillen habe er ſeiner Pflicht gehorcht, und die Klage eingereicht. Der Prieſter werde von allen Seiten beſchimpft. Man müſſe ein Exempel ſtatuiren....

Der zweite Zeuge iſt der Küſter Kaſpar Noblecourt. Er begleitete den Pfarrer. Seine Ausſage iſt weſentlich von der des Geiſtlichen verſchieden. Die barſche, drohende Anrede desſelben zeigt ſich in einem andern Lichte, obgleich er Alles aufbietet, ſie in gefälligere Formen zu kleiden. Seine Unbewandertheit mit dem Sinne des Wortes „Ostensiblement (augenſcheinlich, offen)“ läßt ihn gegen ſeinen Willen verrathen, daß der Pfarrer den Beutel mit der Hoſtie gewiſſermaßen im Knopfloch getragen und unter ſeinem Ueberwurf verborgen habe.

Der dritte Zeuge iſt die neunzehnjährige Katharina Dubois. Sie ſchwört Stein und Bein, daß Alliot die häßliche Phraſe ausgeſtoßen, die ſie ſehr wohl vernommen, obgleich ſie ſich in gewiſſer Entfernung befunden habe.

Der vierte und fünfte Zeuge ſind die beiden eilf- bis zwölfjährigen Chorknaben Joſeph Lefebvre und Ludwig Vitté. Sie plappern eintönig ihre Ausſage

ab, und man bemerkt, daß ſie eine auswendig gelernte Lektion herſagen. Der Präſident unterbricht ſie durch eine Frage. Sie quälen ſich umſonſt um eine Antwort, und fangen ihre Lektion wieder von vorne an.

Der Angeklagte wird vernommen.

„Ich las eine Inſtruktion des Herrn Präfekten über Tabakspflanzung, die an der Thür der Mairie angeſchlagen war,“ ſagt er. „Ich wendete der Kirche den Rücken und las ſehr aufmerkſam, weil mich die Sache intereſſirte. Die Entfernung von dem Orte, wo ich mich befand, und dem Fußwege zur Kirche betrug wenigſtens fünfzehn Schritte. Der Herr Pfarrer mußte ſich alſo ganz von ſeinem Wege abwenden, um an mir vorüber zu gehen. Plötzlich höre ich hinter mir rufen: Nimm den Hut ab! Nimm den Hut ab! Ich wende mich um, und frage den Herrn Pfarrer, ob dieſe Worte an mich gerichtet ſeien? — Ja, entgegnet er; nimm den Hut ab, der liebe Gott geht vorüber. Ich, der ich ſeit meiner Jugend den lieben Gott nie in einem Beutel im Knopfloch, ſondern beſtändig im heiligen Ziborium habe tragen ſehen, frage ganz verblüfft: Wo iſt der liebe Gott? Ich ſehe ihn nicht. — „Ich habe ihn hier an mir.“ — Entſchuldigen Sie, Herr Pfarrer! ich wußte es nicht, ſagte ich, und riß ſchnell den Hut ab. Darauf machte der Herr Pfarrer einige Schritte, wie wenn er fortgehen wollte. Es war feuchtes Wetter, und ich glaubte, daß ich mich wieder bedecken könne. Aber auf einmal wendet er ſich und ſagt: „Du unterſtehſt dich nicht, dich zu bedecken.“ — Ich thue es, Herr Pfarrer! entgegnete ich. Er drohete mit der Fauſt

und ſagte: Warte, du ſollſt von mir reden hören. Ich erwiederte nun: Gehen Sie, Herr Pfarrer! verfolgen Sie Ihren Weg. Verrichten Sie Ihr Amt, und laſſen Sie mich bei meiner Beſchäftigung. Ich verſichere, daß ich die ſchlechten Worte nicht ausgeſtoßen, welche Katharina Dubois mir andichtet. Es iſt eine abſcheuliche Erfindung. Es iſt eine Satansſpekulation, um mich ins Unglück zu ſtürzen. Ich verſichere auch, daß ich den Herrn Pfarrer und ſeine Begleiter nicht geſehen habe. Und ſollte ich auf der Stelle ſterben, ich könnte nicht anders ſagen.“

Katharina Dubois wird abermals vernommen. Sie beſteht mit vielem Nachdruck auf ihrer Ausſage. Der Pfarrer Canonne erhebt ſich zugleich und ſagt: „Meine Herren! Katharina Dubois iſt ein ſehr frommes und rechtſchaffenes Mädchen. Sie iſt Alles, was man brav nennen kann. Wäre die Thatſache nicht wahr, würde ſie nicht darauf beſtehen. Ihre Erklärung verdient alles Vertrauen, und was ſie ſagt, iſt eben ſo beachtungswerth, als wenn ich es ſagte.“

Der Advokat des Verklagten nimmt dieſe ſonderbare Erklärung zu Protokoll. Sodann ertheilt ihm der Präſident das Wort.

Zuerſt ſtellt er einige allgemeine Betrachtungen über die Nothwendigkeit auf, die Freiheit der verſchiedenen Religionsmeinungen zu beſchützen, und die Abſchweifungen eines übelverſtandenen Eifers zu beſchränken, der, wenn er durch das Geſetz unterſtützt würde, eine unbeſchreibliche Unordnung in dem geſellſchaftlichen Körper verbreiten würde.

„Unglücklicherweiſe,“ fährt er fort, „iſt dieſer

unbedachte Eifer, und der daraus entſtehende Miß-
beſtand, bei der jungen katholiſchen Geiſtlichkeit häufig. Viel Anmaßlichkeit vereinigt ſich mit geringer Unterrichtung. Den Geiſt mit dem Grundſatze erfüllt: „Auſſer der Kirche iſt kein Heil,“ verirren ſich viele junge Prieſter über alle Schranken der Weisheit und Vernunft. Sie verlaſſen ein Seminarium, um ſich an der Spitze einer Pfarrei zu befinden. Sie haben noch das ganze Feuer der Jugend. Aber ſie kennen weder Menſchen noch Dinge. Sie haben nichts geſehen, als ihre theologiſchen Abhandlungen, und wollen doch Alles kennen, Alles leiten. Sie bemerken nicht, daß es eine Grenze zwiſchen den geſellſchaftlichen Gewalten gibt. Ohne daran zu denken, überſchreiten ſie die, welche das bürgerliche Geſetz ihnen vorſchreibt. Sie glauben der Religion zu dienen, und ſchaden ihr mehr als Alles durch ihren übertriebenen Proſelytismus, durch eine vorherrſchende Sucht, ſich der weltlichen Macht zu bemeiſtern.

„Der gegenwärtige Prozeß bietet einen neuen Beweis dar von der Wahrheit dieſer Angaben. Ein junger Prieſter hat ſich heftig, jähzornig bei einer Veranlaſſung gezeigt, wo er mehr als je ruhig und würdig hätte ſein ſollen. Er hat vergeſſen, daß Sanftmuth, Ueberredung, chriſtliche Liebe die einzigen Waffen ſeien, deren ein Diener Jeſu Chriſti ſich bedienen ſoll.

„Sind das die Lehren und Beiſpiele, die er von ſeinem göttlichen Meiſter empfangen? Sind das die Vorſchriften der evangeliſchen Moral, deren Lauterkeit immer bewunderungswürdig, immer bewundert ſein wird? Hat unſer unſterblicher Erzbiſchof, dieſer

Engel des Friedens, der Güte, der Duldſamkeit, ſo gedacht, ſo gehandelt? Nein, nein! Fenelon hat geſagt, und man kann ſeine Worte nicht genug wiederholen: „Gewalt überredet nicht; ſie macht nur Heuchler.“

Der Advokat macht bemerkbar, daß der Kläger kaum fünfundzwanzig Jahre alt und ſehr eifrig, aber dabei auch ſehr heftig iſt; daß er, ſeiner eigenen Ausſage nach, ſeit zwei Jahren, während denen er die Pfarrſtelle zu Villers-Guislain bekleidet, ſchon fünf oder ſechs ähnliche Prozeſſe, wie der gegenwärtige, gehabt, was die Heftigkeit ſeines Karakters beweiſet; denn zu Villers-Guislain, wie überall, ſind die Einwohner ruhig und dem Geſetz unterworfen. Welches ſollte nun die Urſache der ſo häufigen Skandale ſein, wo nicht der Jähzorn des Pfarrers? In dem ganzen Ueberreſte des Arrondiſſements iſt kaum in zehn Jahren eine ähnliche Angelegenheit vor Gericht gekommen.

„Ein Knecht, Peter Cornet, fuhr Sand zur Kirche. Die Maurer hatten ihn Tags zuvor begehrt, um am Montag ohne Unterbrechung ihre Arbeit fortſetzen zu können. Der Pfarrer Canonne bemerkt ihn, und ſtürzt auf ihn zu: „Du unterſtehſt dich, am Sonntag zu arbeiten?“ — Mein Herr hat es mir befohlen, und ich muß gehorchen. — „Du raiſonnirſt, glaub' ich. Pack dich, oder ich will dich belehren.“ Bei dieſen Worten erhob der Pfarrer ſeinen Stock. — Losgeſchlagen, ſagte Peter und ſpie in ſeine nervigte Fauſt, ich bin auch dabei.

„Der Notar von Gouzeancourt kündigt einen Verkauf auf einen Sonntag an. Canonne ſchreibt

ihm, und verbietet ihm in wenig gemeſſenen Ausdrücken, ſein Vorhaben auszuführen, weil ſowohl die Geſetze des Staats, als das Geſetz Gottes es nicht geſtatteten. Er bedrohet ihn, einen Verbalprozeß gegen ihn aufnehmen zu laſſen, und ſchließt mit den Worten: „ſein Amt zwinge ihn zur Strenge, und nöthige ihn, alle Mittel zu ergreifen, um den Ruhm Gottes und das Heil ſeiner Pfarrgenoſſen zu ſichern.“ Aber Jedermann weiß, daß das Geſetz nicht allein die Verkäufe an Sonntagen erlaubt, ſondern unter gewiſſen Umſtänden ſie ſogar gebietet.

„Man könnte noch mehrere ähnliche Züge anführen. Was ergibt ſich daraus? Daß der Pfarrer Canonne die Würde ſeines Amts vergißt, und daß er es nicht verachtet, bei Gelegenheit die Rolle eines Polizeiagenten oder eines Feldwächters zu ſpielen; daß er das Bedürfniß zu haben ſcheint, ſeine geiſtige Sphäre zu verlaſſen, und ſich den Mißbrauch der Autorität anzumaßen.

„Wer dagegen iſt der Verklagte? Ein Mann, deſſen Haar das Alter zu bleichen beginnt. Er iſt Vater einer zahlreichen Familie. Er iſt Landmann und Fabrikant. Er findet in ſeiner Arbeit einen genügſamen Wohlſtand. Sein Betragen hat nie Veranlaſſung zu dem geringſten Vorwurf gegeben. Er hat ſich beſtändig dem Geſetz und der Obrigkeit gehorſam gezeigt. Er iſt in ſeiner eigenen und in den benachbarten Gemeinden allgemein geachtet. Alle Welt bedauert, alle Welt intereſſirt ſich für ihn, und möchte ihn freigeſprochen ſehen. Er hat ſehr ehrenvolle Zeugniſſe und die achtungswertheſten Perſonen nehmen ſeine Vertheidigung.

„Wie ſollte man glauben können, daß er ſchuldig ſei? Beginnt man in ſeinem Alter und in ſeiner Lage unruhig zu werden? Nein, gewiß nicht Er iſt ſo wenig gewöhnt, Jemanden zu beleidigen, oder ihm zu nahe zu treten, daß er nicht ein einziges Mal dem Herrn Pfarrer begegnet, ohne den Hut abzuziehen, und ihm einen guten Tag zu wünſchen, ſei es während ſeinen Spaziergängen im Dorfe, oder auf dem Felde. Warum denn würde er gerade bei jener Gelegenheit ihn haben beleidigen wollen? Welchen Beweggrund, welches Intereſſe konnte er haben, des Vergehens ſich ſchuldig zu machen, deſſen man ihn bezüchtigt, nur um ſeine Ruhe und die ſeiner Familie aufs Spiel zu ſetzen?“

Während dieſer Rede iſt der Pfarrer auf ſeiner Bank in beſtändiger Bewegung. Er ſtampft mit den Füßen und will den Advokaten mehrmals unterbrechen, ſo daß ſich der Gerichtsdiener genöthigt ſieht, ihn zum Schweigen zu ermahmen.

Der königliche Prokurator unterſtützt die Anklage, obgleich er ſein Bedauern ausſpricht, daß der Pfarrer nicht ruhig ſeinen Weg fortgeſetzt habe, ſtatt Alliot anzureden, und ihn durch eine offene Herausforderung zu reizen. „Ohnedem,“ fügt er hinzu, „wäre die Ordnung gewiß nicht geſtört worden, und wir hätten den Skandal, welchen dieſer Prozeß veranlaßt hat, nicht zu beklagen. Aber es iſt nicht an uns, ſein Betragen unter dieſen Umſtänden zu beurtheilen. Er hat geiſtliche Vorgeſetzte, denen er davon Rechnung ablegen muß. Wir können uns auf ſie in dieſer Hinſicht berufen.“ Der königliche Prokurator endet mit der Schlußfolge, daß das Gericht Alliot zu drei Mo-

naten Gefängniß und 300 Franken Buße, dem Minimum der von den Artikeln 1 und 6 des Geſetzes vom 23. März 1822 feſtgeſetzten Strafe, verurtheile.

Das Gericht berathſchlagt ¾ Stunden lang, und ſpricht Alliot von der Anklage frei, ohne Koſtenbetrag.

In einem der nächſten Blätter derſelben Tribunalzeitung, No. 830, vom 4 April 1828, Seite 576, erblicken wir eine ähnliche Streitſache, die vor dem Zuchtpolizeigericht zu Arcis-ſur-Aube verhandelt worden.

„Unterm 15. Januar d. ſchrieb Henriet, Pfarrer von Avant, an den Maire dieſer Gemeinde:

„Ich erſuche Sie, Herr Maire! die in Ihrer Gewalt ſtehenden Mittel zu gebrauchen, um dies Vergehen zu beſtrafen. Wenn ſolche Ausſchweifungen unbeſtraft bleiben, ſind die Geſetze überflüſſig.“

Was war denn geſchehen, und von welchem Verbrechen war die Rede? —

„Drei junge Burſche,“ fügte der Pfarrer in demſelben Schreiben hinzu, „haben junge Mädchen auf dem Kirchhofe verfolgt und beſchimpft, um ſie zu verhindern, zum Roſenkranz zu gehen.“

Alſo Klage des Pfarrers, Verbalprozeß des Maire von Avant, Einreichung desſelben bei dem königlichen Prokurator zu Arcis, und Verfolgung von Seiten dieſes letztern.

In ſeiner Klage drückt ſich der dreißigjährige, feurige, und wie es ſcheint auf einige ſeiner jungen Pfarrkinder weiblichen Geſchlechts mit einer im höchſten Grade eiferſüchtigen Sorgfalt wachende Geiſtliche von Avant folgendermaßen aus:

„Einige Minuten vor der Stunde des Roſen-

kranzes vernahm ich auf dem Kirchhofe ein lautes Geſchrei. Es wurde von jungen Mädchen ausgeſtoßen. Ich trat hinaus, und ſah Lambert, Joblet und Villain einigen Mädchen nachlaufen. Villain umſchlang das eine mit beiden Armen und küßte es in meiner Gegenwart. Er nahm ihm ſogar das Gebetbuch. Die beiden Mädchen waren Virginia und Julie Jacquemin. Ich glaube mich zu erinnern, daß es Virginia war, die er umarmte. Dieſer Skandal hat den Anfang des Roſenkranzes verzögert."

Der Glockenläuter und mehrere andere Zeugen haben zwar geſehen, daß Villain die ſchöne Virginia an der Hand gehalten; aber nicht daß er ſie umarmt habe.

Der königliche Prokurator erklärt ohne Weiteres, daß er ſich nicht der Freiſprechung der Beſchuldigten entgegenſtelle.

Durch ſein Urtheil vom 7. März d. erklärt das Gericht: daß, da keinerlei Vergehen vorhanden ſei, die jungen Burſche ſogleich in Freiheit geſetzt würden, ohne Koſtenbetrag.

In der Nr. 833, vom 7. April, Seite 591, finden wir einen Rechtshandel anderer Art, nämlich um einen Hexenmeiſter, den wunderthätigen Schlüſſel des heiligen Hubert, und den Handel mit bezauberten Ringen und Roſenkränzen.

Iſt es möglich, daß es im erſten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, in einem Lande, wie Frankreich, noch Menſchen, noch ganze Gemeinden geben könne, die einfältig genug ſind, ſich von elenden Wichten, die ſich für Zauberer oder Wunderdoktoren ausgeben, und die Menſchen und Vieh mit

Auflegung eines Stückes Holz oder Eiſen zu heilen behaupten, betrügen zu laſſen? Dergleichen Beiſpiele ſind jedoch keineswegs ſelten, ſondern im Gegentheil ſehr häufig.

Einer dieſer Zauberer, Namens Nikolaus, 25 Jahre alt, iſt am 18. März vor dem Zuchtpolizeigericht zu Arcis-ſur-Aube erſchienen. Er hat keine Neigung zur Arbeit, und ſeine Moralität iſt im höchſten Grade verdächtig. Seit längerer Zeit beutete er die Leichtgläubigkeit der Dorfbewohner zu ſeinem Vortheil aus. Aber dem Sprichwort gehorchend: „es iſt Niemand Prophet in ſeinem Lande“, hatte er ſein Geburtsdepartement der Maas verlaſſen, und ſich nach Champagne begeben. Bevor er jedoch nach dem Aubedepartement gekommen, hatte er bereits einige Halte zu Rheims und Chalons gemacht, wo man ihm ſehr zuvorkommend eine ſechszehnmonatliche Gaſtfreundſchaft in den Gefängniſſen hatte angedeihen laſſen.

Aber die Wachſamkeit der Gerechtigkeit hatte ihn nicht ſchüchterner gemacht. Er durchſtreifte das Arrondiſſement Hin, und legte ſich den Titel „Ritter von St. Hubert“ bei. Er ſagte überall, daß er dem glückſeligen Heiligen einen Beſuch abgeſtattet, daß er von ihm den Auftrag erhalten habe, die Thiere mit einem wunderbaren Schlüſſel zu berühren, und ſie auf dieſe Weiſe vor dem Biß toller Hunde und allen möglichen Krankheiten zu bewahren.

Wer ſollte es glauben, die Maires ertheilen ihm förmlich und feierlich die Erlaubniß, in ihren Gemeinden die Thiere mit ſeinem Schlüſſel zu berühren. Unglücklicherweiſe für den Ritter war die Gerechtigkeit nicht ſo frommgläubig, als die Ortsvorſteher.

Er wurde angehalten und befragt. Seine Antwort iſt immer dieſelbe: „Ein toller Wolf hatte mich gebiſſen. Ich bin zum heiligen Hubert gegangen, und auf mein Gebet hat er mir den Schlüſſel gegeben. — „Warum habt Ihr Euch den Titel, Ritter von St. Hubert, beigelegt?“ — Weil die Maires aller Dörfer ihn mir gegeben. — „Wie viel nahmt Ihr?“ — Ich ließ das in dem Willen frommer Chriſten. — „Habt Ihr nicht auch Neuntagsandachten (neuvaines) verrichtet?“ — Ja, ich nahm zehn Sous (3½ Batzen) für eine vierzigtägige Neuntagsandacht. —

Auf die Frage, worin denn dieſe ſonderbare Tugend des St. Hubertusſchlüſſels beſtehe, entgegnete er: er wolle es nicht ſagen, weil das Gericht daran nicht zu glauben ſcheine.

Er hatte eine Menge Roſenkränze, Halsketten, Hubertsringe, viele Bilder, ein Hirſchhorn, das Horn des heiligen Hubert, einen Hubertsſchlüſſel und zwei Hubertsärmel zum Verkauf.

Das Gericht hat die Beſchuldigung der Betrügerei und Bettelei beſeitigt, und ihn nur der Landſtreicherei wegen zu ſechsmonatlichem Gefängniß und fünfjähriger Aufſicht der Polizei verurtheilt. Er ſpielt auch im Gefängniß ſeine Rolle nach wie vor.

Endlich nach der Nr. 857, vom 5. und 6. Mai, S. 686, war vor dem Zuchtpolizeigericht zu Ajaccio ein Individuum verfolgt, weil es die Jugend in der lateiniſchen Sprache unterrichtete, und man bekanntlich nicht will, daß das Volk die Vulgata leſe.

G... iſt Primarſchullehrer in einem Dorfe des Arrondiſſements Ajaccio. In die enge Sphäre des Elementarunterrichts beſchränkt, ſuchten ſich ſeine

Talente einen größern Wirkungskreis zu bilden. Die lateiniſche Sprache war vorzüglich von ihm gepflegt worden, und er rief oft mit Rührung: Tityre, tu patulae recubans sub tegmine fagi. Sein innigſter Wunſch war, daß ſeine Verwandten und einige andere junge Leute mit ihm die alte Literatur genießen könnten.

Aber eine ſtrenge Interdiktion des lateiniſchen Sprachunterrichts, von Seiten des Expräfekten Lartivy, in Uebereinſtimmung mit dem Exrektor Cottard, unter dem Miniſterium Villele, wo der Lehrſatz der Unwiſſenheit in der Mode war, ſtellte ſich ſeinem Wunſche entgegen.

Es ſcheint jedoch, daß der kühne Magiſter dies Verbot nicht beachtete, und heimlich einige Jünglinge im Lateiniſchen unterrichtete. Dies Begehen wurde durch den Studieninſpektor dem königlichen Prokurator hinterbracht, und dieſer verfolgte den Beſchuldigten ſeines groben Verbrechens wegen. Indeſſen hielt es das Gericht nicht dafür, und er wurde ohne Weiteres in Freiheit geſetzt.

Dieſe Entſcheidung behagte dem Beauftragten der Chikane und des Unſinns nicht. Er appellirte gegen das Urtheil, zwang den neuerdings Verklagten eine lange Reiſe zu machen, und vor dem königlichen Gerichtshofe zu Baſtia zu erſcheinen.

Der Magiſter vertheidigte ſich ſelbſt und begann mit dem Ausruf: „Ubinam sumus? Ehemals würde man mir eine Lorbeerkrone ertheilt haben, weil ich die Liebe zu den Wiſſenſchaften verbreitet. Jetzt bin ich, derſelben Sache wegen, auf der Verbrecherbank. O tempora! o mores! Petrarka war auſſer ſich vor

Enthuſiasmus, als er die Handſchrift eines lateiniſchen Schriftſtellers entdeckte, und Jedermann theilte ſein Entzücken. Er wurde von Monarchen beglückwünſcht, und ich, weil ich das Lateiniſche lehre, bin mit Kerker und Buße bedrohet. Bonis operibus meis lapidatus sum. Uebrigens verlange ich für meinen Unterricht keine Bezahlung, und erhalte keine. Iſt es meine Schuld, daß die jungen Leute die lateiniſche Sprache harmoniſcher finden, als unſer entſetzliches Kauderwelſch? Iſt es meine Schuld, daß ſie Gefallen daran finden, zu deklamiren rosa, die Roſe, oder zu konjugiren amo, ich liebe, futurum fore ut u. ſ. w.? Ich konnte ſie nicht zur Thür hinauswerfen."

Der königliche Gerichtshof hat ganz einfach die Entſcheidung der erſten Richter beſtätigt.

In einem zweiten Artikel werden wir noch näher in die verſchiedenartigſten intereſſanten Rechtshändel eintreten, woraus ſich am beſten der wahre moraliſche Zuſtand Frankreichs erkennen läßt.

## Geſchichte Napoleons.

(Fortſetzung.)

### Krieg mit Oeſterreich.

Ein Begebenheit, die zu jeder andern Zeit großes Aufſehen erregt haben würde, die jetzt aber von dem Deſpotismus der franzöſiſchen Revolution verſchlungen wurde, benachrichtigte Europa von der Abdankung des Königs von Schweden. Nach jener Karls IV, und Ferdinands VII, war ſie freilich nicht mehr auſſerordentlich; aber ſie bot einen ganz andern Karakter dar.

Die Spanier haben nur die Waffen ergriffen, um die Legimität ihres Fürſten zu vertheidigen, während die ganze ſchwediſche Volk ſein Urrecht, als Herr des Bodens, geltend machte, und Guſtav Adolf IV abſetzte.

Das Mißvergnügen der Nation hatte den höchſten Punkt erreicht. Der Bürgerkrieg bedrohte die Hauptſtadt. Guſtav zog ſeine Truppen zuſammen, um gegen die nordiſche Armee, und gegen die in Skandinavien zu marſchiren. Am 13. März wollte er aufbrechen. Er befahl den Schatz der Bank mitzunehmen. Der Staatsrath hatte ſich verſammelt. In ihm ſelbſt begann die Revolution.

Durch ſeinen Starrſinn hatte der König bereits die ſchönſten Provinzen, Pommern und Finnland, verloren. Man beſchwor ihn, das Schwert in der Scheide zu laſſen. Er blieb unerbittlich. Klingſporr und Adlerkreutz erklären ihm, daß er dem Verlangen ſeines Raths nachgeben, oder abdanken müſſe. Guſtav zieht den Degen, und will Letztern durchbohren. Der Hofmarſchall Silverſparre tritt herein und entwaffnet ihn. Er flüchtet ſich durch eine Seitentreppe in den Palaſthof, wo er verhaftet wird. Man bringt ihn nach dem Schloſſe Drottningholm. Die Zügel der Regierung werden ſeinem Oheim, dem alten Herzog von Südermannland, übergeben.

Vierzehn Tage ſpäter, am 29. März, dankte Guſtav feierlich ab, „um den Ueberreſt ſeiner Tage dem Ruhme des Höchſten zu weihen.“ Am 10. Mai wurde die Abdankung von den Ständen angenommen, und folgendes Aktenſtück verfaßt:

„Wir ſchwören durch Gegenwärtiges alle Treue und allen Gehorſam ab, welchen wir unſerm König

Guſtav Adolph IV, bis jetzt König von Schweden, ſchuldig geweſen, und erklären ihn, ſo wie ſeine bereits gebornen, oder noch zu erzeugenden Erben für jetzt und immer der ſchwediſchen Krone und Regierung verluſtig.“

Nie hat ein König ſein Volk mehr beleidigt und bedrückt, als Guſtav IV das ſchwediſche, nie aber hat auch die Souveränität der Nation ihr Recht mit größerer Ruhe, Gerechtigkeit und Geſetzmäßigkeit geltend gemacht.

Während dem kündigte der Erzherzog Karl, durch ein Schreiben vom 9. April 1809, den Anfang der Feindſeligkeiten gegen Frankreich und ſeine Bundesgenoſſen an. Baiern wurde von der öſterreichiſchen Armee überſchwemmt. Am 12. erhielt Napoleon, durch den Telegraphen, zu Paris die erſte Nachricht davon. Am 16. hatte er zu Dillingen eine Zuſammenkunft mit dem König von Baiern. Sein Hauptquartier war am 17. zu Donauwörth.

Von dort verlegte er es, am andern Tage, nach Ingolſtadt. Oudinot brach am 19. von Augsburg auf, und ſchlug 4000 Oeſterreicher bei Pfaffenhofen. Davouſt gewann die Schlacht bei Thann und vereinigte ſich mit dem Herzog von Danzig. Napoleon drang am 20. nach Abensberg vor. Baiern und Würtemberger errangen faſt allein den Sieg. Am 21. wurde Landshut genommen und 9000 Gefangene, 30 Kanonen, 600 Pulverwagen, 3000 Bagagewagen und große Magazine, waren die Reſultate dieſes Kampfes.

Die Armee des Erzherzogs Karl war 110,000 Mann ſtark und hatte Poſition beim Dorfe Eckmühl genommen. Davouſt griff ſie ungeſtüm an. Ihr linker

Flügel wurde umgangen. Die Flucht war allgemein. Napoleon nannte dieſe ſtrategiſchen Bewegungen bei Abensberg, Landshut und Eckmühl, „ſeine ſchönſten, ſeine kühnſten, ſeine gelehrteſten Manöver.“

Am 23. war die franzöſiſche Armee vor Regensburg. Die Stadt wurde beſchoſſen und mit Sturm genommen. Die Oeſterreicher vergaßen fliehend die Brücke abzubrechen, und die Franzoſen beſetzten ſogleich das linke Donauufer. Ein großer Theil der Stadt brannte nieder. Napoleon wurde an der Ferſe verwundet. Der Erzherzog Karl zog ſich in das böhmiſche Gebirg zurück. Am 2. Mai wurde das Gefecht von Ebersberg gewonnen, am 8. war das Hauptquartier des Kaiſers der Franzoſen zu St. Pölten und am 10. befand er ſich vor den Thoren der Hauptſtadt der öſterreichiſchen Monarchie.

Der Erzherzog Maximilian will Wien vertheidigen, obgleich ſeine großen Vorſtädte bereits von den Franzoſen beſetzt ſind. Eine Brücke wird über die Donau geſchlagen, und nach wiederholter vergeblicher Aufforderung wird die Stadt, vom Prater aus, beſchoſſen. In vier Stunden werden 1800 Bomben nach Wien geworfen, das bald auf allen Seiten in Flammen ſteht.

Die Erzherzogin Maria Luiſe befindet ſich krank in der Burg. Napoleon erfährt das, und läßt den Batterien eine andere Richtung geben. Ein Jahr darauf beſtieg dieſe Prinzeſſin den franzöſiſchen Thron. Am 12. kapitulirte die Stadt.

Napoleon bezeichnete am 17. Mai ſeinen kurzen Aufenthalt zu Wien durch einen feierlichen Akt, die Vereinigung der römiſchen Staaten mit dem franzö-

ſiſchen Reiche. Dieſe auſſerordentliche Begebenheit erzeugte eine eben ſo geringe Wirkung in Europa, als die zehn Tage vorher erfolgte Entthronung Guſtav Adolphs, und als die drei Wochen ſpäter von Pius VII gegen den Rieſen des 19. Jahrhunderts geſchleuderte lächerliche Exkommunizirung.

Oeſterreichs Hauptſtadt iſt in Feindes Gewalt; aber der Feldzug iſt deshalb noch nicht beendigt. Noch iſt die Donau nicht überſchritten. Franz I reſidirte zu Znaim. Napoleon wollte, wie 1805, bei Nußdorf und bei Ebersdorf Brücken über die Donau ſchlagen. Lannes wird mit der erſten, Maſſena mit der zweiten beauftragt. Aber die Expedition gegen Nußdorf ſchlägt fehl, und die Franzoſen werden vernichtet. Ohne dieſen Umſtand würden die Schlachten von Eßling und Wagram vielleicht nicht ſtatt gefunden haben.

Die Donau bei Ebersdorf theilt ſich in vier Arme, die zuſammen 2400 Fuß breit ſein mögen. Am 19. wurde eine Schiffbrücke bis zur Inſel Lobau geſchlagen, und nach einem zweiſtündigen Gefecht waren die Oeſterreicher daraus entfernt. Das vierte Armeekorps beſetzte am 20. dieſes Eiland, das nun ein großer Waffenplatz wurde. Ein großer Brückenkopf ſollte den Uebergang beſchützen. Gegen Mittag befanden ſich erſt fünf Diviſionen, oder 24,000 Mann Infanterie und 5500 Pferde, am linken Ufer. Die Infanterie beſetzte die Dörfer Aſpern und Eßlingen. Das Hauptquartier des Erzherzogs Karl war zu Ebersdorf.

Am 21. entwickelte ſich die öſterreichiſche Armee, 90,000 Mann gegen 30,000 Franzoſen. Dieſe vertheidigten die beiden obgenannten Dörfer, die ſechsmal genommen und wieder genommen wurden. Die Nacht

beendete dieſen furchtbaren Kampf. Maſſena iſt Meiſter der brennenden Ruinen von Aſpern, während Lannes die Schutthaufen von Eßlingen behauptet.

Mit Tagesanbruch begann der Kampf aufs Neue. Aber ſchon hatten die Franzoſen bedeutende Verſtärkung erhalten. Plötzlich ergriff Napoleon die Offenſive. Das Zentrum der öſterreichiſchen Armee wurde durchbrochen. Umſonſt bemühte ſich Erzherzog Karl, der Erſte und Tapferſte ſeiner Armee, durch ſein Beiſpiel den Muth ſeiner Soldaten zu erhalten, umſonſt ergriff er die Fahne des Regiments von Zach, er wurde mit fortgeriſſen, und die Schlacht war verloren.

Aber auch Napoleon legte bei dieſer Gelegenheit einen Beweis ſeines perſönlichen Muths ab. Sein Eifer ließ ihn zu weit ſich wagen, und der General Walther, der die Grenadiere ſeiner Garde befehligte, ſah ſich genöthigt ihm zuzurufen: „Zurück, Sire! oder ich laſſe Sie mit Gewalt zurückbringen.“

Es war noch nicht 8 Uhr Morgens. Man erwartete Davouſt's Ankunft mit Ungeduld. Statt dem erfuhr man, daß die Brücke durchbrochen ſei, und daß man keine Verſtärkung vom rechten Ufer erwarten dürfe. Große mit ſchweren Steinen belaſtete Barken haben die Schiffbrücke zerſprengt.

Der Erzherzog erfuhr dieſen Umſtand bald. Seine Armee gewann neuen Muth. Die Schlacht begann noch einmal wüthender als je zuvor. St. Hilaire und Lannes wurden tödtlich verwundet. Eine Kanonenkugel zerſchlug dem Letztern beide Kniee. Napoleon umarmte ihn weinend. „Erkennſt du mich, Lannes“ rief er, erkennſt du deinen Freund Bonaparte? Lannes! Du mußt uns erhalten werden.“

— Ich wünſche zu leben, entgegnete der Marſchall. Aber ich glaube, daß Sie in einer Stunde Ihren beſten Freund verloren haben werden.

Der Kaiſer lag neben der Tragbahre auf den Knien und übergoß den Schwerverwundeten mit ſeinen Thränen. Man trug ihn nach Ebersdorf. Am 24. verlor er die Beſinnung, und am 30. ſtarb er. Napoleon beſuchte ihn alle Tage und betrauerte lange ſeinen Tod.

Der Verluſt der franzöſiſchen Armee war ſehr bedeutend geweſen. Am andern Tage zog ſie ſich nach Lobau zurück. Die Truppen entwickelten ſich um 2 Uhr Morgens. Maſſena erhielt den Oberbefehl am linken Ufer und auf den Inſeln. „Vollende, ſagte der Kaiſer zu ihm, was du ſo ruhmvoll begonnen. Du allein kannſt den Erzherzog nöthigen, unbeweglich vor uns zu bleiben.“

## Fortſetzung der Feindſeligkeiten.

Der Krieg von 1809 nahm einen großen Schauplatz ein. Napoleon kämpfte gegen Oeſterreich in den Erbſtaaten, in Polen, in Italien, in Dalmatien, in Tirol, gegen England, in Belgien, in Spanien, in Portugal, und in den franzöſiſchen Kolonien, gegen Schill und Braunſchweig im Norden Deutſchlands; zu Rom gegen den Bannſtrahl des Vatikans; zu Paris gegen eine innere Faktion.

Der Erzherzog Ferdinand leitete, auf öſterreichiſcher Seite, die militäriſchen Operation in Polen. Mit 37,000 Mann und 94 Kanonen betrat er am 15. April das Großherzogthum. Joſeph Poniatowsky, Kriegsminiſter des Königs von Sachſen, hatte nur 12,000 Mann neuer Truppen unter ſeinem Befehl.

Dennoch ſchlug er ſich am 19. zu Raſzyn, 4 Stunden von Warſchau, mit dem Erzherzog, und machte ihm 8 Stunden lang den Sieg ſtreitig. Während der Nacht zogen ſich beide Armeen zurück. Ferdinand erſchien bald darauf vor Warſchau, und verlangte eine Zuſammenkunft mit Poniatowsky. Obgleich dieſer letztere nicht im Stande war zu widerſtehen, erhielt er doch ſehr ehrenvolle Bedingungen. In zwei Tagen räumte er die Hauptſtadt. Der Senat, die Miniſter, der Staatsrath und alle Behörden begleiteten ihn.

Poniatowsky zog ſich auf das rechte Weichſelufer, zwiſchen Bug und Praga, im Mittelpunkt des Königreichs, Warſchau gegenüber, zurück. Dieſe Stellung machte den Erzherzog ſtutzen. Er hatte ſie keineswegs erwartet, und geglaubt, die Polen würden Sachſen oder die Unterweichſel zu gewinnen ſuchen. Aber der ganze Patriotismus des Landes erhob ſich, und Poniatowsky ergriff die Offenſive. Die Oeſterreicher wurden zu Gora geſchlagen, und ihre Brücke über die Weichſel zerſtört. Am 14. Mai beſetzten die Polen Lublin und marſchirten gegen Sendomiercz, während der Erzherzog gegen Thorn vordrang.

Gegen Ende Mai rückten 15,000 Ruſſen unter dem Befehle des Fürſten Gallitzin ein, aber ohne die Weichſel zu überſchreiten. Im nördlichen Deutſchland bildeten ſich einige Streifkorps, wie das des Majors Katt, der die frühern Soldaten in der Altmark um ſich verſammelt hatte, und ſich mit ihnen Magdeburg näherte. Er wurde von den weſtphäliſchen Truppen verfolgt und begab ſich nach Böhmen, wo er ſich mit dem Herzog von Braunſchweig-Oels vereinigte.

Auch im Anhalt'ſchen ereignete ſich ein Aufſtand. Der des Oberſt Dörnberg in Weſtphalen hatte ebenfalls keinen Erfolg. Der des Major Schill ſchien wichtigere Folgen nach ſich ziehen zu wollen. Schill hatte Berlin am 28. April an der Spitze von 500 Huſaren verlaſſen. Er zog noch 300 Mann Infanterie an ſich und marſchirte gegen Wittenberg. Unterwegs verſtärkte ſich ſein Korps. Er machte überall bekannt: Preußen habe Frankreich den Krieg erklärt. Er wagte einen Angriff gegen Magdeburg und wurde zurückgeſchlagen. Von dort begab er ſich nach Domitz, bemächtigte ſich desſelben, ließ daſelbſt zwei Schwadronen, und wendete ſich gegen Stralſund. Er beſetzte dieſe Feſtung, in der er an 100 Stück großes Geſchütz fand. Schills Korps hatte ſich bereits bis auf 6000 Mann vermehrt. Aber es war ihm unmöglich, in Verbindung mit der engliſchen Flotte zu treten.

Die Dänen und Franzoſen griffen am 31. Mai Stralſund an und erſtürmten ſie. Das Gefecht wurde in den Straßen fortgeſetzt. Schill wurde getödtet und ein Theil ſeines Korps vernichtet. Der Ueberreſt zerſtreute ſich. Auch der Herzog von Braunſchweig wurde nach Böhmen zurückgedrängt.

Indeſſen griff der Erzherzog Ferdinand Thorn an; aber vergeblich. Sein Verluſt war bedeutend und er zog ſich gegen Warſchau. Poniatowsky ſeinerſeits bedrohete bereits Ungarn, und hielt ſeinen Einzug in Lemberg. Am 2. Juni wurde Warſchau wieder von den Polen beſetzt, während Sandomiercz kapitulirte. Am 4. Juni ſetzte ſich die ruſſiſche Armee in Bewegung und Suwarow ſchlug ſein Hauptquartier zu Lemberg auf.

Auch in Tirol war eine Inſurrektion ausgebrochen, die den wilden Karakter des Landes ſich angeeignet zu haben ſchien. Der Tiroler ſchien die Kühnheit und den Patriotismus der alten Schweizer noch übertreffen zu wollen. Aber da dieſer Aufſtand nicht denſelben Beweggrund, „Freiheitsliebe und Haß aller Tirannei“ hatte, ſondern im Grunde nur vom religiöſen Fanatismus gegen Napoleon veranlaßt worden, erzeugte er auch weder einen Wilhelm Tell, noch einen Winkelried. Mönche leiteten das ganze Unternehmen, und Meuchelmorde wurden als Heldenthaten geprieſen.

Die Hauptanführer waren ein Kapuziner und ein Gaſtwirth, Namens Hofer. Auch Vorarlberg nahm Theil an der Inſurrektion. Am 8. April zeigten ſich die Feuerzeichen auf allen Bergen und der Aufſtand brach aus.

Baiern hatte nur 5 Bataillone, zu Insbruck, Brixen, Trient und Kufſtein, im Lande. Sie wurden überfallen und niedergemacht. Insbruck wurde von 20,000 Bauern erſtürmt. Viel Blut wurde vergoſſen. In vier Tagen war das ganze Land befreit. Hofer hielt ſeinen Triumpheinzug in der Hauptſtadt zwiſchen zwei Kapuzinern, und das Feſt des heiligen Herzens Jeſu wurde als Volksfeſt eingeſetzt.

Am 15. kam der öſterreichiſche General Chaſteler nach Insbruck und ſendete ſeine Truppen gegen München. Schwaben wurde von den Tirolern überſchwemmt. Der Aufſtand dehnte ſich ebenfalls über einen Theil der Lombardei und Veltlin aus. Chaſteler begab ſich zur Armee des Erzherzogs Johann, kehrte aber bald wieder nach Tirol zurück.

Wrede drängte den General Jellachich bis nach

Salzburg zurück, und beſetzte dieſe Stadt. Lefebvre marſchirte von dort gegen Insbruck, wo er am 19., nach mehrern Gefechten in den Engpäſſen, ankam. Wien war gefallen und Chaſteler wurde zurückgerufen. Die inſurrektionelle Junta löſetete ſich auf, und Tirol und Voralberg unterwarfen ſich. Aber kaum erhielt man Nachricht von der Schlacht von Eßlingen, ſo wurde Insbruck abermals von einer neuen Inſurrektion blokirt.

In Italien hatte der Krieg am 10. April begonnen. Am 16. wurde der Vicekönig Eugen bei Sacile geſchlagen, und verlor 7000 Mann. Er zog ſich gegen die Etſch, ohne verfolgt zu werden. Am 26. hatte ſeine Armee die feſte Stellung von Caldiero eingenommen. Ihre Lage war ſehr kritiſch, als man Nachricht von dem Siege bei Eckmühl erhielt. Chaſteler verließ den Erzherzog, der am 1. Mai ſeinen Rückzug begann. Am 8. wurde er an der Piave geſchlagen, und verlor 10,000 Mann. Er hatte einen geringern aber ebenfalls empfindlichen Verluſt zu Venzona. Am 18. beſetzte der Vizekönig Trieſt, nahm die Verſchanzungen von Malborghetto, und erſtürmte die Poſition von Tarvis. Am 20. war ſein Hauptquartier zu Villach. Laybach kapitulirte am 22.

Jellachich wurde am 25. bei St. Michael geſchlagen, und am 27. vereinigte ſich Eugen zu Bruck in Steiermark mit der großen franzöſiſchen Armee. Marmont befehligte in Dalmatien, wo er harte Kämpfe beſtand, und ſtieß am 1. Juli zur großen Armee auf der Inſel Lobau.

Das war die Lage der militäriſchen Verhältniſſe von der Oſtſee bis zum adriatiſchen Meere, vor und

nach der Schlacht bei Eßlingen. Die geheimen Verbindungen zwiſchen Frankreich, England und Oeſterreich gewannen eine immer größere Ausdehnung. Eine große britiſche Expedition war bereit, und wurde täglich an den Küſten Belgiens und Hollands erwartet. Der General Amende und der Herzog von Braunſchweig erſchienen mit 9000 Mann auf der Szene. Am 12. Juni vereinigten ſie ſich zu Dresden und marſchirten gegen Leipzig. Die Inſurrektion im Würtembergiſchen beunruhigte die Franzoſen ſehr, wegen der Nachbarſchaft des Landes mit Vorarlberg und Tirol. Hofer und Chaſteler ergriffen die Offenſive und bemächtigten ſich der Stadt Insbruck. Die Inſurgentenarmee war bald 20,000 Mann ſtark. Die Lombardei war von Truppen entblößt. Die engliſchen Geſchwader bedrohten die Küſtenländer. Am 10. Juni hatte der Pabſt den Bannſtrahl gegen Napoleon geſchleudert, und rief die Briten zu Hülfe. Dieſe erſchienen am 25. vor Neapel und landeten auf Procida und Ischia. Sie ſuchten ſich auch des Forts Scilla in Kalabrien zu bemächtigen; aber ſie wurden zurückgeſchlagen.

Die eigentliche Abſicht der engliſchen Politik ging dahin, eine allgemeine Inſurrektion in Italien zu organiſiren, und den Pabſt zu vermögen, ſich auf die Flotte zu begeben. Die Ausführung dieſes Plans ſchien, wenigſtens in der letztern Beziehung, nicht ſchwer zu ſein. Die erſtere bot größere Schwierigkeiten dar, um ſo mehr, da der König Joachim (Mürat) und der General Miollis, Gouverneur von Rom, äußerſt wachſam waren, der erſtere vorzüglich, der ſich gern

Ancona's bemächtigt hätte, bot Alles auf, die Verſetzung des Pabſtes nach Frankreich zu erzielen.

Im Anfang Juni hatte Napoleon ſtrenge Maßregeln gegen die Inſurrektion Tirols, Vorarlbergs und im Innern Deutſchlands genommen. Die weſtphäliſche Armee drängte die Oeſterreicher am 25. aus Leipzig und am 30. aus Dresden. Junot und Davouſt machten ebenfalls Fortſchritte. Am 14. ſchlug der Vizekönig Eugen die Erzherzoge Ferdinand und Johann bei Raab. Dieſe Stadt wurde beſchoſſen und kapitulirte am 22. Auch Presburg wurde bombardirt und am 29. wurde der Brückenkopf bei dieſer Stadt genommen.

Alles war bereit auf der Inſel Lobau, die ſeit vierzig Tagen der furchtbarſte und drohendſte Waffenplatz in ganz Europa geworden. Drei große Brücken auf den Pfählen waren erbaut, um einer Armee von 150,000 Mann und 500 Kanonen den Uebergang zu erleichtern.

---

### Schlacht bei Wagram. — Entführung des Papſtes.

Die Armee des Erzherzogs Karl hielt Eßlingen, Aſpern und Engersdorf beſetzt. Das ganze rechte Donauufer wurde durch ſtarke Verſchanzungen und eine ungeheure Artillerie vertheidigt.

Am 2. Juli bemächtigten ſich die Franzoſen der feſten Mühleninſel, während hinter ihnen, ungeachtet der entſetzlichſten Beſchießung durch die öſterreichiſcher Batterien, eine 420 Fuß lange Brücke erbaut wurde. In der Nacht vom 4. zum 5. ging die ganze Armee über die Donau, bei einem heftigen Gewitter, und

zeigte ſich bei Sonnenaufgang in vollſtändiger Schlachtordnung am linken Ufer.

Die beiden Maſſen beobachteten ſich einige Zeit. Gegen Mittag ſetzte ſich die franzöſiſche Armee in Bewegung. Der Erzherzog Karl bemerkte, daß ſeine Werke umgangen ſeien. Er räumte Engersdorf und ſteckte es in Brand. Aber Eßlingen und Aſpern, die ſchon ſo viel Blut gekoſtet, ſollten nicht mehr die einzigen Zeugen des Kampfes zwiſchen den beiden Reichen ſein. Die Schlacht ging nur hindurch. Der Erzherzog zog ſich nach Wagram und Stammersdorf. Am 6. Juli begann der Angriff. Karl wurde verwundet. Der Kampf war ſehr hartnäckig und dauerte bis 11 Uhr Nachts.

Am nächſten Morgen begann die Schlacht von Neuem. Die Linie der beiden Armeen war 24,000 Fuß lang. Napoleon durchflog ſie mit Blitzesſchnelle und deutete nur mit der Hand ſeinen Marſchällen die Höhen von Nußbach, Neuſiedel, Baumersdorf und Wagram an. Dieſe Pantomime wurde begriffen, und der allgemeine Angriff begann bei Aderklaa, ſchrecklicher als je.

Dies Dorf wurde mehrmals genommen und blieb endlich dem Erzherzog. Sein rechter Flügel dehnte ſich von der Donau bis Wagram aus, und drohete die franzöſiſche Armee zu umgehen. Dieſe hatte, auf die Länge einer halben Stunde, hundert Kanonen vor ſich. Napoleon war mitten im Feuer. Plötzlich erſchien ein Adjutant Maſſena's, um ihn zu benachrichtigen, daß das öſterreichiſche Korps Klenau's hinter ſeiner Armee ſei, daß Boudet auf die Inſel Lo-

bau zurückgeworfen worden, und all ſein Geſchütz verloren habe.

Napoleon antwortete kein Wort, und betrachtete den Thurm von Neuſiedel. Dahinter bemerkte er Davouſts Feuer. „Schnell“, ſagte er, „Maſſena ſoll angreifen. Die Schlacht iſt gewonnen!“

Unaufhaltſam ſtürzte ſich die Armee vorwärts. Der Verluſt war ungeheuer. Aderklaa und Breitenlee waren genommen. Süßenbrunn wird der Mittelpunkt des Kampfes. Endlich hatte Davouſt den Thurm von Neuſiedel erſtürmt. Mit Anbruch der Nacht wurde Napoleons Zelt zwiſchen Aderklaa und Raſchdorf aufgeſchlagen.

Der Verluſt der beiden Armeen war beinahe gleich. Ungefähr 50,000 Mann blieben auf dem Schlachtfelde oder waren auſſer Kampf geſetzt. In der franzöſiſchen Armee waren drei Generale und ſieben Oberſten geblieben. Der Marſchall Beſſieres und zwanzig Generale waren verwundet. In der öſterreichiſchen Armee waren ebenfalls drei Generale geblieben und zehn verwundet worden. Unter den letztern befand ſich auch der Erzherzog Karl, der ſich während der ganzen Dauer des Kampfes durch ſeine glänzende Tapferkeit und Unerſchrockenheit, ſo wie durch ſeine hohen militäriſchen Talente, ausgezeichnet hatte. Er zog ſich in der beſten Ordnung zurück. Napoleon folgte ihm und verlegte ſein Hauptquartier nach Wolkersdorf. 30,000 Verwundete ohne Unterſchied der Armee wurden nach Wien gebracht. Maſſena drang, nach der Einnahme von Korneuburg, gegen Znaim und Davouſt gegen Wülfersdorf vor, um die Vereinigung des Erzherzogs Johann mit dem

Erzherzog Karl zu verhindern. Wien und die Umgegend wurde von Eugen mit 50,000 Mann und 100 Kanonen beſetzt.

Am 10. ſchlug man ſich bei Teßwitz. Am Abend desſelben Tages begab ſich der Fürſt von Liechtenſtein zu Napoleon, um von ihm einen Waffenſtillſtand zu erhalten. Das Gefecht erneuerte ſich in den Vorſtädten Znaims, und der Waffenſtillſtand wurde abgeſchloſſen, ungeachtet die Mehrheit der Generale die Fortſetzung der Feindſeligkeiten verlangte. Die Entſcheidung Napoleons: „Es iſt genug Blut vergoſſen!“ beendete den Streit.

Indeſſen gab der Kaiſer Franz erſt am 18 Juli ſeine Zuſtimmung zu dem ohne ſein Vorwiſſen abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande, durch welchen die letzte öſterreichiſche Armee gerettet wurde. Aber in Tirol und in den übrigen Theilen Deutſchlands wurde er nicht anerkannt. Am 9. wurde Junot von Kymayer geſchlagen. Der Herzog von Braunſchweig hatte ſich der Hauptſtadt ſeines Landes bemächtigt, ſchlug ſich ruhmvoll und verließ das Schlachtfeld nur mit der Hoffnung, bald an der Spitze einer britiſchen Armee, die er zu Helgoland erwartete, zu erſcheinen. Einige engliſche Landungen hatten bereits am 7. und 8. Juli zu Kuxhaven ſtattgefunden und die Einwohner des Landes Osnabrück waren aufgeſtanden. Auch in Hannover zeigten ſich einige inſurrektionelle Bewegungen.

Indeſſen war der Erzherzog Karl in Ungnade gefallen und Oeſterreich beſchloß den Kriegsſchauplatz nach Ungarn zu verſetzen. Am 12. Auguſt wurde der

Waffenſtillſtand verlängert, und die Konferenzen wurden erſt am 17. wieder aufgenommen.

Dieſe Zögerung erklärte ſich leicht. Englands Streitkräfte waren überall, zu Walcheren, auf der Küſte Hollands, zu Kuxhaven, an der Weſer, in der Oſtſee, zu Madrid, vor Neapel und Kalabrien, vor Toulon und bei den joniſchen Inſeln. Man konnte hoffen, dadurch eine Diverſion zu veranlaſſen.

Der Hauptangriff war gegen die Schelde gerichtet; 74 Kriegsſchiffe, worunter 36 Fregatten, hatten 100,000 Mann, wovon 45,000 Mann Landungstruppen, an Bord. Lord Chatam hatte den Oberbefehl der Armee. Aber dieſe Expedition kam zu ſpät. Sie war überdem nur für die Zerſtörung des Hafens von Antwerpen, und zur Verbrennung der franzöſiſchen Flotte daſelbſt, beſtimmt. Dieſe Spekulation koſtete England 20 Millionen Pfund Sterling (240 Mill. rhein. Gulden), und blieb nach der Zerſtörung von Vließingen ohne Erfolg. Der Ueberreſt der engliſchen Armee verließ die Trümmer des Forts am 26. Dzbr. Die Schande war groß.

Pius VII. Betragen wurde immer zweifelhafter. Murat verlangte eine beſtimmte Erklärung. Der Papſt entgegnete, daß er ſie bereits durch die Exkommunikation gegeben. Der General Radet, Oberbefehlshaber der Gendarmerie, erneuerte die Aufforderung. Pius VII. gab den Befehl, ſeinen Palaſt zu verrammeln. Die Gendarmen ſtiegen auf Leitern über die Mauern, und der Papſt wurde wie ein Staatsverbrecher abgeführt Die Senſation, welche dies Ereigniß in Rom ſelbſt verurſachte, war nur ſehr gering.

Aber das ganze obere Italien lag, während der Durchreiſe des heiligen Vaters, auf den Knien.

Obgleich Napoleon dieſe Entführung keineswegs geboten hatte, erlaubte ihm ſeine Politik doch nicht, ſeinen Schwager Murat allein mit der Verantwortlichkeit dieſes Gewaltſtreichs zu belaſten. Er nahm ſie alſo, durch ſein Schweigen, über ſich. Am 12. Auguſt wurde das biſchöfliche Schloß zu Savona dem Papſt zur Wohnung angewieſen, und monatlich wurden ihm 100,000 Franken ausgezahlt.

Aber Pius VII. lehnte dieſe Summe ab und behielt nur ein Zimmer im Palaſte für ſich. Er lebte äuſſerſt zurückgezogen, und beſtritt alle Maßregeln, die Napoleon hinſichtlich der Geiſtlichkeit genommen. Nichts, mit einem Worte, fehlte 1809 an einer Szene des Mittelalters. Man hatte Exkommunikation, Gewaltthat, Gefangenſchaft, Verrath und Wunder.

Die iberiſche Halbinſel war der Schauplatz eines andern Kampfes. Am 15. und 18. Juni hatte Suchet den General Blake bei Saragoſſa und Belchita geſchlagen. Dagegen erlitt Joſeph am 28. Juli eine ungewiſſe Niederlage bei Talavera de la Reyna. In Folge dieſer Schlacht wurde Sir Arthur Wellesley zum Vicomte Wellington von Talavera ernannt. Nach mehrern kleinen Gefechten ſchlug Molitor am 19. November die Inſurgenten zu Ocana, nahe bei Aranjuez.

Vor dieſer Schlacht hatte Napoleon den Entſchluß gefaßt, den Krieg in der Halbinſel in Perſon zu beendigen. Er hielt es nun nicht mehr für nöthig, und die 100,000 Mann, die ſchon gegen die Pyrenäen

marſchirten, erhielten Gegenbefehl. Soult wurde, unter Joſeph, zum Obergeneral ernannt.

In Weſtindien war England glücklicher geweſen, als in Europa. Der Generalkapitän von Martinique war am 14. Februar gefangen worden und die Briten hatten dieſe Kolonie beſetzt. Auch St. Domingo und Senegal waren für Frankreich verloren.

## Friede zu Wien.

Die Konferenzen zu Altenburg boten kein genügendes Reſultat dar. Man ſprach davon, den Waffenſtillſtand am 20. September zu brechen. Ein neuer Feldzug in Böhmen ſchien unvermeidlich. Die Friedensbedingungen von Seiten Frankreichs waren hart und Oeſterreich ſuchte ſie zu umgehen. Endlich überbrachte der Graf von Bubna am 8. September einen Brief nach Schönbrunn, in welchem Kaiſer Franz erklärte, daß er die Bedingungen des Herzogs von Cadore nicht annehmen könne. Demzufolge erhielt Maſſena den Befehl, an der Spitze von 80,000 Mann in Böhmen einzudringen, während die Unterhandlungen zu Altenburg immer fortgeſetzt wurden.

Auch die diplomatiſchen Konferenzen zu Schönbrunn zwiſchen dem Herzog von Baſſano und dem Grafen von Bubna zogen ſich in die Länge, und blieben ohne Erfolg. Endlich bemerkte der Erſtere den wahren Grund dieſer Zögerung, der in nichts anderm, als in der vermuthlichen Schwäche der franzöſiſchen Armee beſtand. Er erklärte demnach, daß Napoleon geſonnen ſei, unmittelbar nach Ankunft der täglich erwarteten Verſtärkungen den Feldzug wieder zu eröffnen. Bubna begab ſich zu ſeinem Kaiſer und kehrte

mit dem Fürſten von Liechtenſtein zurück, der alle Vollmacht hatte, zu unterhandeln. In weniger als 24 Stunden waren die Hauptpunkte des Friedens feſtgeſtellt. Nur ſtritt man ſich noch über die zu zahlende Kontribution.

Am 13. Oktober wurde Napoleon, auf der Parade zu Schönbrunn, von einem Studenten, Namens Friedrich Stabs, der die Abſicht hatte, ihn zu ermorden, auf deutſch angeredet. Er wies ihn an den General Rapp, der ein langes Meſſer unter ſeinem Rock bemerkte, und ihn verhaften ließ. Er erklärte, daß er die Abſicht gehabt, den Kaiſer zu ermorden. Am 17. wurde er erſchoſſen. Seine letzten Worte waren: „Hoch lebe die Freiheit! Hoch lebe Deutſchland!“

Am 14. wurde der Friede unterzeichnet. Tags darauf reiſete Napoleon nach München, wo er die Ratifikation des Friedens durch den Kaiſer Franz erwarten wollte. Berthier behielt den Oberbefehl der Armee und den Auftrag, die Feſtungswerke von Wien, Raab, Brünn, Grätz und Spitz zu ſprengen. Am 19. wurden die Ratifikationen ausgewechſelt, und am 26. war Napoleon zu Fontainebleau.

---

## Der Kanal von Suez und die Schifffahrt des rothen Meeres.

Nach Beendigung des großen Kanals von Alexandria zum Nil, machten einige europäiſche Offiziere dem Paſcha von Aegypten den Vorſchlag, den bereits im höchſten Alterthum aufgenommenen Entwurf einer Waſſerverbindung zwiſchen dem rothen und dem mittel-

ländiſchen Meere, durch die Landenge von Suez, in Ausführung zu bringen. Er ergriff dieſen Gedanken mit vieler Vorliebe, und gab 1826 dem franzöſiſchen Ingenieur Marbois den Auftrag, Beobachtungen über die Winde, die Ebbe und Fluth, und überhaupt über die Topographie des rothen Meeres und deſſen Phänomene anzuſtellen. Wir theilen hier einen gedrängten Auszug aus ſeiner verdienſtvollen Arbeit mit.

Das rothe Meer iſt von Nordweſten nach Südoſten 20 Breitegrade (500 Stunden) lang, und dehnt ſich zwiſchen der Küſte Afrika's und Arabiens aus. Lange war es der einzige Weg nach Indien für den europäiſchen Handel. Es ſcheint recht abſichtlich ſo weit vorzudringen, um den Europäern die beſte Gelegenheit darzubieten, den Handel mit Oſtindien auf eine eben ſo bequeme als höchſt ergiebige Weiſe zu betreiben. Aber eine unbegreifliche Beſchränktheit hat ſie bisher immer verhindert, durch einen ſchiffbaren Kanal die ſchmale Landzunge zu durchſchneiden, welche die beiden Meere trennt.

Schon Alexander der Große hatte die Abſicht, eine ſolche Waſſerſtraße zu erbauen. Deßhalb gründete er Alexandria, die künftige Hauptſtadt ſeiner Weltbeherrſchung. Aber der Tod machte ſeinem Leben und ſeinen auſſerordentlichen Planen ein Ende. Aegypten fiel in die Hände der Ptolomäen. Die Dinaſtie der Lagiden ließ zwiſchen dem arabiſchen Meerbuſen und dem Nil einen Kanal eröffnen, durch den alle Reichthümer Indiens und Europa's ſich in Aegypten konzentrirten. Alexandria wurde die reichſte Stadt der Erde.

Aber ſchon lange vor dieſer Zeit rüſtete Seſoſtris

ſeine Flotten in den Häfen aus, die man jetzt Suez und Koſſeyr nennt, und mit denen er einen Theil des Orients eroberte. Auch in der Bibel findet man die Häfen Eylath und Aſion-Gaber, von wo aus die hebräiſchen Geſchwader ſich nach Ophir und Tharſis begaben.

Seitdem Vasco de Gama das Vorgebirg der Stürme umſegelt und dem Handel einen neuen Weg eröffnet hatte, verlor der Handel des rothen Meeres ſeine ganze Wichtigkeit. Mehemet Ali's Abſicht ging nun dahin, ſie ihm wieder zu geben, und den alten Kanal von Nechos durch die Landenge von Suez zu eröffnen. Seine Spuren ſind noch ſehr erkennbar. Aber dieſer erſte Entwurf ſchien nicht ausführbar, weil dieſer Kanal nur von Suez zum Nil, unterhalb Kairo, führt, und weil die Zeit der günſtigen Winde auf dem mittelländiſchen Meere nicht mit jener des hohen Waſſerſtandes des Nils übereinſtimmt.

Man beſchloß alſo den Nil ganz bei Seite zu laſſen, und einen Kanal mitten durch die ganze Landenge von Suez, vom rothen bis zum mittelländiſchen Meere, zu graben. Die Natur ſelbſt ſchien den Thalgrund gebildet zu haben, durch den man die Waſſerſtraße bis zum Menzaleſee und von dort bis Tineh, am mittelländiſchen Meere, führen könne.

Aber die im mittelländiſchen Meere ſehr beträchtliche Ebbe und Fluth ließ beſorgen, daß der Kanal während der erſtern trocken ſein könne. Deßhalb erhielt Marbois den Auftrag, den arabiſchen Meerbuſen genau zu unterſuchen, und ſeine phyſiſchen Eigenthümlichkeiten zu ſtudieren. Er erhielt ein leichtes Fahrzeug, mit einigen Kanonen, um ſich gegen die See-

räuber zu vertheidigen, von denen es auf dieſer Küſte wimmelt.

Das ſtarke Anſteigen der Fluth, im Hintergrunde des Meerbuſens, muß der anziehenden Kraft des Mondes zugeſchrieben werden, deſſen Einfluß hier um ſo bedeutender iſt, da ſich auf dieſem Punkte kein Fluß ins Meer ergießt, und die Strömung der Gewäſſer gegen die Meere von Babel-Mandeb gerichtet iſt. Darum war es Moſen auch ein Leichtes, auf dieſer Stelle während der Ebbe trocknen Fußes durch das Meer zu gehen, während Pharao und ſeine Heerſchaaren von der plötzlich zurückkehrenden Fluth verſchlungen wurden. Der Uebergang der Hebräer fand wahrſcheinlich zu Rondelho, unfern Suez, ſtatt. Von dort bis Tohr, am entgegengeſetzten Ufer, beträgt die Entfernung nur drei Stunden. Hier auch wäre beinahe, nach Pharao's Beiſpiel, Bonaparte, der die „Moſesquellen" beſucht hatte, auf ähnliche Weiſe ums Leben gekommen.

Je weiter man nach Süden vordringt, um ſo gefährlicher wird die Küſte durch ihre Klippen, die ſich 40 Stunden weit, bis gegen Koſſeyr, erſtrecken. Gegen Weſten iſt das Geſtade flach und öde. Darüber erheben ſich Sandhügel, die der Sirokko bildet und wieder zerſtört. In noch größerer Entfernung erblickt man die Berge Defa, Seitie, Sefada u. a., die jedoch nur einige Auszackungen am Saum des Horizonts bilden. Aber von Koſſeyr erſtreckt ſich eine ununterbrochene Gebirgsreihe zwiſchen dem rothen Meer und dem Nil. Sie beſteht ganz aus Marmor und Serpentin. Dort ließen die Pharaone die ungeheuern Blöcke brechen, die ſodann als Säulen, Sphynxe, Ko-

loſſe und Obelisken verarbeitet wurden, und alle ägyptiſche Städte ſchmückten. Der Name El Abahra, den dieſer Ort noch jetzt trägt, und der ſo viel als „Wagenſtatt“ bedeutet, läßt vermuthen, daß er auch im Alterthum, wo viele tauſend Wagen ſich dort einfanden, um die Marmorblöcke zum Nil zu ſchaffen, alſo hieß.

Koſſeyr iſt eine mit Mauern umgebene Stadt. Bonaparte wollte einen wichtigen Platz daraus machen, und dort eine Flotte bilden, um damit die britiſchen Beſitzungen in Indien zu bedrohen. Kleber ließ es befeſtigen, und vertheidigte es gegen die Engländer, die Aegypten auf der nördlichen und öſtlichen Seite angriffen.

Ibrahims Feldzug gegen die Wehabiten in Arabien hat dieſen Hafen ſehr belebt, und ihm zu einem gewiſſen Wohlſtand verholfen, der ſich ſo lange erhalten wird, als die Araber ſich unter Mehemet Ali's Herrſchaft befinden. Er wird durch ein viereckiges, mit ſtarken Baſteien verſehenes Fort beſchützt, das jedoch ſeinerſeits wieder von den benachbarten Höhen beherrſcht wird.

Zwei Stunden weiter unten iſt das alte Koſſeyr, das, der Vermuthung nach, das ehemalige Bereniza iſt. Hier, wie bei der erſten Stadt, erblickt man auch nicht einen Baum, nicht ein Geſträuch. Das Getreide wird vom Nil hierhergeſchafft. Der Ort erhält ſich allein durch Handel und Krieg.

Die Gebirgskette, welche ſich von hier aus ununterbrochen längs dem rothen Meer bis nach Abyſſinien zieht, wird das Smaragdgebirg genannt. Bald

entfernt es ſich vom Meere, bald tritt es nahe ans Ufer und verbirgt ſehr gefährliche Klippen unter den Wellen.

Der wichtigſte Platz gegen Süden iſt die Inſel Suakem, die ſehr ſtark befeſtiget iſt. Sie hat nur eine halbe Stunde im Umfang und eine ägyptiſche Beſatzung. Der Statthalter von Dalek und Mazua hat ſie zu ſeinem Aufenthalt gewählt. Vier Stunden im Innern des Landes hat er einen von hohen Mauern umſchloſſenen Garten anlegen laſſen, in welchem ſeine Sklaven mit unſäglicher Mühe Ananas, Melonen, Zitronen und andere Früchte gewinnen, falls die Aernte nicht von Straußen oder dem Winde, den die Araber „Uri“ nennen, vernichtet wird.

Durch dies Gebirg wollte Albukerker auch den großen Kanal graben, um den Nil ins rothe Meer zu leiten, und Aegypten zu Grunde zu richten. Er verlangte von Emanuel I, König von Portugal, 1500 Arbeiter, um dies Rieſenwerk in Ausführung zu bringen. Aber das Unternehmen ſcheiterte an den Schwierigkeiten, welche ſich in dem unzugänglichen Gebirge darſtellten.

Die ganze weſtliche Küſte des rothen Meeres, vom 25. bis zum 16. Grad nördlicher Breite, iſt für die Schiffahrer ſehr gefährlich. Es gibt freilich einen Kanal mitten durch die Sandbänke und Felſenriffe, die ſich über 100 Stunden weit erſtrecken; aber er kann nur von den Umwohnern mit ihren leichten Palmbaumfahrzeugen beſchifft werden.

Der Uriwind, der vom afrikaniſchen Feſtlande wohnt, iſt glühend und erſtickend. Er führt ungeheure Staubwolken mit ſich, die mit demſelben Geräuſch, wie ſtarker Hagelſchlag, ſich ins Meer ſtür-

zen. — An der Inſel Dalaka, die 20 Stunden von Suakem entfernt iſt, fiſcht man die gelben Perlen, mit denen in Arabien ein bedeutender Handel getrieben wird.

Vierzig Stunden weiter gegen den Aequator werden einige alte Mauertrümmer die Stadt Bayiuhr genannt. Sie liegen an einer wenig ſichern Bucht. Moka befindet ſich gerade gegenüber. Zwölf Stunden weiter gelangten wir zur Meerenge von Babel-Manoeb (Bab al man dub, der Thränenhafen).

Dieſe Gegend bot nicht immer einen ſo armſeligen und unfruchtbaren Anblick dar, wie jetzt. Einige Gelehrte behaupten, daß die Flotten Salomons hier landeten. Aber es iſt unwahrſcheinlich, daß Ophir und Tharſis, deren im alten Teſtamente ſo oft gedacht wird, hier lagen, weil ſonſt die hebräiſchen Schiffe gewiß nicht drei Jahre lang unterwegs geweſen ſein würden.

Der Wind an dieſer Meerenge iſt gewöhnlich ſehr heftig und manchmal ſogar gefährlich. Moka liegt auf einer ſandigen Ebene, unterm 13. Grad nördlicher Breite. Vom Meer aus geſehen iſt ſein Anblick ziemlich hübſch. Es iſt mit hohen Palmbäumen umgeben, über welche hinaus man die Wüſte erblickt. Früchte und Getreide kommen 12 Stunden weit aus dem Innern, vom Thale Sennaa. Die Stadt iſt von Wällen umſchloſſen. Eine Batterie vertheidigt den Hafen. Zwei andere auf der Landſeite halten die Wehabiten in Reſpekt.

Der berühmte Mokakaffee wächſt nicht in den Umgebungen dieſer Stadt. Auf eine Strecke von 15 bis 20 Stunden iſt die Küſte unfruchtbar. Der ungeheuern

Menge von Verſteinerungen nach zu urtheilen, kann man vorausſetzen, daß ſie ehemals vom Meere bedeckt war. Aber wo das Gebirg ſich erhebt, erblickt man auch ein anmuthiges Grün und reiche Pflanzungen jeder Art. Hier allein verdient Yemen noch den Namen des glücklichen Arabiens, den man in den übrigen Theilen dieſes Landes beinahe als eine bittere Verſpottung betrachten möchte.

Die Inſel Kahrmann, die ungefähr eine Stunde von der Küſte entfernt iſt, kann der Heftigkeit wegen, mit welcher ſich die Wellen an ihr brechen, den Seefahrer oft gefährlich werden. 60 Stunden weiterhin, während denen die Schiffahrt ſehr einförmig iſt, zeigen ſich Beſham und Giedda, der Hafen von Mekka. Der Zufluß von Wallfahrern iſt hier ſehr groß, deßhalb wohnen auch viele Kaufleute an dieſem Orte.

Yambo iſt 50 Stunden weit von hier entfernt. Es iſt eine große Stadt. Das Meer iſt mit Klippen überdeckt, die man nur mit Hilfe eines geſchickten Steuermanns vermeiden kann. Der Hafen wird durch ein mittelmäßiges Fort vertheidigt. Dieſe Stadt treibt direkten Handel mit Koſſeyr und Suez. Der Hafen iſt gut und bequem. Hinter der Stadt erſtreckt ſich die Wüſte bis ans Gebirg, wo man das erſte Grün bemerkt. Die Gipfel einiger Berge ſind ſehr hoch, und bleiben den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt.

In einiger Entfernung von der Küſte erblickt man hier die Sandbänke Morſa und Haskaim, und die Inſeln Haſana, Harama, Maka, Merahim und Jobed. Das Geſtade iſt von unerſteiglichen Felſen ummauert. Jenſeits der Tiranneninſel ſcheidet ſich das

rothe Meer in zwei Golfe, den von Akaba und den von Suez, zwiſchen denen das ſpitze Mahomedsvorgebirg ſich erhebt. Aus dem erſtern kamen im Alterthum die Flotten der Hebräer, und in ihm waren die Hafen Eylath und Aſion-Gaber. Es iſt jetzt ſchwer zu begreifen, wie man dort hat Schiffe erbauen und mit allem Nöthigen verſehen können, denn ſo weit das Auge blicken kann, zeigt ſich weder ein Baum noch eine Quelle.

Im Hintergrunde von Suez und Akaba erheben ſich der Sinai und der Horeb, dieſe in der Bibel ſo berühmten Berge. Unfern Tohr, auf der Küſte des alten Idumea, ſind die bekannten Moſesbrunnen. Dort ſtand ehemals auch das berühmte Edom, die Nebenbuhlerin von Tyrus, die David belagerte und zerſtörte und von der jetzt nicht die geringſte Spur mehr vorhanden iſt.

Das rothe Meer war ehemals bei weitem mehr bekannt, als es gegenwärtig iſt. Aber jedes Volk des Alterthums gab ihm einen beſondern Namen. Die Araber nannten es Bar el Kolzum, von dem Hafen Kolzum; die Juden, Jam-Suf oder Krautmeer, der vielen Pflanzen wegen, mit denen es an den ſeichteſten Stellen bedeckt war. Die Griechen und Römer legten ihm den Namen Erithreon, oder rubrum (rothes Meer) bei, der ſeitdem von allen europäiſchen Völker angenommen worden iſt. Woher dieſer Name eigentlich rührt, kann jedoch nicht genau beſtimmt werden. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß man ihn den rothen Porphyrmaſſen entlehnt hat, von denen es umſchloſſen wird.

Es iſt nicht dem mindeſten Zweifel unterworfen,

daß der Handel jetzt noch denſelben Vortheil von dem rothen Meere gewinnen könne, den er den Nationen des Alterthums darbot. Eine Verbindung desſelben mit dem mittelländiſchen Meere iſt bei weitem nicht ſo ſchwer, als man glauben möchte. Die Natur ſelbſt hat dazu, durch einen tiefen Thalgrund, bereits den Plan vorgezeichnet.

Die größte Breite des rothen Meeres mißt 60 Stunden. An mehrern Stellen iſt es jedoch viel ſchmäler. Die Theile längs den beiden Küſten ſind mit Klippen überdeckt. Dagegen kann der Raum zwiſchen ihnen ſelbſt mit den größten Schiffen befahren werden. Nur hin und wieder ſind noch einige Klippen; aber ſie ragen aus den Fluthen empor und man kann ſie leicht vermeiden. Die Schiffahrt iſt im Sommer ſehr ſicher. Im Winter hat man viel mit Gegenwinden zu kämpfen, die der Felſenriffe wegen oft gefährlich werden. Der Hauptwind wehet regelmäßig ſechs Monate aus Süden und ſechs Monate aus Norden.

Die Erbauung des Kanals durch die Landenge von Suez würde in der Beweglichkeit des Sandbodens die größte Schwierigkeit finden, der nur durch feſte Mauern zu beiden Seiten abgeholfen werden könnte. Zudem müßte man ähnliche Mauern weit ins Meer hinaus erbauen, um der Verſandung des Kanals vorzubeugen. Viel weniger würde man dagegen von Ebbe und Fluth zu beſorgen haben, weil, nach der Verbindung zwiſchen den beiden Meeren, immer eine gewiſſe Strömung im Kanal ſein würde, um ſo mehr, wenn es wahr iſt, daß der Spiegel des rothen Meeres höher iſt als der des mittelländiſchen.

# Reiſe durch den weſtlichen Theil Penſylvaniens, die Staaten Ohio, Kentucky, Illinois, Miſſuri, Teneſſee, Miſſiſſippi, Louiſiana und das Land Arkanſa, im Jahr 1826.

Von Sidon.

## Zweiter Artikel. *)

Louisville kann als der Schlüſſel des Ober- und Unter-Ohio betrachtet werden. Ohne Zweifel iſt es der wichtigſte Lagerplatz an dieſem Strom. Alle Kaufmannswaaren, die aus den ſüdlichen Staaten kommen, oder im Frühling dorthin verſandt werden ſollen, werden hier ausgeladen, was ſehr vortheilhaft für die Stadt iſt. Aus dieſem Grunde hat man ſich auch bis jetzt noch nicht entſchlieſſen können, einen Kanal zu graben, obgleich die übrigen Staaten ihn dringend verlangen. Endlich hat der Kongreß entſchieden, daß die Arbeiten unverſäumt beginnen ſollen. Dieſer Kanal wird nur ungefähr eine Stunde lang, aber ſo breit und tief ſein, um Schiffe von 600 Tonnen Laſt tragen zu können. Die Koſten werden auf 200,000 Dollare angeſchlagen.

Louisville iſt nur halb ſo groß als Cincinnati; aber ſeine Bewohner ſind reicher. Es hat eine Schiffswerfte und fünf Banken. In beinahe allen Fabriken bedient man ſich der Dampfmaſchinen. Der Handel iſt bedeutend. Mehrere Dampfſchiffe gehen von hier in ſechs Tagen nach Neu-Orleans. Die Stadt hat

*) Man ſehe den erſten Artikel im ſechsten Bande der Bibliothek, S. 163 u. f.

deren allein fünfzig von den hundert, welche den Miſſiſſippi und Ohio beſchiffen. Der Plan, nach welchem die Stadt angelegt worden, iſt ſehr groß-artig. Die Hauptſtraße iſt beinahe zwanzig Minuten lang. Alle Häuſer haben zwei Stockwerke. Die Be-völkerung beläuft ſich auf 4500 Seelen.

Unterhalb Louisville befinden ſich die beiden klei-nen Städte Shippinport und Portland, die in Kurzem mit der erſtern nur eine Stadt bilden werden. Das geſellſchaftliche Leben iſt jedoch nicht beſonders ange-nehm. Man ſucht nur Geld zu gewinnen, und be-kümmert ſich um edlere Genüſſe wenig oder nicht. Die Bevölkerung beſteht aus Nordamerikanern, Deut-ſchen und Franzoſen. Briten haben ſich hier noch nicht niedergelaſſen. Ihre Umgebungen ſind herrlich und ſehr gut bebaut, und die Wälder ſind beinahe gänzlich verſchwunden.

Der Weg nach Brunerstown, einer von deutſchen Amerikanern gegründeten Stadt, führt durch eine ſehr fruchtbare Gegend. Alles ſpricht hier deutſch. Die Pflanzer ſind größtentheils reich; ſie behandeln ihre Sklaven ſehr menſchenfreundlich.

Kentucky iſt nicht mehr ein Land, das man den Auswanderern zur Niederlaſſung empfehlen könnte. Die Sklaverei, die geringe Sicherheit des Eigenthums und das Papiergeld ſind die Urſachen ſeines Verfalls. Obgleich dieſer Staat ſchon 1792 in der Union auf-genommen worden, ſteht er doch in jeder Hinſicht hinter dem des Ohio zurück, der viel neuern Urſprungs iſt. Seine Fortſchritte können durchaus nicht denen der übrigen Staaten gleichgeſtellt werden.

Bei allem dem iſt das Land an und für ſich ein

wahres Paradies. Es liegt zwiſchen 36° 30′ und 39° 10′ nördlicher Breite und iſt über alle Beſchreibung fruchtbar. Sein Klima kommt dem des ſüdlichen Frankreichs gleich. Ueberall ſtellen ſich die maleriſchſten Landſchaften dar. Ohio und Miſſiſſippi erleichtern ſeine Ausfuhr. Seine Oberfläche beläuft ſich auf 40,000 engliſche Quadratmeilen und ſeine Bevölkerung auf 570,000 Seelen, wovon 5000 Sklaven ſind. Es befinden ſich mehr als hundert geſchmackvoll gebaute Städte darin. Seine ſcheinbar demokratiſche Konſtitution iſt im Grunde ariſtokratiſch. Die Erzeugniſſe dieſes Landes ſind die der milden Zone, und können eine unerſchöpfliche Quelle des Reichthums werden. Sein Tabak iſt noch beſſer, als der in Virginien.

Ich ſchiffte mich nach Neu-Orleans ein. Das Land zu beiden Seiten des Ohio iſt gebirgig, doch ſieht man auch große, offene und wohlbebaute Gegenden. Hier iſt der weiße Pappelbaum ſehr häufig und gewöhnlich über 140 Fuß hoch. Auch ſieht man in den Wäldern viele ungeheure Platanen und wirklich rieſige Weinreben. Die Waldungen ſind oft ſo dicht und ragen ſo weit in den Strom, daß man nicht landen kann. Von Zeit zu Zeit erblickt man Schwärme von mehrern Tauſenden wilder Tauben, die oft ſauſend niederſchieſſen und die Zweige der Bäume zerbrechen.

Am rechten Ufer des Ohio ſieht man Troy, Hauptſtadt der Grafſchaft Crawford. Sie ſchien blühend und das Land fruchtbar. Meiereien werden von nun an immer ſeltener. Hier iſt der Winter ſehr gelind. Wir bemerkten viele Bären. Ihr Fleiſch

wird zu 1⅔ Batzen das Pfund verkauft. Dagegen iſt das Geflügel ſehr theuer.

Owenborough, Hauptſtadt der Grafſchaft Dawis, liegt 57 Stunden unterhalb Louisville, und 11 Stunden unterhalb der Mündung des Grünſtroms, deſſen Geſtade ihrer ſchönen Weideplätze wegen berühmt ſind. Weinreben bilden am Ufer undurchdringliche Hecken. Sie geben einen ſehr wohlſchmeckenden Wein. In der Nähe gibt es mehrere Salz- und Steinölquellen.

Henderſon, 20 Stunden unter Owenborough, am linken Ohioufer, iſt der Hauptort der Grafſchaft gleiches Namens, und hat 500 Einwohner. Beide Städte ſind zu Lande nur 7 Stunden von einander entfernt.

Am fünften Tage unſerer Schifffahrt gelangten wir zur Mündung des Wabaſch, der die Staaten Indiana und Illinois ſcheidet. Er war hier 840 Fuß breit und iſt bei 140 Stunden aufwärts ſchiffbar. An ſeinen Ufern ſind die ſchönſten und fruchtbarſten Meiereien in den vereinigten Staaten. Man beſchäftigt ſich hier viel mit Veredlung der Hausthiere.

Drei Stunden unterhalb der Mündung des Wabaſch liegt Shawani-Town, ein Städtchen von 300 Einwohnern. Unter jener des Salineſtroms, der Inſel Cove in Rock gegenüber, erhebt ſich ſenkrecht ein 220 Fuß hoher Fels, der bei 10 Minuten lang iſt. An ſeinem Ende iſt eine merkwürdige Höhle, die 120 Fuß tief und deren Wölbung 60 Fuß hoch iſt. Sie dient bei Sturm oder anhaltendem Regen den Reiſenden zum Zufluchtsort.

Die wilden Enten- und Gänſeſchwärme wurden immer zahlreicher, je mehr wir uns dem Miſſiſſippi

näherten. Oft ſahen wir über 100,000 beiſammen. Die Jagd, welche man auf ſie macht, iſt ſehr ergiebig.

Der Illinoisſtaat iſt 1818 in die Union aufgenommen worden. Er hat 180,000 Einwohner, größtentheils Franzoſen, Nordamerikaner und Briten. Die Deutſchen ſind daſelbſt nicht zahlreich. Er wird von vier Flüſſen, dem Ohio, dem Wabaſch, dem Miſſiſſippi und dem Illinois bewäſſert, die dem Handel überall leichte Verbindungsmittel darbieten. Seine Oberfläche beträgt 58,000 Quadratmeilen. Er liegt unter 36° 57′ und 42° 50′ nördlicher Breite, und enthält das nördliche Ende des Miſſiſſippithals. Er iſt noch fruchtbarer als die Staaten Ohio und Indiana, und der Reichthum ſeiner Niederungen iſt beinahe unglaublich.

Bereits zählt man fünfzig Städte in dieſem Lande. Sie ſind größtentheils am Ufer der Ströme erbaut und von Abenteurern aller Art bevölkert, die Handel treiben und Alles ſehr theuer verkaufen. Im Norden und am Miſſiſſippi ſind die Einwohner von franzöſiſch-indiſcher Herkunft. Sie haben von ihren Vätern den franzöſiſchen Leichtſinn, und von ihren Müttern die indiſche Unſauberkeit geerbt. Mehrere Städte, wie Kaskaſia, Kahekia u. ſ. w. ſind von ihnen erbaut worden. Die Amerikaner und Briten ſind beſonders zahlreich am großen und kleinen Wabaſch, am Kaskakias, und zwiſchen dieſem Strom und dem Illinois. Es iſt eins der ſchönſten Länder auf der Erde. Die Hauptſtadt des Staats iſt Wandalia Sie hat ungefähr 1000 Einwohner. Die Umgebungen ſind wirklich entzückend.

Ich kam zu Waſſer nach Cumberland, einer

kleinen Stadt an der Mündung des Stromes dieſes Namens mit dem Ohio. Der erſtere hat 720 Fuß Breite bei ſeiner Mündung. Ich kam vor Smithland vorüber. Vier Stunden von der Mündung des Tenneſſee erblickt man das Fort Maſſac, am rechten Ufer des Ohio, der über 20 Minuten breit, und von dichten Wäldern eingeſchloſſen iſt. Sein Anblick iſt bebezaubernd.

Der letzte Ort des Illinoisſtaats am Ohio iſt Trinity, wo ich glücklich nach einer zehntehalbtägigen Schifffahrt ankam. Mit einigen meiner Reiſegefährten faßte ich den Entſchluß, hier das von St Ludwig kommende Dampfſchiff zu erwarten. Trinity beſteht bis jetzt nur aus einem Wirthshauſe und einer Waarenniederlage. Die jährlichen Ueberſchwemmungen des Ohio, der zwiſchen 4 bis 12 Fuß über ſeinen höchſten Waſſerſtand zwiſchen den Ufern ſteigt, haben der Anbauung immer große Hinderniſſe entgegengeſtellt, die endlich doch beſiegt werden dürften.

Man rechnet 1½ Stunde von Trinity bis zur Mündung des Ohio. Je mehr man dem Miſſiſſippi ſich nähert, um ſo niedriger und prächtiger wird das Land. Der Ohio wird von dem großen Fluß zurückgedrängt, und verliert nach und nach ſeine braune Farbe, die bald milchgrau wird. Der Vereinigungspunkt dieſer beiden Ströme bietet ein wirklich majeſtätiſches Schauſpiel dar, der hinter dem des Niagara nicht zurückſteht.

Die ungeheure Menge Flüſſe, welche der Miſſiſſippi in ſich aufnimmt, wodurch er ſich den Namen „Vater der Ströme“ erworben, gewährt ihm das ganze Jahr hindurch einen großen Waſſerreichthum.

Seine Zuflüſſe nehmen den ganzen Raum von zwanzig Länge- und dreißig Breitegraden ein. Gewöhnlich ſteigt er im Januar, und fällt im Juni oder Juli. Im September beginnen die Herbſtregen, von denen er gewöhnlich abermals angeſchwellt wird. Er überſchwemmt das Land auf acht Stunden von beiden Ufern, und bildet einen See, den man nicht überblicken kann.

Von der Mündung des Ohio bis zu den Wallnußhügeln im Miſſiſſippiſtaat beträgt die Verſchiedenheit zwiſchen dem höchſten und niedrigſten Waſſerſtand 80 Fuß. Je mehr ſich der Fluß dem Meere nähert, um ſo geringer wird ſeine Waſſermaſſe, weil die, welche ſeine Ufer überſteigt, nicht mehr in ſein Bett zurückkehrt, ſondern Sümpfe und Seen bildet. Jenſeits Natſchez iſt der Miſſiſſippi, während ſeinem höchſten Waſſerſtand, 10 Stunden breit, und ſchwillt nur 50 Fuß an. Unter dem rothen Stock ſteigt er nur 30 Fuß, und zu Neu-Orleans nur 12 Fuß. An ſeiner Mündung iſt ſein Anſchwellen kaum bemerkbar.

Aber dagegen wird er im Vordringen auch immer tiefer. Bei der Mündung des Ohio findet man 30 bis 40 Fuß, unter der Mündung des Hinkanſa 60 bis 100 Fuß, unter Natſchez 100 bis 150 Fuß, und von Neu-Orleans bis zum Meere 200 bis 250 Fuß.

Auf einem Dampfſchiffe machte ich einen Ausflug nach St. Louis, der Hauptſtadt des Miſſuriſtaats, des letzten, der in die Union aufgenommen worden. Sie liegt 56 Stunden unter der Mündung des Ohio. Am linken Ufer des großen Stroms, und 4 Stunden unter ſeiner Vereinigung mit dem Ohio, bemerkt man Hamburg in einer für den Handel äuſſerſt günſtigen

Lage. Dieſe Stadt zählt bis jetzt jedoch nur neunzehn Häuſer. Am rechten Ufer erblickt man Cap-Girardeau, Hauptort der Grafſchaft, deren meiſte Anbauer, auf eine Strecke von 17 Stunden längs dem Miſſiſſippi, Deutſche und Franzoſen ſind.

St. Genovefa liegt 35 Stunden unter der Ohiomündung. Die Hälfte der Bevölkerung beſteht aus Franzoſen. Acht Stunden darüber findet man Herkulaneum, eine 1810 gegründete Stadt, die jetzt 300 Einwohner hat. Sie hat eine bedeutende Bleikugel- und Schrotfabrik. Auf beiden Seiten des Fluſſes ſieht man mehrere Weiler und Meiereien.

St. Ludwig hat eine ſehr maleriſche Lage am rechten Ufer des Miſſiſſippi, unter 38° 39′ nördlicher Breite. Es beſteht aus drei parallel laufenden Straßen, die ſich terraſſenförmig über einander erheben. Die Gebäude ſind ſchön, vorzüglich die Kirche, das Theater und der Gerichtshof. Es erſcheinen zwei Zeitungen in der Stadt. Sie hat auch ein Muſeum, ein Kollegium und eine Bibliothek. Die meiſten ihrer 800 Häuſer ſind aus Steinen erbaut und mit Säulengängen und Garten umgeben. Ihre Bevölkerung ſteigt über 5000 Seelen.

Dieſe Stadt treibt ſtarken Handel. Der Miſſiſſippi kann das ganze Jahr über von den größten Fahrzeugen beſchifft werden. Es gibt viele Kaffeehäuſer und Tanzſäle an dieſem Ort. Demungeachtet ſind die Bewohner noch roh und haben eben keine beſondern Fortſchritte in der Ziviliſation gemacht, obgleich ſie von franzöſiſchen Aeltern abſtammen. Seit das Land zu den vereinigten Staaten ge-

hört, haben faſt unglaubliche Verbeſſerungen darin ſtatt gefunden, und die Bevölkerung iſt viermal ſtärker geworden.

Die fetten Triften, welche die Stadt auf eine Entfernung von 6 Stunden nach allen Richtungen umgeben, ſind mit Meiereien und unzähligen Heerden überdeckt. Obgleich St. Ludwig unter derſelben Breite wie Washington liegt, iſt ſein Klima doch kälter.

Der Miſſuriſtaat hat eine Oberfläche von 60,000 Quadratmeilen; aber nur 84,000 Einwohner, wovon 10,000 Sklaven. Die Hauptanſiedelungen ſind am Miſſiſſippi und einige andere am Miſſuri. Er hat reiche Bleiminen, deren Ertrag ſich 1825 auf 25,000 Zentner belief. Im Allgemeinen iſt dieſer Staat fruchtbar, obgleich er ſowohl in dieſem Betrachte, als in jedem andern, hinter dem von Illinois zurückſteht.

Auf dem Rückwege nach Trinity kamen wir an der Wolfsinſel und an Neu-Madrid, einer kleinen Stadt von 15 Häuſern und 150 franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Einwohnern, vorüber. Das Land leidet hier ſehr von Ueberſchwemmungen. Man verſicherte mich, daß während dem Erdbeben von 1811 das Ufer um acht Fuß niedriger geworden ſei. Merkwürdig iſt es auf jeden Fall, daß das rechte Ufer des Miſſiſſippi beinahe überall höher iſt, als das linke.

Der Teneſſeeſtaat, den ebenfalls der Miſſiſſippi beſpült, hat eine Oberfläche von 40,000 Quadratmeilen. Das Kumberlandsgebirg ſcheidet ihn in den öſtlichen und weſtlichen Theil. Beide ſind fruchtbar

und haben 440,000 Einwohner, wovon 90,000 farbige. Die Bevölkerung ſtammt aus Nord-Karolina her, und hat ſich durch deutſche und franzöſiſche Koloniſten verſtärkt, die ſich durch Gaſtfreundſchaft und Ordnungsliebe vortheilhaft auszeichnen. Man findet ſelbſt auf dem Tiſche des ärmſten Landwirths Faſanen, Schnepfen, Dammhirſchfleiſch und jede Art Wildpret. Dieſer Staat wurde 1796 in die Union aufgenommen. Seine Regierung iſt halb demokratiſch, halb föderativ. Wer nicht 2000 Acker Landes hat, kann nicht zum Volksvertreter erwählt werden.

Die beträchtlichſte Stadt in Teneſſee iſt Naſhville. Sie iſt auf einem 200 Fuß hohen Felſen am linken Ufer des Kumberland erbaut. Man zählt 550 größtentheils hübſche Häuſer und 4000 Einwohner darin. Sie hat eine öffentliche Bibliothek und mehrere Erziehungsanſtalten; auch erſcheinen täglich drei Zeitungen daſelbſt. Sie wird von ſchönen Landgütern umringt, von denen das des General Jackſon ihm jährlich 50,000 Dollare abwirft.

Knoxville, die zweite Stadt dieſes Staats in Hinſicht ihrer Wichtigkeit, liegt jenſeits dem Kumberlandgebirg, am rechten Ufer des Holſton, 60 Stunden öſtlich von Naſhville. Sie hat 400 Häuſer und 2500 Einwohner. Die Hauptſtadt des ganzen Landes iſt Murfreesborough, 8 Stunden ſüdöſtlich von Naſhville und 53 Stunden weſtlich von Knoxville. Sie hat 240 Häuſer und 1500 Einwohner. Aber ſie treibt nur wenig Handel, weil ihre Lage nicht zum beſten gewählt iſt.

Der Nordamerikaner reiſet viel, und ſeine Ausflüge dauern oft ſehr lange. Darum ſind auch alle

Reiſemittel ſehr vervollkommnet und äuſſerſt bequem eingerichtet. Die Dampfſchiffe vorzüglich laſſen nichts zu wünſchen übrig. Die Maſchine befindet ſich am Vordertheil, die Zimmer der Reiſenden ſind hinten. Das für die Männer beſtimmte iſt gewöhnlich 25 bis 40 Fuß lang und 20 Fuß breit. Auf beiden Seiten ſind die Schlafzimmer, in denen alle Geräthe von Mahogonyholz und äuſſerſt reinlich ſind.

Der Miſſiſſippi bildet ſehr viele Inſeln, von denen mehrere eine bis zwei Stunden lang, aber nur ſehr ſchmal ſind. Sie verändern ſich beſtändig und behalten nicht zwei Jahre lang dieſelbe Geſtalt. Auf dieſen Eilanden hauſen unzählbare Schwärme Waſſervögel, die durch das Geräuſch, den Rauch und die Flammen des Dampfſchiffes erſchreckt werden, ſich mit entſetzlichem Geſchrei erheben und durch ihre große Maſſe die Sonne verfinſtern.

Das Land zu beiden Seiten des Fluſſes iſt noch wenig bewohnt. Man erblickt nur hin und wieder einzelne Meiereien und auſſerdem nichts als undurchdringliche Wälder. Wir verweilten einige Augenblicke vor Hopefield, einer entſtehenden Stadt, und erreichten um zwei Uhr die Mündung des Wolfſtroms und das geſchleifte Fort Pickering, Memphis gegenüber. Ein wenig weiter abwärts iſt die 6 Stunden lange Präſidenteninſel. Der Fluß iſt hier ¾ Stunden breit, und gewährt den Anblick eines ſchönen Sees, mit mehrern Inſeln in ſeiner Mitte.

St. Helena, Hauptſtadt der Grafſchaft, iſt 32 Stunden unterhalb der Mündung des Arkanſa. Es wird durch ſeine Lage bald ein wichtiger Ort werden. In ſeiner Nähe befinden ſich die 150,000 Acker Lan-

des, die den Soldaten zugeſtanden worden, welche im letzten Kriege gedient haben. Aber nur ſehr wenige haben von dieſer Schenkung Gebrauch gemacht, und ſich auf ihrem Eigenthum niedergelaſſen. Der amerikaniſche Soldat iſt zu ſehr an Ueberfluß und Bequemlichkeit gewöhnt, als daß er eine beſondere Neigung haben ſollte, Wälder auszuhauen, und das Land urbar zu machen. Auſſer ſeiner vollkommenen Kleidung, Nahrung u. ſ. w., erhält er jährlich 60 Dollare oder täglich 5⅓ Batzen.

Am andern Morgen erreichten wir die Mündung des Weißſtroms und des Arkanſa, der eben ſo breit und tief als der Ohio, aber deſſen Lauf nicht ſo lang iſt, als der jenes Fluſſes, der 830 Stunden von ſeiner Quelle bis zu ſeiner Mündung in den Miſſiſſippi mißt, und den große Fahrzeuge 300 Stunden weit beſchiffen können. Am Ufer des erſtern liegen die entſtehenden Städte Arkanſa, Akropolis und Littlerock.

Das Land Arkanſa, das zuerſt zu Luiſiana, ſpäter zu Miſſuri gehörte, iſt 1819 davon getrennt worden. Es erſtreckt ſich vom 30. bis zum 36. Grade nördlicher Breite. Seine Oberfläche hat nicht weniger als 100,000 Quadratmeilen. Der Boden iſt ſehr verſchiedenartig; aber im Allgemeinen fruchtbar. Es gedeihet guter Wein in dieſem Lande. In ſeinem Innern findet man auch warme Quellen, deren Hitze bis auf 46° 21′ Réaumur ſteigt. Bis jetzt ſind es die heilſamſten in den vereinigten Staaten. Die Bevölkerung dieſes Landes iſt noch ſehr gering. Mit Einſchluß von 2000 Sklaven wird ſie auf 18,000 Seelen angeſchlagen. Nur in den Städten Arkanſa,

Akropolis und Littlerock gibt es Schulen. Die einzelnen Häuſer und Meiereien ſind gewöhnlich 3 bis 8 Stunden von einander entfernt.

## Das Oſterfeſt zu Jeruſalem.

Ich verweilete einige Wochen zu Jernſalem. Anfänglich wollte ich nicht ſo lange bleiben. Aber die Näherung des Oſterfeſtes, das die Zeit der Saturnalien der heiligen Stadt iſt, erregte meine Neugier, die ſchon durch mehrere befremdende Zeremonien genährt worden, welche täglich zur Erbauung der Getreuen ſtatt fanden.

Mit Taſſo als Führer durchſtreifte ich alle Umgebungen der heiligen Stadt. Dieſe iſt (ich vermuthe es wenigſtens) eine Ur-Enkelin der alten; aber nicht in grader Linie. Sie iſt mehr jeder andern Sache ähnlich, als einer Königin der Völker. Alles darin verkündet ihre Untröſtlichkeit und ihr ewiges Witthum.

Von der Wüſte her iſt ihr erſter Anblick ziemlich imposant. Aber je mehr man ſich nähert, in um ſo verjüngterm Maßſtabe erſcheint ſie. Sie iſt auf den Abhang von vier Hügeln erbaut, und die dazwiſchen befindlichen Thäler haben beinahe die Geſtalt eines Parallelogramms. Châteaubriand vergleicht ihre Häuſer mit Gräbern, und äuſſert, daß er ſelbſt über die ſchwarzen und blauen Teufelsgeſtalten erſchrack, mit denen ſie bedeckt ſind. In der That hat ihre niedrige, viereckige Geſtalt etwas grabähnliches. Aber die Malereien, deren er gedenkt, ſind ſeit Langem verſchwun-

den, und ein guter Chriſt kann ſie jetzt ohne Entſetzen betrachten.

Ich wohnte im Franziskanerkloſter, das zu Jeruſalem als ein Palaſt betrachtet wird. Seine Zimmer ſind dunkel und nicht beſonders angenehm. Aber der Wein von Bethlehem, den man hier auf einer gepflaſterten Terraſſe trinkt, iſt vortrefflich. Von dieſem Punkt, dem höchſten in der Stadt, beherrſcht das Auge die merkwürdigſten Szenen des alten und neuen Teſtaments, und hier, wie in Griechenland, wird der Reiſende von dem geringen Umfange der Städte und Staaten betroffen, deren Berühmtheit ſo viele Jahrhunderte überlebt hat.

Die Mauern ſind von acht türkiſcher Bauart, d. h. ſie bilden eine lange Strecke ohne allen Nutzen auf einander gehäufter Baumaterialien. Einige Kanonen würden das Erbe des königlichen Propheten einer größern Gefahr ausſetzen, als hundert Gottfriede von Bouillon an ſeinen Thoren. Indeſſen ſind dieſe Mauern doch hinlänglich, die Lanze des Beduinen abzuwehren, und nichts läßt, im gegenwärtigen Augenblicke, einen eilften Kreuzzug vorausſehen.

Die Umgebungen der Stadt ſind kalt und unfruchtbar, und Judäa, das einſt eine Palme als Wahrzeichen hatte, erzeugt jetzt nur noch einige ſeltene Palmbäume. Die Zedern, auf die ſie ſo ſtolz war, ſind ebenfalls verſchwunden und der Oelberg allein verdient noch jetzt ſeinen alten Namen.

Die Einwohner ſind ein Gemiſch aller möglichen Völker und Religionen: Juden, Muſelmänner, Chriſten von zwanzig verſchiedenen Sekten. Die Juden ſchachern ohne Unterſchied mit allen. Die Chriſten dagegen

ſind ausſchließlich mit Zänkereien und Diskuſſionen unter ſich beſchäftigt, und zwar Alles zum größten Heil ihrer Seelen.

Während meinem Aufenthalt in der heiligen Stadt (denn der Name Jeruſalem wird hier nie ausgeſprochen) ließ ich meine Reiſegefährten alle natürliche Grotten beſuchen, die ſie nur finden konnten, auf die Gefahr hin, darin das Fieber zu gewinnen. Meine Streifereien hatten einen andern Zweck. Ich fand Gefallen daran, mich in der Beobachtung der Sitten und Gebräuche der Einwohner zugleich zu unterrichten und zu beluſtigen.

War der Morgen regneriſch, ſo blieb ich im Kloſter, wo ich regelmäßig vom Pater Guardian beſucht wurde, der jedesmal ſeine Klagen über die Bedrükkungen von Seiten der Muſelmänner erneuerte. Er wünſchte ſodann die Zeit Baudouins und Gottfrieds zurück und ſchmähte gewaltig über die gegenwärtige Gottloſigkeit.

Ich dagegen ließ ihn hoffen, daß Spanien ſich bald den Klauen ſeiner Kortes entreiſſen, daß es ſodann ſeine Inquiſition wieder herſtellen, und daß dieſe ihn gewiß für alle erduldeten Leiden durch einige wohlangewendete Auto-da-Fés u. ſ. w. entſchädigen werde. Er ſeufzte dann gewöhnlich und ſagte „Amen!“

War das Wetter ſchön, ſo begab ich mich oft in die Nähe des griechiſchen Kloſters, dieſes ſtolzen und furchtbaren Nebenbuhlers der lateiniſchen Orden, mit denen es im offenen Kriege iſt. Betritt man die Stadt durch das Thor von Jaffa, ſo iſt der erſte Gegenſtand, den man ſieht, ein Papa, oder griechiſcher Prieſter, der Schildwacht ſteht, und ſorgfältig Acht

gibt, daß kein zu ſeiner Heerde gehöriges Schaf in einen andern Stall ſich verirre. Sein vernachläſſigter Bart, ſeine blaſſen, eingefallenen Wangen, verkünden Gebet und Enthaltſamkeit. Es iſt den Pilgern unmöglich, durch ſeine durchdringenden Blicke nicht angezogen zu werden.

Im Mittelpunkte des Kloſters iſt ein großer Hofraum, in welchem die Hadgis (Wallfahrer) in Empfang genommen werden. Nichts kann eine beſtimmtere Idee von einem Karavanſerai geben, als die Bewegung und das Geſchrei auf dieſem Platze. Hier ſieht man Kameele mit ihrem rothen Geſchirr und ihren lärmenden Glocken, dort Ruſſen in Pelze gehüllt, und mit Levanten und Manioten mit nackten Beinen ſich herumzankend. Jeder ſchien es recht darauf abgeſehen zu haben, den Frieden und die Ruhe eines zum Nachdenken und zum Gebet beſtimmten Ortes zu ſtören.

Bei meiner Ankunft zu Jeruſalem ſprach man noch von einem wenig erbaulichen Ereigniſſe, in welchem ſich der ganze Haß zwiſchen den lateiniſchen Prieſtern und den griechiſchen Papas aufs deutlichſte gezeigt hatte.

Seit der Zeit der Kreuzzüge hatten die Lateiner allein das Recht, die geweihten Orte im Innern des heiligen Grabes zu beräuchern. Dieſe Zeremonie fand täglich mit der ſorgfältigſten Genauigkeit ſtatt. Lange waren die Griechen genöthigt, ſich dieſem Geſetze, das ſie als eine Demüthigung betrachteten, zu unterwerfen. Indeſſen verſuchten doch einige junge eifrige Papas eine Neuerung. Sie bemächtigten ſich zuerſt der Vorpoſten und beräucherten ſie. Nach und nach

eroberten ſie eine Kapelle nach der andern, und waren bereits dem heiligen Grabe ganz nahe, als die Lateiner ein Manifeſt erließen, durch welches dieſe wichtige Angelegenheit ernſtlich zur Sprache gebracht wurde. Nach langem Hin- und Herſtreiten wurden die Rechte einer jeden Sekte beſtimmt, und zwar ſo, daß ſie abwechſelnd die heilige Stätte einräuchern ſollten, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß der Rauch der einen ſich nie mit dem der andern vermiſche.

Unglücklicherweiſe war dieſer Scheinfriede nicht von langer Dauer. Bald verbreitete ſich das Gerücht, daß die Griechen entſchloſſen ſeien, ſich des heiligen Grabes mit Gewalt zu bemächtigen, und es ausſchließlich zu beräuchern. Der erſte Mai iſt ein großer Feiertag für die Bewohner Jeruſalems, und für einen Mönch des heiligen Grabes iſt es der größte von allen. Die Lateiner feierten ihn mit auſſerordentlichem Prunk und Glanz, und bewieſen ihre beſondere Ehrfurcht für die S. Helenenkapelle dadurch, daß ſie eine ungeheure Menge Weihrauch darin konſumirten.

Sei es nun abſichtlich, oder von ungefähr, die Griechen ſtellten ſich in demſelben Augenblicke ein, wo die Lateiner das Hochamt feierten. Die Hymne war kaum beendet, als ſie in geringer Entfernung den Fiſtelchoral ihrer Gegner vernahmen. Bald bemerkten ſie die Papas, die langſam mit ihren Rauchgefäßen, aus denen ein dicker Qualm hervordrang, die Stufen der Kapelle herabkamen.

Die Lateiner geriethen vor Zorn auſſer ſich. Sie erinnerten ſich, daß Baudouin auf dem Thron zu Konſtantinopel geſeſſen, und erhoben ſich in Maſſe. Die

Rauchfäſſer ſchlugen klirrend gegen einander, Aſche und glühende Kohlen flogen nach allen Seiten, ein dickes Rauch- und Staubgewölk umhüllte die Streitenden mit einer ernſten, verhängnißſchweren Dunkelheit.

Einige Zeit lang blieb der Sieg unentſchieden. Aber auf einmal öffneten ſich die weiten Gewänder der Griechen und ungeheure Knittel ſchoſſen aus ihnen hervor, mit deren Hilfe die Lateiner bald vollkommen in die Flucht geſchlagen wurden. Mit Verwunderung bemerkte man, daß ſie ſeitdem nicht mehr den geringſten Zweifel über die Rechte ihrer Gegner, welche dieſe mit den Waffen in der Fauſt errungen hatten, laut werden ließen. Was man ihnen durch die bündigſte Logik nie hatte abgewinnen können, das hatte die energiſche Beredſamkeit einiger orthodoxen Hiebe ohne Weiteres zu Stande gebracht.

Die Armenier bilden eine dritte Chriſtenklaſſe. Ihre Sekte iſt eine Art Gemiſch, die als Bindungsmittel zwiſchen den beiden erſten und den Muſelmännern dient. Unter einem Feuerhimmel lebend und mit fünf oder ſechs andern Kirchen in beſtändiger Berührung, ſcheint es unmoglich, daß ſie im Frieden bleiben können. Aber ihr Gold und ihr vortrefflicher Tabak machen ſie allen Parteien lieb und werth, zwiſchen denen ſie oft als Vermittler auftreten.

Um dieſe großen Mächte gruppiren ſich mehrere andere von untergeordnetem Range, die ſich mehr oder weniger den Griechen, oder den Armeniern nähern, wie die Kophten, die Abyſſinier, die Neſtorianer u. ſ. w.

Die Lateiner ſtehen beinahe allein, und haben keine andere Bundesgenoſſen, als die Maroniten vom

Libanon. Am Oſterfeſt beſonders bemerkt man die große Abneigung zwiſchen den beiden Kirchen, und wenn die Griechen nicht einigermaßen durch die heilſame Korrektion der Türken in Zaum gehalten würden, wäre die lateiniſche Kirche, des Doppelſchutzes der Geſandten Frankreichs und Spaniens zu Konſtantinopel zum Trotz, längſt aus Jeruſalem fortgedrängt worden ſein.

Unter ſolchen Elementen der Zwietracht kann man vermuthen, mit welcher Ungeduld ich das Oſterfeſt erwartete. Die Stadt begann ſich immer mehr zu bevölkern. Die Kaufladen und die Bazare waren vollgepfropft. Aber der anziehendſte Mittelpunkt war die große Platteform vor dem heiligen Grabe. Dort waren alle die frommen Artikel ausgeſtellt, welche die Wallfahrer kauften, wie Roſenkränze, Bilder von Bethlehem; Erdpechkreuze vom todten Meere erregten die Bewunderung und zogen den Gläubigen das Geld aus der Taſche.

Täglich langten neue Karavanen aus allen Theilen des Orients an. Alle Straßen waren mit Wallfahrern überdeckt. Die Kameele von Damas und die Pferde der Beduinen, mit ihren auf dem Sattel gekrümmten Reitern durchzogen die Wüſte in allen Richtungen. Die Weiber von Bethlehem, auf den Eſeln vom Hebron reitend und mit langen weißen, unten roth beſetzten Gewändern bekleidet, ſchienen mir ſo ſchön und kokett, als wenn ſie wirklich, wie ſie ſich rühmen, die Nachkommen der Kreuzritter wären.

Mönche, Soldaten, Bettler ſtießen ſich überall und ſtellten eine Szene der Verwirrung dar, die ſich unmöglich beſchreiben läßt. In der Abſicht, die gute

Ordnung mitten in dieſer Menge zu erhalten, kampirte der Paſcha mit 5000 Soldaten auſſerhalb der Stadt, und ließ dieſe günſtige Gelegenheit nicht unbenutzt, neue Abgaben zu erpreſſen.

Die Zeremonien des lateiniſchen Oſterfeſtes haben nichts Neues für einen Reiſenden, der Italien beſucht hat. Aber die Erleuchtung der Kirche, am Abend vor der Auferſtehung, bringt eine mächtige Wirkung ſelbſt auf ſolche Menſchen hervor, deren Einbildungskraft nicht leicht angeregt werden kann.

Es iſt ſchwer, ein impoſanteres Schauſpiel zu ſehen, als dieſen dunkeln Dom, ſeine ſchwerfälligen Geländer und dieſen ſeltſamen Luxus orientaliſcher Bauart.

Aber das Oſterfeſt der Griechen iſt der Hauptzweck aller Wallfahrer. Nichts Auſſerordentlicheres, als das Getöſe und das Gewühl während dieſer Feierlichkeit. Der Sonnabend iſt der wichtigſte Tag der Woche, weil an ihm das jährliche Wunder des heiligen Feuers vollbracht wird.

Es war im April und der Morgen ſehr ſchön. Wir verließen das Kloſter in Begleitung unſerer Janitſcharen, des Drogmans, der Soldaten und Bedienten, alle gewaltig herausgeputzt. So marſchirten wir in geſchloſſenen Reihen gegen das heilige Grab. In einigen Minuten befanden wir uns am Haupteingange, wo wir einen türkiſchen Offizier fanden, dem wir das gewöhnliche Eintrittsgeld, welches alle Pilger zu entrichten verpflichtet ſind, zahlen mußten.

Mit ſchwerer Mühe brachten wir es ſo weit, durch die Kirche zu dringen und die lateiniſche Galerie zu erreichen. Doch bevor wir dahin kamen, mußten wir

einen langen, dunkeln Gang durchwandern, in welchem wir Szenen bemerkten, die ſelbſt die Einbildungskraft eines Teniers oder eines Calot nicht für möglich gehalten haben würde.

Die Pilger waren ſeit drei Tagen und Nächten, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts, in dieſen engen Raum eingeſchloſſen, und man kann ſich leicht denken, welche ſkandalvolle Reſultate eine ſolche Frömmigkeitsübung veranlaſſen mußte.

Einige, in lange, weiße Mäntel gehüllt, waren der Länge nach auf der Erde ausgeſtreckt und ſchnarchten aus allen Kräften. Andere ſtritten ſich leidenſchaftlich über einige unbedeutende Punkte ihrer äuſſern Andachtsverrichtungen. Ich ſah auch mehrere, ganz in der Nähe des Heiligthums, welche die ſchmuzzigſten Bedürfniſſe der Natur befriedigten. Man verkaufte allerlei Lebensmittel im Innern des Tempels, der auf den erſten Blick mehr ein Schuldengefängniß, als eine Kirche zu ſein ſchien.

Der ganze innere Theil des Gebäudes ſchien mit lebendigen Köpfen gepflaſtert. Mitten über ihnen erhob ſich die Kapelle des heiligen Grabes, die mit ſeltſamer Pracht ausgeſchmückt war. Ein drei Fuß breiter Raum wurde rings darum frei gehalten, um die Ausübung der Hauptzeremonien zu geſtatten.

Einige Wallfahrerbanden tanzten, ſprangen und verrichteten abwechſelnd mehrere andere Uebungen. Der große Gegenſtand der Nacheiferung, das Vollmaß der Frömmigkeit, ſchien mir darin zu beſtehen, in der möglichſt kürzeſten Zeit die größte Zahl dieſer befremdenden Zeremonien zu verrichten.

Eine erſte Bande, unter Anführung ihres Papas,

blieb ſtehen, um ein kurzes Gebet zu ſagen. Sodann zertheilte ſie ſich und begann ihre Wettläufe, die mit betäubenden Geſchrei und den ſonderbarſten Geberden begleitet war. Eine zweite Truppe folgt ihr; ſodann eine dritte, eine vierte u. ſ. w. bis zu dem Augenblicke, wo alle Gläubige ſich in eine zirkelrunde Bewegung vermiſchten, die ſie mit unglaublicher Schnelle ausführten.

Es war mir, als ſchwebe ich über einem dieſer Kreiſe von Dante's Hölle. Alle Stände und Geſchlechter waren vermiſcht, und wenn die Ermüdung einige dieſer Fanatiker nöthigte, andern den Platz zu überlaſſen, bildeten ſie eine Art von Prozeſſion, die ſich in die griechiſche Kirche begab, welche unmittelbar an das heilige Grab ſtößt.

Unterwegs begegneten ſie mehrern andern Banden, welche von dort kamen, und die Verwirrung wurde immer lauter. Aber im Augenblicke der Anrufung ſchien ihre Frömmigkeit wirklich an Wahnſinn zu grenzen. Entſetzliche Kyrie Eleisons wurden von der Menge in allen bekannten Sprachen geheult. Bald nachher riſſen ſich die Pilger ihre Kleider vom Leibe, und in einem Augenblicke war der Boden mit Mützen, Mänteln und Hemden bedeckt. Sodann riefen ſie das heilige Feuer mit funkelnden Augen und glühenden Wangen an, daß es ſich auf ſie niederſenke und ſie alle erlöſe. Aber gleich den Verehrern Baals riefen ſie umſonſt: der Augenblick war noch nicht gekommen.

Die Ankunft einer Verſtärkung von Kophten wurde mit lautem Beifallsgeſchrei gefeiert. Zwiſchen durch vernahm man das Geräuſch der Trommeln und der Zymbeln der Abyſſinier. Auf dieſe folgte eine Truppe

Araber mit nackter Bruſt und braunen, wilden Geſichtern. Ihr Gebrüll vermehrte noch den allgemeinen Enthuſiasmus.

Der Tumult ging auf dieſe Weiſe immer ſteigend von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags, wo der türkiſche Statthalter endlich Mitleiden mit der Menge hatte, mit ſeinem Gefolge erſchien, und ſich auf dem entfernteſten Theil der lateiniſchen Gallerie niederließ. Sobald ſein Turban über dem Geländer erſchien, bemerkte Jedermann, daß der Himmel erweicht ſei. Die Freude glänzte auf allen Geſichtern, und alle Welt war bereit, das hohe Wunder zu beſcheinigen.

Die Menge drängte ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt gegen das heilige Grab, während die türkiſchen Topſchis mit ihren langen Peitſchen die Ordnung zu erhalten ſich bemüheten.

Der Kadi gab, auf Befehl des Gouverneurs, das Zeichen mit ſeinem Stabe, und die letzte Litanei wurde begonnen. Während dem machten die Papas, voran mit Kerzen und flatternden Fahnen, und mit reichen Gewändern bekleidet, hinter ihnen ihr Erzbiſchof, mehrere Male ihren Umzug im Innern der Kirche und um das heilige Grab. Jedesmal wurden ſie von den Akolyten beräuchert, und eine Rauchwolke verbarg ſie bald vor allen Augen.

Dieſe Prozeſſion war mit einem unharmoniſchen Fiſtelgeſange, ohne alle Betonung, und ſo ſchwach und zitternd, begleitet, daß wir ihn kaum vor dem Geſchrei der ſie umgebenden Menge vernehmen konnten.

Nach dieſer Feierlichkeit bekleidete ſich der Erzbiſchof mit ſeinem Chormantel und ſeiner ſpitzen Mütze, warf einen Blick auf den Kadi, zerbrach das Siegel

und trat in das Innere der Kapelle. Ein tiefes Schweigen verkündete den Augenblick der Erwartung. Eine auſſerordentliche Bangigkeit ſchien unter den Pilgern zu herrſchen. Aber Türken und Prieſter blieben ruhig.

Nach einigen bangen Minuten ſtürzte ein Prieſter mit einer brennenden Fackel aus dem heiligen Grabe, und in wenigen Augenblicken verbreitete ſich das heilige Feuer durch die ganze Kirche und bis zu den entfernteſten Kapellen, die den Kophten gehörten.

Es iſt unmöglich, die nun folgende Szene zu beſchreiben. Ungefähr 8000 Wallfahrer befanden ſich in der Kirche. Ein allgemeiner, plötzlicher Schrei ließ ſich vernehmen. Der Himmel hatte ſeine Macht bewährt. Das Mirakel war ohne Widerſpruch. Auf allen Seiten drückte man ſich die Hände, und die lebhafteſte Wonne ſtrahlte auf allen Geſichtern.

Der Erzbiſchof trat aus dem heiligen Grabe, und kaum hatte er die Schwelle überſchritten, ſo wurde er von vier Papa's, die beſtändig ihre brennenden Fackeln bewegten, im Triumph herumgetragen.

Das heilige Feuer war bis zu den entfernteſten Gallerien gelangt, wo ſich die armeniſchen Damen befanden. Sie ſchlugen ihre weißen Schleier bei Seite, küßten die heilige Fackel und ſprachen ein kurzes Gebet.

Indeſſen dauerte das Getöſe immerfort. Die mit Freudengeſchrei untermiſchten Gebete ſchienen Herausforderungen und Flüche zu ſein. Die Weiber ſchwangen ſprühende Fackeln über ihre entblößte Bruſt. Viele Pilger brannten einen Zipfel des Leintuches an, in welches ſie nach ihrem Tode eingewickelt werden

ſollten. Sie glaubten ſich dadurch gegen den Beſuch der Vampire zu ſichern.

Bald darauf gab der türkiſche Statthalter das Zeichen, durch welches angedeutet wurde, daß die Gläubigen für dieſes Jahr genug an dem Wunder hätten. Ohne auf ihre Klagen und Vorſtellungen zu hören, arbeiteten die Topſchis auf die Menge, ſchwangen ihre Peitſchen, und trieben ſie zum Tempel hinaus. Dadurch entſtand eine neue Szene der Unordnung. Das Geſchrei verdoppelte ſich, und das heilige Grab bot ein eben ſo betrübendes als mitunter ſelbſt lächerliches Schauſpiel dar.

Der Unſinn der Menſchen iſt überall derſelbe; nur die Art und Weiſe ihrer Narrheiten iſt verſchieden.

## Erſteigung des Hekla auf der Inſel Island im Jahr 1827.

Seitdem die Wallfiſche größtentheils das Vorgebirg Cloven-Cliff und das Meer um Spitzbergen verlaſſen haben, wenden ſich die Schiffe, welche auf ihren Fang ausgehen, nach Grönland und die Baffins- und Hudſonsbucht, wohin ſie ſich zurückgezogen zu haben ſcheinen. Wir waren ebenfalls auf dem Wege dorthin, als wir, unterm 64. Grad nördlicher Breite, ein ſtarkes Leck im untern Schiffsraum bemerkten. Eine Ausbeſſerung war dringend nothwendig. Wir wendeten uns alſo nach Island, wo wir hoffen konnten, einen ſichern Hafen zu finden.

In der Nähe der Inſeln Gerfugla, Reikames und Sker, die das Vorgebirg Gulbringe umgeben, war das Meer mit unzähligen Fiſcherbooten überdeckt,

die ſehr reichhaltige Fänge machten. Um die Hafen Orebach, Thorlakswan, Selafang und vorzüglich um den von Grindawik wimmelte es von Fiſchen. Die Isländer haben faſt keine andere Nahrungsmittel als Fiſche und den Ertrag ihrer Heerden.

Wir betraten den Hafen Thorlakswan. Man fühlt ſich wunderbar ergriffen bei dem Anblick dieſer durch die Vulkane gewiſſermaßen aus ihren Fugen geriſſenen Inſel, auf welche eingeſtürzte Berge ſich chaotiſch neben einander aufthürmen, während ungeheure Felsmaſſen große Höhlen bilden, grüne Triften neben Lawaſtrömen ſich dahinziehen, gewaltige Gletſcher über Abgründe herabſtarren, und das Meer mit donnerähnlichem Getöſe in unterirdiſchen Klüften brüllt, deren verkalkte Wände die Gewalt des vulkaniſchen Feuers beurkunden.

Dieſe impoſante Szene, die für mich ganz neu war, bewegte auſſerordentlich meine Seele. Mit um ſo größerm Vergnügen erfuhr ich daher, daß die Ausbeſſerung unſers Schiffes uns zwingen werde, wenigſtens vierzehn Tage lang auf Island zu verweilen. Während dieſer Zeit konnte ich hoffen, die vor mir ausgebreitete wilde Natur genauer kennen zu lernen, das Land in mehrern Richtungen zu durchſtreifen, und ſelbſt den Hekla zu erſteigen, der bei weitem furchtbarer mit ſeiner Schneekrone und ſeinem weiten Gletſchermantel iſt, als der Veſuv und die übrigen feuerſpeienden Berge der ſüdlichen Gegenden.

Es gibt wenige Küſten, die durch Klippen, Strömungen, Abgründe und Wirbelſtröme furchtbarer ſind, als die Islands. Die ganze Inſel ruht auf weiten unterirdiſchen Kanälen, durch welche das

Meer wogt, um an der entgegengeſetzten Seite mit Gewalt wieder herauszuſtürzen. Ganz in unſerer Nähe ſpie das Meer eine große Waſſermenge aus, die unter der ganzen Provinz Guldbringe, von Wogaſtap, auf der nördlichen Küſte, bis zur Mündung des Olwerfluſſes, hingeſtrömt zu ſein ſchien. Der Beweis davon liegt in der jährlich ſich erneuernden Beobachtung, daß die Fiſche, welche in gedrängten Schaaren aus dem Polarmeer kommen, und längs dem Geſtade dahinſchwimmen, plötzlich bei Wogaſtap verſchwinden, und eben ſo plötzlich am Hafen Thorlakswan wieder erſcheinen, ohne daß man einen einzigen bemerkt, der das Vorgebirg umſchwimme, welches dieſe beiden Punkte von einander trennt.

Man muß dieſe unterirdiſchen Aushöhlungen dem vulkaniſchen Feuer zuſchreiben, denn die Erde muß im Innern eben ſo zerriſſen ſein, als ſie es äuſſerlich iſt. Dieſe Schlünde dienen den Fiſchen oft zum Zufluchtsort, und die unerſchrockenen Fiſcher verfolgen ſie ſelbſt bis in die gefährlichen Wirbelſtröme, welche mit jedem Wellenſchlage ihre Barken zu zerſchmettern drohen. Alle Bewohner der Inſel nehmen an einer ſolchen Expedition Theil. Die Hirten ſelbſt verlaſſen ihre Heerden im Gebirg, um durch einige Tage angeſtrengter Arbeit einen überflüſſigen Fiſchvorrath für den Winter zu gewinnen. Sie gehen mit den übrigen auch auf den Seehundsfang aus. Manchmal wagen ſie ſich ſelbſt an Wallfiſche. Aber vor einer Gattung derſelben, die ſehr lüſtern auf Menſchenfleiſch iſt, haben ſie eine große Furcht, die ſo weit geht, daß ſie auf offener See es nie wagen,

ihren Namen laut auszuſprechen, ſondern ſich dazu allerlei Umſchreibungen bedienen.

Mit zwei Matroſen und einem Isländer, der uns zum Führer diente, machte ich mich nach dem Hekla auf den Weg. Man darf nicht hoffen, Städten oder Dörfern zu begegnen. Die Vereinigung mehrerer Häuſer auf einem Punkt iſt hier etwas Seltenes. Es iſt ſelten, daß man acht oder zehn Häuſer beiſammen ſieht. Man wird überall mit der wohlwollendſten Gaſtfreundſchaft aufgenommen, und wenn man Muth genug hat, ihren geräucherten, in Seehundsfett gekochten Fiſch anzubeiſſen, oder ihre ſaure Milch zu trinken, die ſie leidenſchaftlich lieben, kann man ohne allen andern Mundvorrath reiſen. Sonntags beſteht die Mahlzeit aus einem Stück geräuchertem Hammelfleiſch, und beim Nachtiſch wird die Leckerei gar ſo weit getrieben, ſich einen leichten Mehlkuchen nicht zu verſagen.

Obgleich die Inſel jetzt gänzlich von Waldung entblößt iſt, findet man doch in Felsklüften oft verſteinerte, oder ſonſt vollkommen wohl erhaltene Baumſtämme. Die alten Sagas gedenken großer Wälder auf mehrern Punkten der Inſel. Sie ſind jetzt vollkommen verſchwunden, und das Klima von Island ſcheint überhaupt viel kälter geworden zu ſein, als es ehemals war. Vielleicht kann man ihr Verſchwinden auch den Auswürfen des Hekla zuſchreiben, die nach dem Landnama-Bok, oder der Landeskronik erſt im Jahr 1004 begonnen haben. Zuerſt iſt der Nordwind hier äuſſerſt heftig und ſchneidend kalt. Er wehet ohne Unterbrechung von den Schneebergen Grönlands und dem weiten Polarmeer, und begegnet nirgends einem

Gegenſtand, an dem er ſich brechen und mildern könnte. Die Isländer nennen ihn „Miſtur.“ Oft zerbricht er die ungeheuern Eiswälle jenſeits Spitzbergens und ſchleudert ſie nach Süden, wo ſie in Geſtalt fantaſtiſcher Schlöſſer, koloſſaler Pyramiden, Triumphbogen und Kirchen erſcheinen, und nach und nach von der Sonnenglut geſchmolzen, herrliche Waſſerfälle, die größer und prächtiger als die des Rheins und des Niagara ſind, ins Meer ergieſſen.

Ein anderer Wind iſt dieſem Eilande nicht minder gefährlich, als der von Norden. Er ſetzt vorzüglich die Diſtrikte Nagharwall, Aarnoes und Guldbringe großen Verheerungen aus. Er wehet aus Südoſt und verbreitet die Aſchen- und Sandwolken des Hekla über die genannten Gegenden, die er damit ſo tief überdeckt, daß die Heerden nicht mehr die geringſte Nahrung finden. Nach einem heftigen Ausbruche wurde 1766 das Land ſo tief unter der Aſche begraben, daß viele tauſend Hammel ſtarben, nachdem ſie ſich vorher gegenſeitig die Wolle vom Rücken gefreſſen.

Auſſerdem ſind die feurigen Meteore auf Island nichts Seltenes. Oft ſieht man Feuerkugeln auf den Bergen ſchweben und in die Niederungen ſtürzen. Der Aberglaube des Volks nennt ſie Wügnottur oder Nordkugeln. Oft iſt dies Meteor von länglicher Geſtalt, und wird alsdann Wügbrand oder Nordſchwert genannt. Der Lapterdur oder das Himmelsfeuer zeigt ſich gewöhnlich in der Region des Hekla. Es hat zweimal die Kirche von Skallholt, dem einzigen beträchtlichen Flecken des Landes und Wohnort des Biſchofs, verzehrt.

Ich erfuhr durch unſern Führer, daß ſich ganz in der Nähe, im Kanton Olw, warme Quellen befänden. Wir begaben uns alſo dahin. Es ſind die vorzüglichſten auf Island; die glühendſten ſind die des Geyſer und des Badſtofa. Der gelehrte ſchwediſche Reiſende, Doktor Troil, hat jene zuerſt beſchrieben. Sie ſtrömen wie Springbrunnen in der Nähe des Langer-Watnſees aus der Erde. Man zählt deren acht. Eine dieſer Waſſerſäulen hat über acht Fuß im Durchmeſſer und ſteigt über achtzig Fuß hoch. Das Waſſer iſt auſſerordentlich warm, und in weniger als ſechs Minuten kann man ein Stück Hammelfleiſch oder Fiſche darin gar kochen. Ihr Geſchmack iſt vortrefflich.

Der Reikumſee bietet ein ähnliches Schauſpiel dar. Die ihm entſtrömende Waſſerſäule ſtieg vor einigen Jahren noch ſiebenzig Fuß hoch. Nahe bei Skallholt iſt ein Waſſerfall, gegen den die Kaskaden zu Warly, Saint-Cloud, Wilhelmshöhe und Herrenhauſen nur Kindereien ſind. In ſeiner Umgebung zählt man, auf den Raum einer Stunde, vierzig bis fünfzig heiße Quellen, die wahrſcheinlich einem und demſelben Behälter entſtrömen. Bei einigen war das Waſſer vollkommen klar, bei andern trüb und thonigt; hier ſchön roth, dort weiß wie Milch. Einige dieſer Quellen flieſſen beſtändig, andere nur von Zeit zu Zeit und mehr oder weniger ſtark. Die Mündung einer der größten, deren Tiefe jedoch nicht beſtimmt werden kann, mißt neunzehn Fuß im Durchmeſſer. Die Waſſermaſſe, welche ſie ausſpeit, ſteigt oft bis auf neunzig Fuß.

Der Geyſer, der ſich in der Nähe der Kirche

von Reike befindet, wirft, ſeitdem ſeine Oeffnung bei einem der letzten Erdbeben durch ungeheure Felsmaſſen verſtopft worden, weniger Waſſer aus. Aber um ſo ſchrecklicher wüthet er in ſeinem Kerker, und ſucht die ihm angelegten Feſſeln zu zerbrechen. Der Badſtofa wirft nur von Zeit zu Zeit Waſſer aus. Seine Ausbrüche dauern gewöhnlich 10 Minuten und ſteigen 7 bis 8 Klaftern hoch. Er ruht ſodann 10 Minuten und beginnt ſodann, mit großer Genauigkeit, ſeine Uebungen aufs neue. Der Fahrenheitſche Thermometer ſteigt in ſeinem Waſſer bis auf 182 Grad.

Ein wenig weiter iſt die Landgarneßquelle, die Buffon in ſeinem Weltſyſtem die ſonderbare Aeuſſerung eingegeben, daß die Aale im warmen Waſſer leben können. Aber in der That verhält ſich dieſer Umſtand folgendermaßen: Ein kalter Bach ergießt ſich in die Strömung der Landgarneß. Einige Aale werden davon fortgeriſſen. Die jungen ſterben auf der Stelle, ſo bald ſie das warme Waſſer berühren. Die ſtärkſten kämpfen zwei oder drei Tage dagegen, indem ſie wieder in den kalten Bach zu gelangen ſich bemühen, und kommen endlich ebenfalls um.

Je mehr wir uns dem Hekla näherten, um ſo mehr erſtaunten die Bewohner der wenigen, einzelnen Meiereien über unſere Kühnheit. Sie boten alles Mögliche auf, uns von unſerm Vorhaben abzuhalten; aber umſonſt. Wir waren nicht geneigt, die abergläubigen Vorſtellungen zu theilen, die ſie von dieſem Berge ſich machten.

Wir kamen durch mehrere Thalgründe des Diſtrikts Rangarwall, die ehemals bewohnt waren, und jetzt vollkommen entvölkert, dagegen aber klafterhoch

unter Bimſtein, Aſche und ſchwarzen Sand begraben ſind. Mehrere Berge lehnen ſich an den Hekla. Jeder derſelben hat ſeinen beſondern Krater, und bei einem Ausbruche des erſtern werfen ſie ebenfalls Lawa und glühende Steine aus. Je näher man dem Hekla kommt, um ſo ſtärkere Lawaſtröme bemerkt man an ſeinen Abhängen.

Von nun an wird das Anſteigen immer beſchwerlicher. Wir mußten oft unſere Hände zu Hülfe nehmen, um emporzuklettern. Hin und wieder war uns die verwitterte Lawa behilflich, weiter zu gelangen. Bald darauf mußten wir über tiefe Spalten ſpringen, oder uns von Fels zu Fels ſchwingen.

Endlich ſtanden wir an dem eigentlichen Gipfel, und bemerkten, daß der ganze bis dahin mit ſo vieler Mühe überwanderte Raum gewiſſermaßen nur einen Vorwall bildete. Jetzt erſt mußten wir alſo den wirklichen Vulkan angreifen. Aber er war viel weniger beſchwerlich zu erſteigen, als wir erwartet hatten. Oft brach zwar die Lawa unter unſern Tritten; aber dieſe anſcheinende Gefährlichkeit erſchreckte uns nicht. Hin und wieder ſahen wir runde Löcher, die ganz mit Seeſalz angefüllt waren. Dies Phänomen läßt ſich nicht anders erklären, als dadurch, daß das Meerwaſſer mit dem unterirdiſchen Feuer in Verbindung ſteht, und durch den Krater des Vulkans ausgeſpien wird, auf dem es ſodann ſeine Salztheile in Vertiefungen zurückläßt.

Bald darauf hatten wir das Ziel unſers Ausfluges erreicht, und befanden uns auf dem Gipfel des Hekla. Vor uns war eine große Vertiefung, die weiter nichts

Merkwürdiges hatte, als daß ſie der Krater dieſes feuerſpeienden Berges vor. Sie war zum Theil mit großen Bimſteinbrocken, Lawa, Sand und Aſche ausgefüllt, die, nach dem letzten Ausbruche, von allen Seiten des Randes hineingeſtürzt waren, und durch die er ſich bei dem nächſten Ausbruche wieder einen Weg bahnen muß.

Ein Windſtoß zerriß das Gewölk um uns her, und wir bemerkten in der Ferne den großen Gletſcher, der erhabener als der Hekla iſt, und in dem der Sonnenſchimmer tauſend verſchiedenartige Farben erzeugte. Dieſer Anblick hatte etwas ſo Impoſantes, etwas ſo Schauerlichprachtvolles, daß wir uns davon tief ergriffen fühlten, und in ſtummer Anbetung unſere Augen zu dem unbegreiflichen Schöpfer all' dieſer Herrlichkeit erhoben.

## Reiſe des Grafen Alexander de la Borde im Morgenlande.

(Auszug aus ſeinem der franzöſiſchen Akademie mitgetheilten Bericht.)

.... Unſere Reiſegeſellſchaft beſtand aus dem Sohne des Generals Becker, einem jungen Briten, Namens Hall, dem Herzog von Richelieu, der ſich nach Odeſſa begab, meinem Sohn und mir.

Nach einem ziemlich langen Studienaufenthalt in Italien, und einem viel kürzern in den joniſchen Inſeln, betraten wir den klaſſiſchen Boden Griechenlands. Aber die politiſche Lage dieſes Landes zwang uns, die Ordnung unſerer Arbeiten zu unterbrechen, und mit andern Theilen des ottomanniſchen Reiches

zu beginnen. Wir begaben uns alſo nach Smyrna, wo wir am 15. Juli 1826 ankamen.

Kleinaſien iſt, wie man weiß, noch nicht hinlänglich bekannt. Aber welches Land enthält mehr intereſſante Denkmäler und Erinnerungen? Faſt alle Reiſende, die vor uns dies Land beſucht haben, kamen von der Küſte und ſind nur 20 oder 30 Stunden weit in das Innere vorgedrungen. Wir beſchloſſen, dieſe Lücke auszufüllen.

Unſer erſter Ausflug war von Smyrna nach Konſtantinopel über Sardes. Dieſe Stadt, die intereſſanteſte auf dem ganzen Wege, iſt auf einer Höhe erbaut, welche die Ebene des Hermus beherrſcht. Ihre Trümmer und Mauern dehnen ſich zu beiden Seiten des Paktols, eines beinahe ausgetrockneten Baches, aus, der ſchon zu Strabo's Zeit kein Gold mehr mit ſich führte. Zwei joniſche Säulen, auf welchen ein Geſims ruht, ſind die einzigen Ueberreſte des Cybeletempels. Nichts läßt ſich mit der Zierlichkeit ihrer Kapitäler vergleichen. Sie mögen, ihrem Durchmeſſer nach, ungefähr 50 Fuß hoch ſein. Auf der andern Seite, am Abhange des Hügels, iſt ein Tempel und ein Stadium.

Dieſe ſonſt ſo berühmte Stadt hat keine Einwohner mehr. Die Zelte einiger armen Urucken, eines Nomadenvolks, erheben ſich allein am Ufer des Baches, und oben von der Zitadelle des Kröſus erblickt man nur noch die Gräber der lydiſchen Könige. Es ſind große Tumuli, ungefähr ſechszig an der Zahl, unter denen man den des Alyattes, Kröſus Vater, unterſcheidet, deſſen Herodot als des beträchtlichſten Denkmals, nach den Pyramiden, gedenkt, und das

in der That einem natürlichen Berge ähnlich iſt. Der Geſchichtſchreiber fügt hinzu: daß dies Grab auf Koſten der Freudenmädchen von Sardes aufgeführt wurde. Man kann alſo, ſeiner Größe nach, ſchlieſſen, daß die Sitten in dieſer Stadt nicht beſonders ſtrenge waren.

Jenſeits Sardes überſchreitet man den Hermus, die Ebene von Hyrkanien, und betritt das unter dem Namen von Yuſſuf-Dag bekannte Gebirg, das ſich vom Olymp zum Ida erſtreckt, und die Grenzſcheide zwiſchen den Gewäſſern des Archipel- und des Marmorameers bildet.

Ueberall auf dieſem Wege findet man von Zeit zu Zeit laufende Brunnen, die von frommen Muſelmännern erbaut worden, deren Name, nebſt einem Verſe des Korans, auf einen Stein eingegraben iſt. Auf einem derſelben laſen wir folgende Worte: „Der vollkommenſte Menſch iſt derjenige, welcher ſeinen Brüdern am nützlichſten iſt.“

Ich ſage nichts über Konſtantinopel, ausgenommen, daß wir dort die Zeugen dreier Begebenheiten waren, welche am beſten den Aufenthalt in dieſer Stadt karakteriſiren, nämlich einer Revolution, der Peſt und einer Feuersbrunſt. Nach einem ſechswöchentlichen Aufenthalt machten wir uns durch das Innere Aſiens nach Kairo auf den Weg. Wir kauften Waffen und Pferde, legten muſelmänniſche Kleidung an, und verſahen uns mit einem ſtrengen Firman, den wir durch die franzöſiſche Geſandtſchaft erhielten. Auſſerdem geſellten wir uns noch einen Tataren der Pforte, einen Dollmetſcher und mehrere bewährte Bediente bei, ſo daß wir eine Truppe von

zwölf Mann zu Pferde bildeten. Jeder von uns hatte eine Doppelflinte. Einige Hände voll Paras, die wir bei ſchicklicher Zeit vertheilten, vermehrten das Wohlwollen und die Achtung, mit denen wir ſelbſt an den entlegenſten Orten aufgenommen wurden, wo wir vereinzelt hätten weder ſchreiben noch zeichnen können. Der niedrige Preis der Lebensmittel im Morgenlande macht dieſe Art zu reiſen demungeachtet wenig koſtſpielig.

Jenſeits Nikomädia und Nizäa, wo noch bedeutende Ruinen ſind, begaben wir uns an die Geſtade des Sangarius. Kaum waren wir an den Sabanja-See, den alten Sophon, gelangt, als wir ein ſehr großes römiſches Denkmal entdeckten. Es iſt eine aus ſechs Bogen beſtehende Brücke, vor welcher ſich ein Triumphbogen erhebt, während ſie jenſeits durch eine Wölbung, die ſie an den Berg lehnt, beſchloſſen wird. Dieſe letzte iſt nach beiden Seiten geöffnet. Hier beginnt eine römiſche Straße.

Zehn Stunden ſüdweſtlich von Kutahia, dem höchſten Punkte dieſes Theils von Aſien, gelangten wir zu einer römiſchen Stadt, die kein Reiſender vor uns beſucht hatte, und die ſelbſt keiner der alten Wegweiſer andeutet. Ihre vorzüglichſten Ueberreſte beſtehen in einem großen Theater, einem Stadium, mehrern wohlerhaltenen Säulengängen, und einem joniſchen Tempel, von der zierlichſten Bauart, auf einer mäßigen Höhe. Seine Säulen beſtehen aus einem einzigen Marmorblock von 30 Fuß Höhe. Durch eine Inſchrift an der Vorderſeite erfährt man, daß dieſer Tempel zu Adrians Zeiten ausgebeſſert wurde, und dem Apoll geweihet war.

Dieſer Ort heißt auf Türkiſch Schapder. Er wird durch ein Flüßchen bewäſſert, über welches eine römiſche Brücke von fünf Bogen führt. Die Wölbung jenſeits derſelben iſt gleichfalls wohl erhalten.

Von Schapder begaben wir uns zu dem phrygiſchen Denkmal, welches der Oberſt Leake beſchrieben hat. In demſelben Thale entdeckten wir auch ein anderes, ähnliches Denkmal, und ſechs Stunden weiter ein drittes, bei weitem beträchtlicheres, mit einer Inſchrift in denſelben Schriftzügen. Aber was uns bei weitem mehr intereſſirte, und uns eine zweimonatliche Arbeit koſtete, war das Land zwiſchen Affiom-Karahiſſar, Denislu und Isparta, um genauer die Quellen und den Lauf des Meander, des Lykus und des Marſyas zu beſtimmen, ſo wie die Lage vieler alten Städte an ihren Ufern, vorzüglich deren von Hierapolis und Aphrodiſias, von denen die erſtere durch ihre Mineralquellen berühmt war, und jetzt noch die mephytiſche Höhle hat, deren Strabo gedenkt, die Ruinen des Apollotempels und eine lange Reihe prächtiger Gräber.

In der Mitte von Aphrodiſias, gegenwärtig Guera genannt, erhebt ſich der Venustempel, von joniſcher Ordnung und größtentheils wohl erhalten. Ihm zur Linken iſt das Stadium und ein Theater. Von einem Thore zum andern zieht ſich ein äuſſerſt zierlicher, joniſcher Säulengang. Hundert unter den Trümmern zerſtreute griechiſche Inſchriften vermehren noch das Intereſſe dieſes Orts.

Um ſich von Guera über Isparta nach Konia zu begeben, kommt man durch ein gebirgiges, von groſsen Seen durchſchnittenes Land. Es iſt die Schweiz von

Kleinaſien. Eyerdir iſt der Iſola-Bella im langen See ähnlich. Dieſe Gebirgskette umſchließt mehrere alte Städte, die man noch nicht näher kannte, und deren Lage wir beſtimmt haben, wie Salagaſſus, Antiochia von Piſidien, Kremma und Selga. Aber mehr als jeder andere Ort verdient Konia, das alte Ikonium, die Aufmerkſamkeit der Reiſenden. Man findet in dieſer Stadt die Ueberreſte aller Zeitalter, und vorzüglich arabiſche Denkmäler der ſeldgiuzidiſchen Sultane, die an Vollkommenheit und Zierlichkeit in nichts hinter den mauriſchen Gebäuden in Spanien zurückſtehen.

Zwölf Stunden von der Ebene von Konia erhebt ſich ein vereinzelter Berg, der Kara-Dag, oder Schwarzberg, von dem man viele wunderſeltſame Dinge erzählt, und den Niemand vor uns betreten hatte. Da, ſagten die Türken, ſieht man tauſend und eine zerſtörte Kirche, in denen ſich ungeheure Schätze befinden, die jedoch Niemand ſich zueignen kann, weil die Gebäude über dem zuſammenſtürzen, der ſie betritt. — Die Steine dieſer Klöſter, erzählten uns Griechen und Armenier, gehen des Nachts ſpazieren, und verbreiten überall Schauder und Entſetzen.

Die Wahrheit von allem dem iſt, daß dieſer wüſte Ort immer Räubern zum Aufenthalt gedient hat. Ali Paſcha von Konia gab uns einen ſeiner Soldaten, um uns dahin zu begleiten. Wir durchſtreiften den Berg in verſchiedenen Richtungen, und hofften die Trümmer einiger alten Städte zu finden. Aber zu unſerm größten Leidweſen ſahen wir nichts als die 1001 Klöſter, deren die Türken Erwähnung gethan, und eine Menge Gräber aus dem fünften und

ſechsten Jahrhundert, deren Wölbungen alle in Hufeiſenform erbaut waren.

Von Konia wendeten wir uns gegen den Taurus und nach Karamanien. Um den höchſten Punkt des Berges zu erreichen, braucht man nur ſieben Stunden, und drei Tage um bis an das Ufer des Meeres zu gelangen, wodurch bewieſen wird, wie erhaben die Hochebenen Aſiens ſind. Warum kann ich Ihnen nicht alle die intereſſanten Gegenden des Taurus und die längs der ganzen Küſte von Selefke bis Tarſus zerſtreuten Denkmäler, die Ruinen von Koryſus, von Eleuſa und den Säulenwald von Pompejopolis beſchreiben, jenes Tarſus endlich, wo Alexander der Große in den Fluthen des Cydnus ſo drohender Gefahr ausgeſetzt war, und wo der Apoſtel Paulus geboren wurde. Beim Vorübergehen an der Stelle, wo das Haus dieſes Kirchenvaters ſtand, erinnert man ſich der ſchönen Worte, die er einer Frau zurief, die ſich vor ihm niederwarf: „Was thuſt Du? Ich bin ja nur ein Menſch von Tarſus.“ Seine Nachfolger ſind nicht immer ſo beſcheiden geweſen.

Wir beeilten uns, dieſen Ort zu verlaſſen, wo die Peſt bereits große Verheerungen anrichtete. Unſere Abſicht war, dem Pyramus entgegen zu reiſen, und die Trümmer von Anazarba (des alten Anazarbus), und ſechs Stunden weiter die von Budrur zu beſuchen, in denen, nach der Ausſage der Araber, noch mehr als zweihundert Säulen aufrecht ſtehen. Aber Nurid, Paſcha von Adana, rieth uns ab, dieſen Ausflug zu machen, indem die Peſt bei den Turkomannen, welche dies Thal bewohnen, große Verheerungen anrichte, und ſie außerdem gegen ihn im Aufſtande ſeien.

Der Paſcha erkundigte ſich bei uns nach dem General Sebaſtiani und nach dem Fürſten von Talleyrand. Er hatte den Erſtern zu Konſtantinopel, wo er Vezier geweſen, und den zweiten während ſeiner Geſandtſchaftsreiſe in Frankreich, kennen gelernt. Seine Unterhaltung war lebhafter und unterrichtender, als die aller Paſchas und Muſelims, die wir vor ihm geſehen.

Er lud uns ein, einem Diwan beizuwohnen, der täglich in dem Hofe ſeines Palaſtes gehalten wurde, und bei dem alle Perſonen ſeines Hauſes gegenwärtig waren. Die Delhi-Baſchis, die Tataren, Schauſchen, Kavas u. ſ. w. bildeten einen Kreis. Hinter ihnen ſtand das Volk. Die Muſik, die aus Blasinſtrumenten und Trommeln beſtand, ſpielte einige Stücke. Im Innern des Kreiſes ſtanden fünf Schauſchen, die von Zeit zu Zeit ihre langen, mit ſilbernen Ketten umwundenen Stöcke in die Höhe warfen und wieder auffingen. Sie ſagten Gebete zur Verlängerung der Tage des Großherrn und des Paſchas. Gleich darauf trat einer von ihnen hervor, und fragte dreimal mit lauter Stimme: ob Jemand irgend eine Ungerechtigkeit erlitten oder eine Klage einzureichen habe? In dieſem Falle wurde die Bittſchrift mitten in dem Kreiſe vorgeleſen, und dem Paſcha überreicht.

Dies Benehmen gefiel uns ſehr und wir bezeugten unſere Zufriedenheit darüber, als ein Mann, der bisher vor den Muſikanten geſtanden hatte, mit der Hand an ſeinem Säbel drei Schritte vortrat, und den Paſcha ſtarr anſah, wie um ſeine Befehle zu erwarten. Wir vermutheten, daß es ein Offizier ſeiner Leibwache ſei; aber die Antwort auf unſere Frage

war: „Es iſt der Henker!“ Dies Wort zwang uns einen Schauder ab. Der ganze Orient ſtand bei dieſen Worten in ſeiner Scheußlichkeit vor uns.

Der Weg von Adana nach Aleppo iſt derſelbe, den Alexander verfolgte, als er Darius entgegenging. Das Schlachtfeld von Iſſus iſt vollkommen ſo, wie es die Hiſtoriker beſchreiben. Antiochia und ſeine impoſanten Ruinen hielten uns einige Tage zurück. Aber die Verheerungen der Peſt vereitelten alle unſere Entwürfe.

Eine Stunde vor Aleppo kam uns der franzöſiſche Konſul Leſſeps, in Begleitung der vorzüglichſten franzöſiſchen Kaufleute, zu Pferde entgegen. Aber er wagte es nicht, ſich uns zu nähern, weil wir erſt eine zehntägige Quarantaine machen ſollten. Als wir jedoch vor unſerer Wohnung abſtiegen, umarmte er mich, ein Beiſpiel, das ſogleich von allen Uebrigen gegen meine Reiſegefährten nachgeahmt wurde. Von Quarantaine war nun die Rede nicht mehr.

Wir begaben uns von Aleppo nach Palmyra. Dieſer ziemlich ſchwierige Ausflug iſt eine vereinzelte Epiſode in einer Reiſe im Orient, wie dieſe Stadt ſelbſt es in der Wüſte iſt. Gewöhnlich begibt man ſich von Homs oder von Hama dahin. Einige Bewohner dieſer Städte ſtehen in Verbindung mit den Anführern der Araber, und haben es ſo weit gebracht, ſie zu bewegen, den Reiſenden als Führer zu dienen. Wir bewarben uns ebenfalls darum. Vier Tage nachher traf der Scheik Nahar, vom Stamme der Löwen, der zur großen Familie der Aneſeen gehört, mit drei Mann ein. Er gebot über ungefähr 10,000 Mann, die unter 6000 Zelten, auf einen Flächenraum von

30 bis 40 Quadratſtunden zerſtreut waren. Er war ziemlich groß, ungefähr 60 Jahre alt, mager und von der Sonne verbrannt, wie alle Beduinen, und mit einer umgewandten, rothgefärbten Schafhaut bedeckt, wodurch er ſich von ſeinem Gefolge unterſchied. Er ſchritt ſehr ernſt einher. Der Ausdruck ſeines Geſichts war ernſt und melancholiſch. Ein geheimer Kummer ſchien ihn zu quälen. Er ſprach nur ſehr wenig.

Unſere Vorbereitungen waren bald getroffen. Aber auf die dringende Einladung unſers Führers lieſſen wir unſere Waffen zurück, woran wir nicht wohl thaten. Wir waren ſechs Mann zu Pferde und hatten drei Kameele, die mit Waſſer und Lebensmitteln beladen waren.

Die erſte Nacht brachten wir in einem Lager der Benikali-Araber zu, die zum Stamme Embaraka gehören, welcher ſich längs der Wüſte von Damas bis Aleppo erſtreckt. Wir wurden nach Mitternacht durch einige Diebe aufgeſchreckt, die ſich jedoch entfernten. Die beiden folgenden Tage gingen ruhig vorüber. Zwei Männer gingen voraus, um ſich zu überzeugen, daß kein Feind auf uns lauere. Die Karavanen bemerken und vermeiden ſich in großer Entfernung, und da, wo eine ganze Armee ſich verlieren würde, kann ein einziger Menſch ſich nicht verbergen.

Der Scheik Nahar ritt ſchweigend vor uns. Nur von Zeit zu Zeit verweilte er, um ſein Gebet zu verrichten. Eines Tages ſchien er ganz vom Wege abgekommen zu ſein. Aber er ſuchte Waſſer und fand es endlich. Am vierten Tage, nachdem wir eine ſehr kalte Nacht unter freiem Himmel zugebracht, wurden

wir plötzlich von fünfzehn oder zwanzig Arabern überfallen, und ſchlugen uns mit Fäuſten und Stöcken mit ihnen, denn ſie hatten eben ſo wenig Waffen als wir. Endlich erkannten ſie unſern Führer und entſchuldigten ſich. Ihr Chef, der halb nackt auf einem Pferde ritt, das 15,000 Piaſter werth war, begleitete unſern Scheik beinahe eine Stunde weit. Wir ſchenkten ihm ein Gewand, das er ſogleich anzog.

Palmyra iſt auf dieſelbe Weiſe, wie die meiſten alten ſyriſchen Städte erbaut. Es beſteht aus einer langen, mit Säulengängen beſetzten Straße, die durch eine andere ähnliche durchſchnitten wird, und auf der einen Seite zum Neptun-, auf der andern zum Jupitertempel führt. Das Ganze bietet zwar einen imposanten Anblick dar, aber es iſt nicht ſo befriedigend, als man vermuthen ſollte. Wir mußten den Umwohnern ein Geſchenk machen, um unſere Reiſe ungehindert fortſetzen zu können.

Von Palmyra wendeten wir uns nach Latukia, um die Küſte Syriens, das Innere des Libanon, und die ſchönen Thäler, die es in allen Richtungen durchſchneiden, und deren in der heiligen Schrift ſo oft gedacht wird, zu beſuchen. In zwei Tagen geht man von den Zedern Salomons zu dem rieſigen Denkmal von Balbeck und dem wundervollen Palaſte des Druſenfürſten über.

Balbeck iſt Palmyra an Größe und Vollkommenheit überlegen. Sechszig Fuß hohe Säulen aus einem Stück ruhen auf noch größern Steinmaſſen, und der Palaſt Emir Beſchirs iſt ein wahres Meiſterſtück arabiſcher Baukunſt. Dieſer Fürſt hat 50,000 bewaffnete Chriſten und 40,000 Druſen unter ſeinem Be-

fehl, und obgleich er äuſſerlich die Vorſchriften der mohamedaniſchen Religion befolgt, iſt er doch Chriſt, und ſeine ſonderbare und abentheuerliche Lebensweiſe erinnert an die Saladins und Malek-Adel.

Von Balbeck begaben wir uns nach Damas, der beträchtlichſten und ſchönſten Stadt im ganzen Orient, nach der Hauptſtadt. Von dort reiſeten wir nach Hauran, dem alten Dekapolis und dem wichtigſten Punkte unſerer Ausflüge. Wir erhielten auch einen Boten von der berühmten Lady Eſther Stanhope, der uns begleiten ſollte.

Die Provinz Hauram beſteht aus einer fruchtbaren Ebene, die ehemals mit beträchtlichen Städten bedeckt war, von denen noch viele Ueberreſte vorhanden ſind. Wir nahmen achtzig Zeichnungen oder Pläne davon auf. Die vorzüglichſten betreffen die Städte Kanuhat, Sueda, Boſtra, und weiterhin in der Wüſte des todten Meeres, Geraſa und Aman. Von Hauram gingen wir nach Jeruſalem, über Tiberias, Nazareth und Napluſa.

Ein Jahr vorher hatten wir die heilige Woche zu Rom zugebracht. Wir hatten unſere Einrichtung ſo getroffen, daß wir zu derſelben Zeit zu Jeruſalem ſein konnten. Und in der That iſt es intereſſant, den Kontraſt zwiſchen beiden Hauptſtädten der Chriſtenheit zu beobachten. Zu Rom iſt Alles groſsartig, Denkmäler, Menſchen und Feierlichkeiten. Zu Jeruſalem ſinkt Alles weit unter die geſpannte Erwartung.

Aber nichts kommt dem Erſtaunen des Reiſenden gleich, ſobald er Aegypten betritt, nachdem er das ganze ottomanniſche Reich durchwandert hat. Dort findet er groſse Zucker- und Baumwollenpflanzungen,

wie in Indien, zwanzig größere und eben ſo wohl geleitete Manufakturen, wie in Mancheſter, eine Armee, wie in Frankreich, und einen Paſcha, der den Conſtitutionel lieſet. Das Genie eines einzigen Menſchen hat in zehn Jahren alle dieſe Wunder erzeugt, und Kultur, Sitten, Induſtrie und Regierung ſeines Landes umgeſtaltet. Leider iſt es vorauszuſehen, daß mit ſeinem Tode der größte Theil davon wieder verſchwinden wird.

Er hat an verſchiedenen Orten öffentliche Schulen geſtiftet. Vierzig Jünglinge von den beſten Familien ſind nach Frankreich geſchickt worden, um dort eine vollſtändige Erziehung zu erhalten. Hundert andere ſtudieren zu Kairo, in einer Schule des Generalſtabes, die von einem ausgezeichneten franzöſiſchen Offizier, Namens Plana, geleitet wird. Hundert und fünfzig wohnen den medizinischen Vorleſungen bei, und bemühen ſich, nach einem tauſendjährigen Zwiſchenraum, Avizenna und Averrhoes würdige Nachfolger zu geben. Die Vorurtheile verſchwinden überall, wie die Unwiſſenheit.

Mit Griechenland haben wir unſere Reiſe beſchloſſen, wie wir damit ſie begonnen hatten. Wir hatten es in großer Gefahr verlaſſen, und fanden es voller Hoffnung und Vertrauen wieder. Hydra zeigte uns eine durch den Handel reich gewordene Bevölkerung. Zu Poros fanden wir den Admiral der griechiſchen Flotte, Miaulis, der mit eigenen Händen an der Ausbeſſerung eines Schiffes arbeitete. Zu Aegina traten wir in Kanaris beſcheidene Hütte, und ſahen dieſen unerſchrockenen Mann, der immer noch ſo arm, ſo einfach iſt, als er früher geweſen, der

ſich um keine Belohnung bewirbt, keinem Feſte beiwohnt, und ſeinen Ehrgeiz allein auf ſeinen Heldenmuth beſchränkt.

Fabvier, auf der Halbinſel Metana, ſchien uns wie Robinſon in ſeiner Kolonie. Er machte Kanonenkugeln aus Marmor und Brod aus Wurzeln. War er nicht mehr der Gefahr ausgeſetzt, ſo zerſtreute er ſich durch Ermüdung, und ſchien bei allem dem kaum im Stande, ſeine Feuerſeele in einen eiſernen Körper zu feſſeln.

Athen lag in Trümmern. Wir beſuchten das Schlachtfeld in ſeiner Nähe, das noch mit Leichen überdeckt war. Aber Griechenland iſt fortan frei, darum werfen wir einen Schleier über dieſes traurige Gemälde.

## Studirende zu München.

Ende 1827 befanden ſich auf der Univerſität zu München 1757 Studirende, wovon 155 Ausländer. Nach den verſchiedenen Fakultäten zählte man:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Theologen . . . | 464. | Davon | Ausländer . | 18. |
| Juriſten . . . . | 442. | „ | „ | 40. |
| Mediziner und Pharmazeuten . . . | 237. | „ | „ | 57. |
| Kameral- und Forſtwiſſenſchaft . . | 87. | „ | „ | 5. |
| Philoſophiſche Fakultät . . . . | 527. | „ | „ | 35. |
| Im Ganzen . | 1757. | „ | „ | 155. |

## Bevölkerung der Stadt Lyon.

Nach der gegen Ende 1827 vorgenommenen Zählung der Verwaltungsbehörde beläuft ſich die Bevöl-

kerung der Stadt Lyon, mit Einſchluß der Stadttheile la Quarantaine und Saint-Juſt, aber ohne die Vorſtädte Vaiſe, Serin, la Guillotière und la Croix-Rouſſe, die zuſammen von 25,600 Seelen bewohnt werden, auf 149,733 Individuen, folglich im Ganzen, mit jener der Vorſtädte, 175,333 Seelen, alſo beinahe eben ſo viel, als die des Kantons Waat *) in der Schweiz, oder etwas mehr als die der Kantone Graubünden, Wallis, Uri und Unterwalden zuſammengenommen **), deren Geſammtoberfläche auf 170 geographiſche Quadratmeilen berechnet wird, während die der Stadt Lyon kaum eine Quadratmeile einnimmt. Im Jahr 1826 zählte man in Lyon nur 143,232 Individuen, folglich hat ſich die Bevölkerung der Stadt Lyon in einem Jahre um 6501 Individuen vermehrt.

Dieſe Zunahme betrifft vorzüglich die ab- und zugehende Bevölkerung, das heißt diejenige, welche aus Arbeitern und ſolchen Perſonen beſteht, die nicht beſtändig in der Stadt wohnen. Eben ſo haben ſich die Seidenwebſtühle in einem Jahre (18$^{26}/_{27}$) von 16,664 auf 17,387 vermehrt. Jedoch ſind in dieſer Zahl nicht die Webſtühle in den Vorſtädten und in der Umgegend mit einbegriffen, wo ſie in ſehr großer Zahl vorhanden ſind. Iſt der Abgang gut, beſchäftigen ſich viele hundert Landleute mit dem Weben; vermindert er ſich, kehren ſie wieder zum Ackerbau zurück.

Nach der letzten Zählung hat man bemerkt, daß

*) Ende 1827 = 178,833 Seelen auf 70 Quadratmeilen.

**) Nach der eidsgenöſſiſchen Skala hat Graubünden 80,000 Seelen, Wallis 64,000, Unterwalden 19,100 und Uri 11,800; zuſammen alſo 174,900 Einwohner.

die Bevölkerung im Mittelpunkte und in den weſtlichen Theilen der Stadt abnimmt, während ſie in den ſüdlichen und nördlichen Theilen ſich vermehrt. Dies Reſultat rührt von der Erbauung vieler neuen Häuſer in dieſen Theilen her. Nach den öffentlichen Regiſtern ergibt ſich, daß man 1827 zu Lyon 5640 Geburten, 1246 Heirathen, 4528 Todesfälle zählte, alſo 1112 Geburten mehr.

## Stärke der franzöſiſchen Armee im J. 1828.

| Offiziere. | Unter-Offiz. ꝛc. | Soldat. | Unter-Offiz. u S. | Kinder. | Hauptſumme. | Pferde |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | Generalſtab. | | | |
| 2,722 | 1,286 | — | 1,286 | — | 4,008 | — |
| | | | Militäriſches Haus des Königs. | | | |
| 1,426 | 365 | 52 | 417 | — | 1,843 | 1,436 |
| | | | Gendarmerie. | | | |
| 625 | 2,391 | 11,971 | 14,362 | — | 14,987 | 10,838 |
| | | | Infanterie. | | | |
| 8,274 | 31,934 | 101,066 | 133,000 | 2,192 | 143,466 | — |
| | | | Kavallerie. | | | |
| 3,036 | 9,121 | 26,096 | 35,217 | 516 | 38,769 | 30,745 |
| | | | Artillerie. | | | |
| 1,287 | 3,766 | 12,365 | 16,131 | 259 | 17,677 | 3,893 |
| | | | Genie. | | | |
| 246 | 771 | 3,774 | 4,545 | 94 | 4,885 | 19 |
| | | | Militär-Equipage. | | | |
| 49 | 172 | 492 | 664 | 12 | 725 | 327 |
| | | | Stehende Kompagnien. | | | |
| 228 | 819 | 4,847 | 5,666 | 113 | 6,007 | — |
| | | | Im Ganzen. | | | |
| 17,893 | 50,625 | 160,663 | 211,288 | 3,186 | 232,367 | 47,258 |

# Alterthümer.

## Unterirdiſcher Gang in der Engelsburg zu Rom.

Mein Führer verſicherte mich, daß nichts mehr im Schloſſe zu ſehen ſei. Ich redete ihm von dem erſt neuerdings entdeckten Gange. Er blickte mich erſtaunt an, als wiſſe er nicht, was ich ſagen wollte. Endlich zeigte ich ihm meine Erlaubniß. Sie wurde zu dem Kommandanten getragen, und der Soldat kam mit einer Fackel zurück, um mir den Weg zu zeigen.

Ein Loch in dem Fußboden war immer mit Brettern bedeckt geweſen. Kein Menſch hatte je daran gedacht, zu unterſuchen, wohin dieſe Oeffnung führe, bis ein Offizier, der ſeit ſechs Jahren im Schloſſe wohnte und der täglich darüber weggeſchritten war, endlich vor etwa ſechs Monaten den Entſchluß faßte, zu unterſuchen, was ſich darunter befinde. Er ließ ſich alſo an Stricken hinab, und befand ſich unten in einem 7 Fuß breiten und 15 Fuß hohen Gange, der, in einiger Entfernung, durch Erde und Trümmer verſtopft war. Man beſchloß ihn zu reinigen, was auch bewerkſtelligt ward, nachdem man 1700 Fuhren Erde bei Seite geſchafft hatte.

Der Fußboden und die Mauern des Ganges waren mit Muſivarbeit überdeckt. Man hat gefunden, daß der Haupteingang dieſer Gruft der Engelsbrücke grade gegenüber war. Sie ſcheint erſt in ſpätern Zeiten zugemauert worden ſein. Hinter der Mauer iſt ein Gemach, das ehemals mit Marmor und einer großen Bildſäule geſchmückt war, die in einer Vertiefung,

den Eingange gegenüber, ſtand. Aber alles iſt zerſchlagen und liegt in Trümmern auf dem Boden.

Ich folgte dem Gange zur Rechten. Er ſteigt allmälig an und hat immer dieſelbe obenangedeutete Höhe und Breite. Eine mit ſechs Pferden beſpannte Kutſche könnte bequem darin fahren. Ehemals war er durch Oeffnungen und Röhren in der Decke erleuchtet. Er ſteigt bis zu einem Punkte, wo er durch eine Treppe von neuer Bauart beendet wird. Dahinter geht er zwar noch weiter; aber er iſt auf beiden Seiten der Treppe zugemauert.

Man iſt bis jetzt noch nicht weiter vorgedrungen, weil mehrere Gebäude über dem noch übrigen Theile aufgeführt ſind. Der allgemeinen Vermuthung nach war dieſer Gang, oder vielmehr das obenerwähnte Gemach, die Familiengruft der römiſchen Kaiſer. Man hat jedoch nur eine Porphyrurne darin gefunden, die Papſt Innozenz II. nach S. Johann von Latran bringen ließ, um dort ſeine ſterbliche Hülle in ſich aufzunehmen. Einige Theile dieſes Gemachs werden jetzt zum Militärgefängniſſe gebraucht. Ihr Fußboden iſt 5 Fuß über dem alten Pflaſter. Der gegenwärtige Anblick der Engelsburg iſt wirklich barbariſch.

## Was iſt Wahrheit?

Richten wir unſere Blicke auf die menſchliche Geſellſchaft: was ſehen wir? — Daß alles Elend, alle Uebel die ſie zerreiſſen, aus irgend einem Irrthum entſpringen.

Fragen wir die Philoſophie, welches unter den Menſchen die berühmteſten ſind, die, welche man

wirkliche Wohlthäter der Menſchheit nennen darf? Sie bezeichnet uns eine kleine Zahl von Weiſen, deren ganzes Leben der Wahrheit gewidmet war. Ja, die Wahrheit iſt eins der edelſten Güter des Menſchen, eins der erſten Bedürfniſſe der Geſellſchaft.

Was iſt Wahrheit? Die Antwort ſcheint nicht ſchwer. Wir nennen Wahrheit „was iſt.“ Wir nennen falſch, „was nicht iſt.“ Nichts von dem, was nicht exiſtirt, iſt wahr.

Indem man alſo die Quelle aller Wahrheit ſucht, gelangt man zur Quelle alles deſſen was da iſt, zu Gott ſelbſt. Das vollkommenſte aller ſterblichen Weſen iſt alſo auch das, welches am meiſten zur Wahrheit geeignet iſt. Ihr Licht geht von Gott ſelbſt aus, und für den Menſchen iſt ſie auf die Erde niedergeſtiegen.

Ehre dieſem edeln Attribut der menſchlichen Natur, die ſie über alle andern Naturen erhebt. Ehre dieſem angebornen Inſtinkt, dieſem gewaltigen Zug, der uns dahin reißt zur Wahrheit. Das Thier iſt unwiſſend und genießt. Der Menſch iſt unruhig und will immer mehr wiſſen.

Wahrheit iſt die Nahrung ſeines Geiſtes, das Bedürfniß ſeiner Vernunft, die Gottheit ſeines Herzens. Für ſie unternimmt er die mühſamſten Arbeiten, macht er ſein Leben den Süßigkeiten des Schlummers ſtreitig, bietet er den Drohungen des Ozeans Trotz und dem zweifelhaften Glauben einer unbekannten Küſte. Auf ihre Stimme überſteigt er alle Hinderniſſe; mehr noch: er triumphirt über ſich ſelbſt.

Die Wahrheit hat, unter dem Namen „Gewiſſen“, im Grunde ſeiner Seele ihren unbeſtechlichen Richterſtuhl aufgeſchlagen. Sie ſtellt ihn vor denſel-

ben und verurtheilt ihn ohne Barmherzigkeit. Die Wahrheit bietet den Ketten, dem Exil, dem Tode Trotz. Sie überſteigt alle Gefahren, und bleibt ewig neu, ewig jung. Sie beurkundet die eigentliche moraliſche Würde des Menſchen.

Es gibt alſo ein Gut, dem das menſchliche Herz vor dem Reichthum, vor der Ruhe, vor der Freiheit, vor dem Leben ſelbſt den Vorzug gibt, und dies Gut iſt die Wahrheit. Es fordert ſie mitten in der Gefahr, es bezeugt ſie mitten im Leiden. Sie hat Descartes ins Exil, Galilei in die Kerker der Inquiſition, La Peyrouſe an das Ende der Welt, Barnevelt aufs Schaffot begleitet.

Verweilen wir einen Augenblick bei dieſem edeln Siege. Verſetzen wir uns im Gedanken unter jene dunkeln Gewölbe, die Schmerz und Verbrechen bewohnen. Dort ruhet, mit Ketten belaſtet und einem nahen Tode geweihet, ein Märtirer der Wahrheit. Unter der Herrſchaft der falſchen Götter, hat er ein einziges höchſtes Weſen verkündet, und man hat ihn verdammt zu ſterben. Durch einen Widerruf hätte er ſich retten können.

„Nein!“ rief er, „ich will der Nachwelt nicht das Beiſpiel geben, das Leben der Wahrheit vorzuziehen.“

Seine Freunde, ſeine Schüler benetzen ſeine Feſſeln mit ihren Thränen. Er tröſtet ſie, und iſt nun ruhig, und gefaßt. Er ſpricht mit ihnen von dem Gott, den er anbetet, und von der Unſterblichkeit, die er hofft.

Der entſcheidende Augenblick iſt da. Er nimmt den Giftbecher, den ein Sklave ihm reicht, ſegnet

ihn und leert ihn aus. Sodann ſetzt er ſeine Unterhaltung fort, bis der Todesſchlummer auf immer ſein Auge ſchließt. Sein letztes Wort, ſein letzter Gedanke iſt noch für die Wahrheit. Sokrates iſt nicht mehr; aber die Wahrheit lebt.

Neben dieſem Gemälde betrachten wir ein anderes.

Ein großer Mann hat der Natur ihr Geheimniß entriſſen und das Weltſyſtem entſchleiert. Die Inquiſition wirft ihn in ihre Kerker. Minder glücklich und feſt als Sokrates, hat er geſchwankt. Kniend ſpricht er den ihm abgezwungenen lügneriſchen Widerruf aus. Aber erſchreckt über ſein eigenes Begehen, wie unter der Laſt der Wahrheit erliegend, bleibt er unbeweglich, ſchweigend, das Auge am Boden geheftet.

Plötzlich ſchreit ſein Gewiſſen, ſeinen Richtern gegenüber, die ihn verdammen, laut auf. Er ſtampft auf die Erde, die er unbeweglich erklären hört. „Sie geht!“ ruft er, und die Geſchichte hat dieſe beredte Proteſtation der von der Tirannei bedroheten Wahrheit aufgenommen.

So groß iſt ihre Macht. Man kann ſie verbrennen, aber erſticken kann man ſie nicht. Alle Jahrhunderte zeugen von ihrer Gewalt. Alles offenbart, beurkundet ſie, bis zum Irrthum ſelbſt. Denn könnte es Irrthümer geben, wenn der menſchliche Geiſt weniger auf Wahrheit begierig wäre? Gleichgültig für ſie, würde er in ſeiner Unwiſſenheit ruhen. Verirrt er ſich auch, ſo iſt es eben, weil er die Wahrheit ſucht. Täuſcht er ſich, ſo iſt es, weil er ſie erforſchen will. So verkündet das alleinige Daſein des Irrthums das Reich der Wahrheit.

Mehr noch: wenn das Falſche uns manchmal

verführt, iſt es nur der Wahrheit dieſen uſurpirten Triumph ſchuldig. Indem es ſich mit ihr vermiſcht, indem es unſere Sinne blendet, bemächtigt es ſich unſers Geiſtes. Täuſcht es uns, ſo iſt es nur ſeiner Wahrſcheinlichkeit wegen, mit der es ſich umgibt. Die Wahrſcheinlichkeit iſt eine Huldigung der Lüge gegen die Wahrheit.

Aber dieſer Eifer des Menſchen für die Wahrheit, iſt er die Wirkung eines blinden und unfruchtbaren Inſtinkts, oder einer innigen Beziehung zwiſchen der Natur der Wahrheit und der Natur des Menſchen?

Betrachten wir die verſchiedenen Elemente unſerer Beſtimmung, und wir erkennen, daß die ganze Glückſeligkeit, die ganze Größe des Menſchen ſich auf die Wahrheit begründet.

Was iſt Freiheit? — Wahrheit in den Inſtitutionen.

Was iſt Gerechtigkeit? — Wahrheit in den Geſetzen und in ihren Organen.

Was iſt Religion, jene reine und heilige Religion, die nicht durch Aberglauben verunſtaltet wird, und die nur Tröſtungen und Wohlthaten auf Erden verbreitet? — Wahrheit im Glauben.

Was iſt Philoſophie? — Erforſchung der Wahrheit.

Was iſt Wiſſenſchaft? — Eine Sammlung von Wahrheiten oder Methoden, um die Wahrheit zu entdecken.

Was iſt Beredſamkeit? — Der energiſche Ausdruck der Wahrheit.

Was ſind die ſchönen Künſte, dieſer reizende Luxus des Lebens und der Ziviliſation? — Nachahmung der Wahrheit.

Gerechtigkeit, Religion, Freiheit, Weisheit, Wiſſenſchaft, Genie, das iſt das Gefolge der Wahrheit. Homer, Sokrates, Newton, l'Hôpital, Leibnitz, Kant, Fenelon, Franklin, alle dieſe großen Namen ſtützen ſich auf ſie.

Iſt es nothwendig, um das ganze Vollmaß ihrer Wohlthaten zu würdigen, ihr die Einnerung des Unheils, welches der Irrthum verurſacht, gegenüber zu ſtellen? Iſt nicht alles Unglück des menſchlichen Geſchlechts des Irrthums Werk? Man betrachte die eine und die andere Hemiſphäre, man ſteige dem Strome der Jahrhunderte entgegen, überall wo man Blut und Thränen erblickt, wird man auch die Spur des Irrthums entdecken.

Wer, in den keltiſchen Wäldern, bietet furchtbaren Gottheiten blutige Menſchenopfer dar? Wer, an den Geſtaden des Indus, reißt die Wittwe zum Scheiterhaufen des Gatten hin? Wer weihet den entſetzlichſten Qualen die Märtirer einer entſtehenden Religion? Wer bringt Europa in Bewegung und ſtürzt ſeine fanatiſirten Horden gegen Aſien? Wer läßt die Hyäne der Inquiſition los? Wer läutet bei der Pariſer Bluthochzeit die kannibaliſche Hora? Wer mordet Fürſten und Völker ſeinem Baal zu Liebe? Wer überliefert dem Schwerte der Barbaren die Erſtgebornen der europäiſchen Ziviliſation? Wer ſäet mit vollen Händen, in den Geſetzbüchern des neuern Europa's, Verfluchung und Tod? Wer wirft auf eine ganze unſchuldige Familie die Schande eines Schuldigen? Wer gebietet der Ehre, die geringſte Beleidigung mit Blut abzuwaſchen?

Die ſeufzende Menſchheit hat nur eine Antwort: „der Irrthum iſt an dem Allem ſchuld.“

Und darf man es noch wagen, bei der Kenntniß ſolcher Exzeſſen, den Irrthum mit Gleichgültigkeit zu behandeln! Darf man es wagen zu behaupten, daß der Irrthum oft zum Glücke der Geſellſchaften nothwendig ſei; daß man den Menſchen betrügen, daß es nothwendige Hintergehungen und achtungswerthe Vorurtheile geben müſſe! . . .

Die Tirannei allein findet ſolche Maximen zuträglich. Sie allein bedarf ihrer zum ſchändlichen Betrug.

„Der Stärkſte“, hat ein großer Schriftſteller geſagt, „iſt nie ſtark genug, um immer Meiſter zu ſein, wenn er nicht ſeine Gewalt in Recht, den Gehorſam in Pflicht verwandelt.“

Daher denn auch das Beſtreben, den Geiſt der Völker zu verirren, ihn durch tauſend falſche Glaubensmeinungen zurückzuhalten in den Banden einer gelehrigen Sklaverei. Daher jener ewige Bund des Irrthums und der Knechtſchaft, von deſſen Beiſpielen es in den Annalen des menſchlichen Geſchlechts wimmelt.

Zweifelt man daran? Man werfe nur die Augen auf zwei Geſellſchaften verſchiedenartigen Urſprungs und noch verſchiedenartigerer Konſtitution. Die europäiſche Geſellſchaft entſtand aus der Eroberung. Die Invaſion der Barbaren ſtiftete in ihr das Recht des Schwerts und das Geſetz der Stärke.

Von nun an ſieht man, in einem Syſtem, das ohne Unterbrechen ſeit 15 Jahrhunderten befolgt worden, alle Inſtitutionen im Kriege mit der Wahrheit und den Fortſchritten der allgemeinen Vernunft.

Die Geſchichte dieſes langen Zeitraums iſt nur die Geſchichte der dem Gedanken, der Aufklärung, der geſellſchaftlichen Vervollkommnung gelieferten Kämpfe.

Man durchſchiffe das Meer. Man lande in einer andern Hemiſphäre. Man befrage Penns und Waſhingtons Vaterland. Hier iſt die Geſellſchaft allein auf die Natur begründet. Hier zeugt Alles von der Wahrheit. Hier iſt keine Anſtalt, die nicht auf Entwickelung der menſchlichen Eigenſchaften hinzielt. Hier ſind die Geſetze wahr, weil der Menſch frei iſt.

Man öffne die Geſchichtsbücher der Nationen, und man wird nicht eine unterdrückende Inſtitution finden, die nicht auf einem Irrthum beruht. Man wird nicht einen Irrthum ſehen, der, um ſich zu erhalten, nicht eine unterdrückende Anſtalt nach ſich zieht.

Findet man bei einem Volke lichtſcheue Geſetze, Tribunale der Unduldſamkeit, eine Zenſur gegen die Schriften, eine Inquiſition gegen den Glauben, einen Kodex gegen den Gedanken; ſind die Strafen übertrieben, die Verurtheilungen willkürlich, ſo darf man dreiſt und mit voller Wahrheit ſagen: „Hier belügt die öffentliche Macht die Geſellſchaft.“

Alſo verbreitet die Wahrheit nur Wohlthaten, der Irrthum nur Unheil über das menſchliche Geſchlecht.

Zeigt ſich eine Geſellſchaft, unter dem Schutze ihrer Inſtitutionen ruhig und blühend, ſo iſt ſie auf Wahrheit begründet. Zeigt ſie ſich aber, unter der Laſt derſelben, unruhig, durch Hader und Verbrechen zerriſſen, ſo ruht gewiß ihre Baſis auf dem unſichern Boden des Irrthums.

Der erſte Rang in der Achtung der Völker gebührt den Weiſen, die ſie aufklären, die ihnen die

Wahrheit lehren. Mit ihrer Hilfe verbeſſert der Menſch ſeine Bedingung, vervollkommt er ſein Weſen, befreit er ſich von den Vorurtheilen, die ſeine Glückſeligkeit vernichten, zerreißt er die Bande der Knechtſchaft, lernt er, mit feſtem, ſichern Schritte, der Tugend und dem Glücke ſich nähern.

Sokrates lehrt uns die Gottheit kennen. Newton beweiſet ihr Daſein durch die Betrachtung ihrer Werke. Galiläi beginnt, durch ſeine Entdeckungen die unduldſamen Meinungen zu erſchüttern, die Kant und Voltaire endlich über den Haufen ſtürzen.

Andere lehren die Völker ihre Rechte, oder verkünden den Großen ihre Pflichten. Auf der Wahrheit Stimme fallen die Ketten der Induſtrie und des Handels, die Schleier des Unſinns und des Aberglaubens. Die Geſetzgebung mildert, die Sitten läutern ſich. Die Gleichheit verſöhnt die feindlich ſich gegenüberſtehenden Stände der Geſellſchaft, und die Thränen des Elends und der Armuth werden getrocknet.

Die Sklaverei iſt aus dem Geſetzbuche der ziviliſirten Reiche verbannt. Das furchtbare Recht des Krieges ſelbſt iſt nicht mehr ſo ſtreng. Die Rivalitäten der Nationen verſchwinden. Ihr ererbter Haß erbleicht. Das Band der Verbrüderung umſchlingt endlich alle Nationen der Erde.

Man befrage die Geſchichte, wer alle dieſe glücklichen Umgeſtaltungen veranlaßt hat. Sie wird einige Weiſen nennen, die in Jahrhunderten des Irrthums und des Elends die Erſten geweſen, die das Licht der Wahrheit den Menſchen vor Augen gehalten.

# Türkiſche Sitten.

## Die tanzenden und heulenden Derwiſche zu Konſtantinopel.

Die Derwiſche im Morgenlande ſind eben ſo wenig geachtet und ehrwürdig, als die Mönche in Europa. Aber man iſt nachſichtiger gegen ſie, und nimmt ſie nur für das, was ſie ſein wollen, und was ſie ſind. Am beliebteſten unter allen dieſen Gauklern ſind die **Derwiſch-Tänzer** und die **Derwiſch-Heuler** zu Konſtantinopel. Die erſtern genießen ſelbſt noch den Vorzug vor den letztern. Ihr Kloſter erfreut ſich eines beſondern Schutzes. Der Hof und die Ulemas haben einen wirklich raffinirten Begriff von der Allianz des Vergnügens und der Religion. Der Mufti, der zugleich Kanzler und Erzbiſchof iſt, hat ſo zarte Nerven, daß er kein Gebet ertragen kann, wenn es nicht mit dem Seufzen der Flöte und der Zeichnung einer Pirouette begleitet iſt.

Die „Heuler“ werden bereits als zu ungeſchlachte Erreger der Frömmigkeit von den Efendis betrachtet. Darum werden ſie auch nur ſehr ſelten von den Modeheiligen der Hauptſtadt des osmanniſchen Reichs beſucht. Das Volk dagegen vergöttert ſie, weil es ſich einbildet, daß eine Stentorſtimme und Herkulesſchultern das beſte und augenſcheinlichſte Patent eines höhern Berufs ſeien.

Obgleich ſie weder einer Tonne ſich als Kanzel bedienen, noch auf freiem Felde predigen, locken ſie doch den großen Haufen an. Sie eſſen und trinken nur in ihrem Kloſter, und faſten auſſer demſelben.

Ihre Andachtsübungen beſtehen weder in Gebet noch im Geſang, ſondern in Geheul.

Mit ihren Kollegen, den Tänzern, ſtehen ſie nicht im beſten Einverſtändniſſe. Weil ſie ihnen aber nichts anhaben können, begnügen ſie ſich großmüthig, ſie zu verachten. Die Tänzer ihrerſeits betrachten die Heuler als Schurken und Betrüger, weil ſie behaupten, durch ihr Geplärr die ausſchließliche Gnade des Höchſten gewinnen zu können. Die Tänzer ſind gewiſſermaßen die Ariſtokraten und die Heuler die Demokraten des muſelmänniſchen Glaubens.

Beide Sekten ſind jedoch übereinſtimmend in einem Punkte. Beide glauben ſich auf dem Wege des Heils zu befinden. Beide prophezeihen, daß man nur durch Tanz oder Geheul die wahre Glückſeligkeit erlangen könne, und daß der Tag nahe ſei, wo man auf der ganzen Erde nur Tänzer oder Heuler erblicken werde. Und das Volk glaubt ihnen aufs Wort.

Ein großes Feſt ſollte an demſelben Tage in den beiden Derwiſchklöſtern gefeiert werden. Wir brachen deßhalb früh von Terapia auf. Es gibt nicht ein Dorf am Geſtade des Bosphorus, das mit dieſer patriziſchen Landhäuſer-Kolonie verglichen werden könnte. Kurn-Kali und Funduklÿ ſind zu türkiſch. Die Scala des Sultans iſt zu orientaliſch-wollüſtig. Aber die Umgebungen, ſelbſt die Bewohner dieſes reizenden Dorfs haben noch eine ſo zarte, ſo reine Uebertünchung der Vergangenheit, daß man beinahe die Gegenwart des tiranniſirenden Tartaren vergißt.

Terapia iſt noch ſo griechiſch, als Zeit und Unterdrückung es erlauben. Sobald, mit dem Aufhören der Oſtwinde, der Winter vorüber iſt, ſucht der ganze

Phanar hier einen Zufluchtsort gegen die Detail-Spekulationen ſeiner Gebieter zu Stambul. Die geweſenen und zukünftigen Boyaren, die Fürſten, die Verwandten der ehemaligen oder noch regierenden Hospodare, die Dollmeiſcher der Pforte, die großen und kleinen Würdeträger der Kirche, vom Patriarchen bis zu den Papas und Kaloyers, bilden einige Monate lang den Kern alles deſſen, was die Anſprüche des Reiches der Komnene und der Paleologen überlebte.

Die dunkelrothen Häuſer, mit Baumgärten und dichten Gebüſchen umkränzt, waren, wie die Gärten Ruſcellais zu Florenz, der Schauplatz von mehr als einer Verſchwörung zum Ruhme und Heil des ſterbenden Vaterlandes.

Jakowaky Rizo, der Freund Chreſtopulos, der Miniſter des Fürſten Karadga, der Verfaſſer der Polyxene und der Aſpaſia, war damals zu Terapia. Er war faſt beſtändig in ſeiner Alterthümerſammlung beſchäftigt, und gab ſeinen Landsleuten das erſte Beiſpiel, wie man noch vieles Merkwürdige den Verheerungen der Zeit und der Barbaren abgewinnen könne.

Ganz in der Nähe ſeines Hauſes war die Wohnung des Fürſten Moruſi und ſeiner reizenden Töchter. Dieſe Familie ſchien ſehr glücklich zu ſein. Bald nach meiner Rückkehr nach Europa las ich in einem öffentlichen Blatte, daß der Vater ermordet worden, und daß man die Töchter auf dem Sklavenmarkt zu Konſtantinopel verkauft habe.

Terapia liegt im Hintergrunde einer halbrunden Bucht. Die Häuſer ſind terraſſenförmig über einander gebaut. Zierliche Gärten, die ſehr maleriſch die Hü-

gelkrone bedecken, bilden einen grünen Wall um jede Wohnung, und um das ganze Dorf, das weder Straßen, noch Plätze, noch öffentliche Spaziergänge hat.

Die Häuſer ſind niedrig, und ihre dunkelrothe Farbe benachrichtigt den Fremden, der kurz vorher das weiße Serail des Sultans und den ſchimmernden Palaſt von Fonduklу geſehen, daß er griechiſche und armeniſche Wohnungen vor ſich habe. Ein wenig nördlich, gegen das ſchwarze Meer, iſt Bujukdere, oder die große Ebene. Der Weg dahin, längs dem Meere, iſt ſehr angenehm. Auf jedem Schritte bemerkt man die Vermiſchung des Neuen und Alten. Der Türk und der Byzantiner, der Chriſt und der Mahometaner erſcheinen unaufhörlich neben einander.

Man hat oft geſagt, daß die Türken in Europa nur kampiren. Aber hier ſcheint der alte Eigenthümer der zuletzt Gekommene, und der Uſurpator der alte Herr des Bodens zu ſein. Sieht man zu Konſtantinopel ein ſteinernes Haus, darf man wohl annehmen, daß es einem Franken gehört. Hier gehören alle maſſiven Gebäude nur Türken. Ein Minaret erhebt ſeine weiße Spitze über eine dunkelgrünes Gebüſch. Daneben zeigen ſich Totts Batterien, ein ſchöner Brunnen, eine große Kaſerne. Alle verkündet eine alte, dauernde Niederlaſſung.

Bujukdere, der Sommeraufenthalt der europäiſchen Geſandten, iſt ein kleines Dorf, oder vielmehr eine einſeitige lange Häuſerreihe. Die Umgebungen ſind ſehr reizend, und übertreffen ſelbſt noch die wolluſtigen Buchten in der Nähe Neapels. Dort legt die ſteife Diplomatik ihre Etikette, ihre Orden, ihre

Uniformen ab, und überläßt ſich dem Vollgenuß der Ruhe und des Vergnügens.

Jeder Palaſt vertritt eine Nation. Man geht von dem großen und kleinen Spanien (Neapel) zum Internunzius von Wien, zum Beauftragten des Autokrators oder Padiſchahs der Moskowen über. Nur der britiſche Geſandte wohnt hier nicht, weil er es nicht für angemeſſen hält, ſeine Zitadelle zu Pera zu verlaſſen. Der weiße, ſtolze Palaſt des franzöſiſchen Geſandten iſt auf der Mitte Weges zwiſchen Bujukdere und Terapia.

Wir entfernten uns langſam. Die kleine Bucht, die wir durchſchnitten, war glatt wie ein Spiegel. Das Dorf entwickelte ſich mit jedem Ruderſchlage immer mehr vor uns. Hinter den Häuſern erhoben ſich die Hügel wie ein herrlicher Rahmen. Lange, durchſichtige Rauchwolken ſtiegen empor in die Luft. Die ſcharlachrothe Flagge der türkiſchen Schiffe zeichnete ſich in großen Faltenwürfen auf den weißen Segeln wie ein friſcher Blutſtrom. Die hohen Gewölbe der Moſchee ſendeten uns das Gemurmel des laufenden Brunnens zu.

Ein Scheik des Geſetzes ſaß neben ihr auf einem kleinen Teppich. Sein elfenbeinerner Kambalogo (Roſenkranz) durchlief ſeine Hand. Durch eine leichte Bewegung des weißen Haupts bezeichnete er den gemeſſenen Versbau des Korans. Neben ihm lag ſeine Nargileh (Pfeife), deren er ſich noch nicht zu bedienen wagte. Von Zeit zu Zeit ſtreckte er ſeinen dicken, weißen Turban gegen Morgen aus, als wolle er der Sonne zuwinken, hinter den grauen Gipfeln des Rie-

ſenberges, an der entgegengeſetzten Seite der Meerenge, hervorzutreten.

Die bis dahin bleifarbenen Gewäſſer durchwirkten ſich mit purpurrothen Streifen. Ein Segel in der Ferne war von den erſten Strahlen der uns noch verborgenen Gluth vergoldet. Die ſchmale Sichel des letzten Mondviertels hing ätheriſch über Konſtantinopel und wurde allmählig von der Tageshelle verſchlungen.

Endlich trat der Sonnenwagen hervor, und verſcheuchte mächtig und ſtolz alle Erdendünſte, die ihn zu umſchleiern ſich bemühten. Nichts zeichnete ſich grau. Alles war ſprühend und klar. Eine glänzende Farbe verſchmilzt in eine andere noch glänzendere, und eine bewunderungswürdige Harmonie ſcheint die ganze Natur zu umſchlingen.

Je weiter wir vorwärts ſchifften, um ſo mehr Segel ſchienen auf dem Bosphor aufzuſprühen. Bald ſahen wir uns von Schiffen und Matroſen aller Nationen und von den verſchiedenartigſten Flaggen und Trachten umringt. Unſere Boſtangis oder Schiffleute ſtellten ganz in unſerer Nähe den türkiſchen Bevölkerungstheil dar. Ihre rothen Jacken, ihre weiten Hemden und Beinkleider, ihre nackten Arme und Beine, welche die Sonne mit einer Bronzefarbe bedeckt hat, das Alles zeichnet ſie vor allen übrigen aus. Beſtändige Uebungen und angeſtrengte Arbeiten geben ihnen athletiſche Formen, die nur mit denen der Statuen in unſern Muſeen verglichen werden können. Sie ſind ſehr mäßig. Ihre Geſichtszüge ſcheinen in Erz gegraben zu ſein, ſo unbeweglich ſind ſie.

Die Türken haben meiſtentheils ſehr ſchöne Stimmen. Ihre Sprache iſt reich an Lauten, und ſo ſehr

von dem ſchleppenden Kehlenton des Arabers verſchieden, daß man ſie gern hört, und gewiſſermaßen in ihr ſchwelgt. Man kann ſie nicht halblaut ſprechen hören, ohne ſich in einen Divan, von Kiſſen umringt, verſetzt zu glauben, wo das Helldunkel, die matt erleuchteten Alkoven, die gemalten Fenſter, die murmelnden Springbrunnen, das Schaukeln der Palmbäume, als Diopaſon der Unterhaltung dienen.

Nichts erfreut oder betrübt den Türken mit Ausgelaſſenheit. Iſt er unglücklich, ſo verſchlingt er ſeinen Kummer in ſich. Iſt er glücklich, ſo genießt er ruhig für ſich. Sein Daſein iſt mit einem Bache zu vergleichen, der ſeicht und über grünen Raſen dahinſchleicht. Er vergißt die Vergangenheit, läßt die Zukunft herbeiführen was ſie mag, und lebt in der Gegenwart nur allein. Der Grieche im Gegentheil gibt der Marter vor der Ruhe den Vorzug. Ein Himmel, ohne einen zweiten Himmel, würde für ihn eine wahre Hölle ſein. Man gebe ihm, wie dem Teufel in der Legende, vollauf zu thun, und man kann mit ihm machen was man will. Um den Türken zu beherrſchen, muß man ihn ſchlafen laſſen.

Wir näherten uns der kaiſerlichen Stadt, und landeten zu Tophana, der vor Kurzem ausgebrochenen Peſt zum Trotz. „Bis man täglich tauſend Leichen zum Adrianopelthor hinausträgt," ſagen die Türken, „mögen ſich die Franken wohl fürchten; aber die Peſt iſt deshalb zu Konſtantinopel noch nicht."

Man war noch nicht ſo weit. Demungeachtet hielten wir Vorſicht für angemeſſen, und ſuchten alle zweifelhaft ſcheinende Perſonen, in ſo fern ſie uns drängen wollten, mit unſern Stöcken von uns ent-

fernt zu halten. So durchſchritten wir die engen Straßen Galata und Pera, die ſo ſchmutzig ſind, als wenn der Unrath von ganz Konſtantinopel hier aufgehäuft wäre.

Endlich befanden wir uns vor der großen Moſchee der tanzenden Derwiſche, die zur Erbauung des Publikums ihren Gottesdienſt feiern oder vielmehr tanzen ſollten. Selim der Aufgeklärte, der die Buchdruckerei unterſtützte, und als ein Opfer der Intriguen der Kalligraphie fiel (indem ſich die öffentlichen Schreiber zuerſt gegen ihn empörten), hatte eine beſondere Vorliebe für dieſe fromme Stiftung, und hielt ſie eben ſo nothwendig zur orthodoxen Erziehung ſeines Volkes, als manche Regierungen die Jeſuiten, oder als das britiſche Parlement die proteſtantiſchen Kapitel in Irland.

Die Moſchee war reich geſchmückt, und roth, blau, grün, goldfarben, mit allen Kamäleonsſchattirungen ausgemalt. Man konnte bemerken, daß ſie unter dem hohen Schutz der Ulemas ſtehe. Auf dem Dache erhoben ſich eine Menge Minarete, Unterminarete und Halbminarete, daß ſelbſt die Pagode Sr. britiſchen Majeſtät zu Brighton nicht reicher daran war. Dieſer Luxus ſchien einen anſtändigen Theil zeitlicher Güter zu verkünden, wozu die Erwürgung irgend eines reichen Griechen, oder die Enthauptung eines fetten Armeniers das Ihrige beigetragen. Auf ſolche Weiſe und durch ſolche Mittel mußten die Angelegenheiten und Finanzen der Derwiſch-Tänzer wohl gedeihen.

Wir betraten den Hof und die Moſchee, nachdem wir einige Augenblicke bei dem Grabe des Paſcha Grafen von Bonneval verweilt hatten. Nur mit Mühe

konnten wir eindringen, und ſchüchtern ſtellten wir uns an die Thür, ſowohl in dem Bewußtſein, daß wir ungläubige Hunde ſeien, als weil wir nicht unſere Schuhe ausziehen und uns der Gefahr ausſetzen wollten, ſie zu verlieren.

Die Menge war ſehr zahlreich, aber auserleſen, und die Moſchee war eben ſo wohl zum Tanz als zum Gebet eingerichtet. Eine Doppelgallerie, mit den reichſten orientaliſchen Schnitzwerken geſchmückt, mit Frommen und Neugierigen angefüllt, zog ſich ringsum, mit Ausnahme der Stelle, wo ſich das Orcheſter befand.

Die Flötenſpieler begannen ihr Konzert, und lockten aus ihren Inſtrumenten halb ſchneidende, halb ſchwellende Töne hervor. Der innere Raum, im Mittelpunkte der Moſchee, war gediehlt und mit Wachs gewichſt. Ein Aufſeher ſpähete überall umher, ob nicht irgendwo ein Nagel hervorſtehe, an dem die frommen Tänzer ſich verletzen könnten.

Einige Zeit nachher traten die Derwiſche auf. Sie waren reich gekleidet und trugen prächtige Gefäße. Zuerſt ſchritten ſie auf den Zehen dicht hintereinander. Sodann wendeten ſie ſich rückwärts, wahrſcheinlich um die innern Bewegungen des Geiſtes anzudeuten. Sie ſchlugen ihre Arme kreuzweis über die Bruſt, verſchloſſen ihre Augen, ſchleuderten ihre Sandalen von ſich, und ſchienen in ihre weiten Gewänder zu verſinken.

Ihre Kleidung war aszetiſch. Eine weite falbe Tunika umſchlang ihre Schultern, und war, wie bei den Propheten, mit einem Riemen befeſtigt. Auf den Köpfen hatten ſie eine hohe Filzmütze. Ihre Geſichter

waren ſo bleich und gelb wie ihr Anzug. Gebet, Faſten und Tanz ſchienen ſie ſtark angegriffen zu haben.

Sie bewegten ſich gleichförmig nach dem Gemurmel der Flöten; aber es war mir unmöglich, das Mindeſte von ihren geheimnißvollen Wendungen und Sprüngen zu begreifen. Nach zwei oder drei Touren, die noch ziemlich ruhig waren, ſtieg den Vorſtehern oder Haupttänzern die Frömmigkeit ins Gehirn, und ſie begannen einen ſogenannten Pas de deux, der mehrern alten Türken die eifrigſten Seufzer und die erbaulichſten Augenverdrehungen entlockte.

Gleich darauf begannen ſie zu walzen, und ihr Beiſpiel wurde nach und nach von allen Uebrigen nachgeahmt. Sie dreheten ſich um ſich, wie die Wirbelwinde Descarte's. Aber wer dieſen geiſtlichen Walzer mit unſern weltlichen Tänzen vergleichen wollte, würde ſich gegen den muſelmänniſchen Ernſt vergehen. Zuerſt wird der Derwiſchwalzer nicht von zwei Perſonen, einem Männlein und einem Weiblein, getanzt, ſondern nur von einer allein, was wahrſcheinlich verhindern dürfte, daß ſie je bei uns in die Mode kommt. Sodann beſteht er ganz aus Pirouetten, was auch nicht leicht iſt.

Nach und nach wurde der Tanz immer lebhafter. Der Wind ſchwellte die Tuniken an, und bald ſah man nichts mehr, als die Köpfe der Derwiſche. Das ſchien mir beinahe zu phariſäiſch. Aber die Frommen wurden dadurch nicht irre gemacht. Der Triumph war errungen, die Viſion der Näherung des Paradieſes und der himmliſchen Gärten des Propheten war realiſirt.

Der Kopf erhob ſich, wie um den Ruf der

ſchwarzäugigen Huris zu beantworten. Entzückt ſtreckten ſich die Arme aus. Die Pirouette wurde wüthender und der myſtiſche Schwung ſchien den höchſten Punkt erreicht zu haben, als der Derwiſch-Baſchi das Zeichen zur Beendigung dieſer Extaſe gab.

Die Pauſe war nur kurz. Einige Minuten nachher begann die Feierlichkeit mit neuem Eifer und das ganze Kloſter war abermals in Bewegung. Die Flötentöne wurden ſchneidender, die Sprünge und Wendungen ſeltſamer. Ein wahnſinniges Entzücken bemeiſterte ſich der Mönche. Sie erreichten den Gipfel der Wonne. Ein heiliger Thau ſtrömte von ihrer Stirn. Berauſcht, ermüdet, ſchwankten ſie, und ſanken, Einer nach dem Andern, in Ohnmacht. Ihre Diener trugen ſie, mit triumphirenden Geſichtern, in ihre Zellen, wo ſie ſich gegenſeitig beglückwünſchten, und dem Propheten dankten, daß er ihnen die Kraft gegeben habe, eine dem Höchſten ſo wohlgefällige Feierlichkeit in Ausführung zu bringen.

Wir verließen die Moſchee und begaben uns, durch Skutari, nach jener der Derwiſch-Heuler. Die Zermonie hatte noch nicht begonnen. Ich wünſchte mir Glück dazu. Hatten die Tänzer mich beinahe eingeſchläfert, durfte ich wenigſtens hoffen, daß die Heuler mich bald wieder ermuntern würden.

## Britiſche Sitten.

### Die Wetten.

Vielleicht gibt es auf der ganzen Erde kein Volk, das ſpielſüchtiger iſt, als das engliſche. Durch Reich-

thum kann man bei ihm Alles erhalten. Darum überſteigt der Gelddurſt bei ihm auch alle Schranken. Dem Geſetze zum Trotz, das die Spielhäuſer verbietet, gibt es zu London deren doch mehr noch, als zu Paris. Täglich werden neue, prächtigere geöffnet. Kein Palaſt kann ſich mit der Herrlichkeit des neuen Pandemoniums in der St. Jamesſtraße vergleichen. Unter dem Namen Pandemonium bezeichnet man nämlich die Häuſer, die ſonſt gewöhnlich nur Hells (Höllen) genannt werden.

Man beſucht ſie öffentlich, und mancher Dandy (Stutzer), ſtatt mit ſeiner Mutter zum Ball zu gehen, läßt ſich von ihr nach dem Crockfordklub, der berühmteſten dieſer Höllen, führen. Die Börſe wird nur von Juden, oder andern Spekulationsmännern von Profeſſion beſucht. Die eigentlichen Faſhionables laſſen ſich dort nie ſehen, und beſchränken ihre Unternehmungen allein auf den grünen Teppich von Weſt-End (dem weſtlichen Theile der Stadt). Aber eben deshalb iſt das Spiel dort wirklich erſchrecklich.

Die Spielwuth zeigt ſich in England überall. Man entdeckt ſie leicht in dem übertriebenen Spekulationsgeiſte der Nation, der zu gewiſſen Zeiten in eine wirkliche Seuche ausartet. Zahlreiche Opfer ſind gewöhnlich die Reſultate ihrer Kriſen. Vor drei Jahren hat eine derſelben ganz Europa in Erſtaunen geſetzt.

Große Induſtriegeſellſchaften hatten ſich gebildet. Die eine wollte alle die Butter bereiten, deren London zu ſeinem Verbrauch bedarf. Eine andere wollte eine regelmäßige Dampfſchiffahrt zwiſchen England und Oſtindien zu Stande bringen. Wie ſonderbar auch

irgend ein Entwurf ſein mochte, es fehlte an bereitwilligen Theilnehmern nie, und Aktien, die keinen wirklichen Werth hatten, wurden aufs Höchſte geſteigert, um eine Menge Gimpel anzulocken. Aber der Augenblick des Erwachens blieb nicht aus, und das handeltreibende England wurde bis in ſeine Grundfeſten erſchüttert.

Ein anderes Zeichen der Spielſucht iſt die tägliche Gewohnheit zu wetten, die man bei den Briten bemerkt. Alles bei ihnen wird der Gegenſtand einer Wette, von einigen Waſſertropfen, die bei Regenwetter längs der Scheibe herabgleiten, bis zum Leben Cannings, Stratfords, Guilleminots und Ribeaupierre's. Nach der Schlacht von Navarino wurden ſtarke Wetten angeſtellt, und auf ein Haar wären die Köpfe der Diplomaten auf der Börſe auf's Spiel geſetzt worden.

Eine Wette wird in England als „heilig“ betrachtet. Man vermeidet aufs Sorgfältigſte Alles, wodurch ein günſtiger Ausſchlag der einen oder der andern Parthei zugewendet werden könnte. Man erzählt ſogar, daß, als einſt ein Mann in die Themſe geſtürzt war, kläglich um Hilfe rief und mit den Wellen rang, ſogleich eine Menge Menſchen herbeieilten, nicht um ihn zu retten, ſondern um zu wetten, ob er ertrinken werde, oder nicht. —

Mit der meiſten Vorliebe wetten die Engländer jedoch für die „Sports“, oder Uebungen, wie Jagden, Wettrennen, Boxerkämpfe u. ſ. f. Dieſe Uebungen haben ſchon an und für ſich ſelbſt einen großen Reiz für ſie, und arten oft zur Leidenſchaft aus.

Ein Beiſpiel darüber gewährt uns der bekannte

Wettläufer Eutes. Er wettete zehn Guineen, in einer Stunde Zeit eine Kaleſche eine engliſche Meile weit zu ziehen, eine andere Meile weit zu gehen, eine halbe Meile weit rückwärts zu laufen, eine Meile weit zu rudern, eine Meile weit einen Reif zu treiben, und eine Meile weit zu laufen. Am 10. Dezember 1827 hatte ſich, ungeachtet des ſtarken Regens, die Menge an der Waterloobrücke zu London verſammelt, um dies Exerzitium mit anzuſehen. Der Wettläufer verlor nur um 1½ Minute.

Die Briten, vorzüglich der höhern Stände, beſchäftigen ſich ſehr viel, manchmal ſelbſt ausſchließlich, mit den Sports, und man kann dieſe Sucht als einen Hauptzug des Volkskarakters betrachten. Um dem Geſchmacke der Leſer zu entſprechen, findet man faſt in allen Zeitungen einen Artikel über dieſen Gegenſtand, unter der Ueberſchrift „Sporting intelligence“, in dem Alles enthalten iſt, was die Wetten bei den Pferderennen Intereſſantes darbieten, oder die gelehrten Fauſtſchläge, welche die Boxer ſich verſetzt haben, oder wie viele Stücke Wild einer der berühmteſten Jäger erlegt, oder was ein Pedeſtrian (Fußläufer) geleiſtet u. ſ. w.

Einer der vorzüglichſten Sports iſt der Angling, oder das Angeln mit der Leine. Im Frühling ſieht man die Liebhaber dieſes ſogenannten Vergnügens die Thäler von Wales in allen Richtungen durchſtreifen, und tagelang an Forellenbächen verweilen. Der Fiſcher ſtellt ſich mit Tagesanbrach ein, verſteckt ſich unter das Gebüſch und beobachtet die Bewegungen der Inſekten auf der Oberfläche des Waſſers. Sodann befeſtigt er ein künſtliches Inſekt an ſeinem Angel-

haken und ahmt alle Bewegungen der natürlichen nach, um auf ſolche Weiſe ſeine Beute zu ertappen. Künſtliche Fliegen zu machen, wird in England als ein wirkliches Talent betrachtet, und ſelbſt ernſte Parlamentsglieder beſchäftigen ſich damit.

Ein anderer ſehr beliebter Sport iſt die Jagd. Aber das privilegirte Vergnügen, das nur einigen Klaſſen vorbehalten iſt, zieht viele Uebelſtände nach ſich, die nur durch eine allgemeine Umſchmelzung beſeitigt werden können. Viele Perſonen betrachten die Erhaltung des Wildes nicht allein als einen Privat-, ſondern als einen öffentlichen Vortheil, weil die Jagd die Gentlemen an ihre Landgüter feſſelt, und durch ihre Gegenwart die entfernteſten Provinzen belebt.

Niemand hat „Jagdrecht“ in England, wenn er nicht qualifizirt iſt. Man verſteht darunter, daß er wenigſtens hundert Pfund Sterling Grundeinkommen haben, oder der älteſte Sohn eines Mannes ſein muß, der wenigſtens dreihundert Pfund Sterling Grundeinkommen hat, oder der ein gewiſſes Amt bekleidet u. ſ. w. Jede nicht qualifizirte Perſon muß von jedem Stück Wild, das ſie ſich halten wollte, eine ſtarke Strafe bezahlen. Ueberdem kann der, welcher das Recht hat, Wild zu tödten, es nicht verkaufen, und darf es nur verſchenken. Nach dieſem Geſetze ſind die Grundeigenthümer und ihre Freunde die einzigen, die Repphühner oder Schnepfen ſpeiſen dürfen. Demungeachtet ſind die Märkte zu London im Ueberfluß mit Wildpret verſorgt. Aber man tröſtet ſich damit, daß dieſe Verſorgung nur durch Wilddiebe ſtatt findet.

Dieſe letztern ſind denn auch ſehr zahlreich. Sie bilden ſtarke Banden, umringen nächtlicher Weile die Waldungen und tödten alle Faſanen, welche die Eigenthümer mit großen Koſten nähren. Oft ereignen ſich zwiſchen ihnen und den Wildhütern blutige Treffen. Erſt vor Kurzem überfiel eine ſolche Bande die Leute Sir Armitages. Fünf Perſonen blieben todt auf dem Platze und viele andere wurden verwundet. Im Januar 1827 entvölkerten ſiebenzig Wilddiebe den Park Cascoignes, in der Grafſchaft York, ſo vollkommen, daß auch nicht einziges Stück übrig blieb. Dergleichen Exzeſſen, die ſehr häufig ſind, zwingen die Gerichte zur Strenge, und mehrere Wilddiebe ſind bereits nach Botany-Bay exilirt worden.

Bei allem dem iſt das Wild in England noch ſehr häufig, weil die Eigenthümer keine Koſten ſcheuen, ſich das Vergnügen der Jagd zu erhalten. Es iſt faſt unglaublich, wie weit bei den meiſten Briten die Wuth des Shooting geht. Der Dandy entreißt ſich den Vergnügungen der Hauptſtadt, um Wochen lang in einem elenden Wirthshauſe in der Mitte der ſchottiſchen Haide zu verweilen. Ein anderer dringt in die entfernteſten Thäler vor, quartiert ſeine Gattin in irgend eine verlaſſene Hütte ein, um ſich ungeſtört der Jagd überlaſſen zu können. Er liegt Tage lang auf dem Bauche ausgeſtreckt im Geſtrüpp, um auf den ungewiſſen Vorübergang eines Hirſches zu lauern.

Aber die meiſten Gentlemen ſuchen dies Vergnügen weniger ermüdend zu machen. Sie füllen die Gehölze in der Nähe ihrer prächtigen Landwohnungen mit Faſanen an, und finden eine beſondere

Zerſtreuung darin, von Zeit zu Zeit eine entſetzliche Niederlage unter dieſen Thieren anzurichten.

Man ſollte nicht denken, daß die Leidenſchaft des Spiels mit jener der Jagd gleichen Schritt halten könnte. Aber in England muß Alles ein Mittel zur Wette werden. Es gibt Jäger, die ſich anheiſchig machen, in einem Tage zwanzig Haſen zu erlegen. Ein ſolcher Sport, den man Pidgeon matsches nennt, iſt beſonders ſehr beliebt. Er findet beſonders an einem Orte, Red house (Rathhaus) genannt, nahe bei London, ſtatt. Ein großer Vogelbauer voller Tauben, iſt an einem aufrechtſtehenden Maſtbaum befeſtigt. Eine Taube nach der andern wird herausgelaſſen, und der Schütz muß ſie dergeſtalt niederſchieſſen, daß ſie inner einem um den Baum gezeichneten Kreis fallen. Lord Kennedy und der Kapitän Roß ſind die geſchickteſten Taubentödter in den drei Königreichen. Auf hundert Schüſſe fehlten ſie kaum fünf oder ſechs Mal.

Die Mittelklaſſe treibt die Jagd mit Windhunden, und auch hier werden bedeutende Wetten gemacht. Die Hetzjagd (hunting) iſt ein wahres Nationalvergnügen. Aber da es weder Wölfe noch wilde Schweine in England gibt, muß man ſich damit begnügen, Haſen, Füchſe und Hirſche zu hetzen. Die Fuchshetze iſt beſonders beliebt, und man hegt dieſe Thiere an einigen Orten ſo ſehr, daß ſie oft bedeutenden Schaden anrichten.

Die Hunde, die ſehr ſchön ſind, gehören reichen Privatperſonen oder Geſellſchaften. In jeder Grafſchaft gibt es mehrere Kuppel. An den durch die Zeitungen im Voraus bezeichneten Tagen werden die Hunde herbeigeführt, und viele Hundert Perſonen zu

Pferde und zu Fuß ſtrömen von allen Seiten herbei. Die kühnſten Jäger ſind roth gekleidet, nur die Geiſtlichen, die ebenfalls die Fuchshetze ſehr lieben, hüllen ſich in graue Gewänder. Pächter und andere Perſonen erſcheinen in grünen Jacken.

Der Fuchs wird losgelaſſen und die ganze Truppe der Sportsmen ſtürzt ſich ihm nach. Ein ſolches Vergnügen iſt nicht ohne Gefahr. Viele Jäger ſtürzen und brechen ſich Arm und Bein, Andere ziehen ſich mit einer Beule oder beſchmutzten und zerriſſenen Kleidern aus der Patſche. Nur wenige bringen es ſo weit, mehr durch die Geſchicklichkeit ihrer Pferde, als durch ihre eigene, alle Hinderniſſe zu überſteigen, und den entſcheidenden Augenblick zu ſehen, wo der arme Fuchs von den Hunden zerriſſen wird. Glücklich, wer ſich des Fuchsſchwanzes bemächtigen kann! Er wird ein Siegeszeichen für ihn. Er ſtellt ihn in ſeiner Wohnung auf, nebſt einer Inſchrift, die den Tag der Jagd, die Zahl der Jäger, und derjenigen, die bei dem Tode des Thieres zugegen geweſen, andeutet.

Die Jäger haben auſſerordentlich kurze Steigbügel, und ſitzen ſehr feſt im Sattel. Mit Leichtigkeit ſetzen ſie über 3 oder 4 Fuß hohe Umzäumungen und Mauern. Die Pferde ſind gut abgerichtet und ſehr kräftig. Oft haben ſie, um zum Stelldichein zu gelangen, 4 bis 5 Stunden zurückzulegen, wonach ſie noch 5 oder 6 Stunden lang raſtlos jagen, immer im ſcharfen Galopp bleiben, gleichviel ob die Jagd über friſchbeackerte Felder, oder Wieſen, oder Sümpfe geht.

Die irländiſchen Pferde ſpringen noch beſſer,

als die engliſchen. Mehrere derſelben ſetzen ohne Anſtand über fünf Fuß hohe Mauern, mit welchen in Irland die Felder umſchloſſen ſind. Sie berühren mit den Hinterfüßen gewöhnlich die Mauer, um ſich einen neuen Schwung zu geben.

Der Preis dieſer Pferde iſt ſehr bedeutend, und nach der Schwere des Reiters verſchieden. Ein kleiner, ſchmächtiger Mann kann ein ſchönes Pferd für 100 Guineen erhalten, während eine dicke, ſchwerfällige Perſon deren 300 bezahlen muß. Auf dem Roßmarkt zu Melton werden ſelbſt Pferde für tauſend Guineen feil geboten.

## Bau und Wärme des Innern der Erde.

Man weiß, daß ein Thermometer, der ungefähr 50 bis 60 Fuß unter der Erdoberfläche aufgeſtellt wird, keinen Einfluß von den täglichen, monatlichen und jährlichen Veränderungen der Temperatur der Atmoſphäre erleidet, und immer auf demſelben Grade ſtehen bleibt, der ziemlich genau jener der atmoſphäriſchen Temperatur des Ortes der Beobachtung zu ſein ſcheint.

Aber wenn man dies Inſtrument noch tiefer unter die Erdoberfläche verſenkt, iſt es nicht mehr dem Wechſel der Jahreszeiten ausgeſetzt, und deutet bald eine höhere unterirdiſche Wärme an, als die mittlere atmoſphäriſche, deren Maßſtab es früher anzeigt. Dieſe Wärme nimmt immer mehr zu, je tiefer man es ſenkt.

Dies Phänomen iſt in den verſchiedenſten Gegenden, ſowohl in Europa, als in Amerika, übereinſtimmend beobachtet worden. Es iſt die Baſis des

Syſtems mehrerer Phyſiker über den innern Zuſtand des Erdballs geworden. Die Meinung ſcheint jetzt allgemein angenommen, daß die Wärme der Erde ſich ſtärkt, je mehr man von ihrer Oberfläche ihrem Mittelpunkt ſich nähert.

An Angriffen fehlte es dieſem Syſteme nicht. Mehrere gelehrte Geologen, deren Theorien dadurch beſeitigt wurden, deuteten verſchiedene Irrthümer in den Experienzien an, auf welchen es beruhet. So behaupteten ſie z. B., daß in den Minen, in welchen man bisher den Thermometer beobachtet habe, eine größere Wärme eben ſowohl durch die darin befindlichen Arbeiter, und durch die Ausdünſtung der brennenden Lampen, erzeugt werden könne, als durch die Erde ſelbſt. Ueberdem konnte ſelbſt das Metall, auf welches man grub, und das beſtändig befeuchtet wurde, einige Hitze erzeugen.

Bei allem dem ſcheint es keinem Zweifel unterworfen, daß ſich die Erdwärme vermehrt, je tiefer man ſich in ſie verſenkt. Alle bisher angeſtellten ſorgfältigen Beobachtungen beweiſen das Daſein einer innern, dem Erdball eigenthümlichen Wärme, die man nicht der Wirkung der Sonnenſtrahlen zuſchreiben kann.

Dieſelben Beobachtungen beweiſen auch, daß die Vermehrung der unterirdiſchen Hitze nicht demſelben Geſetze auf der ganzen Erde gehorcht; daß ſie doppelt und dreifach in einer Gegend, im Vergleich mit einer andern ſein kann, und daß dieſe Verſchiedenheiten in keiner beſtimmten Beziehung weder mit dem Breite- noch mit dem Längegrade ſtehen.

Auſſerdem iſt die Zunahme der Wärme viel raſcher und bedeutender, als man bisher, nach fehler-

haften Berechnungen, vermuthete. Sie beträgt beinahe einen Grad auf 40 bis 50 Fuß. In mittlerer Schätzung darf man alſo, für jeden Grad Veränderung, höchſtens 150 Fuß annehmen.

Man hat mehrmals die Frage aufgeſtellt: wie und aus was die Erde ſich gebildet? Die Geometer haben unterſucht, welche Geſtalt eine Maſſe flüſſigen Stoffes annehmen könne, wenn ſie durch eine kreiſende Bewegung um die Sonne und um eine beſtändige Axe ſich drehe. Der mathematiſche Kalkul hat bewieſen, daß dieſe Geſtalt die einer gegen die Pole flach gedrückten Kugel ſein würde.

Das iſt denn auch die Geſtalt des Erdballs. Es iſt alſo höchſt wahrſcheinlich, daß ſeine Maſſe flüſſig war, und daß er, kraft ſeiner Flüſſigkeit und ſeines doppelten Kreislaufes, ſowohl um die Sonne, als der Bewegung um ſich ſelbſt, eine ſolche Form angenommen.

Aber war dieſe Flüſſigkeit wäſſerig oder feurig? War der Stoff, aus dem ſie beſtand, im Waſſer aufgelöſet, oder im Feuer geſchmolzen?

Dieſe lange unbeantwortet gebliebene Frage kann jetzt nicht mehr unentſchieden bleiben. Zu viele Beweiſe tragen jetzt zu ihrer Auflöſung bei. Der entſcheidendſte von allen iſt die beſtändige Zunahme der Hitze von 1 Grad auf 130 Fuß Tiefe. Folglich muß die Temperatur des Mittelpunkts der Erde auf mehr als 3500 Grade des Pyrometers von Wedgwood, und auf 100 Grade in einer Tiefe von 300,000 Fuß, oder 20 Stunden unter der Erdoberfläche ſteigen. Dieſe letzte Temperatur iſt hinlänglich, um jede Lawa und die meiſten Felſen zum Schmelzen zu bringen.

Es ſcheint alſo entſchieden, daß nicht allein die Hitze das Prinzip der urſprünglichen Flüſſigkeit des Erdballs war, ſondern auch, „daß der größte Theil ſeiner Maſſe noch jetzt flüſſig iſt.“

Die Erdrinde, jenem oberflächlichen und unvollkommenen Theile nach zu urtheilen, den man „ſekundärer Boden“ nennt, und der ſich augenſcheinlich durch Kaltwerdung gebildet, hat ſich alſo von Auſſen nach Innen befeſtigt. Folglich ſind die Lagen des primitiven Boden, welche der Oberfläche am nächſten ſind, auch die älteſten. Mit andern Worten: der Boden iſt in ſeiner Tiefe neuern Urſprungs, als auf ſeiner Oberfläche. Dieſer Satz iſt Allem, was man bis jetzt in der Geologie als Grundlage angenommen, geradezu entgegengeſetzt.

Man hat ebenfalls bemerkt, daß die Wärme der Erde von Jahrhundert zu Jahrhundert ſich vermindert. Iſt dieſe Verminderung auf der Erdoberfläche weniger fühlbar, als ſie es aller Wahrſcheinlichkeit nach ſein ſollte, ſo rührt das daher, daß der Verluſt der Hitze durch die Wirkung einer Fortpflanzung erſetzt wird, die gleichmäßig nach Innen und Auſſen ſtrebt. Man verſpürt fühlbar dieſe Verminderung nur in einer großen Tiefe, woraus ſich ergibt, daß die Erdrinde beſtändig im Innern durch neue Maſſen vermehrt wird. Dieſe Zunahme wird nur dann aufhören, wenn die Erkältung ihre natürliche Grenze erreicht hat.

Ueberdem iſt die Dicke der Erdrinde nicht überall gleich. Dadurch erklärt ſich denn auch die langſamer oder ſchneller ſich vermehrende Wärme, je tiefer man in gewiſſen Gegenden in die Erde dringt. Vielleicht

darf man auch annehmen, daß ſie eine gewiſſe Biegſamkeit oder Elaſtizität habe. Doch läßt ſich dagegen Vieles ſagen. Die Gründe, welche man dafür aufſtellen kann, ſcheinen wenigſtens bis jetzt nicht entſprechend genug.

Wenn nun die jahrhundertweiſe Erkältung beſtändig die Dicke der Erdrinde vermehrt, kann man ſich fragen, ob die flüſſige, feurige Maſſe, welche dieſem Uebergange unterworfen iſt, endlich ganz ſolid werde, oder ob ſie ſich dergeſtalt zertheile, daß ſie ſolide und Gastheile erzeugen könne. Dieſe Zerſetzung durch Erkältung, dieſe Gaserzeugung iſt keineswegs unbegreiflich. Die Verhärtung der Lawa bietet dazu täglich das Beiſpiel dar.

Dieſe Vorausſetzung erklärt denn auch ganz natürlich den Urſprung des erſten Stoffes der Erdbeben. Eine auſſerordentliche Temperatur erhält ihn im Gaszuſtande, des ungeheuern Druckes in der in Rede ſtehenden großen Tiefe ungeachtet. Er bleibt dort verſchloſſen, ohne daß uns irgend Etwas ſein Daſein verkündet, bis ſeine ausdehnende Kraft, die täglich mit neuem Gas geſchwängert wird, allen Widerſtand beſiegt und ſich durch die ſchrecklichen und launiſchen Phänomene der Erdbeben beurkundet. Die Geſchichte der Vulkane beſtätigt vollkommen dieſe Theorien, und wird ihrerſeits auch dadurch erleuchtet.

Es gibt gegenwärtig ungefähr zweihundert brennende Vulkane. Sie ſind über die ganze Erde zerſtreut. Ihre Oeffnungen oder Krater befinden ſich in allen Erdgattungen, in den älteſten wie in den neueſten: im Granit, im Muſchelkalk u. ſ. w. Ihre Lawa iſt ſich überall gleich. Die der feuerſpeienden

Berge in den amerikaniſchen Anden, die durch einen Porphyrboden bricht, iſt dieſelbe, wie die des Veſuv, welche einem Kalkfelsboden entſtrömt.

Man kann dieſe Felſen, dieſen Porphyr, dieſen Kalkſtein ſchmelzen. Aber man kann dadurch weder aus dem einen noch aus dem andern Lawa erzeugen. Ihre chemiſche Zuſammenſetzung iſt davon durchaus verſchieden.

Es iſt alſo nicht im mindeſten zu bezweifeln, daß der Herd, von welchem die Vulkane ihren Stoff beziehen, nicht in der Felsformation exiſtirt, in welcher ſich ihre Krater öffnen, ſondern viel tiefer.

Auſſerdem bemerke man noch, daß, da alle Vulkane der Erde, in welcher Gegend, in welcher Erdart ſie ſich auch befinden mögen, überall Lawa von derſelben chemiſchen Natur und von demſelben phyſiſchen Anblick auswerfen, ſie augenſcheinlich einen und denſelben Herd haben müſſen, von dem ſie ihren Stoff beziehen.

Und welches kann dieſer Herd ſein, wo nicht die flüſſige, feurige Maſſe der Erde, deren feſte Rinde ſie umſchließt, und ſie zwingt, durch gewaltſame Durchriſſe hier und da auf die Oberfläche ſich zu ergieſſen?

Sind die feuerſpeienden Berge nichts anderes, ſo bemerkt man auf den erſten Blick, daß ſie in den erſten Zeitaltern des Erdballs bei weitem zahlreicher und ſtärker ſein mußten, als ſeine Rinde noch nicht zu dick war und leichter durchbrochen werden konnte, während ſeine Erkältung immer ſchnellere Fortſchritte machte, jemehr die ausgeworfene Maſſe die Erdrinde vermehrte.

Alle geologiſchen Beobachtungen beweiſen in der That, daß die Zahl der jetzt noch vorhandenen wirk-

lich feuerſpeienden Berge ſehr gering im Vergleich mit den erloſchenen Vulkanen iſt. Kaum zählt man, wie geſagt, von den erſtern noch 200 auf der ganzen Erde, während eine einzige Provinz Frankreichs, die Auvergne, beinahe eben ſo viele von den letztern hat.

Dieſe erloſchenen Vulkane, deren Auswurf ganze Gegenden überdecken, haben nicht zu gleicher Zeit gebrannt. Sie ſind im Laufe mehrerer Jahrhunderte auf einander gefolgt, und oft kann man mit Gewißheit ihr relatives Altar beſtimmen.

Die in der Auvergne z. B. gehören zwei durchaus verſchiedenen Epochen an. Es gibt mehrere, deren Bimſteinſpitzhügel vollkommen erhalten ſind, obgleich ſie, ihrer Natur nach, ſo zerbrechlich waren. Ihre Lawa bedeckt den Grund der Thäler. Sie iſt da gefloſſen, wo ſie noch heute ſtrömen würde, wenn die Krater, aus denen ſie hervorgekommen, ſich wieder zu neuen Auswürfen öffnen wollten.

Es iſt alſo augenſcheinlich, daß dieſe Vulkane zu einer Zeit in Thätigkeit geweſen, wo die Kontinente bereits ihr gegenwärtiges Relief hatten, und daß, ſeitdem ſie erloſchen ſind, die Oberfläche dieſer Feſtlande keinen beträchtlichen Umſturz, keine große Zertrümmerung erlitten hat. Denn dieſe aus aufgehäufter Aſche gebildeten Spitzhügel, dieſe zerbrechlichen Naturgebäude, würden bald zerſtört und weit zerſtreut worden ſein. Aber ſie ſtehen noch immer aufrecht, und haben ihre urſprüngliche Geſtalt nicht verändert.

Ungeachtet ihrer anſcheinenden Jugend, ſind ſie jedoch viel älter, als alle hiſtoriſche Traditionen. Wahrſcheinlich rühren ſie von dem Beginn der gegenwärti-

gen Ordnung der Dinge, von jener ſtationären und erhaltenden Epoche her, die durch die Exiſtenz des Menſchen auf der Erde bezeichnet wird.

Andere Vulkane in der Auvergne ſind nur noch durch ungeheure, überall durchbrochene, zerſtückelte, halb zerfallene Lawaſtrömungen erkenntlich. Bei ihnen ſind alle leicht zerſtörbaren Theile, ſelbſt ihre Krater und Spitzhügel, bereits ganz verſchwunden. Man ſieht nur noch die zerriſſenen Mäntel der feſteſten und ſolideſten Lawamaſſen, deren ungeheure Trümmer man ſowohl auf den Gipfeln der Berge, als im Grunde der Thalungen bemerkt. Es ſind ſehr hohe Baſaltmauern, deren urſprüngliche Vertheilung wahrſcheinlich von ihrer gegenwärtigen ſehr verſchieden war.

Als dieſe Lawa aus dem Schooße der Erde hervorſtrömte, mußte ſie nothwendigerweiſe ſich in die Thäler und über die jäheſten Abhänge verbreiten; ſie mußte, nach dem Geſetze aller Flüſſigkeiten, den niedrigſten Stellen zueilen. Es iſt alſo anzunehmen, daß nach den alten vulkaniſchen Ausbrüchen, deren Erzeugniſſe ſie ſind, der Boden von Auvergne durchbrochen wurde, und daß der Anblick der Gegend ſich vollkommen veränderte. Einige Theile ſenkten, andere erhoben ſich.

Folglich iſt die Epoche, welcher die Baſaltausbrüche angehören, von der unſrigen durch jene ſchreckliche phyſiſche Revolution, durch jene ungeheure Umwälzung geſchieden, welche die alte Lawa durchbrach und zerſtreute, und den Kontinenten ihr gegenwärtiges Relief gab.

Vergleicht man die Erzeugniſſe der Vulkane verſchiedener Zeitalter mit einander, ſo bemerkt man, daß

die vulkaniſchen Phänomene ſowohl an Größe als an Frequenz, ſeit dem Urſprung der Dinge bis auf den heutigen Tag, ſich beſtändig vermindert haben. Eben ſo verhält es ſich mit den Erdbeben. Wie heftig mußten ſie nicht in den Epochen vor der unſrigen ſein, wo die ganze Erdoberfläche umgeſtaltet, die hohen Berge aufgethürmt und die Meerabgründe gebildet wurden? —

Was ſind die ſtärkſten unſerer Erdbeben im Vergleich mit jenen früheren? Dieſe Phänomene beſchränken ſich jetzt auf einige ſchwache, oft unmerkliche Stöße, deren gewöhnliche Richtung ohne Zweifel die minder dicken Punkte der Erdrinde andeutet.

Die warmen Quellen wurden lange als Erzeugniſſe örtlicher Urſachen betrachtet, was nicht erſtaunlich iſt, wenn man bedenkt, daß man lange die Allgemeinheit der vulkaniſchen Phänomene verkannte. Ihre Geſchichte iſt jetzt nicht mehr in Dunkelheit gehüllt. Man erklärt ſich ihre Temperatur ganz natürlich dadurch, daß man vorausſetzt, ſie brachen nur aus der Oberfläche des Bodens, nachdem ſie zuerſt in große Tiefen hinabgeſunken, wo ſie, unter dem Einfluſſe eines ſtarken Druckes, ſich mit Leichtigkeit mit auflösbaren, gashaften oder ſoliden Prinzipen ſättigen, die ſie auf ihrer unterirdiſchen Strömung finden.

Die in den heißen Quellen aufgelöſeten Subſtanzen ſind ganz denen ähnlich, die vor oder nach den Ausbrüchen der Vulkane durch die Krater ausgeſtoßen werden, oder welche die Lawa während ihrer Kryſtalliſation und die Solfataren aushauchen. Jedermann weiß, wie bedeutend oft die Maſſe des kohlenſauern Gaſes iſt, auf die man bei den unterirdiſchen Arbei-

ten in den Minen ſtößt. Die mineraliſche Natur und die Hitze der Thermalquellen erklären ſich alſo gegenſeitig.

Die Experienzien, welche man ehemals mit der Windungswage gemacht, haben die Phyſiker zu einem der ſonderbarſten Reſultate der pyſiſchen Wiſſenſchaften geführt: man hat die Schwere des Erdballs beſtimmt. Da ſein Umfang genau bekannt iſt, war es ein Leichtes, daraus die Schlußfolge ſeiner ſpezifiſchen Schwere zu ziehen. Man weiß demnach, daß die Erde ungefähr fünfmal ſchwerer iſt, als eine gleich große Waſſerkugel ſein würde.

Das ſind im Allgemeinen die Hauptandeutungen, zu welchen man gelangt, indem man die Hypotheſe der Zentralwärme und Zentralflüſſigkeit in die wichſten Fragen der Geologie verſchürzt.

Das neptuniſche Syſtem, das ſo lange in Deutſchland vorherrſchend geweſen, ſtellte den Erdball als eine bis zu ſeinem Mittelpunkte ſolide, kalte, unthätige und von innen nach auſſen durch Waſſererzeugniſſe gebildete Maſſe dar. Dies Syſtem war im höchſten Grade undankbar, und keine ſeiner Anwendbarmachungen kann jetzt noch eine ernſte Prüfung aushalten.

## Urſprung und Entwickelung der chineſiſchen Philoſophie.

Ausgezeichnete Männer, wie Herdtrich, Karpzow, Bayer, Noel, Leibnitz, Bulfinger und mehrere andere, haben ſich ſchon vor längerer Zeit mit Nachforſchungen über die chineſiſche Philoſophie beſchäftigt, und

ſich bemüht, ein beſtimmtes Syſtem in ihr zu entdecken. Deshauterayes in Frankreich kannte von dem Budhismus nur die Mythologie, und ſein Nebenbuhler Deguignes beſchäftigte ſich nur in ſo fern mit ihm, als er Bezug auf die tatariſche Geſchichte hatte. Erſt ganz neuerdings hat ein deutſcher Gelehrter, W. Schott, ein größeres Licht darüber verbreitet. *)

Die Idee, welche man ſich gewöhnlich von dieſer Philoſophie macht, iſt allein auf die Ueberſetzungen begründet, welche die katholiſchen Miſſionäre von einigen der vorzüglichſten, zur Schule des Konfuzius gehörigen, Büchern gemacht haben.

Ein große Streitfrage wurde angeregt. Sie beſtand darin, zu wiſſen, ob die alten Chineſen das Daſein einer ſchaffenden und erhaltenden Gottheit gekannt, oder nicht? Lecomte, Fouquet, Premare und Bouvet behaupteten, Konfuzius, ſeine Vorgänger und ſeine Schüler hätten immer die erhabenſten Andeutungen über den Bau des Weltalls gehabt, und den wahren Gott in dem älteſten Tempel der Erde verehrt. Nach Maigrot, Navarette und dem Jeſuiten Longobardi richteten ſich die Huldigungen der Chineſen an unbelebte Tafeln, an unbedeutende Inſchriften, oder an rohe Schatten und vernunftloſe Genien. Nach den Einen näherte ſich der alte Deismus der Chineſen der chriſtlichen Lehre in ihrer ganzen urſprünglichen Reinheit. Nach den Andern artete der abgeſchmackte Fetiſchismus des großen Haufens bei den Unterrichteten in Materialismus und in ſyſtematiſchen Atheismus aus.

*) M ſ. Werke des chineſiſchen Weiſen Kung-fu-dſu und ſeiner Schüler u. ſ. f. Von W. Schott. Hall 1826. In 8.

Die konfuzianiſche Philoſophie blieb immer aus- ſchließlich der Gegenſtand des Streits. Man ſtudierte die Maximen und Meinungen Kio-feus, oder ſeiner erſten Schüler und neuern Anhänger, Tſeng-Tſees, Tſee-Sſees, Meng-Tſees und einiger andern derſel- ben Epoche. Kaum hatten einige der unterrichtetſten Miſſionäre die Blicke auf die Werke Lao-Tſees, Hoay- Nan-Tſees, Schwang-Tſees und vieler andern ge- worfen, von denen man nur einige abgeriſſene Phra- ſen und Bruchſtücke kannte, die im höchſten Grade intereſſant waren.

Ohne ſie geleſen zu haben, lieh man allen dieſen Philoſophen die falſcheſten Meinungen, die ausſchwei- fendſten Grundſätze. Man hielt ſie für Aſtrologen, Magiker, Materialiſten, Atheiſten, Nihiliſten u. ſ. w. Auf welche Philoſophie kannte man bei ſolchen Schrift- ſtellern Anſpruch machen? Man verachtete ſie, und hielt es nicht der Mühe werth, ſich näher um ſie zu bekümmern.

Die Bildung des Weltalls wurde von den chine- ſiſchen Philoſophen vor Konfuzius einem allmächtigen Weſen zugeſchrieben, das ſie „Vernunft“ nannten. Dieſe Vernunft, die das ganze Weltall umſchlang, war ſeiner Entſtehung vorangegangen. Obgleich un- körperlich durch ſich ſelbſt, hatte ſie die Welt aus dem Nichts geſchaffen, wie eine Quelle einen leeren Raum anfüllen kann. Sie erſtreckte ſich vom Himmel bis zur Erde, über alle Theile des Raums, und doch konnte man ſie nicht ergreifen. Sie war ohne Anfang und ohne Ende, oder wie ein Verfaſſer ſagt, ohne Morgen und Abend. Sie umſchloß die beiden Prinzipen, das Kleine und das Große, das Licht und die Finſterniß,

das Starke und das Schwache. Die Sterne verdanken ihr den Glanz, die Berge ihre Höhe, der Abgrund ſeine Tiefe. Sie läßt die Thiere gehen, die Vögel fliegen. Sie bewegt die himmliſchen Körper. Sie war ſich ſelbſt ihre Baſis und ihre Wurzel, u. ſ. w.

Es iſt ein merkwürdiger Zug im Geiſte des chineſiſchen Volks, daß man bei ſeinen alten Schriftſtellern ſtatt wunderbarer und poetiſcher Darſtellungen die Subtilitäten einer verworrenen Metaphyſik, und jene Abſchweifungen findet, welche der Mißbrauch des Raiſonnements unvermeidlich bei den Nationen, die nur eine untergeordnete Zivilisation haben, herbeiführt. Die Urſache liegt darin, daß der prieſterliche Geiſt, der im hohen Alterthum Meinungen in Lehrſätze und Philoſophie in Theologie verwendete, in China keinen Einfluß hatte, und man dort frei und ohne Zurückhaltung Alles verhandelte, was an andern Orten ein Gegenſtand myſtiſcher Zeremonien, ſymboliſcher Darſtellungen und geheiligter Verfälſchungen war. Daraus ergibt ſich jedoch nicht, daß China keine Fabeln hatte. Es war im Gegentheil reich daran.

Konfuzius bemühete ſich nicht, zu den hohen Regionen der vor ihm beſtehenden Philoſophie ſich zu erheben. Er war eine Art Sokrates, der keinen Plato gehabt hat. Denn die, durch welche ſeine Doktrine bis zu uns gelangt iſt, waren keine Männer von großer Faſſungskraft und auſſerordentlichem Geiſte.

Er führte die Philoſophie zur Erde zurück, um ſie ausſchließlich mit den Pflichten der Könige und der Unterthanen, den Familienverhältniſſen, und dem materiellen Zuſtande der Geſellſchaften zu beſchäftigen. Seine Tugendlehre hat ein glänzendes Schickſal

gehabt, und man erſtaunt darüber, wenn man ſie ohne Vorurtheil prüft. Seine Metaphyſik iſt ſchwankend und unzuſammenhängend, und alles Theologiſche und Pſychologiſche in ſeinen Schriften kann auf die widerſprechendſte Weiſe erklärt werden.

Gegen Anfang unſerer Zeitrechnung bildete ſich ein drittes Syſtem, deſſen Urſprung und Geſchichte vollkommen bekannt ſind, in China. Dadurch wurden neue Ideen erzeugt, oder alte Ideen erneuert. Da es mit religiöſen Formen umgeben war, und eine Menge Traditionen und abergläubige Gebräuche in ſeinem Gefolge hatte, erregte es eine allgemeine Aufmerkſamkeit. Es wurde eben ſo ſehr bewundert, als verſchrien, und verbreitet ſich dadurch ſchnell.

Im Budhismus, wie in allen übrigen indiſchen Syſtemen, iſt die Religion immer übereinſtimmend mit der Philoſophie, und die Abgötterei iſt der Schleier der Metaphyſik. Man muß nicht viel Scharfſicht haben, um ſich davon zu überzeugen; um ſo erſtaunlicher iſt es, daß ſo viele Nationen davon haben getäuſcht werden können.

Die katholiſchen Miſſionäre ſind lange nach Einführung der atomiſtiſchen Philoſophie nach China gekommen, und zwar zu einer Zeit, wo ihre Gegner durch die Zuſtimmung der Gelehrten zum Schweigen gebracht worden. Man darf ſich alſo nicht verwundern, wenn mehrere von ihnen von den materialiſtiſchen Ideen betroffen wurden, die ſich auf jedem Schritte in der Erklärung der alten Texte, der urſprünglichen Gebräuche, der alten Zeremonien zeigten. Die neuern Chineſen hatten ſie angenommen; deshalb mußte man ſie beſtreiten. Daraus entſtanden alle die verworrenen

Schilderungen, die wir den Jeſuiten über Urſprung und Entwickelung der chineſiſchen Philoſophie zuſchreiben müſſen. Erſt nach ihrer Verwerfung kann man hoffen, nach feſten Grundſätzen ſicherere Schlußfolgen, als die des Vorurtheils und der Beſchränktheit ziehen zu können.

---

## Kritik.

**Neuere Geſchichten Griechenlands, ſeit dem Fall des morgenländiſchen Reichs, bis zur Einnahme von Miſſolunghi.** Von Sakowaky Rizo Nerulos, geweſenem Premierminiſter der griechiſchen Hoſpodare der Moldau und Wallachei.

Der Verfaſſer iſt bereits durch mehrere literariſche Werke vortheilhaft bekannt. Wir beſchränken uns alſo hier nur darauf, einige Auszüge aus ſeinem neueſten Erzeugniſſe mitzutheilen, das in jeder Beziehung den frühern würdig an die Seite geſtellt zu werden verdient. Beginnen wir mit der Schilderung der beiden Provinzen, die bereits von der ruſſiſchen Armee beſetzt ſind.

Um das 16. Jahrhundert unterwarfen ſich die Moldau und Wallachei den Türken durch Kapitulation. Nach den Bedingungen derſelben wurden ſie durch eingeborne Hoſpodare regiert, denen die Pforte, in ihren Firmans, den Titel „Waywode“ (ein ſlaviſches Wort, das ſoviel als Fürſt bedeutet) gab. Die freiwillige Unterwerfung war auch die Urſache, daß den Fürſtenthümern und ihren Regenten bedeutende Privile-

gien zugeſtanden wurden. Der Rang dieſer letztern war noch über dem der Paſchas von drei Roßſchweifen, und kam dem des Vizekönigs von Bagdad gleich. Bei ihrer Ernennung erhielten ſie vom Sultan eine feierliche Audienz. Sie pflanzten drei Roßſchweife vor ihrem Palaſte auf, und trugen bei feierlichen Gelegenheiten einen Ehrenpelz, Kapanitza genannt, den kein anderer Paſcha anlegen durfte, und der, nächſt ihnen, nur dem Vizekönig von Bagdad und dem Khan der Krimm vorbehalten war.

Aber das Volk in der Moldau und Wallachei war leibeigen, und hatte kein Privilegium, keine Rechte. Die Pforte fand bald auch den Vorwand, den Boyaren, oder dem Adel, einen Theil derjenigen zu nehmen, die ihm zugeſtanden worden. Die beiden Provinzen wurden bald auf die barbariſchſte Weiſe ausgeſaugt. Die Waywoden wurden willkürlich abgeſetzt und ſogar hingerichtet.

Der Dragomann der Pforte, Niklaus Maurokordato, war 1716 der erſte Grieche, der, nach Verungnadung des Hoſpodars Brankowan, dieſe Würde erſchlich.

Moldauer und Wallachen lebten noch in der dickſten Finſterniß. Sie hatten weder Erziehung, noch Handel, noch Induſtrie. Der neunte Theil des ganzen Landes war unbebaut. Man hatte keinen Begriff von den erſten Elementen der Landwirthſchaft. Die griechiſchen Hoſpodare ziviliſirten die beiden Fürſtenthümer. Maurokordato ſtiftete eine Buchdruckerei und eine öffentliche Schule. Sein Bruder Konſtantin wurde mehr noch der Wohlthäter des ganzen Landes. Er befreite es von der entſetzlichen Knechtſchaft, in welcher

ſich die Bauern befanden, und führte den Maisbau ein, der ihnen ſeitdem ihre Hauptnahrung gewährt.

Nach und nach erhob ſich das Volk aus der Barbarei. Die Bibel, die Evangelien, die Pſalmen, die Liturgie wurden in die Landesſprache überſetzt. Unter dem Hoſpodar Alexander Ypſilanti verfaßte der Boyar Tannaquitza Wakaresky die erſte wallachiſche Grammatik. Geſetze, die noch jetzt befolgt werden, wurden gegeben, und ſtellten die Rechte und Pflichten eines Jeden feſt.

Die beiden Provinzen wurden durch die Verträge von Kaynardza, Jaſſy und Buchareſt unter Rußlands Schutz geſtellt. Demungeachtet hatten ſie noch immer von den Schereereien der Khane der Krimm, der tatariſchen Sultane von Budzak und Kawuſchan, der Paſcha's von Ismailow, Bender, Chotzim, Otſchakow und Kil-Burun zu leiden. Nach einem, durch einen Firman des Großherrn beſtätigten Vertrage, ſollte die Regierung der Hoſpodare ſieben Jahre lang dauern. Aber mehrere derſelben wurden ohne alle weitere Prozedur ermordet.

Noch beſteht in den beiden Fürſtenthümern ein feudales Recht, das die griechiſchen Hoſpodare nicht haben abſchaffen können. Sie beſtehen in Handarbeiten der Bauern zum Beſten der adelichen Grundeigenthümer. Zwar ſoll jeder Bauer nur eilf Tage jährlich zu ſolchen Arbeiten verpflichtet ſein; aber er muß ſich glücklich ſchätzen, wenn er mit vierzig- oder fünfzigtägiger Arbeit ſich loskaufen kann. Zudem muß er faſt alle Abgaben bezahlen, weil Adel und Geiſtlichkeit, durch beſondere Privilegien, größtentheils davon befreit ſind.

Wie unſicher auch die Herrſchaft der Hoſpodare

ſein mochte, brachten ſie es doch ſo weit, daß die Fürſtenthümer den in den übrigen ottomanniſchen Provinzen verfolgten Griechen zum Zufluchtsort dienten. Sehr viele Mazädonier, Thrazier, Epiroten und Theſſalier ließen ſich deshalb darin nieder, und trieben allerlei Handwerke oder knüpften Handelsverbindungen mit Deutſchland, vorzüglich mit Leipzig an.

Die Lyzäen zu Jaſſy und Buchareſt waren gut eingerichtet. Der Unterricht in derſelben beſtand in der griechiſchen, lateiniſchen, deutſchen und franzöſiſchen Sprache, den Naturwiſſenſchaften und der Philoſophie. Auſſer dieſen Lyzäen waren auch noch andere Schulen in den Diſtrikts-Hauptorten. Aus der Buchdruckerei zu Jaſſy gingen mehrere gute Werke hervor. Zu Buchareſt war ein Theater, auf welchem franzöſiſche Schau- und Trauerſpiele und ins Griechiſche überſetzte Stücke gegeben wurden.

Die griechiſche Sprache war faſt allgemein angenommen worden. Mit Ausnahme der unterſten Volksklaſſe redete ſie Jedermann. Mehrere Boyaren ſchrieben ſelbſt das Altgriechiſche mit vieler Reinheit und Zierlichkeit. Griechen und Wallachen verheiratheten ſich gegenſeitig, wodurch die Zivilisation ſehr gewann. Auch die ruſſiſchen und öſterreichiſchen Armeen, die das Land mehrmals beſetzten, trugen viel zu ihren Fortſchritten bei.

---

**Ueber Unſinn und Barbarei in der heutigen deutſchen Literatur. Ein gelegentliches Wort, von Dr. Th. Schacht. Mainz 1828.**

Es iſt viel Gutes und Vernünftiges in dieſem Buche. „Nichts von Perſönlichkeiten," lautet ſein

Motto, „nur die Sache.“ Mit kräftigen Zügen ſchildert der geiſtreiche Verfaſſer den kläglichen Verfall der heutigen deutſchen Literatur, veranlaßt durch einige Wortklimperer (wenn man ſo ſagen darf), denen es mehr darum zu thun iſt, gothiſch-ſeltſamliche Phraſen zu bauen, als Sinn und Verſtand in eine einfach edle Wortfügung zu legen.

„Es geht mit Wiſſenſchaft und Kunſt, wie mit dem Leben und Thun der Völker. Mancher fühlt ſich gereizt, wenn er nicht ſelbſt ſie innerlich kräftigen, oder nach Auſſen vergrößern kann, doch Beſchreiber ihres Zuſtandes und ihre Schickſale zu ſein.“ So beginnt der Verfaſſer ſeine, mit ſteigendem Intereſſe das Chaos der Geſchmackloſigkeit und des Unſinns enthüllende, Abhandlung. Es iſt in der That traurig, die Literatur, welche doch die Sprache der immer fortſchreitenden Ziviliſation eines Volkes ſein ſoll, in jenes alberne Mittelalter zurückgezerrt zu ſehen, wo Frömmelei und Unzucht, Feudalkaſtengeiſt und Spießbürgerei, Brutalität der großen Maſſe und ſataniſche Verworfenheit einiger Mönche und Hofſchranzen die Haupthebel der Geſellſchaft waren. Gott ſei Dank, daß wir dieſem barbariſchen Zeitalter fern ſind. Hoffen wir, daß die geſunde Vernunft bald auch den letzten Ueberreſt desſelben, die durch einige verſchrobene Köpfe in die Literatur wieder eingeſchmuggelte Barbarei, auf immer beſeitigen wird.

# Mannichfaltigkeiten.

## Brittiſche Stationen im Jahre 1827.

Im mittelländiſchen Meere: 1 Linienſchiff von 74 Kanonen, 6 Fregatten, 15 andere Fahrzeuge und ein Inſpektionsſchiff.

Zu Liſſabon: 8 Fregatten von 74 Kanonen und 2 Fregatten.

Zu Porto: 1 Fregatte von 42 Kanonen und 3 andere Fahrzeuge.

In Oſtindien: 6 Fregatten und 8 Schaluppen.

Am Vorgebirg der guten Hoffnung: 1 Linienſchiff und 3 andere Fahrzeuge.

In Weſtindien: 6 Fregatten, 9 andere Fahrzeuge und 1 Inſpektionsſchiff.

In Südamerika: 3 Linienſchiffe, 6 Fregatten, 3 Schaluppen und 3 Inſpektionsſchiffe.

In Nordamerika: 1 Linienſchiff, 4 Schaluppen und 1 Kanonierbrigg.

An der afrikaniſchen Küſte: 2 Fregatten, 2 Schaluppen und 1 Kanonierbrigg.

## Militärſtand in Paraguay.

Vor der Revolution gab es in Paraguay nur eine ſchlecht organiſirte Miliz. Aber ſeitdem das Land von dem Doktor Francia regiert wird, hat es ein ſtehendes Heer von 5000 Mann und eine Miliz von 20,000 Mann. Die Linienregimenter beſtehen aus Weißen, nur ein Regiment Lanzenreiter iſt aus Mulatten gebildet. Jeder Jüngling, der das 17. Jahr erreicht, muß dienen. Die Linientruppen beſtehen größtentheils aus Reiterei. Es gibt nur einige Kompagnien Jäger zu Fuß, und ein kleines Artilleriekorps. Jede Kompagnie iſt 60 bis 100 Mann ſtark. Es gibt weder Bataillone noch Regimenter. Jede Kompagnie ſteht unter dem Befehl eines Lieutenants. Es gibt in der ganzen Armee nur einen einzigen Hauptmann im Dienſt. In dem ehemaligen Jeſuitenkollegium, das als Zeughaus dient, befinden

ſich 12,000 Feuergewehre oder Karabiner, eben ſo viele Paar Piſtolen und Säbel, ſehr viele Lanzen; aber nur wenig Munition. 50 oder 60 eiſerne und bronzene Kanonen von verſchiedenem Kaliber, in der Hauptſtadt und auf der Grenze, bilden die Artillerie.

## Zirkulation in England.

Die Einführung der Dampfſchiffe hat in England den Preis der Poſtkutſchen ſehr vermindert. So kann man jetzt die Strecke von London nach Mancheſter (180 engl. Meilen oder 72 Stunden) für 15 Schilling (8½ rhein. Gulden) zurücklegen. Von Mancheſter über Runcorn nach Liverpool bezahlt man im Durchſchnitte 3 Sch. 3 D. (1 fl. 42 kr.) und von Liverpool nach Glasgow 7 Sch. 6 D. (4 fl. 15 kr.). Folglich kann man für 25 Sch. 9 D. (ungefähr 12 rhein. Gulden) die ſchönſten Provinzen und die vorzüglichſten Städte Englands ſowohl zu Waſſer als zu Lande bereiſen.

Die Zirkulation zwiſchen Liverpool und die übrigen großen Städte iſt wirklich erſtaunlich. Alle Straßen ſind mit Diligencen bedeckt, die faſt beſtändig angefüllt ſind. Nur zwiſchen den beiden Städten Liverpool und Mancheſter rollen täglich 30 Diligencen hin und her. Sie legen dieſe Strecke (14½ Stunde) in 4 Stunden zurück, ſo daß ein Kaufmann von Mancheſter um 9 Uhr Morgens in Liverpool eintreffen, und um 6 Uhr Abends wieder zu Haus ſein kann, nachdem er nicht nur ſeine Geſchäfte beſeitigt, ſondern auch noch 29 Stunden Weges zurückgelegt hat.

Von London gehen täglich dreihundert Diligencen nach allen Theilen des Königreichs ab. Sie ſind täglich, vorzüglich aber Samſtags, ſehr beſetzt. Die Zahl der täglich ab- und zugehenden Schiffe und Barken iſt wenigſtens viermal ſo groß.

## Natürliche Felſenbrücke in Virginien.

Dies erſtaunliche Bauwerk der Natur iſt, nach dem Niagarafall, eine der größten Merkwürdigkeiten in Amerika. Es beſteht aus einem harten Felſen, der ſich regel-

mäßig über einem tiefen Abgrund wölbt, und auf ſolche Weiſe zwiſchen zwei Bergen eine natürliche Brücke bildet. Ihr Bogen iſt 80 Fuß lang, 35 Fuß breit und 45 Fuß dick. Ihre ſenkrechte Höhe über dem im Grunde ſtrömenden Bach mißt nicht weniger als 220 Fuß. Die ſchwerſten Fuhrwerke fahren darüber. Einiges Geſträuch am Rande zu beiden Seiten bildet eine Art Hecke oder Geländer, über das hinweg man in die ſchwindelnde Tiefe blicken kann, welche der Cedan Crick durchſtrömt. An ſeinem Ufer wachſen 70 Fuß hohe Bäume, aber man bemerkt ſie kaum. Man kann langſam bis 34 zählen, bevor ein Stein von der Höhe in's Waſſer fällt. Die Anſicht von unten iſt noch majeſtätiſcher. Man erblickt dort, ungefähr 20 Fuß über dem Boden, den Namen des unſterblichen Waſhington und mehrere andere. Ein Jüngling, der den ſeinigen höher als alle übrigen eingraben wollte, kletterte ſo hoch hinan, daß es ihm unmöglich war, wieder hinabzukommen. Es blieb ihm alſo kein anderes Mittel übrig, als mit Hilfe ſeines Meſſers den ſenkrecht abgeriſſenen Felſen ganz hinanzuklimmen. In Zeit von zwei Stunden war er bis auf 200 Fuß Höhe geſtiegen. Aber hier verlor er alle Kraft, und war auf dem Punkte, hinabzuſtürzen, als ihm ſeine Gefährten von oben zuriefen, nur noch einige Fuß höher zu kommen, weil man ihm alsdann eine lange Stange zureichen könne. Er gewann dadurch neuen Muth, und kam mit unglaublicher Anſtrengung noch 25 Fuß höher, wo er ſodann von ſeinen Freunden ganz hinaufgezogen wurde. Man bemerkt noch jetzt die Einſchnitte ſeines Meſſers im Felſen, ohne begreifen zu können, wie es möglich geweſen ſei, dort hinauf zu gelangen.

---

## Die kaliforniſche Tanne.

Dieſer Rieſenbaum, den man bald karoliniſche, bald kaliforniſche Tanne (pinus lambertiana) nennt, hat einige Aehnlichkeit mit dem pinus cembro. Er wird oft 200 Fuß hoch und mißt 60 Fuß im Umfang. Seine gewöhnlichſte Höhe mißt 150 Fuß und ſein Umfang 20 Fuß. Er gedeihet vorzüglich im Sandboden, und würde ſehr gut längs der

Nord- und Oſtſee bis zur Mündung der Newa, eben ſo in den franzöſiſchen Landes und in der Champagne fortkommen. Er trägt ſehr viele Mandeln, die geröſtet ziemlich wohlſchmeckend ſind.

## Religiöſe Revolution auf Tahiti.

Die Miſſionäre, die ſich auf den Inſeln der Freunde niedergelaſſen, und ihren Bewohnern das Evangelium gepredigt haben, ſind auf dem Punkte, alle ihre Hoffnungen ſcheitern zu ſehen. Man erfährt durch Briefe aus Sydney in Neuholland, daß eine durchaus religiöſe Revolution unter den Einwohnern von Tahiti ausgebrochen iſt. Zwei Eingeborne ſind als Reformatoren aufgetreten. Sie geben vor, vom heiligen Geiſte beſeelt zu ſein, um ihren Landsleuten eine neue beſſere Religion, als die der chriſtlichen Miſſionäre, zu lehren. Sie haben bereits viele Anhänger gewonnen und man beſorgt, daß in Kurzem die ganze Bevölkerung ſich ihnen zugewendet haben dürfte.

## Verſteinerte Thierknochen in Nordamerika.

Die Foſſil-Zoologie hat ſich ſeit Kurzem durch drei intereſſante Entdeckungen bereichert. In Georgien hat man das Geripp eines Megatheriums gefunden, das William Cooper zu derſelben Gattung, wie das von Paraguay gehörig glaubt. In Virginien, in der Grafſchaft Accoinat, hat man die Ueberreſte eines Wallroſſes, und am Ufer des Miſſiſſipi eine amerikaniſche Ochſengattung entdeckt, die man als neu betrachten kann, weil ſie von dem Moſchusochſen im Norden des Feſtlandes verſchieden iſt. So haben ſich in der neuen Welt die Thiere des Süden nach dem Norden verbreitet, und die des Norden haben ſich dem Süden genähert, vielleicht haben ſie ſich ſelbſt auf dem Aequator durchkreuzt. — Das in Virginien gefundene Bruchſtück des Wallroſſes, deſſen Ueberreſte äuſſerſt ſelten ſind, gehört zu der erloſchenen Gattung, die man Trichecus rosmarus nennt.

## Alte hiſtoriſche Handſchrift.

Man hat ganz neuerdings in der Bibliothek der Familie Tolſtoi eine alte Handſchrift entdeckt, in welcher die Vermählung der Prinzeſſin Karoline von Wolfenbüttel mit dem Zaſarewitſch, Alexis Petrowitſch, ausführlich beſchrieben wird. Dieſe Feierlichkeit fand am 25. September 1711 zu Torgau ſtatt. Wir gedenken ihrer nur deswegen, um eine Thatſache zu beurkunden, nämlich daß man während dem Hochzeitmahl einen ſtarken Erdſtoß verſpürte, der beinahe eine Minute dauerte. Dieſe Erſchütterung war überdem mit Blitzen und heftigen Donnerſchlägen begleitet.

## Britiſche Mumien.

Dieſe Mumien ſind von ganz ſonderbarer Art, und in nichts den alten ägyptiſchen ähnlich. Man verwandelt den Leichnam in eine Flüſſigkeit, die man ſodann in bleiernen Gefäßen oder Särgen aufbewahrt. Auf ſolche Weiſe iſt der letzte Graf von Huntingdon und ſeine Familie zubereitet worden, wie man zu Farley-Caſtle, in der Nähe von Bath, ſehen kann. Die Gräber, in welchen ſich dieſe Leichen-Flüſſigkeit befindet, ſind von dem ſchönſten weißen Marmor, und ihr Deckel von ſchwarzem Marmor, mit der liegenden Figur des Grafen und der Gräfin. In fünf andern Grüften, von denen zwei ſehr klein ſind, wird die aus den Leichen der Kinder gebraute Flüſſigkeit aufbewahrt. Sie iſt überall gleich von brauner Farbe und der Ale (dem Bier) von Burton ähnlich. In den Bleigefäßen, in welchen ſie enthalten iſt, bemerkt man oben ein Loch, durch welches man das Innere näher betrachten kann. Der Beſchließer, welcher dieſe „Merkwürdigkeiten" zeigt, ermangelt nie, daß einige Beſucher ihre Neugier ſo weit getrieben haben, dieſe 200 Jahre alte Flüſſigkeit zu koſten. Aber er ſagt nicht, welche Wirkung dies Getränke hat, vor dem ſelbſt Kannibalen zurückgeſchaudert ſein würden. Die Geſchichte der Sonderbarkeit des menſchlichen Geiſtes wird wohl eben ſo wenig Beſchränkung finden, als die ſeiner Irrthümer.

## Anzeige von der fünften Auflage von Hirzels franzöſiſcher Grammatik.

Die ungemein günſtige Aufnahme, welche die neue franzöſiſche Grammatik des ſeligen Hirzels allenthalben gefunden, iſt unſtreitig der beſte Beweis von ihrer Vollkommenheit und Brauchbarkeit; die Einführung derſelben in vielen Schulen Deutſchlands, der Schweiz, dem Elſaß und der Niederlande vermehrte die Beſtellungen darauf dermaßen, daß innerhalb 15 Monaten die vierte Auflage ſich gänzlich wieder vergriffen hat, und nun eine neue Auflage erſcheint unter dem bisherigen Titel:

Hirzels neue praktiſche franzöſiſche Grammatik. Fünfte völlig verbeſſerte Ausgabe von C. v. Orell. gr. 8. 1828. à 54 kr. oder 14 gr. Auf weißem Papier à 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Man darf in Wahrheit verſichern, daß dieſe neue fünfte Auflage durch den unermüdlichen Fleiß des Hrn. v. Orell nun in einer ſolchen Vollendung erſcheint, die kaum noch etwas ferner zur Verbeſſerung übrig gelaſſen, und daß folglich die künftigen neuen Auflagen derſelben möglichſt gleich bleiben werden. Es iſt auch hinſichtlich des Drucks dafür geſorgt worden, daß ſolcher nicht mehr ſo eng, ſondern weitläufiger und zum Theil mit größern Lettern veranſtaltet worden, ſo daß dieſe neue Auflage um einen Bogen ſtärker geworden iſt, jedoch um den bisherigen wohlfeilen Preis verkauft wird.

An dieſe Grammatik reihet ſich das unter folgendem Titel erſchienene Leſebuch an, welches nun ebenfalls in vielen Schulen eingeführt worden:

**Hirzels neues franzöſiſches Leſe- und Ueberſetzungs-buch. Eine Auswahl franzöſiſcher und deutſcher Aufgaben zur Uebung im Leſen und Sprechen; vervollſtändiget von C. v. Orell. gr. 8. à 45 kr. oder 12 gr.**

Es iſt daſſelbe als ein vollſtändiger Kurs über die wichtigſten grammatikaliſchen Regeln zu betrachten, und der deutſche wie der franzöſiſche Theil ſind bei der Anord-nung der Leſeſtücke gleichſam eine Stufenfolge vom Leich-tern zum Schweren; ſie enthalten eine treffliche und ſorg-fältig ausgewählte Sammlung von intereſſanten Geſchich-ten, Biographien, Anekdoten und Naturſchilderungen, vor-züglich zur Belehrung für die Jugend geeignet.

Zum vollſtändigen Unterricht in der franzöſiſchen Sprache gehört dann ferner noch das ebenfalls in einer zweiten ver-mehrten Auflage erſchienene

**Nouveau Dictionnaire français - allemand et alle-mand-français, oder deutſch-franzöſiſches Schul-wörterbuch, in zwei Theilen und in einem Band. Zweite vermehrte Aufl. gr. 8. 1828. à 1 fl. 36 kr. oder 22 gr.**

Dieſe neue Ausgabe iſt hauptſächlich noch mit einem Anhang ſolcher Wörter vermehrt worden, welche denjenigen Schülern dienen können, die ſich im franzöſiſchen Leſe- und Ueberſetzungsbuch von Hirzel üben, und es wird durch dieſe größere Vervollſtändigung auch dieſes neue Schulwör-terbuch fernerhin eine gute Aufnahme erhalten. Dieſe drei Lehrbücher bilden nun ein vollſtändiges Ganzes, haben ein gleiches Format, ſtarkes Papier, deutlichen und ſau-bern Druck, und ſind in den äuſſerſt billigſten Preiſen an-geſetzt, ſo daß ſie zuſammen nur 3 fl. 15 kr. oder 2 thlr. koſten, und ſomit alles vereinigen, was zu ihrer fernern Empfehlung dienen kann.

So eben iſt neu erſchienen und in allen Buchhandlungen haben:

**Tommaſini, J., Spaziergang durch Kalabrien und Apulien.** 8. Konſtanz bei W. Wallis 1828. 301 S. auf feinem Velinpapier. broſch. Preis 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Viele Reiſen ſind in der neuern Zeit zur Erforſchung unbekannter Gegenden in entfernten Welttheilen gemacht, darüber aber manche Gegenden Europas vernachläſſigt, jedoch keine mehr als das einſt ſo berühmte Kalabrien: die wenigen Reiſenden, welche die Hauptpunkte dieſes Landes flüchtig berührten, geben faſt nur die Beſchreibung der Alterthümer und zerſtreute ſtatiſtiſche Nachrichten. Der Verfaſſer des gegenwärtigen Werks, bekannt durch ſeine Briefe aus Sizilien (Berlin 1825), iſt Kalabrien und Sizilien zu Fuß und allein durchreiſt, und in mannichfaltige Berührung mit den Einwohnern gekommen, wodurch es ihm möglich ward, ein lebendiges und treues Gemälde des Landes und der Sitten und Gebräuche ſeiner Bewohner aufzuſtellen, welches gewiß nicht bloß ſeiner Neuheit wegen mit Intereſſe wird geleſen werden.

Digitized by Google

Es erſcheint von dieſer Bibliothek mit Anfang eines jeden Monats ein Theil von 200 bis 250 Seiten. Es wird das Neueſte und Denkwürdigſte darin erſcheinen, was unter allen ziviliſirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Intereſſe erregen kann.

Der Inhalt eines jeden Theils wird in folgende Hauptrubriken abgetheilt: Philoſophie. — Geſchichte. — Moral. — Reiſen und Geographie. — Sitten und Gebräuche. — Religion. — Politik. — Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft. — Erfindungen und Entdeckungen. — Statiſtik. — Naturgeſchichte. — Biographien. — Literatur. — Kritik. — Kunſt. — Korrespondenz und Notizen mannigfaltigen Inhalts.

Herausgeber und Verleger haben die erforderlichen Maßregeln dergeſtalt getroffen, auch ihre Verbindungen auf ſolche Weiſe eingeleitet, daß alle Mittheilungen und Materialien des In- und Auslandes mit aller möglichen Beförderung ihnen zukommen, ſo daß ſie mit Anfang jeden Monats einen neuen Theil des Denkwürdigſten erſcheinen laſſen werden; auch wird dem Leſer jede Abhandlung, jeder Aufſatz von allgemeinem Intereſſe ſogleich vollſtändig mitgetheilt, und dadurch die unangenehme Störung vermieden, daß es nicht heißen wird: die Fortſetzung folgt, was in täglich oder wöchentlich erſcheinenden Zeitſchriften durchaus unvermeidlich und doch öfters ſehr unangenehm iſt.

Die ganze Sammlung eines Jahrgangs beſteht demnach aus zwölf Theilen, für die man ſich überhaupt mit 12 fl. oder 8 thlr. jährlich abonnirt, folglich iſt jeder Theil um den ungemein billigen Preis à 1 fl. angeſchlagen; einzelne Theile werden nicht beſonders erlaſſen, ſondern man abonnirt ſich für die jährliche Sammlung von 12 Theilen durch Vorausbezahlung bei allen Buchhandlungen und Poſtämtern von ganz Deutſchland und der Schweiz.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D00 327 100 J